

Wilhelm und Caroline
von Humboldt
in ihren Briefen.

1817—1819





Wilhelm und Caroline
✧ von Humboldt ✧
✧ in ihren Briefen ✧

Wilhelm und Caroline
von Humboldt
in ihren Briefen

Herausgegeben von Anna von Sydow

Sechster Band
Im Kampf mit Hardenberg
Briefe von 1817—1819

Mit vier Abbildungen



Berlin 1913
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Rochstraße 68—71

Im Kampf mit Hardenberg
1817—1819

Herausgegeben von Anna von Sydow

Mit vier Abbildungen



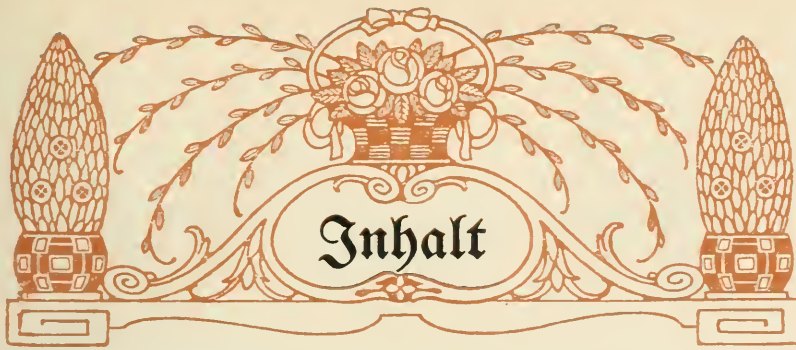
Berlin 1913

Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

13 368 4
24 | 8 | 14



Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901 sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.



	Seite
Überblick	VII—XIII
Erster Abschnitt: Humboldt in England 5. Oktober 1817 bis 30. Oktober 1818	1—362
Zweiter Abschnitt: Von Humboldts Ankunft auf dem Kongreß in Aachen bis zum Eintreffen der Seinigen in Frankfurt a. M., und einige Briefe zwischen Ems und Frankfurt 4. November 1818 — 20. Juli 1819	363—576
Dritter Abschnitt: Humboldts Abreise aus Frankfurt, sein Eintritt ins Ministerium. Frau v. Humboldts Eintreffen in Berlin. 20. Juli bis 17. September 1819	577—618
Nachwort bis zu Humboldts Ausscheiden aus dem Staatsdienst am 31. Dezember 1819	619—620
Namenverzeichnis	621—631

Abbildungen

Wilhelm v. Humboldt. Marmorbüste von Bertel Thor- waldsen	zwischen 28 u. 29
Hoffnung. Marmorskulptur von Bertel Thorwaldsen	zwischen 80 u. 81
Ritter Hagen mit den Donaunigen. Federzeichnung von Philipp Fohr	zwischen 238 u. 239
Die Parzen. Antikes Marmor-Relief	zwischen 592 u. 593







Überblick

Motto:

Das Beispiel steht einzig da, und nur in den Grundzügen des deutschen Wesens lag die Möglichkeit dazu, daß einem politischen Charakter nichts zur unterschiedensten Größe mangelte als menschliche Schwäche und Leidenschaft.

Rudolf Haym
über Wilhelm v. Humboldt.



ir haben Humboldt in Brüssel, auf dem Wege nach England verlassen, wir schiffen uns nun mit ihm ein und begleiten ihn nach London, wo er im Oktober 1817 eintrifft und sich 12 Monate aufhält.

Es ist aus dieser Zeit wenig von ihm bekannt geworden; zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten ist er in London nicht gekommen, umsomehr hat er dem Studium der fremden Nation gelebt. Es ist unendlich reizvoll, wie er der Gattin seine Eindrücke schildert. Nicht die kleinste Eigentümlichkeit von Land und Leuten entgeht seiner Beobachtung, und auch hier erhebt er sich stets vom Einfachsten und Unbedeutenden in geist- und humorvollen Betrachtungen zu den höchsten Ideen. Sei es seine Häuslichkeit oder die große Geselligkeit, sei es ein Besuch beim Prinz-Regenten, wo dann auch die Küche und die Ställe in Augenschein genommen werden, oder ein Straßentumult bei den Parlamentswahlen, von allem berichtet er der Gattin so ausführlich, so treffend, schildert so lebhaft die festgefügtten Sitten



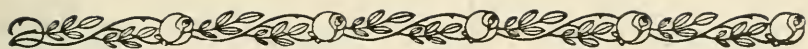
des Inselvolks, daß seine Beschreibungen noch heute Porträt-ähnlichkeit haben.

Frau v. Humboldt, die wegen der Gesundheit der Tochter den Winter in Rom zubringt, hofft anfangs noch immer, im Frühjahr 1818 nach England folgen zu können. Im März aber erkrankt sie selbst so schwer, daß sie diesen Plan ganz fallen lassen und im Sommer ein italienisches Bad aufsuchen muß.

Humboldt, der den Gesandtenposten mit Hardenbergs Zustimmung nur auf ein Jahr angenommen hatte, beschließt deshalb, zum Herbst seine Abberufung zu erbitten. Schon im April schreibt er darum durch Hardenberg an den König. Der Kanzler aber fürchtet, jezt, wo er an dem Entwurf zur Konstitution arbeitet, mehr als je Humboldts Gegenwart. Er erwidert, daß er dem König den Brief nicht geben wolle, übergeht den Grund, Frau v. Humboldts Kränklichkeit, den er offenbar für vorgeschoben hält, und faßt absichtlich Humboldts Bitte um Abberufung aus England wie ein Entlassungsgesuch auf. Er bietet ihm alle erdenklichen Gesandtenposten, sogar den in Rom, an und vermag kaum hinter den freundlichen Worten seine ratlose Angst zu verbergen. Humboldt weist in seiner Antwort Hardenbergs absichtliches Mißverstehen zurück, er geht Punkt für Punkt das Verhältnis mit ihm durch, er spricht sich ganz aus und bittet am Schluß dringlich und beweglich um schleunige Beförderung seines Briefes an den König.

Da noch versichert Humboldt seiner Frau, er sei dem Staatskanzler gut und „würde nie als in der äußersten Not und selbst schwer gereizt in eine wahre Spannung mit ihm geraten“. Hardenberg aber brachte diese Spannung, die schließlich zum Bruch führte, hervor, indem er auch jezt Humboldts Wunsch und Brief dem König nicht übermittelte, dafür aber sofort und geffentlich verbreiten ließ, Humboldt habe seinen Abschied

VIII



gefordert. Er sah wohl, daß er damit Humboldt nicht würde in London halten können, suchte aber wenigstens seine Rückkehr zu verzögern und ließ ihn monatelang ohne Antwort.

Da Humboldt alle seine Briefe an den König und Hardenberg, ebenso wie die Antworten, seiner Frau in Abschrift mitteilt, so erhalten wir ein deutliches Bild der Lage und können uns in Humboldts Spannung hineinversetzen. Sie wird quälend durch schlechtere Nachrichten aus Rom. Dennoch klingt noch immer Langmut und Schonung für den Kanzler durch. Humboldt ist nur zu sehr gewohnt, die Dinge von allen Seiten zu betrachten, und so sieht er wohl die fatale Lage ein, in die sich Hardenberg gebracht hat. Das führt ihn zur Geduld, ja zu einem gewissen Mitleid mit des alternden Mannes Schwäche, das ihn den „ausgesprochenen Bruch“ scheuen läßt. Unterdessen besetzt Hardenberg den einzigen Posten, der für Humboldt frei und geeignet gewesen wäre, den eines Ministers des Auswärtigen, den er ihm selbst früher versprochen hatte, mit dem dänischen Gesandten Grafen Bernstorff. Schon im Mai 1818 waren mit diesem Verhandlungen deshalb angeknüpft worden. Von wem dieser für Preußen unerhört demütigende Vorschlag, einen Ausländer an die Spitze der auswärtigen Politik zu stellen, ausgegangen, ist nie ganz aufgeklärt worden. Wie unwahrscheinlich dieser Gedanke überall erschien, zeigt uns der Widerhall aus allen zeitgenössischen Briefen. Humboldt hört davon gerüchtweise erst Ende August 1818, findet die Nachricht „ganz abenteuerlich“ und bezeichnet sie als „schlechte Erfindung“. Man hält es auch nicht für nötig, ihm diese Ernennung mitzuteilen, er erfährt die vollendete Tatsache durch die Zeitung. Bernstorffs edle Persönlichkeit, ihm von Jugend auf befreundet, ist Humboldt durchaus sympathisch, doch hält er ihn für ganz ungeeignet zu diesem Posten. Die spätere Entwicklung hat ihm nur zu sehr recht gegeben.



Nunmehr glaubte Humboldt aber voraussehen zu können, daß man ihm ganz seine Freiheit zurückgeben würde. Er riet daher seiner Frau, in Italien zu bleiben, und hoffte sie selbst von Rom abholen zu können. Statt dessen wurde ihm der Posten als Stellvertreter des Fürsten im Staatsrat angeboten, und erst am 4. September sucht Hardenberg das Zurückhalten des Immediatgesuchs vom April zu entschuldigen und verbirgt hinter Freundschaftsbeteuerungen sein falsches Spiel. Jetzt ist selbst Humboldt „unendlich geärgert“, er schreibt Hardenberg unterm 15. September, wirft ihm sein langes Schweigen, sein absichtliches Mißverstehen vor. Kalt widerlegt er Hardenbergs falsche Annahmen und unzutreffende Vorwürfe und legt einen langen Brief an den König bei, in dem er die ganze Sachlage ausführlich erklärt. Hardenberg versucht noch, ihn mit geheimnisvollen Andeutungen über Pläne mit ihm hinzuhalten, er gibt vor, das Dienen im Staatsrat nur für ein nominelles Dienen gelten zu lassen, obgleich Humboldt wahrlich im Sommer 1817 ihm nur zu gut die Wirkung seiner Tätigkeit im Staatsrat bewiesen hatte.

Endlich schlägt Humboldt, in dem Bestreben, nur vor allem aus London fortzukommen, dem Kanzler vor, ihm die Beendigung der Territorialangelegenheiten in Frankfurt aufzutragen. Frankfurt war wenigstens nicht Berlin, und so ergriff Hardenberg diesen Ausweg, zumal Alexander Humboldt, der von London, wo er seinen Bruder besucht hatte, zum Kongreß nach Aachen kam, bei dem König für die Abberufung aus England wirkte. Endlich erreichten nun auch die im April und Mai an den König gerichteten Briefe ihr Ziel, und am 19. Oktober beruft eine aus Aachen datierte Kabinettsordre Humboldt nach Frankfurt, mit der Weisung, die dortigen Geschäfte zu erledigen und dann wieder auf seinen Posten nach England zurückzukehren.



Am 3. November trifft Humboldt in Aachen ein. Das Verhältniß zu Hardenberg, der schon aus äußeren Gründen jeden öffentlichen Bruch vermeiden wollte, blieb scheinbar das alte, auch eine „in alle Tiefen der Sache“ eingehende Unterredung verlief freundschaftlich, Humboldt setzte es sogar durch, ganz von dem Londoner Posten loszukommen. Auch mündlich sucht der Staatskanzler Humboldt zur Annahme irgend eines Postens zu bewegen, ja er bietet ihm den eines dirigierenden Ministers in den Rheinprovinzen, in völliger Unabhängigkeit von den Ministerien an, nur um ihn nicht unbesoldet im Staatsrat zu haben, um seine Kritik, seine Mitarbeit am Verfassungsentwurf zu vermeiden. Das gerade sah Humboldt aber als seine erste und wichtigste Pflicht an, und so war eine Verständigung nicht möglich. Die Verschiedenheit in der Auffassung des Staatskanzleramts und damit der Verwaltungs-Grundsätze mußte zum Kampf führen.

Humboldt ging Anfang Dezember nach Frankfurt und berechnete seinen Aufenthalt dort auf einen Monat. Caroline aber sieht voraus, daß er länger dort festgehalten werden würde, sie durchschaut die Unausführbarkeit der Hardenbergschen Vorschläge, sie möchte den Gatten zur Tat, zum offenen Bruch mit dem Kanzler drängen. Sie findet flammende Worte gegen Hardenberg, den sie als „nicht wahr und nicht treu“ erkannt hat. Sie will ihn nicht mehr geschont wissen auf Kosten von Humboldts Ruf. Sie weiß sehr wohl, daß gerade in dem, was Humboldts überragende Größe ausmacht, auch das Hinderniß liegt für seinen Erfolg als Staatsmann. „Wer mit regieren will“, ruft sie ihm zu, „muß sich nicht scheuen, die Erde zu berühren.“

Im Publikum wurde der Wunsch nach Humboldt an leitender Stelle immer lauter, immer dringender, die Besten der Nation setzten ihre Hoffnungen, ihre Erwartungen auf ihn. Beim König wirkte Wigleben, der Chef des Militärkabinetts und vortragender



Adjutant, für Humboldts Berufung. Dieser schrieb Humboldt, offenbar mit Wissen und vielleicht auf Anordnung des Königs, am 10. Januar einen Brief, der mittels Estafette bereits am 13. Januar in Humboldts Händen war, in dem er ihn auf seine Ernennung zum Minister des Inneren vorbereitet und zur Annahme drängt. Die Rabinettsordre darüber vom 11. Januar traf erst am 21. Januar bei Humboldt ein. Hardenberg hatte den Ausweg gefunden, dieses Ministerium, das bisher Schuckmann hatte, zwischen ihm und Humboldt zu teilen. Eine Lösung, die nicht gerade glücklich genannt werden kann, und von Hardenbergs Seite kaum ernst genommen sein konnte, da Humboldt ihm gegenüber ausgesprochen hatte, nicht in das Ministerium eintreten zu wollen, solange ihm Bülow und Schuckmann angehören würden. Auch konnte eine solche Zersplitterung dem ohnehin schleppenden Gang der Geschäfte nicht förderlich sein. Humboldt meint zwar: „Es ist ja kein Unglück, wenn dem Staat im Inneren zwei Minister haufen. Es ist, wie wenn man zwei Medizinen an einem Tage nimmt, es entsteht höchstens ein Kummer daraus“. Aber er wollte doch seine Pflichten und Rechte in dem neuen Wirkungskreis genau bestimmt wissen, ehe er seine Entscheidung traf. Der einfachste Weg, um sich Klarheit zu schaffen, selbst nach Berlin zu gehen, ist ihm verlegt, da er Frankfurt nicht auf eigene Hand verlassen kann, und Hardenberg sich wohl hütete, ihn zu rufen. So nimmt er wieder seine Zuflucht zu Briefen an den König und Hardenberg, in denen er direkt den Kern der ganzen Sache berührt. Es gehörte zu seinen, auch in der Rabinettsordre besonders betonten Obliegenheiten als Minister des Inneren, die Verhandlungen mit den Landständen zu führen. Erlangte er nun nicht die Zusicherung, an dem Verfassungsentwurf mitarbeiten zu dürfen, so lief er Gefahr, fremde Vorschläge vertreten zu müssen, die vielleicht seiner Überzeugung



widersprachen. Er aber wollte sich nun nicht mehr als Werkzeug brauchen lassen, er wußte, was er leisten konnte, er nahm es als sein Recht in Anspruch, an dem Verfassungsentwurf mitzuarbeiten, und wollte diesen Punkt vorher festgestellt sehen. Er bat daher, seine Entscheidung bis zur persönlichen Anwesenheit in Berlin sich vorbehalten zu dürfen.

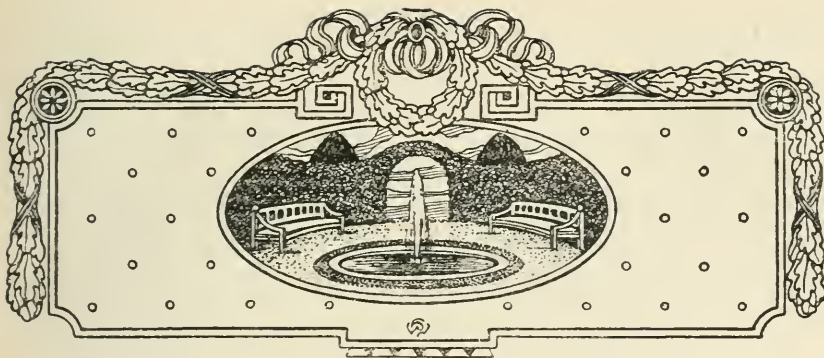
Mit dem Anspruch jedoch, teil zu haben an dem Verfassungswerk, hatte Humboldt Hardenbergs empfindlichste Stelle berührt und lodernden Zorn in dem leidenschaftlichen Greise entfacht. Er entwarf eine Rabinetttsordre, die an Schroffheit und Härte einem so verdienten Manne wie Humboldt gegenüber wohl kaum ihresgleichen hat, und bestimmte den König, sie noch am gleichen Tage des Empfanges von Humboldts Brief, 13. Januar 1819, zu unterzeichnen. Sie wies seine Bedenken zurück und forderte die Annahme des Ministeriums.

„Der Bruch mit dem Staatskanzler ist also nunmehr vollendet“ schreibt Humboldt darauf seiner Frau. Seine erneuten brieflichen Vorstellungen beim König fruchten nichts, eine Rabinetttsordre vom 17. Februar 1819 fordert kurz und hart seine Entscheidung, und am 26. Februar nimmt Humboldt den Ministerposten an.

Erst am 20. Juli aber wird der Vertrag in Frankfurt unterzeichnet. Tags darauf reist Humboldt nach Berlin ab. Wie er dort die Zustände findet, wie Hardenberg sich ihm wieder zu nähern sucht, das alles schildert er wieder der Gattin, die er inzwischen in Frankfurt wiedergesehen hatte, die aber noch einen Badeaufenthalt in Ems nehmen mußte. Endlich, am 20. September vereinigt sich das Paar wieder in Tegel und bezieht bald darauf eine Wohnung in Berlin, Ecke der Behren- und Charlottenstraße.







Erster Abschnitt.

Humboldt in England 5. Oktober 1817 bis 30. Oktober 1818



1. Humboldt an Caroline London, 6. Oktober 1817, Brunets Hotel,
Leicester square



ir sind seit gestern früh hier angekommen, liebe Li, und ich sitze schon recht leidlich eingerichtet, obgleich im Wirtshaus, in einem kleinen Kabinett mit einem guten Feuer. Ich schrieb Dir zuletzt aus Rotterdam, mein süßes Kind, und habe seitdem mancherlei Schicksale, aber einen Tag auf See gehabt, den ich um vieles nicht weggeben möchte. Wir*) schifften uns in Rotterdam am 30. auf einer eigenen Yacht, die ich gemietet hatte, ein, auf der Maas, die von da an sehr breit und selbst an schmalen Orten wohl dreimal so breit als die Elbe ist. Unser Schiff war sehr bequem, wir hatten eine hübsche Stube

*) Humboldt nahm seinen künftigen Schwiegersohn, Heinrich v. Bülow, als Legationssekretär nach London mit.



mit Fenstern, und jeder noch außerdem eine Schlafkammer. Das Wetter war den Tag trübe und der Wind sehr schwach, so daß es nicht schnell ging, aber am Abend kam der Mond hervor. Wie es sehr dunkel wurde, legten die Leute vor Anker, mitten im Strom, weil sie sich fürchten des Nachts zu fahren, aber am Morgen war der Wind lebhafter geworden, und wir kamen um 5 Uhr in Hellevootsluis an. Dies ist ein sehr kleiner, ziemlich elender Ort, doch mit einem gar nicht schlechten englischen Wirtshaus, und gegen das Meer zu geht auf beiden Seiten die Mole, auf der eine hübsche aber doch nicht vorzügliche Aussicht ist, weil man nur in der Ferne die hohe See sieht und rundum die freilich ebenso breite Mündung des Stromes ist, daß mein Gesicht das Ufer nicht erreichte.

Ich hatte auf dem Paketboot eine Stube für uns besonders genommen, die sechs Betten hatte, weil keine kleinere da war; es schien mir nicht schicklich, mich mit allen Passagieren zusammenzubeegeben. Gegen 2 Uhr kam unsere übrige Reisegesellschaft an, einige zwanzig Menschen, lauter Engländer, einen Hamburger Juden ausgenommen, der immer von der „scheinigen Stadt London“, die 1800 Kirchen habe, sprach, recht artige Leute, die auf eine wirklich hübsche Weise, ohne sich etwas zu vergeben und ohne zudringlich zu sein, alle möglichen égards für mich hatten. Es waren drei Frauen darunter, alle häßlich, eine war in erster Ehe auf den Antillen mit einem Graf Haugwitz, einem Verwandten des Ministers, verheiratet gewesen und lebt jetzt in England auf dem Lande.

Gegen 3 fuhren wir ab, allein der Wind war so schwach und ungünstig dabei, daß der Kapitän nicht hoffen konnte, bei Tage aus der Flußmündung zu kommen, und bei Nacht ist die Ausfahrt wegen der Sandbänke gefährlich. Er kehrte also, nachdem wir einige Stunden gesegelt hatten, zurück, und wir zogen uns wieder jeder in unser Kämmerchen im Wirtshaus zurück. Den anderen



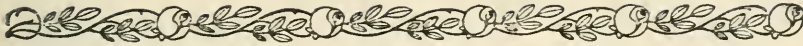
Tag wurden wir um 6 ins Schiff beschieden, der Wind war aber so ungünstig und heftig zugleich, daß der Kapitän nicht einmal die Anker lichtete, sondern uns nach einer halben Stunde wieder zum Wirtshaus entließ, wo wir den ganzen Tag und die Nacht bleiben mußten. Gegen Abend ging ich mit Bülow an dem Hafen spazieren, die Sonne zeigte und verbarg sich wunderbar abwechselnd zwischen den dicken und dunkelen Windwolken, und endlich trat sie in einer Flut von Glanz unter der schwärzesten hervor und ging so, an der Seite des Wassers, wo man kaum ein Ufer sah, in himmlischer Pracht unter. Ich habe Deiner mit großer Lebhaftigkeit gedacht, seit Italien hatte ich die Sonne nicht im Meer untergehen sehen, wie ich in Marino wohnte, fehlte mir immer etwas, wenn ich das verfehlen mußte. Wir waren damals auch getrennt, und ich gedachte Deiner wie jetzt. Die Gestirne vereinigen ja allein die Getrennten.

Den nächsten Morgen waren wir wieder im Schiff. Es stürmte stark und entgegen, indes begünstigte uns die Ebbe, und wir fuhren ab. Wohl zwei Stunden lang schien es noch immer, als müßten wir wieder zurück, allein der Kapitän setzte es durch, und wir kamen in die See, wo nun nichts mehr zu fürchten war, und wir gewiß weiter kamen. Kurz darauf wandte sich auch der Wind, aber die See war, wie mir der Kapitän erklärte, noch in der vorigen entgegengesetzten Bewegung, und der nunmehr geänderte Wind kämpfte gegen sie wohl zwei Stunden, ehe er ihrer Herr werden konnte. Es war ein himmlisches Schauspiel. Das Meer war anfangs recht schön grün, nun wurde es ganz schwarz, und nah und fern sah man Schaum; die Wellen türmten sich in recht hohe Hügel, und das Schiff, das man mit den Segeln ganz auf eine Seite gelegt hatte, fuhr bald vorn, bald hinten sehr tief zwischen hin. Einige Male tauchte, was besonders schön aussah, der Bugspriet (die vorstehende Maststange) in die Flut. Kurz, man hatte ohne



die mindeste Gefahr einen Sturm, gerade so wie er sein muß, um noch malerisch bleiben zu können. Schauer von Sonnenschein und Regen wechselten ab, die zwar machten, daß das Schiff bald auf diese bald auf jene Seite gelegt werden mußte, aber auch göttliche Erscheinungen hervorbrachten. So waren zwei Regenbogen, von denen der eine über den ganzen Himmel und in ununterbrochener Klarheit sogar den zweiten reflektierten Bogen bei sich hatte und nun an den Enden die Farben im schwarzen Meer schimmerten. Gegen Abend war der Wind Herr der See geworden und nahm zu. Es waren nun lange prächtige Wellen, die manchmal hineinschlugen, wir segelten sehr schnell, und das Schiff konnte auf einer Seite liegend gelassen werden. Ich bin von 8 bis 11 den Abend nicht vom Verdeck gekommen als soviel zum Essen nötig war, und habe recht eigentlich das große Schauspiel genossen. Wie es Nacht wurde, traten die Sterne und zuletzt der Mond hervor. Den Mars sah ich in diesem Jahre zum erstenmal.

Die Gesellschaft um mich her war von der Sache nicht so ergötzt. Fürchten zwar tat sich niemand, weil auch nicht die mindeste Gefahr war. Bloß Friedrich meinte, es sei doch, selbst mit wilden Pferden, auf einem Bock besser. Aber alle, der Kapitän, die Seeleute und mich allein ausgenommen, waren krank und übergaben sich. Den Anfang machte eine Dame und bald darauf brach alles, und es war sehr begreiflich. Denn das Schiff schwankte so, daß, ob ich gleich stark in den Füßen bin, man nie gehen oder nur stehen konnte, ohne sich anzuhalten. Ein eigen zur Aufwartung bestimmter Matrose lief ewig mit Eimern und Waschlleder herum, und der Schiffsjunge mit dem Besen hinterher. Bülow wird seine Geschichte Gabrielen wohl selbst erzählen. Es waren einige auf dem Schiff, die in Ostindien und Amerika gewesen waren, allein auch sie waren krank. Mich hat es sehr gefreut, es nicht zu werden. Ich hätte das Meer gar nicht genossen, und ich schwöre Dir, daß



ich Dich tausendmal an meine Seite gewünscht habe. Du wärest gewiß auch nicht krank gewesen, und es würde Dir unendlich gefallen haben. Ich habe übrigens getan, was ich immer zu Hause tue, vor dem Mittagessen nichts genommen, mit vielem Appetit gegessen, Kaffee und Tee getrunken und am Ende noch Brot und Käse gegessen. Bei der letzten Operation waren nur noch der Kapitän und ich übrig, beim Mittagessen waren noch drei Personen mehr, die es aber auch nicht zum Roastbeef brachten. Man mußte hierzu wirklich einige harte Eingeweide haben, denn wir aßen in der gemeinschaftlichen Stube, wo rundherum alles von Leuten in und außer den Betten lag, die sich übergaben, und der Aufwärter trug sehr oft, wie Leben und Tod, zugleich was man erst zu sich nehmen sollte, und was nun schon zu oft zu sich genommen worden war, in seinen Händen. Dabei wackelte der Tisch so, daß, um die Suppe aufzusetzen, man erst den rechten Windstoß abwarten mußte. Ich habe es aber bis zum Ende ausgehalten und noch vorgelegt. Eine der Damen hat mir am andern Tag sehr hübsch erzählt, daß sie sich ordentlich geärgert habe, wie sie gehört, daß ich am Abend noch Käse gefordert hätte, und Friedrich teilte die gleichen Gefinnungen, denn er hat, da er zu Bülow einmal heruntergekommen ist, in den Bart gebrummt: Was der Minister für eine Natur hat, weiß Gott! Mich hat es indes sehr gefreut, ich wäre um alles schöne Meereschauspiel gekommen, und es ist das höchste, was einem die Natur gewähren kann, körperliche Kraft und inneren Sinn, sie zu genießen und zu bewundern. Bülow hat mir sehr leid getan, aber die Jugend ist gar nicht mehr stark. Ich habe dem Kapitän erzählt, daß weder Alexander noch Du je seekrank würden, was den Glanz unserer Familie sehr bei ihm zu heben schien.

Heute steht auch schon meine Geschichte im Times gedruckt, daß ich nicht seekrank gewesen und mich sehr gütig gegen alle See-



franke bewiesen. Ich hatte nämlich einem einen Platz in meiner Stube eingeräumt und einem Orford'schen Studenten, einem hübschen jungen Menschen, den man wohl zum Sohn gehabt hätte, der ungeheuer brach und doch immer oben sitzen blieb, gab ich Bülow's Mantel, da dieser im Bett lag, und hielt ihm, wenn es regnete, seinen Regenschirm über uns beide, indem er den Kopf an mich anlegte. Wir gewannen so beide, und er war ungemein dankbar. Nach 11 ging ich zu Bett und schlief recht gut, und beim Aufwachen um sechs waren wir im Angesicht des Hafens. Es war die Nacht zwar starker Wind, das Schiff bewegte sich sehr, und es war über einem ein schrecklicher Tumult der Leute, die an den Segeln arbeiteten, aber es ging glücklich und schnell. In 22 Stunden waren wir am Lande.

Der Kapitän war ein nicht mehr junger, aber schöner, artiger und höflicher Mann, er kannte den alten Jacobi*) genau, und wie er hörte, daß Du doch auch nach England kommen würdest, versicherte er, daß er Dich überfahren müsse, und daß er dann niemand sonst in das Schiff nehmen wolle. Das möchte aber eine teure Partie werden, denn wohlfeil war er allerdings nicht. Ich habe, da ich eine eigene Stube hatte, mit Trinkgeld 42 Pfund Sterling geben müssen. Dies zahlt freilich der König.

Überhaupt ist das Reisen hier lächerlich teuer. Ich hatte acht Pferde für meine beiden Wagen und die letzte Station, die noch nicht von drei deutschen Meilen ist, hat mich an sieben Pfund gekostet. Da mein gelber Wagen, eine höchst wunderbare Figur bildet, so hatte ich gesucht, bei frühem Morgen nach London zu kommen, und glücklicherweise war es noch außerdem ein Sonntag, wo hier wenig Leute auf der Straße sind. Das Wundern, was

*) Entweder v. Jacobi-Klöft, geb. 1744, der Gesandter in England gewesen, oder der Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi, geb. 1743, † 1819, der 1785 in England war.



aber die gehabt haben, die ihn gesehen, ist nicht zu beschreiben. Alle blieben stehen, riefen sich zu, und wo man einen Augenblick hielt, war gleich ein kleiner Haufe. Am erstauntesten waren aber die Gesichter, wenn er nun wieder vorwärts ging.

Ich habe hier sehr viele Briefe gefunden und bekommen, unter den anderen auch zwei von Dir, die mich sehr glücklich gemacht haben. Es bekümmert mich sehr, daß die arme Caroline wieder leidet. Es bleibt freilich ein sehr großer Gewinn, den Gesichtschmerz los zu sein. . . .

Prinzessin Luise*) schickt Dir die Inlage. Sie schreibt mir einen allerliebsten Brief, aus dem ich Dir einiges abschreiben muß. Bei Gelegenheit von Carolinens Besserung schreibt sie, daß sie sehr bange bei ihrer Abreise für sie gewesen sei und setzt hinzu: Il est des peines qu'on n'ose s'avouer pour les supporter, et quoiqu'on en dise, j'ai vu ce sentiment dans le fond de Votre cœur, et je crois ne pas me tromper. Sie lobt Deine Beschreibung von Ischia, findet aber die Strohstühle und den Sofamangel in Deinem Palais ganz prinzeßinnenartig, ein unübersteigliches Hinderniß, die Insel je zu besuchen. Il me paraît, sagt sie, qu'il faut un courage fabuleux pour de telles entreprises. Sie muß gar nicht begriffen haben, wie wenig Du Dir aus diesen Dingen machst. Du, holde Seele, sorgst wieder zu wenig für Deine Bequemlichkeit, und auch darum lasse ich Dich sehr ungern allein, weil ich immer überzeugt bin, daß Du bequemer lebst, wenn ich für Dich Sorge. An mein Hierhergehen glaubt sie immer noch nicht und lamentiert nur über die Möglichkeit.

Von London habe ich Dir noch nichts gesagt, aber was soll man von zwei Tagen sagen? Sie waren wenigstens so sonnig, als sie hier sein können. Wir wohnen jetzt an einem der größten Plätze,

*) Fürstin Anton Radziwill, Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, geb. 1770, † 1836.



der die gerühmten kleinen Gartenpartien in sich hat. Meine bon-mots gegen London sind alle vor mir hierhergedrungen, und es ist ordentlich hier Sprichwort geworden, daß das Gras kein Verdienst hat, hier grün zu sein, weil der Himmel so schwarz ist.

Bülow hat eine wahre Sternpassion. Er hat den Bode*) mit sich, und ich habe in Sclavoetsluis nichts getan als ihn studiert. Ich weiß wieder alle Sterne auswendig. Den Morgen zwischen 3 und 4, selbst bis 5 ist der Himmel jetzt unbeschreiblich prächtig.

Ich bin gestern gar nicht ausgegangen, aber Palmella**), Lord Burghers, der Gesandter in Italien ist, und Esterhazy***) kamen zu mir. Heute aß ich bei Palmella, der sehr liebenswürdig ist, und den Abend nahm er mich mit in seine Loge in Drurylane, wo Kean†), der größte Schauspieler hier, in „Richard III.“ nach langer Zeit zuerst wieder auftrat. Es war eine sehr gute Loge, die eigene des Prinz Regenten††), die er ihm geliehen hatte, so verstand man leidlich. Das beste Spiel hier ist nicht so gut wie das bei uns, aber dem französischen ziehe ich es weit vor. Es geht wohl über die Natur, aber doch nicht ihr entgegen.

Erst um ein viertel auf 1 war es aus. Es schlägt eben 2 Uhr. Das Leben ist hier etwas wunderbar. Um 8 Uhr stehe ich auf, um 7 esse ich zu Mittag, und die Nacht ist unbestimmt.

Lebe wohl, meine innig und einzig Geliebte! Ich umarme Dich in Gedanken in unendlicher Sehnsucht. Ewig Dein S.

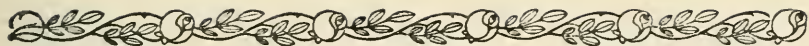
*) Buch über die Sterne mit Atlas des Astronomen Johann Elert Bode.

**) Pedro de Sousa, Herzog von Palmella, geb. 1781, † 1850, portugiesischer Gesandter in London.

***) Prinz Paul Esterhazy, geb. 1786, † 1866, österreichischer Botschafter in London von 1816–1842.

†) Edmund Kean, geb. 1787, † 1833.

††) Georg IV., König von Großbritannien und Hannover, geb. 1762, † 1830, führte für seinen geisteskranken Vater von 1811 bis zu dessen Tod 1820 die Regentschaft.



Ich habe hier zwei Briefe von Alexander gehabt. Er versichert, daß ihm der König*) gesagt, daß er mit meinen Arbeiten über die Finanzen sehr zufrieden sei.



2. Humboldt an Caroline

London, 10. Oktober 1817

Ich bin, liebe Li, in allen horreurs des Beginns, die immer schrecklich bei einer Gesandtschaft sind. Ich habe heute mein Kreditiv übergeben, und es kommt mir ganz sonderbar vor, wieder in dem einförmigen Gleise einer Gesandtenexistenz zu sein. Dabei habe ich nichts getan, als Häuser besehen seit zwei, drei Tagen. Es gibt ihrer eine unglaubliche Menge zu haben, aber alle einförmig und immer so, daß man bald gar nicht darin wohnen kann, bald sich doch immer wundert, daß das eine Gesandtenwohnung sein und viel kosten soll. Meubliert sind freilich alle, allein so, daß man immer viel zukaufen muß. Die Preise von denen, die ich sah, waren von 450 bis 600 Pfund jährlich. Fast alle diese Häuser haben nur drei Fenster, vier ist nicht häufig und fünf selten, dabei immer vier Stockwerk und unter dem rez de chaussée noch eins, das aber durch viele Fenster und wunderbare Aushöhlungen in den Hinterstraßen nicht sehr dunkel ist. In diesem unterirdischen Stockwerk sind Küche, lächerlich kleine Keller, Mädchenstuben ußf. Im Erdgeschoß ist allemal der Eßsaal, manchmal noch eine oder zwei Stuben mehr; in der Beletage ist das Puzzimmer, meist zwei, doch manchmal auch drei. Diese werden nur zum Empfangen, selten zur Arbeit, noch seltener zum Schlafen gebraucht.

Im zweiten Stock darüber sind gewöhnlich besser distribuierte,

*) Friedrich Wilhelm III.



aber schlechter meublierte Zimmer zu Schlafstuben, Sekretärwohnungen uff., und im obersten Stock sind die Bedientenzimmer. Du siehst, wie traurig und unbequem diese Einteilung ist, aber sie ist Landesfiste. Es mag mit der Konstitution zusammenhängen, daß jeder Bürger in seinem Hause allein und frei sein will, und man also so kleine Häuser gebaut hat.

In meinen übrigen Einrichtungen bin ich noch nicht fortgerückt, vor allen Dingen fehlt mir ein guter Kammerdiener oder Haushofmeister. Aber ich will Dich nicht mit meinen Misereu ennuyieren, holde Seele, sie sind einmal an eine Existenz, wie meine hiesige, geknüpft, und ich muß sie also mit ertragen und mir, so gut ich kann, heraushelfen.

Heute hat, wie Du Dir nicht vorgestellt haben würdest, Frau v. Berg*) bei mir gegessen. Sie ist mit der Herzogin von Cumberland**) in England, und diese hält sich jetzt in einem Bade Tunbridge Wells auf. Wie die Herzogin meine Ankunft erfahren, hat sie die Berg hergeschickt. Was aber das Schlimmste ist, so muß ich selbst nach Tunbridge Wells. Es ist 36 englische Meilen weit, ich hatte außs deutlichste gesagt, daß ich sehr ungern hinginge, aber die Herzogin hat so gedrungen, so versichert, der König habe ihr geschrieben, ich würde mich gleich mit ihr besprechen, daß ich es nicht abschlagen kann. Ich fahre übermorgen mit der Berg den Morgen hier um 10 fort, esse den Mittag bei dem Herzog***) und bin den folgenden Tag bei guter Zeit wieder hier. Alles dies ist möglich und sogar, wenn man will, leicht, allein es ist fatigant, ennuyant und kostbar, aber daran denken die Menschen nicht. Es

*) Die bekannte Freundin der Königin Luise.

**) Friederike, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, Schwester der Königin Luise, geb. 1778, † 1841. Vgl. Bd. V, S. 340.

***) Ernst August, geb. 1771, † 1851, fünfter Sohn Georgs III., 1837 König von Hannover.



ist wirklich ein wahres Unglück, daß die Wege in England so gut sind, und man so schnell fortkommt. Alles Hin- und Herreisen wird nun ebenso wie in Berlin eine Fahrt nach Potsdam behandelt. Die Berg grüßt Dich sehr und ist immer gut und verständig.

Wie arg es [die Verliebtheit] mit Bülow ist, hat er mir noch neulich bewiesen. Er erzählte mir, daß eine Berlinerin sich bei ihm gemeldet habe, um bei mir zu dienen und Aufsicht über die Wäsche zu haben. Ich frage in aller Unschuld, wie ich es auch bei einem Mann getan hätte, wie sie ausgesehen hätte! Bei aller sonstigen Höflichkeit aber fuhr er mich ordentlich an und versicherte, er habe sie gar nicht angesehen. Ich schwieg ganz still und habe auch weiter nicht von der Person zu sprechen gewagt, ob sie mir gleich nützlich sein könnte. Aber in mir habe ich wie Goethes Maler gedacht: Erbarm Dich Gott des armen Herrn! Nicht einmal einer Kammerjungfer können sie mehr ins Gesicht sehen. Im Ernst zu sagen, liebe ich bei jungen Leuten diese Enthaltbarkeit, sie stamme von Religiosität, Sittlichkeit oder Verliebtheit her, sehr, und wirklich ist die jetzige Zeit besser darin, als die vor 20 Jahren war. Allein gestehen muß man auch, daß es Mäßigkeit im Verlangen, natürlich feines Gefühl und Selbstbeherrschung voraussetzt, wenn es nicht einer Frau soll mitunter sehr lästig werden können. Denn in dieser Art zu fühlen geht Phantasie, Empfindung, Anschauung des Schönen und Individuellen, alles am Ende in dem Begehren auf, das man nicht geistig nennen kann, und das immer zu selbstisch ist, um das zarte Gefühl eines Weibes, die, bei der innigsten Liebe zum Mann, doch manchmal gerade dies nicht wollen, oder anders wollen kann, wieder mit Liebe zu schonen. Ja, selbst wenn das nicht ist, geht das Feinste und Schönste in dem sich selbst nicht bewußt werdenden Genuße verloren. Es ist wirklich sehr wahr, daß es in mir durchaus anders ist; dem was in mir Liebe ist, mischt sich nichts irgendeiner Bedürf-



tigkeit Angehörendes bei, es ist die reine Wirkung des Wesens auf das Wesen und von einem so unendlichen Gefallen an dem geliebten Gegenstand begleitet, daß man ihn nicht frei genug sich entwickeln, nicht still genug zurücktreten kann, um sich ganz in seinem Anschauen zu verlieren. Dies Gefühl gibt nun aber auch eine Sicherheit, die selbst den Gedanken der Untreue gleichsam zu einem Undinge macht. Mit dem kann nichts verglichen werden, dem kann nichts in den Weg treten. Was sonst gefallen, reizen, anziehen kann, tut es nur, wie alles sonst in Natur und in Kunst, durch die äußere Gestalt oder innere Form der Menschheit, die daran hängt; geht nicht in das Innere dessen, der es genießt, über, sondern tritt vielmehr in das Bild der Welt zurück; er kann wohl an mancherlei Seiten dadurch reicher, aber nicht sich oder dem, was ihm wahrhaft eigentümlich ist, fremder werden, es spielt durch Sinne, Phantasie und Begehren, aber es wird immer besessen und besitzt nie selbst. So hab ich immer diese Dinge angesehen, und sie haben mein Gemüt nie getrübt. Allein es ist nicht jedem auch so verständlich, und ich habe oft in der Stille Deine Freiheit der Ansicht, Deine Schonung fremder Individualität, Deine unendliche Güte bewundert, daß Du mich immer so verstanden und so getragen hast. Verzeih, daß ich es so sage, aber es lag mir lang auf dem Herzen, Dir darüber zu reden. Hättest Du mich je anders gewünscht, hätte ich es auch leise nur ahnden können, wäre ich es gleich gewesen und dauernd und abwesend wie gegenwärtig. Ich wüßte auf Erden nichts, was ich nicht für Dich täte, und ich könnte nichts in mir dulden, was, wäre es selbst Laune in Dir, die ich nicht billigte, Dein Glück störte. Auch ist die Welt immer reich genug, um, wenn man selbst ganze Reihen von Dingen aufgibt, noch hinlänglich zu füllen und zu beschäftigen. Bloß das eine, das man liebt, kann man nicht aufgeben, ohne selbst unterzugehen.

Aber ich kehre zu Deinem Briefe zurück. Es ist mir mit



Lächeln aufgefallen, daß Du sagst, der Kanzler würde mich wenigstens nicht eher von sich lassen, als es höchst notwendig wäre. Liebe, gute Seele, die Menschen, die, wie er, immer so befangen in äußeren Verhältnissen gelebt haben, kennen eher alles, wie einen Menschen, lassen immer fahren, was ihnen gut wäre, und verbinden mit sich, was nach und nach ihnen Verderben bringt. Alle Nachrichten kommen aber darin überein, daß er so gut als ganz hergestellt ist.

Lächerlich teuer ist das Postgeld. Für zwei Briefe, wovon freilich der eine mehrere andere enthielt, habe ich heute gegen 8 Taler bezahlt. Bei manchem steht einem der Verstand still.

Nun lebe wohl, mein teures Wesen. Ich bin ewig in Gedanken bei Dir.

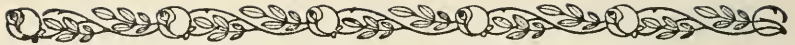


3. Caroline an Humboldt

Rom, 11. Oktober 1817

Wir sind vorgestern in der Sta. Balbina gewesen, welches denn auch August*) für die allerschönste der Ausichten Roms erklärt hat. Ich erinnere mich, nie mit Dir, süßes Herz, durch diese Feuermauer gekrochen zu sein, um auf die kleine Plattform des Turmes zu gelangen. Die Bäder des Caracalla, die Vigne, in der noch Spuren eines Birkus zu sein scheinen, liegt rechts, die Villa Mattei en face, links die Plattform der Kaiserpaläste, der ganze Palatin und Caelius und dann ringsherum der Kranz dieser schönen Berge, das Tibertal, St. Paul, die Pyramide, der kleine Hügel Testaccio und die Meereslinie dieser weithin sich streckenden Ebene. Noch waren wir im alten Rom, sahen die drei Tempel, in die, unweit des Vestatempels, Kirchen hineingebaut sind, und den Ausfluß der Cloaca maxima und ein

*) v. Hedemann, der mit seiner Frau die Mutter nach Italien begleitet hatte.



Gärtchen auf der punta del ponte rotto, wo eine herrliche Aussicht auf beide Ufer des Tiber ist. Der Fluß wälzte vielen Schlamm, Baumzweige und allerlei von den Bergen Heruntergespültes, denn es hatte viel geregnet. Mir fielen Deine Stanzas ein: „Wie geglüht in hohen Ofens Hitze, Erz sich wälzet langsam gelb und schwer, rollst du ernst und feierlich die Wellen, die das Herz mit tiefer Wehmut schwellen“. — Ach, wärest Du hier! Tiefer wie Du hat niemand Rom begriffen.

August bliebe sehr gern noch länger hier. Er hat es empfunden, daß es doch eine Welt der Schönheit ist. Die Trennung wird ihm schwerfallen, schwerer als Adelsheid. Gabrielle lebt in ihren Träumen und läßt die Zeit still an sich vorüberreichen. Carolinen fehlt an ihrer häuslichen Zufriedenheit nichts als Deine Gegenwart, meine Seele, und der kleine Rabe*), den sie ungemein liebt.

Goethens zweites Heft „Rhein und Main“ hat die Künstler hier sehr aufgeregt, mehr dünkt mich, wie nötig war, denn er hat ihr Bestes nicht gesehen und so doch eigentlich nur oberflächlich geurteilt. Der einzige sehr Angegriffene darin ist Friedrich Schlegel**), man muß aber sagen nicht mit Unrecht, obgleich freilich die Rüge spät kommt.

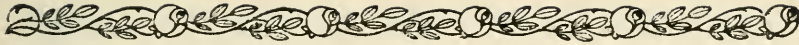
Ich bin durch die Herz***) unterbrochen worden, die angekommen und muß schließen. Sie ist in einer Art Rausch, in Rom zu sein, ist wohl und heiter und grüßt.
Ewig Deine Li.



*) Hermann Humboldt, wohl in Anspielung auf Schillers Räuber „Hermann, mein Rabe“.

**) Geb. 1772, † 1829.

***) Henriette Herz, geb. 1764, † 1847, Jugendfreundin Humboldts. Vgl. Bd. I.



4. Humboldt an Caroline

London, 14. Oktober 1817

Ich habe Dir, denke ich, geschrieben, liebe-Li, daß Frau von Berg hier war. Der Hauptzweck ihrer Reise war, mich dahin zu bringen, daß ich nach Tunbridge Wells, das vierzig englische Meilen von hier ist, ginge. Ich verhehlte ihr nicht, wie schrecklich mir diese Fahrt in den ersten Tagen meines Hierseins und aller meiner Einrichtungen sei, allein da die Herzogin heute noch weiter von London fortgeht, so konnte ich es auf keine Weise ändern. Ich fuhr Sonntag mit der Berg hin, aß dort, blieb die Nacht und kam den andern Morgen wieder. Wie man hier fährt, macht man den Weg in fünf Stunden sehr gut, allein dies schnelle Fahren ist ein wahres Unglück. Denn nun muten einem die Leute zu, 40, 50 Meilen weit sie zu besuchen und bedenken die Ausgabe nicht. Die Fahrt nach Tunbridge kostet mich 9 Pfund. Der Weg hin ist sehr hübsch. Der Ort liegt auf der Grenze zwischen Kent und Suffer, und das Land ist sehr hügelig. Die Hügel sind hie und da so groß, daß man sie wohl Berge nennen kann. Dabei ist alles hübsch und freundlich bebaut.

Du hast keine Idee davon, mit welcher Freundschaft und Aufmerksamkeit die Herzogin und der Herzog mich empfangen haben. Sie kam bis an unsern Wagen entgegen, der Herzog begleitete mich auf mein Zimmer, kurz, die Höflichkeit und Artigkeit war aufs höchste getrieben. Wir kamen um $\frac{1}{2}$ 4 an, und ich blieb allein mit dem Herzog und der Herzogin bis 6. Dann ging jeder in sein Zimmer, seine Toilette zum Essen zu machen. Es aßen bloß die Adjutanten mit. Nach Tisch ging der Herzog mit diesen aus, wie er sagte, um die Herzogin mit mir freier sprechen zu lassen, und ich blieb also beim Tee mit ihr und der Berg. Um 11 kam der Herzog allein wieder, und nach 12 gingen wir zu Bett. Am andern Morgen um 6, wo ich wieder fortfuhr, fand ich ein Billet der



Herzogin. Um 11 war ich wieder hier. Die Angelegenheit der Herzogin hoffe ich endlich zustande zu bringen, doch sind noch eine Menge Schwierigkeiten dabei zu heben.

Die Herz ist also in Italien. Sie hat das sehr vernünftig eingerichtet. Sie ist immer stärker darin, sich die Dinge zu verschaffen, als sie zu benutzen.



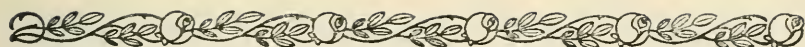
5. Caroline an Humboldt

Rom, 18. Oktober 1817

3um 18. Oktober ist heut hier ein furchtbar Wetter. Seit Mitternacht blizt und donnert und regnet es in einem fort. Die Deutschen haben ein Diner in der Villa Bolognetti vor Porta Pia veranstaltet. Lokal und Aussicht sollen ungemein schön sein. Allein heut wird man sich nur an der Erinnerung des großen merkwürdigen Tages ergötzen können. August ist auch dort. Um Abend sind dann die meisten Preußen bei Niebuhr*). Nicht alle. Auch da gibt es faveur und défaveur, was, dünkt mich, an einem Tage wie dieser nicht sein sollte.

Donnerstag, der einzig schöne Tag, den wir seit acht Tagen hatten, waren wir auf der Via Appia. Wir konnten in dem Casale, wo der Fahrweg aufhört, niemand finden, noch vom Felde errufen. Allein mußten wir den Übergang über die Mauer suchen, und allein wanderten wir bis gegen Torre di mezza via unter den verfallenen Gräbern. Es ist eins der größten Bilder der Zerstörung, die man irgend sehen kann, und erfüllt das Gemüt mit süßer und tiefer Wehmut. Denn süß ist es, daß alles Irdische vergeht, daß das Schöne, das Hohe, das Große und Edle aufgelöst in den

*) Barthold Georg Niebuhr, geb. 1776, † 1831, Geschichtsforscher und Staatsmann, 1816–1823 Gesandter in Rom.



ewigflutenden Strom der Zeit nur noch dem Höchsten im lebenden Menschen, dem Gedanken, angehört. Wenn man sich so in seine Träume verliert, so wird die Vergangenheit gleichsam zu einem großen geistigen Bilde in einem, und es schwebt über diesen Trümmern ein Hauch des Lebens.

Wir irrten viele Stunden da herum, jeder für sich. August suchte Steine und Pasten, das frischumgepflügte Feld lag voller Fragmente, überall Bildnerei, überall Fleiß, überall der Sinn schöner Form, womit diese Wohnungen der Toten so reichlich ausgestattet waren. Mich dünkt, die Alten drückten unendlich mehr ihre Liebe für ihre Toten aus als wir, und doch sollte der christliche Glaube die Bande noch viel enger knüpfen. Das einzige, was ich nicht wiederfinden konnte, ist der mit den großen Steinen eingefasste Platz, wo sie die Leichname verbrannten, um dann in „zierlicher Urne“ die Asche und die Gebeine zu sammeln.

Du sagst in Deinem lieben Briefe, Du seiest kaum je so traurig gewesen, als damals im April beim Scheiden in Potsdam. Ich kann Dir schwören, daß es auch mir so ging. Wie gern ich nach Italien ging, das Scheiden von Dir und Carolinens ununterbrochenes Leiden hatten mich in eine unendlich trübe Stimmung versetzt, und als wir an dem Morgen des 16. schieden, war es mir, als zerschnitte man mir physisch das Herz. Zwar, Gott Lob, daß es besser mit Carolinen geworden ist. Man sieht gar nicht ab, wohin das sonst geführt hätte. Von ihren Gesichtsschmerzen ist nun seit beinahe drei Monaten keine Spur. Ein Eisenwasser ließe ich jetzt gern sie trinken, wenn Gelegenheit und Jahreszeit danach wäre. . . . Man wird halb und halb ein Doktor, wenn man sein Kind so lang beobachtet und pflegt. Ich glaube, es wird sich machen, daß ich im Frühjahr nach Berlin mit Rauch reise. Er kommt im März hierher und denkt selbst nach Berlin zu gehen.



Ich finde Deine Stelle im Brief göttlich, daß die meisten Menschen ihr eigenes Wasser allen Flüssen des Paradieses vorziehen. Leider ist es so. Die wenigsten Menschen haben den wahren, tiefen Sinn für Gegenden, für die Natur überhaupt. Dann übt auch die Gegenwart ein gewaltiges Recht über die Menschen aus, und das muß wohl in der Natur des Menschen bedingt sein. Furchtbar, ordentlich, gehört er dem Moment, und eine tiefe, wahre Sehnsucht nach dem, was er nicht bringt, ist gewiß auch immer die Anzeige von anderem Seelenvermögen.

Ich bin unterbrochen worden und muß, da die Post um 12 Uhr heut geht, aufhören. Tausendmal umarme ich Dich, süßes, teures Herz.
Ewig Deine Li.



6. Humboldt an Caroline

London, 18. Oktober 1817

Ich erwarte mit großer Ungeduld Briefe von Dir, teuerstes Herz. Du hast gewiß immer geschrieben, allein meines Herumreisens wegen ist wohl das Untkommen der Briefe noch nicht recht in Ordnung, und die See fügt noch zu der Unregelmäßigkeit hinzu. Es ist mir manchmal sehr trübe in Sehnsucht nach Dir, teures Kind. Die Zeit, bis Du kommen kannst, ist schon sehr lang. Aber es ist mir noch gar nicht klar, wie es mit Carolinen werden wird. So herzlich ich mich auch freue, daß es besser mit ihr geht, so ist es doch noch keine vollkommene Wiederherstellung, und sie ohne diese hierherzubringen, halte ich wenigstens für sehr mißlich. Dazu kommt, daß, soviel ich bis jetzt habe erfahren können, gar kein deutscher Arzt hier ist. Ich bin aber ganz entschlossen. Kannst Du nicht kommen, so fordere ich schlechterdings im künftigen Herbst meine Zurückberufung.



Ich habe seit einigen Tagen zuerst Geschäfte und habe einige Male mit Castlereagh*) zu tun gehabt. Hierin hat man hier unleugbar eine große Unnehmlichkeit. Die Leute sind hier ernst und gründlich, und man ist immer sicher, Castlereagh über jeden Gegenstand, der es irgend verdient, vorbereitet und bereitwillig zu finden, in eine ordentliche Diskussion einzugehen, anzuhören, und mit durchdachten Gründen zu antworten.

Von Gesellschaft habe ich bis jetzt eben nicht viel Anziehendes gefunden, und das dürfte auch ziemlich in der Folge so bleiben. Bei Münsters**) hat man jedoch wenigstens den Vorzug, immer mit Herzlichkeit empfangen zu werden und über alles sprechen zu können. Wie aber die Münster von England spricht, davon hast Du keine Idee. Mir ist nie so eine in ihrer Einheimischheit eingefleischte Frau, die doch bestimmt ist, im Grunde immer in dieser Fremde zu bleiben, vorgekommen. Sie hat z. B. keinen einzigen englischen Bedienten, lauter Deutsche. Sollte Caroline herkommen und über England gesinnt bleiben wie sie war, so würden sie Chorus zusammen machen. Sie spricht den Engländern alle Sittlichkeit und Religion ab und wird nicht müde, die wunderbaren Sitten der Bedienten zu beschreiben. Wirklich ist es närrisch, wie die Departements im Hause hier verteilt sind. So reinigt das Hausmädchen zwar alle anderen Tische in den Stuben, rührt aber um alles in der Welt keinen Mahagonitisch an, weil das eine Arbeit der männlichen Bedienten ist.

Wir wohnen jetzt noch im Wirtshaus an einem großen schönen Platz, und da war es noch gestern nach einem kohl-schwarzen Tag eine sehr sternenhelle Nacht. Überhaupt behaupten die Leute, daß

*) Geb. 1769, † 1822, seit 1812 englischer Minister des Auswärtigen.

**) Ernst Friedrich Herbert Graf zu Münster, geb. 1766, † 1839, hannoverscher Staatsmann, Rabinettminister in London. Seit 1814 vermählt mit Wilhelmine, Prinzessin von Schaumburg-Lippe, geb. 1783, † 1858.



hier die Nächte sehr schön sind. Man möchte aber immer fragen, welche, ob die um Mittag oder um Mitternacht? Im Grunde stört einen aber diese Dunkelheit und der Nebel am Tage nicht, wenn man sich nur recht fest vorstellt, was wahr ist, daß das gar nicht wirklich das Klima von England ist, sondern daß nur London von Rauch und tausend anderen Umständen ebenso dunkel ist wie eine Stube mit einem halbverbauten Fenster sein würde. Wenn man auch gar nicht herauskommt, so ist das doch in allem Ernst ein großer Trost. Die Dunkelheit erscheint einem doch nicht wie ein Fluch des Himmels, sondern bloß wie ein menschliches Übel, und man kann schon immer in sich heiter und hell sein, wenn einem nur die Götter nicht zürnen.

Ich habe hier Münstern sehr zugeredet, dem Prinzen Regenten zu raten, den Fries von Thormwaldsen in Marmor machen zu lassen, allein es ist nicht daran zu denken. Man will so etwas doch zum Ameublement haben, und da herrscht hier ein Ungeschmack, der merkwürdig ist. Der Prinz-Regent läßt jetzt an ein Landhaus in Brighton mit unendlichen Kosten zwei Flügel anbauen und in welcher Gestalt? Als zwei chinesische Tempel! Ein Pferdestall mit einer Glaskuppel, die ihn so heiß macht, daß die Pferde darin kaum stehen können, kostet 100000 Pfund.

Sagte ich Dir schon, daß der dänische Gesandte hier neben andern schönen Bildern den himmlischen Rafael der Herzogin Alba aus Madrid hat? Ich sehe ihn da sehr oft. Die Alba hat ihn ihrem Arzt mit vielen andern Bildern vermacht, der Arzt hat sie, eine Änderung des Testaments fürchtend, vergiftet, er ist eingezogen worden und hat sich durch Bestechung losgekauft. Dabei hat er die Bilder verhandeln müssen. So ist Bourke dazu gekommen.





7. Humboldt an Caroline

London, 22. Oktober 1817

Wir sind unglaublich lange ohne Briefe von Euch gewesen, liebe Li, und sind es noch. Du wirst gewiß lachen, wenn ich Dir sage, daß ich das Schicksal habe, mit zwei Verliebten, sehr verschiedener Natur, zusammen zu sein. Luß*) ist nämlich auch versprochen. Er hat hier eine an einen reichen Bankier verheiratete Schwester, eine Tochter seiner Mutter aus erster Ehe, und deren Tochter will er heiraten. Er wohnt bei seiner Schwester Winter und Sommer auf dem Lande, fünf bis sechs englische Meilen von hier, was für uns sehr angenehm ist, weil wir doch so jemand haben, der manchmal die Sonne gesehen hat. Diesen Weg macht er alle Tage hin und her, doch vor dem Posttag bleibt er die Nacht, da er hier ein Absteigequartier hat. Sein Schwager hat Bülow ausdrücklich gebeten, doch zu machen, daß er viel Arbeit kriegte, weil er sonst beim Kaminfeuer den ganzen Tag zu Hause säße. Weil er aber sehr verschiedener Natur mit Bülow ist, so ist die künftige Schwiegermutter neulich hereingekommen, um zu sehen, ob er auch wirklich arbeitete. Zu seinem Glück hat sie ihn in voller Tätigkeit gefunden. Du siehst, daß ich ganz mit Heiraten umgeben bin. Wirklich nimmt es so überhand, daß man es auf einige Zeit ganz einstellen sollte.

Ich sah vorgestern Romeo und Julia sehr bequem, weil Esterhazy mich in des Prinzen Regenten Loge nahm, die er für den Abend hatte. Es ist nämlich hier ganz unmöglich, selbst eine Loge zu haben, auch nur für einen Abend. Wenn der Prinz nicht hineingeht, gibt es Mittel, Gott weiß welche, diese Loge zu haben. Ein einzelner Mensch kann wohl einen Platz finden, aber auch den

*) Friedrich Wilhelm Graf Luß, geb. 1792, † 1847, Legationssekretär, vermählte sich 1818 mit Marie, Tochter des Lord Gifford, war 1834–1837 Ministerresident am griechischen Hofe.



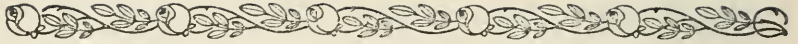
muß man vorausbestellen. Dann muß man um 5 Uhr essen. So umständlich ist das alles. Denn da das Volk früher ißt und sich hier nicht nach den Vornehmen richtet, so geht das Schauspiel an, ehe diese sich zu Tisch setzen. Demungeachtet dauert es bis gegen Mitternacht, wenn man das zweite Stück abwartet. Mit dem Verstehen hat es seine Schwierigkeiten im Anfang immer. Aber man hat da ein treffliches Mittel. Man verkauft fast von allen Stücken beim Eingang einen Abdruck, und wenn man nun nachliest, so hört man zugleich die Aussprache sehr gut.

Romeo und Julia ist nicht mein Lieblingsstück. Aber das Werk eines großen Genius ist immer ein großer Genuß. Romeo spielte schlecht, aber Julia, Miß O'Neill, sehr gut. Indes ist das Spiel im Ganzen hier nicht dem deutschen, selbst wenn es mittelmäßig ist, vergleichbar. Es hat freilich mehr Natur als das Französische, aber es ist auch meistens nur die Darstellung der äußeren Leidenschaft, und der Geist und das Gemüt fehlen. Das kann auch nicht anders sein. Die ganze Nation ist zu sehr an die Wirklichkeit gebunden, und so wird das Geistigere und Abgezogenere in der Empfindung, wenn nicht als ein Gedicht, wenigstens wirklich als Dichtung behandelt. Beim Theater kommt nun hinzu, daß, wie ich schon sagte, die Gebildeten nicht oft und nicht wie zu einem wahrhaften Genuß es besuchen, daß es für den großen Haufen nur eine Manier, die Zeit hinzubringen und sich zu belustigen ist, und daß es zugleich zum Sammelplatz aller Ausschweifungen dient. Denn im Foyer, den eine anständige Frau nicht besucht, schweifen eine wirklich zahllose Menge von Mädchen herum, die gewisse Logen auch ganz allein inne haben. Mit dem allen muß das Theater sinken.

Ich habe nun ein Haus genommen und ziehe Mittwoch ein, Portland Place 17. Ich bezahle 680 Pfund Miete bis zum
22



1. Oktober nächsten Jahres. Dies wird Dir sehr teuer vorkommen, allein schicklicher Weise konnte ich nichts anderes nehmen. Ich habe überhaupt überlegt, ob ich nicht, bis Du kämst, ganz zurückgezogen leben sollte, allein ich habe gefunden, daß es nicht ging. Ich hatte nur zwischen zwei Dingen Wahl; gar nichts zu tun, oder alles das, was ich überhaupt, meiner Einnahme nach, kann. Wäre nun Dein Herkommen ganz gewiß, oder blieben wir nachher ungemessene Zeit von Jahren hier, so hätte es gehen mögen. Allein so hätte ich mir zu Hause, wo viele Leute sich schon ein Vergnügen daraus machen, mich ebenso reich als geizig auszusprechen, sehr geschadet. Es ist unten eine Eßstube für wohl 24 Personen, dann eine sehr schöne, fast gleich große und helle Stube, wo Bülow arbeiten will. Dann eine dritte, wo ich vermutlich den Jäger schlafen lasse. Die Vordertreppe wird von den Mädchen alle Woche einigemal weiß angestrichen, hat immer einen schmalen Teppich und ist sehr hübsch. Im ersten Stock sind zwei Salons, die man bloß zum Empfangen und zu Deiner Wohnstube brauchen kann. Dann eine dritte, sehr hübsch, in der vermutlich Bülow schlafen wird. Im zweiten Stock sind drei brauchbare Zimmer. In der dritten Etage, oder wie man hier sagt, den atticks, sind Leutestuben, vorzüglich für die Mädchen. Das untere Stockwerk beschreibt keine Zunge; da ist Küche, Keller, Kohlenbehälter, die Stuben des Kochs, Butlers, der Housekeeper (die nichts weiter sein soll, wie mir die Münster sagt, als eine Tee trinkende Haus-tyrannin, die ich mich auch wohl hüten werde, ins Haus zu bringen) uff. Alles dies mußt Du Dir nun nicht dunkel vorstellen. Es ist im Hause wenigstens ebenso hell (so nennt man es nämlich hier) wie auf dem größten Platz. Denn wegen der Fenstertage macht man wenige (mein Haus, wie die der meisten Votschafter, hat drei in den oberen Stockwerken und zwei im rez de chaussée) aber ungeheure Fenster. Einen Koch werde ich nun nehmen



müssen, weil Bülow meint, daß man ohne Küchenanstalt gar nicht leben könne. Er kostet aber einhundert Pfund jährlich und Essen, ich winde und krümme mich noch.



8. Humboldt an Caroline

London, 29. Oktober 1817

Du mußt mir verzeihen, liebe Li, wenn ich vielleicht heute weniger schreibe als gewöhnlich. Ich kam gestern sehr spät nach Hause und ziehe heute in mein neues Haus, so daß viel Unruhe um mich her ist, und ich selbst viel zu tun habe. . . . Ich glaube Dir nie geschrieben zu haben, daß ich mit Säckler*) hier wieder zusammengetroffen bin. Er hat hier die Rollen**) abwickeln sollen, die Neapel dem Prinzen Regenten geschenkt hat, allein die Regierung und er sind in wechselseitiger Unzufriedenheit voneinander geschieden. Das Faktum ist, daß er bei fünf oder gar sieben Rollen immer abgewickelt hat, ohne Buchstaben zu finden. Die Engländer behaupten nun, daß er daran schuld ist, indem er zu gewaltsam gerissen hat; er schiebt es auf die Rollen, die zu schlecht, außer dem Feuer auch durch Wasser verdorben, und voll Schmutz und Sand waren. Ich glaube, er hat recht. Er hatte seine Frau und Schwägerin mit hier, die mit haben abwickeln müssen, und so haben sie vier Monate gearbeitet, und so gearbeitet, daß von üblem Geruch, den die Rollen von sich gaben, sie manchmal ohnmächtig geworden sind, ohne mehr als vielleicht fünfzig unleserliche und verstümmelte Wörter zu finden. Man muß gestehen, daß dieß ein sonderbares Vergnügen ist. Solche

*) Friedrich Säckler, geb. 1773, † 1836, Archäologe aus Gotha, war als Lehrer der Kinder vom Herbst 1805 bis Frühjahr 1807 im Humboldtschen Hause in Rom gewesen.

**) In Herculaneum gefundene Papyrusrollen.



Fragmente haben denn auch die Engländer nicht sonderlich bezahlen wollen, und so schimpft Siedler ganz in seiner kräftigen Manier auf alles, was in und um London ist. Er war wirklich amüſant darin, und Bülow ſtimmte ſehr mit ein.

Alexandern erwarte ich in jedem Augenblick von übermorgen an. Er ſchreibt mir, daß er als heute von Paris abreiſen wollte. Er bringt den Aſtronomen Arago*) mit. Ich denke, er, doch nur er allein, ſoll bei mir wohnen. Wenigſtens laſſe ich ſeine Stuben und Bett zurechtmachen. Ich hätte, ſo unendlich gern ich ihn ſehe, lieber gehabt, er wäre ſpäter gekommen, wo ich beſſer eingerichtet geweſen wäre. Doch freue ich mich ſehr, ihn zu ſehen. Bülow werde ich ihm als den Schwiegersohn vorſtellen. Da wird es Ergießungen geben! Das ergötzt mich ſchon im voraus. Lache mich ja nicht aus, liebe teure Seele. *A la campagne tout amuse*, ſagteſt Du immer in Auleben, und ich kann wohl ſchwören, daß mir London eine tiefere Einöde iſt als Auleben. Es mißfällt mir gar nicht, und ich bin gar nicht unglücklich, vielmehr ſo heiter, als ich ohne Dich ſein kann, denn der rechte Verſtand mit der echten Heiterkeit blüht mir immer erſt unter Deinen lieben, lieben Augen auf; aber es iſt doch auch jezt noch nichts, was mich anzieht, als meine Stube, und in der kann es mir bei ewigen Störungen und Zeiterspitterungen noch nicht heimlich werden. Es iſt das das Schlimme in einer Geſandtenexiſtenz, daß man in einer ganz fremden Lage Grund faſſen muß, Verbindungen anknüpfen, ſich ſeine Lage bilden, und das nimmt im Anfang immer alle Muße hin, die man ſonſt haben würde. Hier iſt das mehr nötig als irgendwo, und meine Stellung nicht ganz leicht. Daher mag ich denn auch nichts darin verſäumen und bringe ihr meine Zeit größtenteils zum Opfer.

Auf die Heilung des Staatskanzlers, bin ich überzeugt, hat außer dem Waſſer auch das Land in Pyrmont und die Menſchen

*) Dominique François Arago, geb. 1786, † 1853, Phyſiker.



viel beigetragen. Er ist dort in der Nähe von Hannover, also mitten in Jugend- und Vaterlandserinnerungen gewesen, und er hat das sehr Hübsche in seiner Natur, daß das Innere stark auf ihn wirkt und auch von mächtigem Einfluß auf seinen Körper ist. Die Besserung des Kanzlers ist die wichtigste innere Begebenheit, die sich bei uns zutragen konnte. Daß er seine ganzen Kräfte für die Entschlüsse braucht, die er sehr bald nach seiner Rückkunft nach Berlin wird nehmen müssen, ist unleugbar. Ich wünsche nur, daß sie und die damit verbundene Arbeit nicht auch diese Kräfte wieder untergraben.

Die Art, wie sich die Dinge nun stellen werden, wird auch über mein Schicksal entscheiden. Ich bleibe, wie es kommen mag, fest dabei, daß ich nur unter den von mir gemachten Bedingungen*) ins Ministerium eintrete, und auch, daß ich in London gewiß nur das folgende Jahr noch ganz bleibe. Befestigen sich nun jetzt die Minister in Berlin, so ist mein Zurückziehen hiernach gewiß. Ich selbst zweifle kaum daran und suche nur jetzt noch in jeder Rücksicht meinen Posten hier mit Ehre und Anstand auszufüllen, um einen guten Eindruck zu hinterlassen. Mich freut diese Aussicht, wenn die Sachen darum bei uns nicht schlechter gehen, wie ich nicht leugnen kann, ich komme dann wieder in einen viel natürlicheren Zustand zurück. Würde es indes auch anders, so habe ich auch nichts dagegen; das äußere Leben ist eine Art Unternehmung, wie eine Reise, ein Krieg, die man zu dem doppelten Zweck des Nutzens für andere und der Genugthuung für sich durchführen muß, und dann muß man es sich nicht verdrießen lassen, wenn einen auch Winde seitwärts treiben, sondern nur auf das vollste Erreichen des Zieles sehen, man gelange früher oder später dahin. Ich lebe daher von dieser Seite auch in der größten Ruhe, und habe mir fest vorgenommen, keinerlei Art von Verbindung in Berlin als mit dem

*) Entfernung der Minister Bülow und Schuckmann.



Kanzler zu unterhalten. Ein Intermezzo, das möglicherweise vielleicht eine Krisis herbeiführt, kann die Zusammenkunft der Souveräne im nächsten Jahr geben. Der Ort ist noch unbestimmt, gewiß aber ist es der Kontinent. Ich denke keine Schritte zu tun, um davon zu sein. Wenn ich einmal auf das Abscheiden zusteure, muß ich keine Unruhe, keine Begierde zeigen, in Verwicklungen zu geraten.



9. Caroline an Humboldt

Rom, 30. Oktober 1817

Der Montag, der gewöhnliche erfreuliche Posttag, an dem Briefe von Dir kommen, mein allertuerstes Herz, hat diesmal nichts gebracht, was mich und die Kinder sehr betrübt hat. Niebuhr sagt uns, in französischen Blättern Deine Ankunft in Harwich gesehen zu haben. So trennt uns denn Land und Meer! Sehnsuchtsvoll sehen wir dem morgenden Posttag entgegen, wo französische Briefe kommen, denn nur mit diesen können wir nun die Deinen erwarten.

Wir haben die Tage her wenig vornehmen können. Solche ununterbrochenen Regengüsse, wie in diesem Oktober, sah ich noch nie. Wir möchten aufs Land gehen, Tivoli und Albano sehen, allein das Wetter hindert an allem.

Gestern habe ich zu Augusts Geburtstag eine kleine Fete gegeben. Am Morgen habe ich ihm einige Kupferstiche geschenkt aus den Stenzen und das Porträt der Fornarina in der Tribuna von Florenz. . . . Die kleine Fete bestand aus einem Souper und einem Bischoff und Geburtstagskuchen. Die Gäste waren meist meine Hausgenossen. Thorwaldsen, Lund*), die beiden Riepen-

*) Johann Ludwig Lund, geb. 1777, † 1867, dänischer Maler.



hausen*), Wach**) und Lengerich***), Kösel†), Herr von Eckardtstein und die beiden Schadows††). Lund und Thormwaldsen hatten das Zimmer mit Lorbeer und Blumen ausgeschmückt, Deine Büste stand bekränzt auf einer Konsole und Blumen daneben, der Kronleuchter war ein Gewinde von Lorbeer und Blumen und unzähligen Lichtern. Das Ganze sah präentionslos und hübsch und freundlich aus. Du glaubst nicht, welche Mühe und guten Willen die Künstler gegen mich haben, zumal die älteren, die damals schon in unserem Hause ein und aus gingen. Wenn ich nur ein Wort fallen lasse, so möchten sie mir alles zu Liebe und Gefallen tun. Kösel ist ein Berliner, ein kleines, etwas verwachsenes Männchen von 40 Jahren, Landschaftszeichner, nur seit zwei Jahren hier in Rom, ein äußerst gutmütiger und für die Zeit seines römischen Aufenthalts außerordentlich unterrichteter Mensch. Er fährt und geht viel mit August aus und weiß wirklich sehr gut, wo die Dinge sind, die alten sowohl wie die modernen. August war, wie Du Dir denken kannst, sehr gerührt und erfreut, und alles ging gegen Mitternacht vergnügt auseinander. Ich habe Deiner Büste beim Zubettegehen still eine gute Nacht gewünscht, und es war, als sähe sie mich freundlich an. In dieser Büste ist eine große Klarheit, und es ist eine der gelungensten unter Thormwaldsens Arbeiten.

Nun lebe wohl, meine süße Seele. Gedenke meiner um den 15. November herum. Da geht Adelheid weg. Ach, die Kinder wissen nie, wie weh einem die Trennung tut! Deine Li.

*) Franz, geb. 1786, † 1831. Johannes, geb. 1789, † 1860, Maler.

**) Karl Wilhelm Wach, geb. 1787, † 1845, Maler.

***) Heinrich Lengerich, geb. 1790, † 1865, Maler, heiratete Olympia Buti, die Tochter seiner Hauswirtin.

†) Samuel Kösel, geb. 1786, † 1843, Maler.

††) Rudolf, geb. 1786, † 1822, Bildhauer. Friedrich Wilhelm, geb. 1789, † 1862, Maler.



Marburbunt von Bertel Thorwaldsen

Wilhelm v. Humboldt



10. Caroline an Humboldt

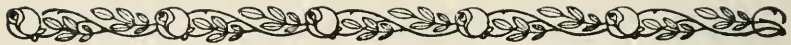
Rom, 1. November 1817

Ich weiß durch die Zeitungen, daß Du, meine liebe Seele, den 7. Dein Creditiv übergeben hast, aber ich habe noch immer keine Briefe von Dir seit Deinem letzten aus Brüssel vom 24. September. Sehnsuchtsvoll sehe ich nach Briefen von Dir aus, mein bestes Herz, und ohne die Zeitungen würden wir in Sorgen sein, Gabrielle und ich. Sie schreibt Bülow gewiß sehr dolente, denn sie sieht so weh und sehnsuchtsvoll aus, daß man sie nicht ohne Teilnahme ansehen kann.

Das Wetter hat sich so seit drei Tagen gehoben, daß wir heut Nachmittag nach Albano gehen und erst Montag abend oder Dienstag wiederkommen wollen. Gestern waren wir mit Vergünstigungen vom Cardinal Consalvi*) auf der Engelsburg und in St. Giovanni e Paolo. Es war eine Aussicht und Klarheit auf den Bergen, wie man sie nur in Oktobertagen sieht, und die Hügel der Stadt, besonders der Aventin, Palatin und Quirinal stellen sich so abgefordert, so schön, so bestimmt in ihrer Form. Zwischen dem Quirinal und dem Palatin trat in der Ferne der Soracte ein, klar, rein, als sei er ein Gebild, aus Himmels Höhen herabgesunken. Die Sonne ging hinter dem Palatin unter und spielte lang in den Ruinen der Kaiserpaläste und dem Gebüsch. Wie ganz verloren muß ich in dem Anblick stehen. Was hat sie hier beleuchtet! Welche Welt ist vor ihr aufgegangen und wieder versunken! Sie aber in ihrer Herrlichkeit und Unvergänglichkeit bleibt ewig dieselbe.

Vorgestern waren wir auch mit Empfehlung des Cardinals im Vatican in den Zimmern des Papstes und unter anderen auch in einem kleinen, von Rafael eigenhändig ausgemalten Badekabinett des Papstes Julius II., das ich nie gesehen hatte. Die Malerei ist unbeschreiblich mitgenommen, aber wenn man eine Weile in

*) Ercole Consalvi, geb. 1757, † 1824, Staatssekretär Pius' VII.



dem kleinen Kämmerchen ist, in dem nur ein Fenster ist, so dämmern nach und nach die lieblichen Bilder aus der Verdunkelung der Zeit und des Mangels an Aussicht wieder auf, und man erkennt sie bis auf einige wenige alle.

Ich muß heut schließen. Wir sollen in einer Stunde fahren, und noch ist nichts besorgt. Lebe wohl, geliebtes Herz.



11. Humboldt an Caroline

London, Portland Place 17,
1. November 1817

Ich schreibe Dir, liebe Li, zum erstenmal aus meinem Hause. Es ist mir sehr lieb, daß ich jetzt darin bin, und die Hoffnung, Dich einmal darin zu sehen, täuscht ein wenig die tiefe Sehnsucht. Du wirst besser hier sein wie die meisten Frauen. Die Lieven, die Frau des russischen Botschafters*) muß des Nachts auf dem Sofa schlafen, auf dem sie bei Tage sitzt.

Alexander ist gestern angekommen. Er wohnt aber nicht bei mir, obgleich sein Zimmer bereitet war. Du kennst seine Passion, immer mit einem Menschen zu sein, der ihm zu jeder Zeit nun eben der liebste ist. Jetzt hat er einen Astronomen Arago, von diesem will er sich nicht trennen, und beide zu logieren, wäre wohl physisch möglich, aber mir sehr umständlich gewesen. Ich hätte Betten mieten und solche Anstalten treffen müssen. Sie wohnen also in einem nicht entfernten Wirtshaus.

Die Berg war auf zwei Tage in die Stadt gekommen. Ich war gestern bei ihr, als Bülow mir die Nachricht von Alexanders

*) Christoph Andrejewitsch, Fürst Lieven, geb. 1774, † 1839, seit 1809 russischer Gesandter in Berlin, 1812–1834 in London. Seine Gemahlin Dorothea v. Bentendorf, geb. 1784, † 1857, spielte eine hervorragende Rolle in der Diplomatie.



Ankunft brachte. Ich war den Mittag zu einem mir zu Ehren gegebenen Diner bei Lievens, aber den Abend um 11 kam er wieder her, und die Berg kam von Lievens aus auch zu mir, und so haben wir, wie Bülow mir heimlich sagte, zwar mit demselben Seezeug, aber sehr anders als in Frankfurt See getrunken. Die Berg und Alexander grüßen Dich unendliche Male. Die Berg ist enchantiert, endlich, wie sie sagt, einen ordentlichen preussischen Gesandten hier zu sehen, und versichert mir, daß ich sehr gut debütierte. Der Prinz-Regent, bei dem sie neulich in Brighton gegessen, hat ihr ausdrücklich gesagt, daß er sich freue, mich hier zu sehen, und Castlereagh und Liverpool, die beiden ersten Minister, haben auf ähnliche Weise und mit großer Achtung von mir gesprochen. Das Haus findet sie auch sehr gut und anständig und bewunderte auch, daß ich mich so geschwind eingerichtet habe, daß man schon See bei mir trinken kann. Du siehst, daß ich mich selbst lobe. Aber wirklich, liebe Seele, war es nötig, den Namen der preussischen Gesandtschaft hier zu heben, Du glaubst nicht, wie er gesunken war, und auch die äußere Armlichkeit und Knauferei hatte viel dazu beigetragen.

Alexander ist gerade wie Du ihn immer kennst, nur stärker geworden und sehr gealtert. Er hat gestern wohl zwei Stunden hintereinander immer erzählt und gesprochen, und sehr hübsch und launig, Du kannst denken, wovon. Ich habe durch ihn auch indirekte Nachrichten über die neusten Berliner Gerüchte. Sie machen mich nun zum Finanzminister in Berlin, und ich habe schon Glückwunschbriefe aus Paris darüber bekommen. Dir brauche ich nicht zu sagen, daß es ein ganz grundloses Geschwätz ist. Bülow*) bleibt sicher, und ich würde diese Stelle nie annehmen. Man muß in Geschäften immer nur sich mit dem befassen, was man eigentlich getrieben hat

*) Ludwig Friedrich Hans Graf v. Bülow, geb. 1774, † 1825, seit 1813 preussischer Finanzminister.



und wahrhaft versteht. Es zeigt jedoch, daß man sich noch jetzt mit mir beschäftigt.

Von der Staël*) letzten Zeiten hat Alexander uns viel erzählt. Sie ist die letzten drei Monate in einem fürchterlichen Zustande gewesen, den sie aber wenig gefühlt hat, weil sie an vielen Theilen des Leibes ganz gelähmt und erstorben war. So hatte sie vom langen Liegen ungeheure Wunden auf dem Rücken, die sie aber nicht schmerzten. Nur soll sie eine erstaunliche Todesfurcht gehabt haben, und in der letzten Zeit nicht einmal gern eingeschlafen sein, aus Furcht, nicht wieder zu erwachen. Dies ist wirklich schauderhaft. Ich hätte sie selbst in der Zeit sehen mögen, so wage ich nichts zu sagen. Es ist Berichten über solche Sache nicht viel zu trauen. Allein freilich hatte die Staël nicht die natürliche Größe und Tiefe der Empfindung, in der Leben und Tod ineinander übergehen, dem ersten die unterjochende Anziehungskraft und dem letzten seinen Schrecken nehmen. Sich den Armen des Schicksals nicht anvertrauen wollen, nicht mit Ruhe und Heiterkeit denken zu können, daß man vielleicht nur in ein anderes Dasein übergeht, selbst den Schlaf zu fürchten und Mißtrauen in die ganze Natur zu setzen, ist mir eine so schauderhafte Idee, daß sie mir, wenn ich mich dessen für fähig hielt, das ganze Leben verbittern würde. Ganz so ist es gewiß auch bei der Staël nie gewesen. Aber die arme Frau konnte eigentlich nie dahin kommen, innere Harmonie und Ruhe zu gewinnen. Von ihrer Kindheit an haben die Eindrücke der Welt das stille Entwickeln ihrer Kräfte gehindert, und sie ist nie einem Menschen wahrhaft nahe gekommen, der eine große Macht hätte über sie ausüben können.

Ihr Tod ist sehr leicht und sanft, obgleich in der von ihr gefürchteten Art gewesen. Die Randall, so heißt sie ja wohl, war

*) Germaine de Staël-Holstein, geb. 1766, † 1817, Tochter des französischen Finanzministers Neckér.



die Nacht bei ihr. Da sie sah, daß sie nach einem Schlaf erwachte, fragte sie sie, ob sie ruhig geschlummert hätte. Die Staël antwortete: Si j'ai dormi? J'ai dormi comme une bonne paysanne. So wandte sie sich herum, schlief wieder ein, und als die Randall nach einiger Zeit nach ihr sah, war sie nicht mehr.

Unter der Familie soll viel stille Uneinigkeit herrschen, wenn ich nämlich Schlegel*) und Rocca**) zur Familie rechne. Schlegel ist sehr schlecht bedacht. Er hat bloß seine alte Pension und die Manuskripte, die sehr wenig bringen werden. Es ist nur ein Werk: Betrachtungen über die Französische und Englische Revolution. In dies ist, was über ihren Vater vorkommt, mit verwebt. Es soll, nach Alexander, das schwächste ihrer Werke sein, und sie hat es selbst noch immer schwächer gemacht, da sie aus Ängstlichkeit immerfort alle Anekdoten und alles Auffallende weggestrichen hat.

Ich schrieb Dir, glaube ich, daß Schlegel nach Berlin berufen sei. Koreff***) sagte es mir als eine geschehene Sache in Karlsbad, Schlegel selbst weiß aber noch nichts davon.

Gneisenau hat mir geschrieben. Ich hatte ihm, als ich Schlesien verließ, in einigen Zeilen mein Bedauern geäußert, daß ich ihn nicht hätte besuchen können, und ihm zugleich gesagt, daß ich wohl Ottmachau wählen würde, weil ich wußte, daß er auch in Schlesien eine Dotation wollte. Er schreibt mir nun sehr freundlich, er habe gleich Merckeln†) geschrieben, daß er Ottmachau nicht mehr in den Augen habe, und hat wirklich etwas anderes gewählt, das, wie er sagt, seinen Wünschen entspricht††). Im Grunde hat er wohl nie

*) August Wilhelm v. Schlegel, geb. 1767, † 1845, hatte von 1804 ab fast beständig bei Frau v. Staël gelebt.

**) Rocca war heimlich mit Frau v. Staël verheiratet gewesen.

***) Johann Ferdinand Koreff, geb. 1783, † 1851, praktischer Arzt und Schriftsteller. Seit 1815 im Gefolge des Staatskanzlers.

†) Oberpräsident.

††) Obiges widerspricht der üblichen Deutung, daß Gneisenaus später Humboldt-Briefe. VI.



ernstlich auf Ottmachau gedacht, da er vorzüglich Wald suchte. Er bittet mich, Dich sehr zu grüßen, und setzt hinzu, es sei zwar sonderbar, einen Gruß nach Italien über England gehen zu lassen, aber wie solle er Dich sonst finden? Ich werde ihm Deine Adresse mittheilen; schreibe ihm aber doch. Er ist in Erdmannsdorf bei Hirschberg in Schlesiens. Sein Brief ist, wie gesagt, sehr gut und freundschaftlich, aber in dem gewundenen und gezwungenen Stil, den Du ihm kennst.

Vorgestern war ich auf dem Lande bei einer Familie Spencer. Es ist ein Landsitz, bloß Häuschen und Garten, ohne Acker, zehn englische Meilen weit. Diese Familie ist eine angenehme Bekanntschaft, die es auch Dir sein würde . . . Der Mann ist der jüngere Sohn von Lord Spencer, also nicht sehr reich, der Enkel des berühmten Marlborough. Er ist lange in Deutschland, Frankreich und Italien gewesen und spricht sehr gut Deutsch. Die Frau, nicht mehr jung, sie hat sechs ganz erwachsene Kinder, ungeheuer lange Söhne, ist in Heidelberg erzogen, weiß nicht einmal recht, ob sie nicht auch da geboren ist. Die Tochter ist nicht häßlich. Die eleganteren Personen, die hier langweilig sind wie überall, besuchen das Haus wenig, weil man eben nicht sehr gut da isst und trinkt, was bei einem jüngeren Sohn natürlich ist. Ich bin aber sehr gern da. Man findet immer Leute dort, die sich mit Kunst oder Literatur beschäftigen, einen, der den Oberon übersetzt hat, und Spencer selbst ist ein Mann von vielen Kenntnissen, der vorzüglich gut Griechisch weiß. Schiller ist in dem Haus verehrt, und der Übersetzer des Oberon sagte neulich, die Glocke sei vielleicht das größte Gedicht, das er kenne. Sie stellen Schiller ganz neben Shakespeare und fühlen, daß er keine Nachahmung ist.

Auch einen Engländer, einen Fabrikanten aus Manchester, der in sehr unvornehmer Weise hervortretende Abneigung gegen Humboldt aus dem Ärger und Neid über Humboldts Wahl — Ottmachau — entstanden sei.



in Tegel bei Runth*) ganz neuerlich gegessen hat, habe ich gesehen, und der von Tegel wie von einem englischen Landsitz spricht, den Turm von Spandau kennt und versichert, daß der See und der Weinberg überaus schön wären. Erzähle das ja Adelheid und August. Haben die beiden denn den Tegelschen See im Vatikan gesehen? Wenn sie es nicht haben, so schicke sie ja hin. Du kennst ihn aber vielleicht selbst nicht? Nun, über den Logen ist, wie Du weißt, noch eine offene Gallerie, in der lauter Landkarten gemalt sind, und da ist auch, ohne den Namen, aber sonst so deutlich als möglich der Tegelsche See abgebildet, was wirklich beweist, daß er damals schon existierte und nicht erst so neuerdings zusammen-gelaufen ist. Verzeih, daß ich so von einem ins andere komme. Heute mittag ist Alexander und Arago mit mir, und mein Koch kocht zum erstenmal. Ich zittere, nicht vor dem Essen, aber vor dem Gelde.

Ich habe Wedgewood gekauft, recht hübsches für den täglichen Gebrauch. Bülow hat nicht erlaubt, daß ich ganz ordinäres, wie wir, als wir heirateten hatten, nehmen durfte. Er hielt das gegen die Ehre des preussischen Namens. Gott, wie viel hübscher war die Zeit, wo ich und Du in Burgörner den Abend an dem kleinen Tischchen zusammen aßen, bloß die lieben Kinder fehlten, aber man hatte sie alle in Hoffnung und keines verloren! Das Glück, innig-liebes Herz, was Du mir gegeben hast, ist wirklich namenlos, und ich kenne kein Gefühl, daß ihm gleichkommt, als das der Dankbarkeit gegen Dich und gegen das Schicksal dafür.

Lebe wohl, bestes, süßestes Wesen. Umarme alle Kinder.

Ewig Dein H.



*) Gottlob Johann Christian Runth, geb. 1757, † 1829, erster Erzieher der Humboldtschen Brüder. Staatsrat.



12. Caroline an Humboldt

Rom, 4. November 1817

Sestern Abend beim Zurückkommen aus Albano habe ich das unaussprechliche Glück gehabt, Deine Nr. 50 aus London vom 6. Oktober zu empfangen, mein teuerstes, geliebtestes Herz. Die Beschreibung Deiner Überfahrt hat mich sehr interessiert. Bei Dir ist's nun bewährt, daß Du um die Welt segeln könntest, ohne krank zu werden, allein bei mir ist das noch nicht eine so ausgemachte Sache, und der Kapitän, der Dich auf dem Schiff gehabt hat, möchte sich vielleicht sehr wundern, wenn ich den Ruf der Familie so verdunkelte. Ich war zwar nicht krank von Neapel nach Ischia und zurück, allein was ist eine beinah ganz ruhige Überfahrt gegen einen Sturm.

Sonderbar ist es, und ich schwöre Dir ganz wahr, daß ich in jenen Tagen wegen der Überfahrt viel Sorgen gehabt habe und besonders eine Nacht gar nicht deshalb geschlafen habe. Ich habe das Datum nicht aufgeschrieben und weiß darum nicht bestimmt und genau mehr, welches es war. Allein warum sollten Gedanken inniger Liebe und Sehnsucht nicht in die Ferne wirken können? Wer hat die Kräfte ermessen, die der Mensch in sich trägt? Dem sei, wie ihm wolle, Du bist glücklich angekommen, und deshalb kann ich wenigstens beruhigt sein.

Die Herz war eben bei mir und hat mich um die köstlichste, heut knapp zugemessene Zeit gebracht, sie grüßt Dich tausendmal und hat wenigstens das Verdienst, ganz ergriffen von Roms unaussprechlicher Schönheit zu sein.

In Albano war ich also zwei Tage, und wir hatten das allerhimmlischste Wetter. Den 1. November fuhren wir nach Tivoli hin, und es ward eben dämmerig, als wir ankamen. Den 2. ritten wir über Pallazuola und Rocca di Papa nach Monte Cavo. All die alten Namen, Du mußt sie alle wieder hören!



Thormaldsen, Rucheweiß*), der Kupferstecher aus Mecklenburg-Strelitz, und Herr von Eckardtstein aus Berlin hatten mit uns Partie gemacht. Alle versicherten, daß, so oft sie den Monte Cavo bestiegen, sie noch nie eine solche Klarheit in den Fernen gesehen hätten. Wir blieben über zwei Stunden oben. Beim Heruntergehen stieg ich mit Caroline bei den Kapuzinern aus und ging mit ihr und Thormaldsen die Galleria di sopra und di sotto zu Fuß, dann in Villa Doria, wo wir die Sonne untergehen sahen. Die andern waren zum Emissär gegangen, aber vergebens. Adelheid und August sahen ihn erst den 3. früh. Nachdem sie zurück waren, fuhren wir nach Genzano und ritten dann nach Nemi zu Esel, sahen den schönen tiefen See, den Garten Braschi, den Palast Cesarini in Genzano, wegen der köstlichen Aussicht und der Gebirge von Cora, die über die Vorhügel herüberkommen, die lange Kette der Apenninen bis Terracina hin und Circello, das den Blick schließt. Wie so einzig schön ist das alles, wie rein, wie klar, wie ganz verklärt die Erde von dem seligen Himmel, der sie umfängt!

Wir fanden in Genzano unsere Caretella und fuhren nach Rom zurück. Die Sonne war im Sinken, als wir zwischen Torre di mezza via und Rom die lange Reihe der wasserleitenden Bogen in einem Abendgolde erblickten, dahinter die Berge gleichsam durchsichtig in violettblauen Lichtern, wie ich es schöner nie gesehen habe. Wir kamen an, und Dein lieber Brief empfing mich. . . .

Dein Brief, Bülow seiner, alles noch so englisch, riecht denn die ganze dunkle, ich meine sonnendunkle Insel so? Es ist göttlich, wie sie alles gleich drucken, Dein Nichtkranksein, Deine Menschenfreundlichkeit. Diese Publizität gefällt mir eigentlich nicht. Daß die gelbe Bombe (Wagen ist wirklich

*) Ferdinand Rucheweiß, geb. 1785, † 1845.



nicht der rechte Ausdruck) solchen Eindruck gemacht, beweist, wie vieles andere dort, doch eigentlich die gewisse Inseleingeschränktheit.

Adieu für heute, mein geliebtes Kind. Wir wollen morgen auf zwei Tage nach Tivoli. Adieu!



13. Humboldt an Caroline

London, 5. November 1817

Vom Altwerden, dessen Du bei Gelegenheit des kleinen Raben erwähnst, halte ich in der That nichts. Ich wüßte nicht das Mindeste zu nennen, worin die Jahre Dir, süßes Herz, oder mir geschadet hätten. Du und ich haben dieselbe Kraft und Lebendigkeit wie sonst und sind gewiß in vielem besser und reicher. Man kann nur gewinnen durch das Leben. Alter und Jugend sind gar nicht so geschieden, und es ist eine falsche Ansicht, das Alter als ein Vergehen, ein Abnehmen zu betrachten. Es ist nur eine andere Art zu sein, in der man der Jugend nichts zu beneiden hat, in der es aber allerdings schön ist, wie wir beide auch tun, die Jugend zu ehren und sie wie etwas Göttliches anzusehen, das sich selbst nicht versteht und kennt, aber in schöner Sicherheit seine Bahn geht. Es ist auch in den Griechen sehr schön, daß sie, um die Jugend zu erheben, nie das Alter herabsetzen, das vielmehr noch ganz außer der Ehrwürdigkeit immer zugleich mit Milde, Lieblichkeit und Grazie umgeben wird. Auch in der Bezeichnung der Stufen und Grenzen des Alters liegt sehr viel, und es ist immer ein Zeichen eines sinnlichen und verderbten Zeitalters, wenn man, was man Jugend nennt, in so enge Schranken zusammendrängt, und die wichtige Mittelstufe zwischen Jugend und

38



Alter, die eigentliche und wahre Reife, nicht vorzugsweise zu schätzen weiß.

Vorgestern war ich einen ganzen Vormittag in dem Britischen Museum und sah die Elginschen Marmor wieder und die Phigaleischen zum erstenmal. Die letzten werden hier nicht genug geschätzt. Allerdings ist auch die Ausführung nicht sorgfältig und graziös, und der Stil hat wohl eine gewisse Roheit, vorzüglich ist mir aufgefallen, daß man die Körper schlanker erwartet. Sie haben eine gewisse, nicht angenehme Breite. Aber die Komposition und die Mannigfaltigkeit der Gruppen ist über alle Beschreibung, dabei noch das Leben. Auf einem Pferd hängt nur ein Fuß einer Amazone, sie ist auf der anderen Seite herabgestürzt, wo man sie nicht sieht, und in diesem Fuß ist eine Bewegung und ein Anklammern, von dem man keinen Begriff hat. Die Elginschen Marmor sind freilich in einem viel edleren, erhabeneren Stil. Von den Statuen macht man sich immer nach dem Gips eine unvollkommene Idee. Es sind einzelne Partien, die das Wetter nicht treffen konnte, ganz erhalten, daß nichts an der Oberfläche fehlt, von der Schönheit macht man sich dann keine Idee. Der Hauptcharakter bleibt immer das Grandiose, die Lebendigkeit und der Reichtum. Alles andere kommt einem dagegen, wie schön es sei, klein, starr und ärmlich vor. Ich werde gewiß sehr oft hingehen. Es ist der größte Genuß, den man irgendwo haben kann und verdient für Dich allein die Reise. Ich freue mich unendlich darauf, diese Sachen mit Dir zu sehen. Sehr wundern werden dich die Centauren, vorzüglich ihre Köpfe. Sie haben gar keinen Ausdruck roher und wilder Leidenschaft, sondern stehen in der Mitte zwischen Gesichtern von Faunen und alten Philosophen, mit denen sie vorzüglich die Ruhe teilen. Einige Basreliefs sind so wunderbar erhalten, daß auch keine Nase und Zehenspitze fehlt.



Bülow schickt Gabrielen eine Zeichnung vom Hause. Apropos! Laß doch Gabrielen Englisch lernen. Oder geschieht es schon? Es wird die Sehnsucht durch Beschäftigung stillen, und sie wird es gern tun, da Bülow auch Stunden nimmt. Sage ihr nur in meinem Namen, wenn sie die Stunde von 9 bis 10 alle Tage außer Dienstag und Freitag nimmt, daß sie dann in vollkommener Sympathie mit Bülow ist.



14. Caroline an Humboldt

Rom, 8. November 1817

Nachdem ich lezthin in ziemlicher Eile meinen Brief geschlossen hatte, empfing ich kurz darauf, mein theures Leben, Deine beiden Briefe vom 10. und 14. Oktober und Du kannst denken, welche Freude sie mir gewährten. Wir jubelten um die Wette, Gabrielle und ich. Die liebe Kleine ist wirklich sehr verliebt, und der beste Beweis davon ist, daß kaum etwas, so viele Gegenstände der Kunst und der Natur, sie in so langer Zeit viel aus sich herausgezogen haben. Ich betrachte das still und, ich kann's nicht leugnen, oft mit einer inneren, tiefen Wehmut. August neckt sie viel darüber und hat sie vielleicht gerade deshalb nur noch zurückgezogener in sich gemacht. Jetzt haben wir sehr viel gesehen. Ich habe die Einrichtung meines Tages mehr August überlassen, dem die Zeit ziemlich knapp zugemessen war, allein die noch übrigen Monate werde ich suchen, Gabrielle mehr Beschäftigung als die bloß beschauende, die leicht in Träumerei ausartet, zu geben. Ich sagte, daß ich ihr oft mit Wehmut zusähe, ich könnte mich darüber nicht erklären, es ist dies wehmütige Gefühl mehr aus der Empfindung, wie die Liebe sich im Weibe gestaltet, entsprungen, als daß ich sie gerade wegen

40



Gabrielle hätte. Aber wahr ist's doch, was in dem Gedicht von Lenz*) steht:

Ach Männer, Männer, seid nicht stolz,
als wärt nur ihr das grüne Holz.
Der Weiber Güt' und Duldsamkeit
ist grenzenlos wie Ewigkeit usw.

Wir sind in Tivoli gewesen und vorgestern abend ziemlich spät zurückgekommen. Unsere Maler waren mit uns, Lund, Rohden**), Wach und Lengerich. Wir haben das Oktoberwetter im November, himmlisch schöne, klare Tage.

Ich habe still in mich hineinlächeln müssen über alles, was Du bei Gelegenheit Bülow sagst. Glaube mir, geliebtes Herz, daß ich Dich nicht allein nie, in keiner Äußerung, in keiner Form Deiner Natur mißverstehen kann, sondern nur ewig tief durchdrungen bin von der Güte, Schonung und Liebe, mit der Du immer mich getragen, gepflegt, geliebt, mir nachgesehen hast. Nur in diesem Anerkennen — ach, sonst in nichts — kann ich von niemand übertroffen werden.

Es ist Dir aufgefallen, daß ich sagte, der Kanzler würde Dich so spät wie möglich von sich lassen? Ach, wie sehr ich weiß und sehe, in wie verwickelten und zum Teil unwürdigen Verbindungen er befangen ist, so denke ich immer, müßte von innen heraus ein Anklang seiner besseren Natur sich regen. Genug darüber.

So lebe denn heute wohl! Liebe Deine Caroline.



*) Reinhold Lenz, geb. 1751, † 1792, Dichter der Sturm- und Drangperiode. Aus dem Gedicht: „Die Liebe auf dem Lande“.

**) Joh. Mart. v. Rohden, Landschaftsmaler, † 1868.



15. Humboldt an Caroline

London, 8. November 1817

Du schreibst von furchtbarem Wetter am 18. Oktober, liebe Li, und hier war gestern ein so warmer Tag, daß Alexander selbst es gar nicht begriff und meinte, es sei wie eine italienische Luft. Ein paar Stunden lang schien auch die Sonne sehr schön. Überhaupt hat man vom hiesigen Klima doch gar keinen Begriff, wenn man es nicht erfahren hat. Es ist von einer wunderbaren Milde, jetzt ist der Rasen noch ganz grün, und er soll es bis Weihnachten bleiben. Der völlig heitere Himmel ist allerdings sehr selten und existiert vielleicht nie, allein der Nebel bleibt doch auch nicht unveränderlich. Dann hat der Nebel etwas Charakteristisches hier, nämlich eine gewisse bronzegelbe Farbe, die zwar die Menschen am meisten verabscheuen, die aber macht, daß die hiesige Luft mit dem Eiber unter den Flüssen vergleichbar ist. Wirklich ist der Nebel hier, wie man es auch im Ossian sieht, nicht so prosaisch grau wie bei uns. Bei allem dem aber, mein teuerstes Herz, sei froh, daß Dich nicht dieser Himmel drückt, sondern Du frei und heiter zu einem schöneren aufblickst. Nur muß man, was einen einmal umgibt, doch kennen und ihm nicht unrecht tun.

Der 18. Oktober wird also auch in Rom gefeiert; hier ist natürlich, da England an der Schlacht nicht teilnahm, keine Spur davon. Bei mir aß Siedler den Tag, und wir haben seiner um so mehr gedacht, als ich gerade Rheinwein hatte. Von dem großen Fest auf der Wartburg wird wohl auch Kunde zu Dir gedrungen sein. So etwas wäre ehemals in Deutschland unerhört gewesen, und der Geist hat sich, wie man auch daran ersieht, wahrhaft gehoben. Ein Glück ist es auch, daß die Wartburg gerade Weimar gehört. Der Herzog*) hat immer einen guten und geraden und Freiheit gehörenden Sinn.

*) Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, geb. 1757, † 1828.



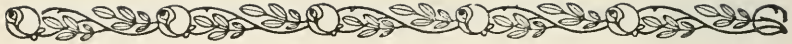
Von Stein enthält ein Brief von Otterstedt*) an Bülow keine günstigen Nachrichten. Es soll mit seinen Augen schlimm gehen. Es wäre ein ungeheures Unglück für den armen Mann, wenn er das Gesicht verlöre. Bei seiner Ungeduld fast schlimmer, als wenn es einen anderen träfe.

Du schreibst unendlich schön über die Appische Straße, mein theures Herz, ich möchte mit Dir dort gewesen sein. Es ist einer der Spaziergänge, die am tiefsten ergreifen. Wohl hatten die Alten einen großen und schönen Sinn in der Behandlung ihrer Toten, der bei uns verschwunden ist; schon der Gedanke, eine Stadt der Toten an die Stadt der Lebenden zu knüpfen, war groß und freundlich zugleich. Man kann es aber auch nicht dem Christentum schuld geben, dies verändert zu haben. Anfangs machte der Druck und die Verfolgung, daß die Christen ihre Gräber verstecken mußten. Die Katakomben sind gerade dasselbe unter der Erde, was jene Totenstraßen über der Erde waren. Dann entstand die Idee des Begrabens in den Kirchen, was, wenn nicht das Unangenehme der Verwesung hinzukäme, dem die Alten durch das Verbrennen (das aber auch seine sehr widrigen Seiten hatte) entgingen, und bei wahrer Andacht auch eine große Idee war. Endlich sind unsere Kirchhöfe, ich meine die auf dem Lande, doch sehr hübsch und haben von der frühesten Kindheit an auf mich immer viel Eindruck gemacht. Die schönsten von Städten hat Königsberg. Die meisten sind da dicht mit großen und alten Linden besetzt.

Alexander hat mir seinen zweiten Teil der Reisebeschreibung**) mit dem Atlas mitgebracht. In der Beschreibung habe ich einiges hier und da gelesen. Es ist natürlich voll interessanter Stellen und wichtiger Untersuchungen, aber den Einfluß der Sprache sieht man

*) Joachim Friedrich v. Otterstedt, geb. 1769, † 1859, Gesandter in Darmstadt.

**) Bekanntlich in französischer Sprache geschrieben.



dem Buche auch sehr an; es sind eine Menge von Stellen, die wirklich deutsch nicht würden gesagt worden sein, weil sie zu alltäglich geklungen hätten. Es ist unendlich schade für Alexander, daß er diese Wendung genommen hat, die sich nur dadurch entschuldigen und begreifen läßt, daß es freilich unmöglich gewesen sein würde, das Werk mit diesen Kupfern und Karten so in Deutschland herauszugeben.

Den Tod der Prinzessin Charlotte*), der Frau des Prinzen Leopold, hast Du wohl schon erfahren? Die eigentliche nächste Todesursache weiß ich noch selbst nicht recht. Sie fing Dienstag, 4. an am frühen Morgen Wehen zu bekommen, aber es ging sehr langsam damit, und erst am Mittwoch abend, 5., kam sie mit einem toten Knaben nieder. Sie war unmittelbar darauf so wohl, daß sie lange mit ihrem Manne sprach, und daß er und die Ärzte (letzteres will man jetzt leugnen) sich zu Bett legten und die versammelten Minister wegfuhren. Nach 12 Uhr befand sie sich übel und kriegte Krämpfe, man holte wieder alles herbei, aber um $\frac{1}{2}$ 3 war sie tot. Die letzte halbe Stunde hat sie nicht gesprochen, soll aber bei sich gewesen sein; die Großmutter**) war in Bath. Der Tod hat hier eine große Sensation gemacht, und er hat auch politische wichtige Folgen. Der Herzog von York***) ist nun der präsumptive Thronfolger, und wenn der Herzog von Cambridge†) nicht heiratet

*) Einziges Kind des Regenten, Prinzen von Wales, und der von ihm getrennten Prinzessin Caroline von Braunschweig, geb. 1796, † 1817, vermählt 1816 mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, nachmaligem König der Belgier.

**) Sophie Charlotte, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, Gemahlin Königs Georg III., geb. 1744, † 1818.

***) Geb. 1763, † 1827, vermählt seit 1791 in kinderloser Ehe mit Friederike Prinzessin von Preußen, Schwester Friedrich Wilhelms III.

†) Geb. 1774, † 1850, 1816 Generalstatthalter, von 1831—1837 Vizekönig von Hannover, 1818 vermählt mit Prinzessin Auguste von Hessen-Cassel. 1818 vermählte sich auch der Herzog von Clarence — nachmaliger König



und Kinder hat, oder die Herzogin von Cumberland nicht dies Glück hat, so stirbt die Familie in einer Zeit, die man absehen kann, aus. Die Herzogin von Cumberland ist in die Stadt gekommen, und ich habe Frau v. Berg gestern abend spät noch gesehen.

Lebe wohl, meine innigstgeliebte, teure Seele. Ewig Dein H.

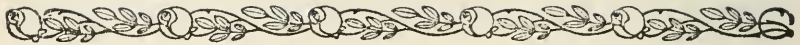


16. Humboldt an Caroline

London, 12. November 1817

Ich sehe, daß Du noch immer über die Gesundheit des Staatskanzlers ängstlich bist. Du wirst aber in meinem letzten Briefe gefunden haben, daß er vollkommen hergestellt ist und sich besser als je befindet. Jetzt höre ich aber etwas von ihm, das Dich ebensosehr wundern wird als mich. Du weißt, daß er erst am 18. in Gliencke und am 20. in Berlin angekommen ist. Demungeachtet geht er wieder weg und macht jetzt noch die Reise in die Rheinprovinzen. Ich hörte es vor einigen Tagen und glaubte es nicht. Man schreibt es aber wiederholt so bestimmt, daß es kaum möglich ist, es zu bezweifeln. Ich gestehe, daß es mir leid tut. Ich begreife zwar, daß der Staatskanzler auch persönlich etwas darin setzt, seinen früher genommenen Entschluß auszuführen und wirklich den Leuten dort zu zeigen, daß er nicht, wie doch viele geglaubt haben mögen, hinfällig und altersschwach ist. Aber das ewige Hin- und Her-Gehen kann dem Regieren nicht vortheilhaft sein, es ist doch nicht abzuleugnen und nicht zu ändern,

Wilhelm IV., geb. 1765, † 1837 — mit Adelheid, Prinzessin von Meiningen. Die einzige Tochter aus dieser Ehe starb bald nach der Geburt. Ebenfalls 1818 vermählte sich Georg III. vierter Sohn, Herzog von Kent, geb. 1767, † 1820, mit Victoria Prinzessin von Sachsen-Coburg, verwitweten Fürstin von Leiningen, geb. 1786, † 1861. Das einzige Kind aus dieser Ehe war die nachmalige Königin Victoria.



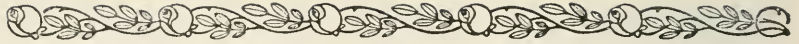
daß besonders jetzt die wichtigsten Geschäfte in Berlin sind und nirgends anders abgemacht werden können. Dann kommt auch die Rücksicht auf seine Gesundheit hinzu; eine Reise, die fast im Winter begonnen wird und durchaus mit anstrengender Arbeit verbunden ist, bleibt in diesem Alter immer bedenklich. Ich erwarte mit Ungeduld, ob sich die Sache, die ich lieber noch immer nicht für richtig halte, wirklich bestätigt.

. . . Du kennst Alexanders Ansichten. Sie können nie, so sehr ich ihn liebe, die unseren sein. Unser Umgang ist wirklich oft komisch. Ich lasse ihn immer sprechen und gewähren, was hilft das Streiten, wo die ersten Basen aller Grundsätze verschieden sind. Alexander ist nicht bloß von einzig seltener Gelehrsamkeit und wahrhaft umfassenden Ansichten, er ist auch überaus gut von Charakter, weich, hilfreich, aufopfernd, uneigennützig — aber es fehlt ihm nun einmal das stille Genügen an sich und dem Gedanken, und daraus entspringt alles übrige. Darum versteht er nicht die Menschen, obgleich er immer mit ihnen lebt und sich sogar vorzugsweise mit ihren Empfindungen beschäftigt, nicht die Kunst, obgleich er alles Technische daran recht fertig versteht und ganz leidlich selbst malt, nicht, so kühn und schrecklich das zu sagen ist, die Natur, in der er täglich Entdeckungen macht. Von Religion wird es weder sichtbar, daß er eine hat, noch daß ihm eine mangelt. Sein Kopf und sein Gefühl scheinen nicht bis an die Grenze zu gehen, wo sich dies entscheidet. Dabei ist nichts mehr über diese Hauptsachen der Menschheit beweglich in ihm, sondern alles wie mit eisernen Schranken abgeschieden und eingezwängt. Jetzt ist nun sein Steckpferd zwar durchaus monarchische, allein lauter konstitutionelle Ideen zu haben, sich zwar in nichts Politisches zu mischen, allein in Paris mit den Liberalen, hier mit der Opposition zu harmonieren. Alle Augenblicke erwähnt er seine Grundsätze darin. Allein, er hat auf keine Weise tief darüber gedacht, die schwachen



und erbärmlichen Begriffe, die darüber in Frankreich kursieren, genügen ihm vollkommen, und wenn er mich je nötigte, mich über meine Meinung in dieser Rücksicht zu erklären, wüßte ich gar nicht, wie ich es machen sollte, sie ihm nur zu erklären. Glücklicherweise tut er das aber nicht, sondern sieht mich eigentlich als einen durch mich selbst und meine Stelle Andersdenkenden an, was denn auch recht gut ist. Er erzählt mir stundenlang von den Menschen in Paris, ihrem persönlichen Treiben, und ich sitze ruhig dabei und denke nur immer und ewig das, daß keiner von allen, die er da nennt, und keine mir auch nur das leiseste Interesse, selbst nicht einmal der Neugierde des Verstandes einflößen. Dagegen ist er höchst interessant, wenn er von seinen Studien spricht, und da immer an der rechten Stelle. Das letzte, was ich gewöhnlich, wenn er lange Zeit bei mir gewesen ist, denke, ist, daß es eine der wundervollsten Erscheinungen in der moralischen Welt ist, daß mein Vater und meine Mutter nur zwei Kinder und gerade zwei gehabt haben, die, indem sie doch im ganzen durchaus dieselbe Richtung haben, eigentlich bloß in Gedanken und im geistigen Beschauen der Dinge zu leben, dann auf einmal in allem in größere Verschiedenheit und Gegensätze ausgehen als Menschen in verschiedenen Weltkörpern sein könnten. Und im Grunde ist Alexander nicht so geworden, er ist von jeher so gewesen, das Ausland hat ihn nicht verändert, sondern er hat das Ausland gesucht, weil ihm in Deutschland, soviel vorzüglicher er auch als die meisten Deutschen ist, nicht heimlich sein konnte. Sogar hier ist er nicht recht gern und nicht in seinem eigentlichen Wesen.

Was Du, ewig liebe Seele, von Deiner Stimmung sagst, als wir uns in Potsdam das letztemal trennten, ist unendlich gut und lieb. Auch mir war ebenso. Gottlob, daß sich alles glücklich gelöst hat. Ich erinnere mich noch, daß ich den Morgen in die Staatsratskommission gehen und viel reden mußte. Es hat mich



nie etwas so angegriffen, als die äußere Aufmerksamkeit so auf etwas zu heften, wo das Gemüt mit ganz etwas anderem beschäftigt war.



17. Caroline an Humboldt

Rom, 13. November 1817

eine beiden lieben Briefe vom 18. und 22. Oktober sind mir, mein teuerstes Herz, vorgestern mit der französischen Post richtig zugekommen. Der eine, der vom 18. Oktober, war erbrochen und auf eine sehr plumpe Weise wieder zugemacht. Du klagst über das Postgeld. Auch hier ist es furchtbar. So ein Brief, wie mein heutiger sein wird, kostet nah' an einen Scudo impostatura. Deine beiden letzten zwei Scudi, und gewiß hattest auch Du schon dafür bezahlt.

Bülow begreife ich. Seine Briefe an Gabrielle handeln vom ewigen Kampf mit sich selbst, diese harte Trennung mit Gleichmut zu ertragen. Die guten Kinder wissen nicht, daß der Zustand der Sehnsucht vielleicht der glücklichste des ganzen menschlichen Daseins ist.

Du sagst mir Deine Besorgnisse über Caroline, und ich teile sie ganz. Indessen ist nicht zu leugen, daß sie auf dem Wege vollkommener Besserung ist . . . Ich liebe gewiß die Kinder alle nicht weniger wie Caroline, denn man hat ja ein unbegreiflich ganzes Herz für ein jedes, aber ich liebe Carolinen durch die lange Pflege vielleicht, der sie bedurft, durch das in ihr, was nur ich erkenne, mit einer Wehmut, die ich gar nicht aussprechen kann.

Ich muß Dir doch eine höchst ärgerliche Geschichte*) erzählen, die vorigen Freitag, den 7., passiert ist. Lucian**) läßt, wie Du viel-

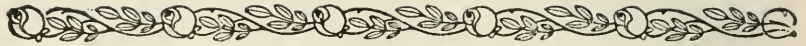
*) Von Washington Irving zu einer Novelle, „Des Malers Abenteuer“, benutzt.

**) Lucian Bonaparte, Bruder Napoleons I., geb. 1775, † 1840.



leicht gehört hast, auf Tusculum Nachgrabungen machen. Monsignor Cunego, der bei Lucians zum Besuch auf der Ruffinella war, geht gegen 4 Uhr nachmittags allein nach dem Tusculum, wo eben nicht gearbeitet wurde, und besieht sich die scavi. Er wird von Briganti angefallen und trotz allen Protestationen, daß er nur ein povero prete sei, mit nach der macchia geschleppt. Wie es dunkel geworden, machen die Räuber sich wieder auf und sagen Monsignor Cunego, daß er an Lucians Haustür den Padrone della Casa begehren sollte. Die Tür ist schon zu, man klopft, Cunego muß mit zitternder Stimme sagen: Dov'è il Signor Principe? Und als man öffnet, dringen sechs Räuber mit ein. Das Haus wird von Räubern umstellt. Die Bedienten schreien: Ladri! ladri! Ein unglücklicher Maler, namens Chatillon, den Lucian seit zehn Jahren bei sich hat, und der, wie man versichert, jezt le préfet du palais genannt wird, stürzt die Treppe hinab, um zu sehen, was zu diesem Ruf Anlaß gegeben. Man faßt ihn, hält ihn für Lucian und schleppt ihn nebst fünf Bedienten fort. Ein Bedienter wird zurückgesandt und 3000 Scudi für den nun erkannten Chatillon begehrt mit Drohung, daß, wenn selbige nicht zur bestimmten Stunde auf einem bezeichneten Orte seien, Chatillon ermordet werden würde. Lucian soll sich ungemein feig betragen haben; ja, den Kopf so verloren haben, daß er beim ersten Ruf der Bedienten auf keine Rettung der Frauen, nur an sich gedacht haben soll.

Chatillon ist dann ausgelöst worden durch die Tätigkeit des Prinzen Santa Croce, allein so mißhandelt worden, daß er in Frascati hat bleiben müssen. Lucian und die Familie sind Tags darauf nach dieser sauberen Geschichte herein in die Stadt. In Palestrina ist seitdem etwas ähnliches vorgegangen, mit einem Wort, der Zustand des Staates und des Neapolitanischen ist wirklich bedenklich und gibt wunderbare Zeichen. Die Schlechtigkeit des Volkes macht allein den Briganti solche Coups möglich, denn überall haben



sie Ableger, stecken mit ihnen durch, und auf die Truppen ist nicht zu zählen. Beim ersten Schuß laufen sie weg.

Adieu, teures Leben, die Kinder grüßen, alles präpariert sich schon zu Adels Abreise, und mir ist das Herz recht weh.

Ewig die Deine.

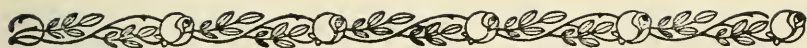


18. Caroline an Humboldt

Rom, 15. November 1817

Du kannst Dir in dem neblichten London gar keinen Begriff von der Schönheit dieser Herbsttage machen, mein geliebtes Herz. Seit dem 31. Oktober wandte sich der Himmel zu einer Klarheit, die alles übersteigt, was man sich denken kann. Alle Morgen fällt ein sehr starker Nebel im Abend, die Sonne scheint dagegen, und aus dem rosigen Schleier sehe ich jeden Morgen St. Peter heraustreten. Es ist immer wie ein Kampf wolkiger Gebilde um den hohen Dom; zuweilen tritt der Vatikan, zuweilen die Kuppel zuerst heraus, aber nie werde ich müde es anzusehen. Es ist ein Farbenspiel, etwas so Wunderbares, und ich möchte sagen so Siegendes darin, wenn das hohe Gebäude nun hervortritt, und die Strahlen der kaum aufgegangenen Sonne warm und liebend es umfließen, daß man gar nicht müde wird, es anzusehen. Vorgestern war ich wieder im Garten des Vatikans, der mit seinen wunderbaren Fontänen, seiner tiefen Einsamkeit und herrlichen, mannigfaltigen Ausichten zu den schönsten für mich gehört.

Gestern morgen sahen wir endlich, nach vielem Warten und Mühe, die Villa Mattei. Oben auf der Loggia sind Ausichten, wo ich Dich tausendmal an meine Seite gewünscht hätte. Die Bäder des Caracalla machen sich da ungeheuer groß. Auf einer andern Seite das Coliseum, gleichsam im Mittelgrund, und im Vordergrund das Kloster St. Giovanni e Paolo mit der Reihe



dunkler Zypressen, auf der sich die Palme einzig schön abhebt. Den Abend besahen wir noch einmal Villa Albani, die es in dem Großartigen der Anlage mit einer jeden aufnehmen kann und mir in Betreff der Aussicht von der Loggia dadurch merkwürdig ist, daß man nur die Gegend, die Berge, die Campagna mit ihren einsam verstreuten Monumenten, die großen Kirchen, wie St. Peter, St. Paul, San Lorenzo, wahrnimmt und hie und da etwas, was eine Stadt andeutet. Allein die eigentliche Hauptmasse der Stadt ist verdeckt, und man errät es bloß, daß eine da ist.

Wie groß, wie mannigfaltig ist Rom! Je mehr man es sieht, je mehr wächst es vor dem inneren und äußeren Sinn. Oh, daß Du da wärst! Ich begreife es jetzt noch weit mehr wie damals, wie sie ganz, diese ewige und einzige Stadt, zu Deinem Wesen paßte, wie Du alles verstandest und in Dir aufgenommen hattest.

Von Mos*), von der Dotation, von Dunker**) und Bothe***) höre ich auch nicht ein Wort. Sie müssen wohl Rom für ein Fabelland ansehen. Aber Hermännchen schreibt regelmäßiger als ehemals. Er ist so entzückt über den Ziegenbock, daß nichts darüber geht. „Herr von Türk†) hat mir einen Ziegenbock gekauft, den kann ich Dir gar nicht genug beschreiben. Er hat zwei gewaltige Hörner, größer als ein Ochse, und hat einen langen zottigen Bart, und er selbst ist ganz zottig.“ Du siehst, wie glücklich er ist.

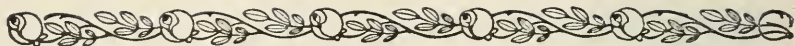
Die Herz genießt ihren hiesigen Aufenthalt sehr vernünftig, langsam, ohne Wagen als zu den großen Touren, sieht aber sehr ordentlich alles.

*) Friedrich Christian Adolf v. Mos, geb. 1775, † 1830, der spätere bedeutende Finanzminister.

**) Sekretär des verstorbenen Präsidenten v. Dacheröden.

***) Amtmann in Burgörner.

†) Regierungsrat, in dessen Erziehungsanstalt sich der jüngste Sohn Humboldts befand.



Nun adieu für heute, süße Seele, wir schweifen dieser Tage wegen August noch ungemein weit umher. Die Kinder grüßen

Ewig Deine Li.



19. Humboldt an Caroline

London, 15. November 1817

Die Zusammenkunft der Studenten auf der Wartburg am Reformationsfest hat großes Aufsehen gemacht. Sie haben mehrere Bücher, unter anderen Ancillon's*) Constitutionsbuch verbrannt, ich finde, daß das diesen Schriften zuviel Ehre erzeigen heißt, außerdem ist dem Feuer ein österreichischer Korporalstab, ein hessischer Zopf, eine preußische Offiziersbrust und ein englischer Frack überliefert worden. Dann soll man aber auch sehr skandalöse Reden gegen die Fürsten gehalten haben, wenn alles wahr ist. Es ist sehr fatal, daß sie sich nicht mit mehr Anstand und Würde benommen haben. Es vermehrt nur immer mehr das Gerede der Unvernunft und Engherzigkeit und gibt ihm Grund und Vorwand in die Hand. Es muß auch die Regierungen zurückschrecken, die, wie die weimarische wirklich in einem sehr guten Sinne dabei gehandelt hatten. Daß sie auch die Kongreßakte vernichtet haben, wird behauptet, aber bezweifelt.

Der Kurfürst von Hessen**) hat übrigens ein verstocktes Zopfedikt herausgegeben. Jeder Zopf muß fünfzehn Zoll lang sein, und die Unteroffiziere tragen an ihren Stöcken eine Schnur, die genau dies Maß enthält.



*) Johann Peter Friedrich Ancillon, geb. 1767, † 1837. 1790 Prediger der französischen Gemeinde in Berlin. 1810—1814 Erzieher des Kronprinzen, dann im Ministerium des Auswärtigen, 1831 Staatssekretär und 1832 an der Spitze des Ministeriums.

**) Wilhelm I., geb. 1743, † 1821, seit 1803 Kurfürst von Hessen, 1806 von den Franzosen vertrieben, zog 1813 wieder ein.



20. Humboldt an Caroline

London, 19. November 1817

Es sind große Veränderungen im Ministerium in Berlin vorgegangen, die vermutlich die Hauptursach gewesen sind, daß der Staatskanzler geglaubt hat, vor seiner Reise in die Rheinprovinzen erst einige Wochen in Berlin sein zu müssen. Ich kenne das Ganze erst unvollkommen aus den Hamburger Zeitungen, werde aber in einigen Tagen die Verordnung selbst haben. Wie ich es jetzt weiß, verhält es sich damit folgender Gestalt. Dem Finanzminister sind abgenommen: die außerordentliche Einnahme und Ausgabe, das Staatsschuldenwesen, die Bank, die Seehandlung, das Berg- und Hüttenwesen, der Schatz, die Münze und Lotterie. Von diesen Gegenständen hat Schuckmann*) das Berg- und Hüttenwesen erhalten, alle übrigen aber sind zu einem neuen Ministerium gemacht worden, das unter der speziellen Direktion des Staatskanzlers steht, über das aber Klerwig**) und Rother***) die Aufsicht haben, Schuckmann hat das Departement des Kultus und Unterrichts verloren; dies ist zu einem eigenen Ministerium geworden, welches Altenstein†) bekommen hat. Ladenberg††) ist Generalkontrollleur geworden, ein Amt und ein Titel, die bisher bei uns unbekannt waren, und von denen ich selbst nicht weiß, was es eigentlich bedeuten soll, da zum Kontrollieren schon die Oberrechnungskammer vorhanden ist. Endlich ist Beymen†††), der zugleich ins Justizministerium als Mitglied gekommen ist, die Organisation und

*) Friedrich v. Schuckmann, geb. 1755, † 1834, seit 1814 Minister des Innern.

**) W. A. v. Klerwig, geb. 1760, † 1855, 1817—1824 Finanzminister.

***) Christian v. Rother, geb. 1778, † 1849, 1836—1848 Finanzminister.

†) Karl Freiherr vom Stein zum Altenstein, geb. 1770, † 1840, Minister.

††) Philipp v. Ladenberg, geb. 1769, † 1847, 1837—1844 Minister.

†††) Karl Friedr. v. Beyme, geb. 1765, † 1838, war 1800—1810 Justizminister, 1814 Zivilgouverneur von Pommern, 1817—1819 Justizminister.



Aufsicht über die Justizverwaltung in den Rheinprovinzen übergeben worden.

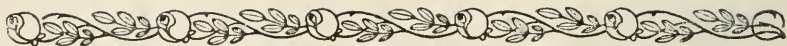
Wie ich die Sache jetzt ansehe, kann ich sie nicht sonderlich billigen. Die beiden Minister, gegen die gerechte Klage geführt worden war, bleiben. Nachdem sie schon vor den Augen des Publikums sehr bloßgestellt worden waren, erfahren sie hier eine noch auffallendere Kränkung und bleiben doch, wenn sie nämlich, wie ich aber nicht glaube, nicht von selbst gehen. Auch behalten sie, wenn sie einmal nicht tüchtig sind, noch immer zu wichtige Teile der Verwaltung. Das Finanzministerium ist auf eine, meiner Ansicht, unpassende Weise zerschnitten worden, und ich zweifle, daß ein tüchtiger Mann je auf diese Weise Finanzminister wird. Der Staatskanzler, wenn er nicht Klewiz und Rother alles überlassen will, bekommt mehr Arbeit, und die Verantwortlichkeit, die schon immer nicht ordentlich bestellt sein konnte bei der jetzigen Geschäftsführung, wird noch mehr verwirrt. Die Trennung der Justiz diesseits und jenseits des Rheins ist auch sonderbar. Allein das Wichtigste bei diesen neuen Einrichtungen sind die Personen, und vorzüglich Beymes Rücktritt ins Ministerium. Du fühlst, wohin dieser führen kann und fast notwendig führen muß. Bei alledem glaube ich indes allerdings, daß für den Augenblick die Geschäfte etwas besser als früher gehen werden. Nur ist es nicht allein keine gründliche Besserung, sondern eher eine Verschlechterung. Denn es ist nun noch weniger eine Verteilung der Geschäfte nach einem Prinzip, und gar nicht in den obersten Stellen eine Vereinigung von Menschen, wie die Nation auf der Stufe, auf welcher sie steht, und nach den Beweisen von Kraft, Anhänglichkeit an den König und Vaterlandsliebe, die sie gegeben hat, sie verdiente. Mir privatim, nämlich insofern ich selbst tätig sein könnte oder möchte, denn sonst kann man sich nicht von dem Staate trennen, ist diese Änderung wenigstens gleichgültig. Sie erleichtert meinen



Plan, mich zurückzuziehen, da man bei dieser Zusammensetzung des Ministeriums mich noch lieber fernhalten und noch mehr, mich entbehren zu können glauben wird. Wundern soll es mich nur, ob der Staatskanzler mir davon schreiben wird. Ich zweifle daran, und tue es sonst natürlich auch nicht.

Also die Barthische Übersetzung des Tacitus ist Dir gerade in die Hände gefallen? Es ist mir sehr lieb. Sie ist zwar voller Fehler, hat aber etwas Originelles und nimmt dem Tacitus weniger als andere, vielleicht übrigens bessere, seine Eigentümlichkeit. Wie sie herauskam, mochte ich höchstens 15 Jahre alt sein, sie machte aber einen erstaunlichen Eindruck auf mich und hat mir den ersten Anstoß zum Übersetzen gegeben. Ich machte gleich mit einem anderen lateinischen Schriftsteller den Versuch. Tacitus ist allerdings höchst merkwürdig und anziehend. Überhaupt wollte ich, Du läsest mehr lateinische Schriftsteller, namentlich Sallusts Catilina. An guten und dem Original schon durch die Sprache nahezu vorzüglich älteren italienischen Übersetzungen fehlt es nicht. Es ist der Übergang zum Modernen, und wenn weniger Einfachheit und Fülle der Natur darin ist, so hat die Sprache eine gewisse Kürze und Würde, die man immer bewundern muß. In der Ursprache zu lesen ist freilich besser. Aber es erfordert auch viel Zeit und bloß mechanische Mühe dahin zu kommen.

Jetzt müssen, wenn die Post keine Veränderung macht, die Briefe wie eine Uhr richtig gehen. Wir schreiben regelmäßig alle Mittwoch und Sonnabend, die Tage, die unmittelbar auf meinen deutschen Posttag folgen. Ich habe mit Fleiß diese gewählt, damit Bülow Zeit zum Schreiben an Gabriele hat. Mir ist es gleichviel, da ich immer fertig werde und Herr bin, es einzurichten, wie ich will. Da er von meiner Arbeit abhängt, ist er in einem anderen Fall, und man muß die einzige Beruhigung in der Abwesenheit nicht stören. Ach! wohl ist es die einzige, nicht für sie bloß.



Unsere Trennung kommt mir viel wehmütiger und zerreißender vor. Die Jahre des ungestörten Genusses des Zusammenseins, deren wir so viele hatten, knüpfen alle Bande fester, steigern die Sehnsucht und machen das Gemüt wunder. Wann werde ich Dich wiedersehen, mein Einziges? Die Monate, die wir jetzt zusammen verlebten, waren unendlich schön aber kurz, sie gehörten, dünkt mich, zu den schönsten unter uns. Ich kann das, weiß Gott nicht sagen daß Du nicht immer, auch sonst, gleich gütig und liebend gewesen wärst, aber es war in all Deinem Wesen, in jedem Deiner Blicke, Deiner Worte ein unnennbar fesselnder Reiz. Wenn ich Dich nur auch recht froh und glücklich gemacht habe!

Lebe wohl, ewig geliebtes, teuerstes Herz. Umarme die lieben Mädchen, denn Adelheid und August werden nicht mehr bei Dir sein.
Ewig Dein H.



21. Caroline an Humboldt

Rom, 20. November 1817

Wir haben mit der letzten, vorgestern angekommenen Post, süßestes Herz, keine neueren Briefe von Dir bekommen, und die Sehnsucht waltet hier wie in dem nebligten London. Ach, aber die ewige Klarheit dieses seligen Himmels, die dunkle lichte Bläue des Gewölbes, das einen umschließt, die goldenen Lichter des Abends, die Verklärung, die da aufgeht, wenn die Sonne gesunken, stimmt mich in ewiggegenwärtigen Gedanken an Dich, mein teures Herz, der Du das alles erkanntest und fühltest, zu einer tiefen, süßen, unaussprechlichen Wehmut. So fern und so dunkel muß ich mir Dich denken, dessen Seele und Gemüt klar, mild und still wie dieser Himmel ist. Warum kannst Du ihn nicht genießen?

Gestern abend waren eine Anzahl Menschen bei mir, weil wir



glaubten, August ginge heute. Die Kinder reisen Sonntag, den 23., ab, ich kann sagen mit tiefem Schmerz, besonders August hinsichtlich Roms. Adelheid tut die Trennung von Rom wohl so weh nicht, obgleich ihr seine Schönheit doch auch aufgegangen ist. Aber die von uns tut dem lieben Kinde sehr weh, und ihre holden Augen sind oft mit Tränen angefüllt.

Die Herz, die Dich tausendmal grüßt, ist in einem Entzücken über Rom. Das Wetter hat denn auch seinen Anteil daran, denn einen schöneren November sah man nie.

Rauch hat den Auftrag für eine bronzene Statue Blüchers auf einem granitenen Piedestal nach Breslau bekommen, was ihn ungemein glücklich macht.

Ich muß heut hier abbrechen, die Abreise der Kinder macht mancherlei Kollisionen, und heut hat Adelheid noch die letzte Sitzung zu ihrem sehr gelungenen, sehr ähnlichen Bilde. Schadow bittet, ich möchte hinüberkommen. Verzeih daher, geliebtes Herz. Vorgestern besahen wir mit Ingenheim*), den Österreichern und einigen Künstlern das Museum Capitolinum mit Jackeln. Adieu!

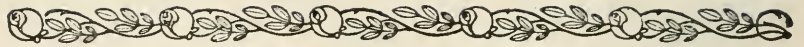


22. Caroline an Humboldt

Rom, 25. November 1817

Lesthin habe ich Dir nur so sehr kurz schreiben können, was mir, meine süße Seele, unendlich weh getan hat. Aber Du weißt, wie es einen Tag vor der Abreise geht. Adelchen ist denn fort. Sie war sehr bewegt, sie hatte schon einige Tage her rotgeweinte Augen, August war auch sehr trübe, Caroline und Gabrielle in Tränen. Von mir will ich nichts sagen.

*) Gustav Adolf Graf v. Ingenheim, geb. 1789, † 1855, Sohn Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Voß.



Es liegt immer etwas eigentlich Unnatürlich und Zerreißendes darin, wenn ein liebes Wesen sich von seiner Mutter trennt. Gottlob, daß ich bei Adel wenigstens es mit der Ruhe tun kann, daß sie glücklich und geliebt ist.

Sie führen über den Spaziergang auf Trinità di Monte hinab dem Tore zu, und aus Bassano empfang ich ein Zeichen des Lebens von ihnen durch folgende Veranlassung. Der Tod der Prinzessin Charlotte von England, der Sonntag hier bekannt wurde, hat einen starken Kurierwechsel zwischen Pesaro und hier veranlaßt. In Pesaro ist die Prinzessin von Wales in einer Villa etabliert. Nun, alla Storta treffen sich zwei sich entgegentommende Kuriere, zanken sich um die Pferde, und der von Pesaro kommende schießt den hiesigen durch den Leib. In demselbigen Augenblick kommt Adelheid an, sie schreiben einige Zeilen, damit ich nicht durch das Gerücht beunruhigt würde.

Ich habe heute, geliebtestes Herz, deine beiden Briefe vom 1. und 5. November. Du schienst am 5. nichts zu wissen von der Prinzessin Charlotte. Die Arme! So jung und so schnell und so schmerzlich ging sie dahin! Ihr Tod scheint mir eine sonderbare Lage der Dinge herbeizuführen. Ingenheim sagt mir, derselbe Kurier habe auch die Nachricht der Präsentation der Herzogin von Cumberland gebracht.

Aus Berlin sagen alle Briefe (Ingenheim hat welche von seinem Stiefbruder B[randenburg]*), Eckardtstein hat andere, die Herz andere), wie sehr man Dich vermisse und hoffe, Deine Abwesenheit werde nicht lange dauern. Die gestern von Berlin angekommenen Briefe sagen, der Staatskanzler ginge nach den Rheinprovinzen, und die Eröffnung des Staatsrats sei ajourniert. Ist dem so? Daß alles Menschliche Stückwerk ist, merkt man doch zu sehr.

*) Friedrich Wilhelm Graf Brandenburg, geb. 1792, † 1850, Sohn Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Dönhoff.



Was Du mir von Frau v. Staël schreibst, hat mich sehr geschmerzt. Ein Amerikaner ist hier, der außerordentlich gut Deutsch spricht, er kennt auch Alexander, der hat sie bis zweimal 24 Stunden vor ihrem Tode gesehen. Er sagte, ihre Augen seien noch schön, seelenvoll gewesen, und sie habe mit unaussprechlicher Freundlichkeit ihre Freunde an ihrem Krankenlager begrüßt. Man sagt, Rocca, der im Sommer hier war, sei in Genf gestorben. Ihr Tod hat mir doch sehr weh getan. Doch finde ich, ist's eine Günst des Schicksals, daß sie den ihres geliebten Freundes nicht erlebt hat.

Gneisenau will ich wirklich dieser Tage schreiben, um so mehr Fremde aus Schlesien mir eine Rekommandation von ihm gebracht haben.

Ich umarme Dich, meine liebe Seele, mit den lieben Mädchen.



23. Humboldt an Caroline

London, 26. November 1817

ch habe einen Brief von Scholz vom 10., er legt sich Dir zu Füßen. Auch endlich Depeschen vom 6. vom Staatskanzler. Damals war er also noch in Berlin. Die Varnhagen*) schreibt mir, daß sie gar nicht an sein Reisen glaubt. Ein Brief von der Varnhagen an mich wird Dich nicht wenig wundern. Es gibt Fliegennaturen, die nicht nachlassen. Da er mit mir in Frankfurt verunglückte, muß nun sie versuchen. Als ich sie in Brüssel mit ihm fand, nötigte sie mich durch ein Billet, sie zu besuchen. Wir blieben glücklicherweise nur kurz allein, sie tat viele Fragen und klagt noch über die Einsilbigkeit meiner Antworten. Ihr jetziger, vier Seiten langer Brief ist zwar bloß Scherz und Schmeichelei, allein sie fragt, ob mir Briefe von ihr

*) Rahel Varnhagen v. Ense, geb. 1771, † 1833.



hierher angenehm sein würden, und will also immer sichtbar anknüpfen. Ich denke nach meiner alten Regel die Unhöflichkeit an den Anfang zu setzen und nicht zu antworten. *)

In Deinen Briefen, die ich wieder durchlese, habe ich nun auch den Dioskurentempel gefunden. Es ist mit den Ausgrabungen recht gut, aber die Phantasie verderben sie einem doch. Sie machen das Alte neu. So war man nun einmal gewohnt, die drei Säulen Jupiter tonans zu nennen, und die eine stator. Nun soll man Dioskuren sagen, und gar an den elenden Phocas denken. Alle Altertümer in Rom haben etwas Mythisches, man wußte recht gut, daß es nicht damit so war, wie es gesagt wurde, aber sie waren in den Namen, mit den Anekdoten und Fabeln zu eigenen Wesen geworden, aus denen das Bild des heutigen Rom hervorging. Ich werde auch bis an meinen Tod dabei bleiben und mich nicht an die gelehrten Erklärungen kehren. Man kann das seinen Kindern überlassen. Es ist mir aber sehr lieb, was Du davon siehst und erfährst zu hören.

Schrieb ich Dir schon von Lady Davy**), der Frau des berühmten Chemikers? Sie hat Dich bei der Staël gesehen und läßt Dich immer grüßen. Sie erinnert sich, mit Theodor getanz't zu haben. Du weißt, die Engländerinnen sehen das Tanzen für eine Bewegung an, die in jedem Alter an ihrer Stelle ist.

Über Hermanns Brief an Dich habe ich sehr lachen müssen. Man sieht daraus, wie schwierig eigentlich die Schreibkunst und das Denken im Schreiben ist. Kinder kommen zu gar keiner Natürlichkeit, ehe sie nicht die Fertigkeit der Hand haben, und bei Nationen ist die erste Prosa, die sich nicht ohne Schreiben denken läßt,

*) Die Annäherungsversuche des Barnhagenschen Paares entsprangen wohl hauptsächlich egoistischen Gründen, was Humboldts Feingefühl nicht entgangen sein wird.

**) Vgl. Bd. IV, S. 378.



auch ein schwerfälliger Lapidarstil in Inschriften. Der liebe kleine Junge wird aber gewiß recht gut.

Ich schicke Dir hier zwei Briefe, die freilich das Porto vermehren, ich mag sie aber doch nicht öffnen. Man muß jedem Schreibenden sein Recht lassen.



24. Humboldt an Caroline

London, 29. November 1817

Wir haben zwei Briefe auf einmal von euch gehabt, liebe Seele . . . Die arme Gabriele hat sich also sehr gesehnt und ist in Unruhe und Sorge gewesen? Was Du von ihr, und daß Du sie nicht ohne Wehmut ansehen kannst, sagst, hat mich tief gerührt, und ich habe es vollkommen verstanden. Du hast unendlich recht darin. Frauen werden mit einer unendlich mehr verwundbaren Natur in eine Lage gestellt, wo es kaum möglich ist, jede Verletzung zu verhüten, da die ganze Art ihres Daseins immer die Empfindung erregt und in Anspruch nimmt. Das Glück, die Ruhe des Lebens selbst, schwebt da in ewiger, unvermeidlicher Gefahr. Manche Charaktere sind aber allerdings dieser Gefahr noch mehr ausgesetzt, und in der That ist es Gabriele gewiß mehr als Adelsheid, die in diesem Moment nun wirklich den Hafen erreicht hat und nur unglücklich werden könnte, wenn sie August verlöre oder mit Kindern widrige Schicksale erführe. Gabriele hat eine mehr in sich gekehrte, nicht so, wie es bei Adelsheid der Fall ist, tätig mit der Wirklichkeit beschäftigte Stimmung. Was mich aber auch für sie wieder beruhigt, ist, daß Bülow eine eher weiche als widerstrebende Natur ist. Allerdings fehlt es ihm, wie Du mir sicher glauben kannst, von selbst an allem Poetischen, allem Weben und Leben der Phantasie. Wenigstens hat sich bis jetzt nichts davon entwickelt, und wenn es nicht durch die Leidenschaft und die Liebe eine Tür zu ihm findet,



möchte ich auf immer daran verzweifeln. Aber dies kann, da er sonst ganz gewiß eine unbegrenzte Anhänglichkeit zu Gabriele hat, nie wirkliche Mißverständnisse hervorbringen, wohl Mißlaute, unerwiderte Anklänge, die oft einen weiblichen Busen sehr schmerzen. Aber wo ist das nicht? Ich möchte sagen, daß es nur da ganz fehlt, wo auch die Frau nicht die wahrhaft schöne Regsamkeit und Feinheit des Gefühls hat. Ich glaube nicht, daß je zwei Menschen inniger miteinander vertraut, glücklicher durch einander, und mehr in immer steigender und gleich natürlich durch die Zeit und die Erfahrung nach und nach anders und anders, aber immer gleich harmonisch und mit wachsender Innigkeit umgestalteter Liebe gelebt haben, als wir beide. Aber, liebes, teures, süßes Kind, doch bin ich sicher, daß auch mir es begegnet ist, Dich manchmal zu verletzen, selbst Dir weh zu tun. Daß sich das Starke mit dem Zarten gattet, kann man nur von dem Mann in seinen besten Momenten sagen, die in keinem immer vorherrschen, und wenn das Starke nur ein wenig überschwanke, so leidet das Zarte in seinem Tieffsten und Besten. Ich weiß sehr gut, daß es wieder auch Augenblicke gibt, wo die Frau wohl gegen den Mann Unrecht hat, aber das ist nie das-selbe. Es kommt immer in den Guten aus einer Quelle, die er selbst, entweder an sich, oder wegen dessen, womit es zusammenhängt, ehrt und liebt, und es ist nie eigentlich verwundend. Es kann entbehren lassen, verstimmen, aber das weibliche Gemüt hat einen solchen sich immer so sichtbar ergießenden Schatz von Liebe, daß diese jeder einzelnen Äußerung, die der Mann vielleicht anders erwartete, auch Milde mittheilt. Im Manne kann das nicht einmal so sein. Das macht die Verse, die Du aus dem sehr hübschen Gedicht von Lenz anführst, so unglaublich wahr, und das flößt mit dem ganzen weiblichen Dasein ein Mitleiden ein, das eine der schönsten Empfindungen im Leben ist, und auf die man eine ganz eigene Welt der Dichtung bauen könnte.



Es ist überhaupt im Schicksal der Welt und der Menschen eine eigene Erscheinung, daß gerade das Höchste am meisten dem Leiden und dem Unglück ausgesetzt ist, was sichtbar darauf hindeutet, daß Genuß und Leiden, Glück und Unglück, wen sie auch treffen mögen, als etwas angesehen werden soll, das bestimmt ist, in noch Höherem aufzugehen. Man verliert sich in sich selbst, wenn man diesen Gedanken nachhängt, aber ich leugne es Dir nicht, ich lebe in ihnen und rede gern mit Dir davon, die Du so gleichgestimmt darüber gesinnt bist, wie es denn überhaupt keinen Klang auf Erden gibt, der nicht seine volle Erwiderung in Dir fände. Darin bist Du einzig, und darin wirst Du von niemand je erreicht werden. Ich, teures Herz, das meinst Du gewiß auch, überhebe mich sicherlich nicht, aber es ist auch wieder mein Verdienst nicht, denn seit ich denken kann, hat mich dies gegenseitige Walten und Einwirken des Mannes und der Frau beschäftigt, es ist in mir zu einer mir eigenen Schöpfung geworden, und vor solcher Klarheit, die mir dadurch geworden ist, muß jede Selbsttäuschung verschwinden.

Daß Du Albano und Tivoli wiedergesehen, ist mir sehr lieb. Überhaupt ist mir Dein Aufenthalt in Italien, so viel ich dadurch auch selbst entbehre, doch ein wahrer Trost. Es ist eine Erneuerung großer und schöner Bilder, worin weit mehr, wie Du es aufnimmst, als bloßer Genuß liegt, es knüpft auch das Band zwischen Italien und uns fester, da Rom doch unsere Heimat bleiben wird; wer weiß, wie sich noch alles gestaltet. Du hast, wenn ich auch gewiß mit unendlicher Rührung erkenne, daß ich Dir gefehlt habe, doch in Deinem Leben wieder eine Epoche gemacht, deren Eindruck dauernd sein wird.

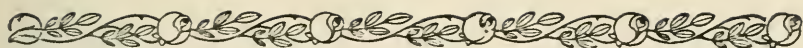
Ich muß heute früher als gewöhnlich ausgehen. Lebe innigst wohl, teure innigstgeliebte Seele!

Ewig Dein H.



Alexander ist gestern früh abgereist. Er schien sich diesmal mehr zu gefallen, aber Urago, der ein artiger, guter und hübscher Mensch ist, auch mehr eine spanische als französische Physiognomie hat, war so outriert von London, daß, als er einmal über seine Gesundheit klagte, und ich sagte: „Vous ne vous portez donc pas bien?“ er mir ganz mürrisch antwortete: „Mais, y-a-t-il quelqu'un a Londres qui s'y porte bien?“ Leugnen kann man nicht, daß die Engländer selbst London abscheulich finden und im Grunde im ewigen Laufen hin und her sind. Wenn es ihnen hier zu arg wird, rennen sie ans Meer, und Münster beschreibt sehr possierlich, wie sie da auf den Dünen oder sonst auf der Heide herumreiten, sich von einem furchtbaren Ostwind durchwehen lassen und immer über die *fine open air* frohlocken.

Obgleich anfangs Alexanders Ankunft mir hier etwas zu früh kam, so hatte es sich gegen das Ende so gemacht, daß wir sehr angenehm miteinander waren und uns nicht störten. Die meiste Zeit waren wir gemeinschaftlich ausgebeten. Vierzehn Tage hintereinander habe ich nicht zu Hause gegessen, und er bei mir nicht über fünf- bis sechsmal. Er hat versprochen, gegen das Frühjahr wiederzukommen, und sein Weggehen hat mir leid getan. Außer der persönlichen Zuneigung bringt er auch immer Bewegung ins Leben. Aber wahr bleibt dabei immer, daß einem leid tut, wie er aufgehört hat, deutsch zu sein und bis in alle Kleinigkeiten pariserisch geworden ist. Auch die Berg hat das gefunden, und was am schlimmsten ist, auch bei Lesung seines Buches. Hierin ist nun jetzt nichts mehr zu ändern. Überhaupt ist es wunderbar, wie alles in ihm auf dies Talent der Äußerung in einer gewissen gegebenen Art geht. So spricht er merkwürdig gut Englisch, und alle, mit denen er hier gesprochen, bemerkten es, dennoch kann ich



Dir versichern, daß, wenn ich zufällig etwas mit ihm laß, er sehr oft bekannte Worte und Wendungen nicht verstand. Er ist sicher eine der merkwürdigsten Naturen, die es jemals gegeben hat. Mit Bülow ist er sehr freundlich und zärtlich gewesen. Er schrieb ihm immer „Freund und Vetter“. Er hat auch Bülow sehr gegen mich gelobt. Doch hatte ich mich auch nicht in seiner Beurteilung der äußeren Verhältnisse der Heirat geirrt. Denn am letzten Tage hat er mir darüber sein Herz eröffnet und mich ordentlich gefragt, wie es denn komme, daß bei unserer äußeren Lage unsere Kinder, auch Theodor, keine reichen Partien machten? Ich habe ganz einfach den Text „hohe Weisheit tritt zurück, weiche vor der Liebe!“ geantwortet. Die tieferen, aber gewiß sehr wahren Gründe sind, daß wir nicht den Kindern immer vorgeredet haben, man müsse so heiraten, daß sie von Dir und mir gelernt haben, das Einfache und Innerlich-Beglückende vorzuziehen und auf Stand und Reichthum kaum zu achten.

Eine Gesellschaft Damen will Wellington ein Monument errichten lassen und hat, wunderbarerweise, den Kolosß*) dazu erwählt. Der Guß soll nur 3000 Pfund kosten, allein es ist nun auch kein Geld für das Pferd da, so daß er wohl nur die Luft bändigen wird. Immer ist es hübsch, so etwas anzufangen. Wenn man sie nur bei uns an den Anfang der Linden stellte! Wenn man das Erz aus alten Kanonen gäbe, wäre es eine Sache von 60 000 Talern höchstens und besser als alle die neuen Statuen der Generale, so sehr ich die Männer ehre. Es kann aus Skulpturmonumenten auf moderne Kriege bei uns nicht viel werden, alles, Sitte, Kostüm ist dagegen. Architektonische wären viel besser, da man in diesen mit den Büsten auskommt. Wenigstens sollte man aber Statuen immer aus Erz gießen. Dem Marmor zuzumuten, daß er in Schnee und Regen nicht schwarz werden soll, ist stark.

*) Antiker Rossbändiger auf dem Platz des Quirinals in Rom.



Ich habe mit letzter Post an Türl geschrieben und ihn gebeten, an Hermann ein Weihnachtsgeschenk zu machen, er weiß am ersten, was er gern hat. Geschenke an Schuls, Bernhard und Luise*) lassen sich schwer so mit Briefen machen. Es muß wohl anstehen, bis Du hinkommst, oder wenigstens, bis Adelheid dort ist. Bis dahin habe ich sie durch Türl grüßen und mich bei ihnen bedanken lassen. Wie ich die Luise nennen sollte, hat mich über eine Viertelstunde intriguiert; es gibt nicht Schrecklicheres, als jetzt so etwas Deutsch zu sagen. Sonst hätte ich ganz simpel Mamsell Luise geschrieben, aber kann man das jetzt? und nur Jungfer! Es gibt wirklich kein Mittel mehr für ein armes Mädchen, sie müßte, wenn sie nicht adelig ist, von Kindesbeinen an verheiratet sein. Ich habe mich endlich ganz listig ohne den Namen herausgefunden und sie die Musikmeisterin genannt.

Consalvis fortdauernde Freundschaft und Gefälligkeit freut mich sehr. In englischen Zeitungen wird er immer gelobt. Heute steht in einer von ihm: Warum hat England nicht einen solchen Minister?



26. Humboldt an Caroline

London, 10. Dezember 1817

Ser Kanzler ist nun wirklich am Rhein. Er etabliert sich, wie ich höre, im Schloß Engers bei Coblenz, was auf einen längeren Aufenthalt zu deuten scheint. Jordan*) ist nun auch nach Wien. Alle diese Abreisen müssen gleich nach dem 22. stattgefunden haben. Ein sonderbarer und unangenehmer Vorfall ist kurz vorher vorgegangen. Der Staatskanzler hatte

*) Lehrer und Lehrerin des kleinen Hermann.

**) Staatsrat.



einen Feldjäger mit den Depeschen, die Jordans Sendung nach Wien betrafen, von Gliencke nach Berlin geschickt. Dieser ist unterwegs angegriffen und seines Felleisens beraubt worden. Man hat das Felleisen nachher aufgeschnitten wiedergefunden; allein die Depeschen waren heraus, und um recht zu zeigen, daß man nur das suchte, so hatte man einen Beutel mit 200 Talern darin gelassen. Mir schreibt man es nicht, aber es ist gewiß.

Von einem närrischen Zeitungsartikel hier muß ich Dir doch auch erzählen. Der Morning Chronicle ist hier das schärfste und bitterste Oppositionsblatt. Vor einigen Wochen wurde ich veranlaßt, weil dies Blatt immer schändliche Artikel gegen Preußen hatte, einen entgegengesetzten in einer anderen Zeitung, der ministeriellen, jedoch so, daß er vom Herausgeber kam, erscheinen zu lassen. Unglücklicherweise war in diesen Artikel ein Druckfehler gekommen, und der Morning Chronicle ließ nur ganz kurz drucken: Wir möchten dem preußischen Gesandten raten, wenn er künftig Artikel zum Lob seiner Regierung in die Zeitung setzen läßt, leserlicher zu schreiben. Die Sache war mir sehr verdrießlich, allein ich konnte nicht dafür. Nun hat derselbe Morning Chronicle mich auf einmal verherrlicht. In einem wütenden Artikel über den deutschen Bundestag, der aber nicht ohne alle Wahrheit ist, heißt es: „Wem kommt es zu zu sprechen? O Du gerechter und edler Großherzog von Weimar, gehe nach Frankfurt und sprich, daß die Fürsten und das Volk Deutschlands Dich hören, sprich, würdiger Abkömmling des Weisen, daß das Herz Deiner Bundesverwandten möge gerührt werden. Geht auf den Bundestag, ihr deutschen Fürsten, nehmt mit euch die wahren Ratgeber und Helfer des Landes; errichtet dort einen vaterländischen Rat der Fürsten und erfahrenen Männer Deutschlands. Nur durch die, welche Deutschland retteten, kann Deutschland erhalten werden. Was ist ein Rat ohne Stein, Humboldt und Gneisenau?“ uff.



Die Zeitungen sind, wie Du sagst, wirklich unausstehlich hier, schon darum, daß sie einen zwingen, sie täglich zu lesen. Wenigstens drei der ungeheuren Blätter muß man täglich zu sich nehmen, ohne es fast ändern zu können. Sie sind eine Macht, es wäre vergebens, es abzuleugnen.

Ich sehe in Deine Briefe und finde die himmlische Stelle über das Hervortreten St. Peters aus dem Morgenduft. Wie gut und lieb Du bist, bei dem Genuße Roms so innig und liebevoll meiner zu gedenken, geliebtes Herz. Es erfüllt mich oft mit der heißesten Sehnsucht. Wann und wo werde ich Dich wiedersehen? Künftigen Sommer gewiß, und ich hoffe mehr denn je, daß wir einer stillen, einsamen Existenz entgegengehen. Es scheint mir, als reiften die Dinge allmählich, und als würde man mich ganz gern missen. Das, wenn es einmal so sein soll, ist mir das Liebste; ich hasse alles Gewalttsame.

Du bemerkst in einem Deiner letzten Briefe, teure Seele, daß Du einen von mir sichtbar aufgemacht bekommen hast. Dasselbe ist mit mehreren der Deinen der Fall gewesen, und gewiß hat man alle gelesen; dies ist ein Nachteil, den ich, wenn wir die Briefe über Frankreich gehen ließen, vorausfah. Allein ich bitte Dich doch, ferner immer auf dem gleichen Wege zu schreiben, und ich werde es auch tun. Der Umweg über Frankfurt am Main und Holland oder gar über Berlin ist zu schrecklich. Dann ist man dort ebensowenig vor dem Aufmachen sicher. Was tut es viel, wenn man unsere Briefe liest? Das meiste verstehen die Lesenden sicher nicht, nichts von allem, was uns beide persönlich betrifft. Über öffentliche Dinge schreiben wir in der Regel nicht, wenn ich es tue, ist es über Berlin, und so, daß mir auch nicht viel daran liegen würde, wenn man selbst dort es wüßte und sähe. In Frankreich ist es aber noch undeutender.



Du fragst, wieviel Leute ich habe. Folgendes ist mein Hofstaat: ein Koch, ein Haushofmeister, mein Jäger, zwei Livreebedienten, zwei Hausmädchen, ein Küchenmädchen. Weniger ist unmöglich zu haben. Ich hatte anfangs noch einen Bedienten mehr als Portier gerechnet, allein ich habe ihn retranchiert. Zwei Hausmädchen wird Dir viel scheinen, und wäre bei uns sehr viel, vorzüglich, da sie gar keine Arbeit mit Nähen u. s. w. machen, vielleicht nicht einmal machen können. Allein einmal trinken sie sehr oft und langsam den Tag Tee, und dann hast Du keinen Begriff von dem Kampf, den man hier mit dem Kohlendampf vom Morgen bis zum Abend kämpft. Die Reinigung ist hier eine Geschichte, die monatlich bloß an Materialien und verbrauchten Utensilien mehrere Pfunde kostet, und wo die Damen doch ziemlich den ganzen Tag beschäftigt sind. Sie haben fünf, sechs Arten von Bürsten, weiße Farbe, die Treppe anzumalen, schwarze, die Ramine, rote, den Küchenherd, Papiere, die Stahlsachen zu reiben, dabei muß man den Damen Handschuhe kaufen, damit sie die Hände nicht verderben. Alle Wochen wenigstens zweimal wird das ganze Haus geschauert, und so versicherten mir alle, daß ein Hausmädchen eine Unmöglichkeit sei. Ich habe sehr häßliche (Du wirst mich auslachen, aber ich versichere Dir, daß man mit einem Haushofmeister und Bülow gar nicht Herr im Hause ist, ich für mich würde es besser machen), aber sehr gute Mädchen. Man hört sie nicht im Hause, und alles ist blank wie ein Spiegel. Dabei machen sie tiefe Knicks, wie sie sich blicken lassen. Wenn Du mich einmal den Morgen sehen könntest, Du lachtest Dich tot. Die erste (denn hier ist Rang in allem) kommt um $\frac{1}{2}8$ in mein Zimmer, eine lange, hagere, obgleich junge Person. Dann macht sie mir die Gardine vom Bett zurück, und da ich weiß, daß darauf der Knick folgt, so setze ich mich schon aufrecht, um mich zu bedanken. Wenn die Gardine beseitigt ist, macht sie nun ihre



stumme, langsame Verbeugung, ich nicke mit dem Kopf, und so scheiden wir auseinander. Ich lege mich herum, weiter zu schlafen, und sie geht, den Kamin zu putzen und Feuer zu machen, was über eine Viertelstunde dauert. Wenn Du, liebe, süße Seele, erst hier schläfst, mußt Du es ebenso machen, darum nimm immer ein Beispiel daran.

Also, die Herz in Rom! Sie ist wohl groß und stark, aber wie weit von einer römischen Gestalt! Sie hat aber eine große Vernunft darin bewiesen, so die Reise durchzusetzen.

Lebe wohl, teures, inniggeliebtes Wesen.



27. Caroline an Humboldt

Rom, 11. Dezember 1817

Meine geliebte Seele!



Der Dienstag, der ist immer der froheste Tag der Woche. Da kommen Deine Briefe, da sind wir dann sehr froh und harren wieder auf den Dienstag der nächsten. Woran es liegt, daß zwei an verschiedenen Tagen geschriebene Briefe immer zusammen ankommen, kann ich nicht begreifen, aber dem ist so. Ich hoffe, dieser Brief soll noch vor dem Ende des Jahres bei Dir sein. Mit meiner Gesundheit geht es leidlich . . . Das Wetter ist ungemein schlecht seit acht bis zehn Tagen. Der Übergang zum Winter geschieht mit Donner, Regen und Bliz die Nächte, und am Tage ist es eisig kalt.

Die ungünstigen Nachrichten über Steins Gesundheit und Augen schmerzen mich unbeschreiblich. Es gibt so Menschen, die, wenn man sie nicht mehr in dem Kreise des Lebens denken kann, das man versteht, einem solch eine Lücke machen, wie wenn ein



schöner Stern am bekannten Himmel fehlen könnte. Stein gehört, wenn man ihn begriffen hat, doch zu diesen.

Ich habe wegen Adelheids Hierbleiben nie das Mindeste tentiert. Ich habe es gewünscht, und, der Himmel ist mir dessen Zeuge, mehr noch ihretwegen, ihrer physischen Konstitution wegen als meinerwegen. Wenn August mich darum gebeten hätte, hätte ich's getan, allein es ihm so vorzuschlagen, davon fühlt ich recht gut die Schwierigkeit. Wenig Männer sind so, daß sie sich etwas versagen könnten, wenig Menschen überhaupt. Du aber gehörst zu den wenigen, meine geliebte Seele, wie beinaß niemand. Ich kenne wenigstens nichts, was Deiner Zartheit, Deiner höheren Liebe gleich käme. In Dir hast Du Deine Menschheit auf einen seltenen Grad ausgebildet.

Nicht die Kongreß-Akte, die Akte der Heiligen Allianz, sagt man, sei verbrannt worden.



28. Humboldt an Caroline

London, 13. Dezember 1817

In Berlin sind neue Veränderungen vorgegangen. Bülow hat denn doch die Unmöglichkeit gefühlt, Finanzminister zu bleiben, wenn das Ministerium eigentlich in Stücke gerissen ist, und überdies seine ehemaligen Untergebenen und Feinde, Ladenberg und Rother, das eigentlich Wesentliche und Entscheidende darin haben. Er hat wiederholt nicht um seinen Abschied, aber um Erteilung eines anderen Departements gebeten und endlich denn auch erhalten, daß er ganz von den Finanzen abgeht und nur den Handel, Wasser, Kanal und Hafenbau behält. An seine Stelle bei den Finanzen ist Klewitz gekommen, und Präsident des



neuen Schatzministeriums und zugleich Staatssekretär, welches beides Klewis in sich vereinigte, ist Frieße geworden. Du siehst in allem diesen den halben Nachklang meines Berliner Aufenthalts. Die beiden, gegen die ich am meisten sein mußte, sind gedemütigt worden, allein dennoch im Ministerium geblieben, und Frieße, den ich mir zum Protokollführer genommen hatte, hat eine viel höhere Stelle bekommen, als man erwarten konnte. Daß Bülow gänzlich die Finanzen verloren hat, ist sehr gut, obgleich sich vieles gegen die Art, wie man nun sein Ministerium zerstückelt behandelt, sagen läßt . . . Aber das Ministerium ist ungeheuer zahlreich, acht ohne den Staatskanzler selbst.

Es läßt sich jetzt weniger gegen die Zusammensetzung der Dinge einwenden, und dennoch kann sie auch wiederum gar keine Lust einflößen, selbst davon zu sein. Ich hoffe immer, daß mir der Zufall zu Hilfe kommen wird. Geschichte Benützung dessen, was er bringen kann, wird wohl die einfachste und beste Politik sein. Das Schlimme ist nur, daß ich schwerlich auch werde wünschen können, in meiner jetzigen Lage zu bleiben. Doch fühl ich immer mehr, daß ich hierher zu gehen nicht vermeiden konnte. Der*), von dem im letzten Resultat doch mein Dienstschicksal allein abhängt, wollte es im stillen schlechterdings seiner hiesigen Verwandten**) wegen. Darüber ist mir jetzt kein Zweifel.

Gestern hatten wir nach ziemlich starkem Frost den ersten eigentlichen Nebeltag, wo der Nebel ganz dick und undurchsichtig und von Zeit zu Zeit gelb ist. Ich ging gar nicht aus, sondern arbeitete von 9 bis 6. Wie ich einmal eine halbe Stunde nicht vom Blatt aufgesehen hatte, blickte ich nach dem Fenster und leugne Dir nicht, erschrak und fürchtete mich ordentlich. Auch nicht der mindeste Gegenstand war zu sehen, nur die dicke, nicht feuer-

*) Der König.

**) Der Herzogin von Cumberland.



sondern blaßgelbe Masse, die wie ein giftiger Dunst das Fenster durchdringen zu wollen schien. Bald darauf wurde es noch ärger, und nun zog der Nebel durch den Ramin in die Stube. Denn das tut er und lagert sich um einen herum, daß man ihn deutlich in der mittleren Höhe des Zimmers sieht. Manchmal sollen sogar die Lichter einen Schein um sich haben. Ich bin überzeugt, er würde auch Dir sehr bange machen, es ist, als engte es einem das Herz ein, ehe man es gewahr wird. Wie Dir, die Du in in der heiteren Sonne thronst, diese Nachrichten aus dem Nebeltal vorkommen müssen!

Du hast unstreitig hie oder da in den Zeitungen von einer Zusammenkunft gelesen, die unter den Souveränen stattfinden soll, vermutlich in Spaa im August oder September. Die Sache ist gewiß, nur Zeit und Ort noch nicht. Ich werde auf keine Weise darauf antragen, hinzukommen. Allein da Castlereagh hingeht, ist es wohl wahrscheinlich, daß man mich rufen wird. Ist das und geschieht es früh, so ist keine Verlegenheit. Wir sehen uns dann bei dieser Zusammenkunft zu eben der Zeit, wo Du sonst nach London gekommen wärest. Wäre aber die Zusammenkunft später, und erführe ich nicht gleich, was man mit mir wollte, so bringt uns das wieder in die unangenehmste Lage, und es entsteht daraus sehr leicht eine neue Verlängerung unserer Trennung.

In der Lage der Herzogin von Cumberland hat sich seit meinem Hiersein nichts verändert. Sie sieht den Prinz Regenten, aber nicht die Königin. Ich habe nur über ihre Geldsachen zu unterhandeln, allein auch das geht noch nicht so schnell vorwärts.

Daß der armen Caroline Gesundheit nicht schon jetzt hergestellt sein würde, gestehe ich Dir, geliebtestes Herz, dachte ich mir leider, so sehr ich mich auch über die Besserung freute. Der neue Arzt mag wohl recht haben, aber es ist immer, und ich fühle es in Deiner Seele, eine ängstliche Sache, eine ganz neue Kurart anzufangen.



Er scheint vorzüglich auf den italienischen Himmel und das Klima zu rechnen. Glaubtest Du wirklich, teures Herz, Caroline müsse noch dort bleiben, so schreibe es mir. Ich ändere dann auf einmal meine Lage. Wir können unser häusliches Glück nicht einer Beschäftigung opfern, die, das kannst Du mir gewiß glauben, weder so notwendig noch so wohlthätig ist. Wir haben ihr schon viele Opfer dieser Art gebracht, man kann nicht das größte hinzulegen, Carolinens Gesundheit in Gefahr zu bringen oder noch länger getrennt zu bleiben.

Für die Geschichte der christlichen Religion*) bin ich auch ein wenig bange. Es ist kein glücklich gewählter Gegenstand, eine Geschichte einer an sich bestimmten Idee. Ein großer Künstler kann alles schön machen, allein es ist doch nicht gut, wenn der Stoff zu sehr widerstrebt. Die christliche Religion ist, meines Erachtens, nur für die Malerei gemacht. Ihr Triumph ist eigentlich in der Musik, und ich bin gewiß, daß ohne sie nie unsere neuere Musik, die doch gewiß die alte unglaublich übertrifft, entstanden wäre. Aber das bloß Plastische ist ihr zuwider. Die Malerei steht noch in der Mitte.

Das Postgeld ist hier ordentlich lächerlich teuer. Ich, oder vielmehr der König, gebe manchmal an einem Posttag für meine eigenen abgehenden Sachen fünf, sechs Pfund. Ein Paket von Flemming**) neulich kostete 17.

Nun lebe wohl, geliebtestes Herz.



*) Thorwaldsen hatte vom Kronprinzen von Bayern den Auftrag erhalten, ein mehrere 100 Fuß langes Basrelief dieses Inhalts als Fries im Innern einer Kirche auszuführen.

**) Graf Flemming war 1815 Legationssekretär bei Humboldt gewesen, wurde 1816 Gesandter in Rio de Janeiro, später in Lissabon und 1823 in Neapel.



Roreff schreibt mir über die Veränderungen im Ministerium in Berlin. Er sagt, der Staatskanzler reise in die Rheinprovinzen, „um auch diesen sein schönes, fürstliches Wort zu halten. Die Verleumdung habe sich gefallen, seine todesgefährliche Krankheit in eine politische Maske umzuwandeln, um dieser Reise überhoben zu sein; er gehe nun trotz der Jahreszeit, der eben überstandenen Krankheit und seines hohen Alters hin, um durch seine strahlende Persönlichkeit aller Herzen dem preussischen Thron zu gewinnen und zu zeigen, welch' ein herrlicher Geist unsere Regierung belebe.“ Dann sagt er von der Ministerialveränderung in Berlin, sie sei ganz, ganz unerwartet gekommen. „Niemand wußte um das Geheimniß als wir viere.“ (Wer diese vier sind, weiß ich deshalb noch nicht.) Selbst der Bruder des Fürsten habe nichts gewußt und sei wütend, daß er so gar nichts erfahren habe. Bülow habe in seiner Herrschsucht sich schon als künftiger Staatskanzler angesehen und habe alles darauf angelegt, sich eine Partei zu schaffen, was ihm denn auch nicht schwer geworden, denn, wenn man 40 000 Taler ohne königliche Erlaubniß an Gratifikationen wegschenke, so sei es nicht eben schwer, sich eine Partei zu machen. Über den Generalkontrollleur und besonders, daß es Ladenberg sei, der strenge Sohn der Alzise, seien die Minister wütend. Dies alles schreibt Roreff ohne alle Veranlassung von meiner Seite, mir geradezu auf der Post, nicht einmal in dem Paket der Gesandtschaft. Er legt mir dann noch eine Abschrift eines außerordentlich freundlichen Schreibens des Staatskanzlers bei, mit welchem dieser ihn bittet, ihn auf der Rheinreise zu begleiten, und bittet mich um einige Bestellungen in Rom. Der ganze Brief hat mich außerordentlich gewundert, denn er ist wie in einer Art Rausch geschrieben. Ich, meine süße Seele, denke wie du über dies alles und sehe doch eine



halbe Maßregel in dem allen. Aber leugnen kann ich's nicht, ich hätte Dich in dem Wirkungskreis sehen mögen, den man Altenstein gegeben hat*). Er wäre Deiner und Deiner Kenntnisse würdig gewesen; auch finde ich etwas Reelleres, Bleibenderes, Würdigeres eigentlich in einem solchen als in dem der auswärtigen Geschäfte, ich glaube, es kommt alles, wie Du es sagst und lang vorhergesehen hast. Ich habe auch, das weiß der Himmel, weiter gar nichts dagegen, als daß es mir um das Land leid tut, dem so viel schöne Kräfte entzogen werden, sonst werde ich, hier oder bei uns auf dem Lande, sehr heiter und glücklich neben und mit Dir leben.

Ich lese jetzt mit den Kindern in den Nachmittagsstunden viele Lebensgeschichten der Pittori und Scultori im Vasari. Es ist eine Übung in der Sprache, und sie sind hübsch geschrieben. Ich werde mir Übersetzungen einiger lateinischer Schriftsteller zu verschaffen suchen. Allerdings belebt die Kenntniß der Geschichte hier unendlich das Leben des Tages. Ach, daß Du hier wärst! rufe ich jeden Tag mit tiefster Sehnsucht aus. Wenn es trübe ist, so ist es, wie wenn die schöne, großartige Natur mit einem Schleier der Wehmuth umgeben wäre, wenn es heiter ist, so ist's nicht solch eine wilde Heiterkeit, wie sie sich mir an schönen, sonnigen Tagen wohl bei uns aufgedrungen hat — es ist gleichsam eine hehre Feier zwischen Himmel und Erde.



30. Humboldt an Caroline

London, 18. Dezember 1817

Wir haben diese Woche noch keine Briefe von Dir gehabt liebe Li, wie mag es Dir und den Mädchen gehen? Es ist mir ein großer Trost, daß Du einen deutschen, und wie es scheint, guten Arzt hast . . .

*) Als Kultusminister.



. . . Bei der Jugend fällt mir die Geschichte der Wartburg ein. Die englischen Zeitungen fahren fort, gegen die heilige Allianz und die verbündeten Mächte zu wüthen. Keiner kommt unangetastet weg, neulich aber bekam es Österreich am meisten, und es war ausdrücklich gesagt, man wolle Preußen nicht das Unrecht tun, es mit Österreich zu vergleichen. Mich läßt man jetzt in Ruhe.

Es ist sehr hübsch, daß Du die Gestirne nicht versäumst und mir von ihnen schreibst. Es ist so ein einsames, stilles und doch so erhebendes und beschäftigendes Leben mit ihnen, sie sind ein sichtbares Band der Entfernten, und ich kenne nichts Traurigeres als die Erde, wenn man sie entbehren müßte, der Himmel immer nur blau und schwarz wäre, und Wärme und Licht aus dem Boden von selbst kämen. Man denkt sich das nicht so lebhaft, aber es wäre der verzweiflungsvollste aller Zustände, wenn die Erde nichts mehr dem Himmel dankte. Ich habe auch eine für eine große Stadt sehr freie Aussicht, und der Himmel ist hier eher noch des Nachts als bei Tage unbewölkt. Doch war wieder heute ein schöner sonniger und nicht kälter Tag als im späten Oktober manchmal in Deutschland.

Ich weiß nicht, durch welche Ideenverbindung mir gerade jetzt der Magnetismus einfällt. Es ist auffallend, wie hier auch überall eine entschiedene Richtung ist, alles, was dazu gehört, als Lug, Trug und Einbildung zu behandeln. Der kalte, und sogar mehr als das, der rohe Realismus, der hier an der Tagesordnung ist, läßt gar nichts aufkommen, was man nicht mit den Händen berühren und mit dem Verstande erklären kann. Alle Untersuchung wird abgeschnitten, da man gleich von der Gewißheit einer Täuschung ausgeht, und es ist so nicht in einem, sondern in allem. Dagegen lassen sich dieselben Menschen ganz gewöhnlich von Quacksalbern durch Universalmedizin behandeln, die hier unbegreifliches Glück machen.



Also ist Gabriele gewachsen, lernt sie denn Englisch? Ich nehme nun auch Stunden, bloß zum Aussprechen. Ich sprach sehr schlecht aus. Man spricht zwar hier immer Französisch, allein mich interessiert es doch, es zu können. Aber stelle Dir den Schrecken vor. Mein Lehrmeister, ich habe freilich den besten, tut es nicht anders als für eine halbe Guinee die Stunde, und dafür läßt er einen eine Fibel lesen und fast buchstabieren. Ich unterwerfe mich allem. Man wird nie zu alt und zu klug, manchmal aber komme ich mir wie der Strepfiades in den Wolken*) vor.

Lebe innigst wohl, mein einziges, süßestes Leben.

Ewig Dein H.



31. Humboldt an Caroline

London, 21. Dezember 1817

Bülow hat interessante Briefe. Der Staatskanzler ist erst am 8. d. M. von Berlin abgereist, Jordan am 6. Mit des Kanzlers Gesundheit soll es gar nicht gut gehen, er soll mehr krank als gesund sein und die Reise nach dem Rhein zur Zerstreuung und Erholung unternommen werden. Diese Nachrichten von seiner Schwäche sind mir auch sonst zugekommen. Es scheint, als habe ihm der König das Schloß Engers, das in dem an uns von Nassau abgetretenen Gebiet am Rhein liegt, geschenkt. Man nennt es in einem Brief des Kanzlers neue Herrschaft Engers. Er soll noch viel Ärger mit Bülow gehabt haben. In Berlin haben die neuesten Veränderungen gar keine Zufriedenheit erregt, man wünscht immer andere Menschen und nennt als solche die alten Namen, auf die man immer zurückkommt.

Haft Du wohl in Zeitungen von einer Protestationspetition

*) Die Wolken des Aristophanes.



an den Bundesrat gelesen, um in allen Ländern Stände zu fordern? Es sind ordentliche Komitees, die die Unterschriften sammeln. Jeder Unterzeichnete weiß aber nur den, der ihn aufgefordert hat. Man versichert, daß schon Tausende von Unterschriften da sind. Wenn man nicht mit vieler Festigkeit, Konsequenz und wahrer Liberalität regiert, so kann es wunderbar hergehen.

Stein soll schwarz in die Zukunft sehen, dabei ist er sehr leidend. Auf dem rechten Auge sieht er so gut als gar nicht, und den rechten Arm trägt er wegen Gichtschmerzen in der Vinde. Er soll sehr still geworden sein. So geht ein Tüchtiger nach dem anderen dahin, und man kann sich nicht freuen, zu den letzten zu gehören. Es kann sehr sein, daß mir für den letzten Teil des Lebens das Unruhigste vorbehalten ist, wenn ich nicht Mittel finde, mich herauszuwickeln und mir selber zu leben, was aber immer schwer ist, wenn einen ein gewisser Ruf der Brauchbarkeit verfolgt. Diese Gedanken beschäftigen mich hier sehr angelegentlich, und die hiesige Ruhe, ich meine die vor kompromittierenden Geschäften und in meinem Inneren, läßt sich sehr gut benutzen, sich auf jedes künftige Schicksal vorzubereiten.

Die Oberrechnungskammer ist, man weiß nicht recht warum, plötzlich nach Potsdam versetzt worden, was über 100000 Taler kosten soll.



32. Caroline an Humboldt

Rom, 23. Dezember 1817

Ich war so sehr traurig und angegriffen vorigen Sonnabend, daß ich unvermögend war, Dir, mein teures Herz, zu schreiben. Die Nachrichten von Ingenheim*) waren so, daß man seinen Tod in der folgenden Nacht erwarten, ja beinahe wünschen

*) Vgl. S. 57.



mußte. Nicht der Tod, aber die schrecklichen Zustände, die ihm vorangehen können, griffen mich so an. Ich sah wieder im Geist den schönen blassen Wilhelm, wie er von Zeit zu Zeit die Decke seines Bettes durch den Mund zog und nach Dir rief, ich hörte Gustavs langes Röcheln, währenddem ich inbrünstig um sein Ende zum Himmel flehte. — Es gibt viel Schmerzen — und je älter man wird, je verwundbarer und teilnehmender, wenn auch schon stärker wird man. Ingenheim hat die ersten neun Tage dieser furchtbaren Krankheit überlebt, er ist heut am elften, und es findet seit gestern sich eine Spur von Besonnenheit an. Vielleicht kommt er durch.

Mich hat die ganze Lage unaussprechlich ergriffen, um des allgemeinen Elends der Menschheit willen, um Ingenheim persönlich, der gut und lieb und gegen mich hier in Rom und Neapel die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit selbst gewesen ist. Dann schmerzt auch Weigels*) Situation mich unbeschreiblich. Zugleich liegt Ingenheims Kammerdiener, ein Deutscher, am Faulfieber darnieder.

Schrieb ich schon von einer jugendlichen weiblichen Figur, die Thortwaldsen eben jetzt, und zwar in wenig Tagen, gemacht hat? Die Restauration der letzten äginetischen Statue gab ihm die Idee dazu. Von modernen Bildhauern hat man nie so etwas gesehen. Es ist ganz etwas Neues. Die Figur stellt eine Hoffnung vor, in der rechten Hand hält sie eine Granatblume, der Blick ruht darauf, als hoffte er still auf die Frucht, mit der linken hebt sie das schöne Gewand. Die Bekleidung ist ungemein schön. Die ganze Statue hat etwas Lichtes, Hohes, Stillbewegtes, als träte sie einem vom Fußgestell entgegen. Es ist etwas durchaus Neues, nie Gesehenes, sie macht sich in allen Linien, und wie man sie auch wendet, gleich schön. Ich möchte sie wohl in Marmor besitzen.

*) Christian Ehrenfried v. Weigel, geb. 1748, † 1831, Arzt, Botaniker und Mineraloge, seit 1794 Direktor des Gesundheitskollegiums.



Marborsulptur von Bertel Thorwaldsen

Spffnung



Mit Carolinen geht es doch etwas besser. Wenn sie hier bleiben wollte, so hätte ich an der Herz eine vortreffliche Gelegenheit. Diese bleibt das ganze Jahr 1818 hier und kommt (alles ist bei der Herz, wie Du weißt, berechnet, wie der Lauf der ewigen Gestirne) im Frühjahr 1819 nach Berlin zurück. Wenn Caroline sich entschließen könnte, so glaube ich, könnte man sie mit großer Ruhe bei der Herz lassen, auf ihre Gewissenhaftigkeit dürfte man rechnen. Allein ich glaube nicht, daß Caroline sich je entschlösse, mich zu verlassen. Ich breche hier ab, süße Seele, und umarme Dich mit tiefster Liebe.

Deine ewig treue Caroline.



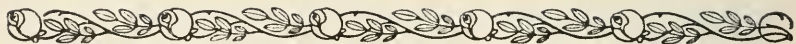
33. Caroline an Humboldt

Rom, 25. Dezember 1817,
am Christtag

Mein geliebtes, teures Leben!

Ich habe Deine beiden lieben Briefe vom 29. November und 3. Dezember empfangen. . . . Der Eindruck, den London auf den Arago, Alexanders Begleiter, gemacht hat, scheint nicht lieblich, ich bewundere Dein Gleichbleiben unter allen Umständen, meine geliebte Seele. Ich kann nicht leugnen, daß die Luft, die Klarheit des Himmels, viel Einfluß auf mich hat. In den Tagen, wo solch dicker Schnee bei uns fällt, war mir, bei uns im Norden, auch noch ehe ich den Süden kannte, immer, als könnt ich nicht atmen, als seien meine Gedanken und mein Herz in tiefen Banden. Ich habe eine Art Neugierde, wie London mir tun wird.

Alexandern kann ich mir recht denken, wie Du ihn beschreibst. Das Französische ist in seine tiefste Individualität eingegangen. Das erklärt unendlich viel. Auch das, daß er gar kein Bedürfnis hatte, die alten Kunstwerke zu sehen. Unser Weg, ich meine seine



und meine, Gottlob auch Deine Bildung, ist also in dem Lauf der Jahre schnurstracks auseinandergegangen. Ich darf sagen, ich verstehe jenes Leben, was uns in den großen Überresten des Altertums überkommen ist, jetzt mehr wie je, und es gestaltet sich davon ein Bild in meiner Seele.

Ingenheim bessert sich. Nach dem Verlauf der neun schrecklichen Tage sind einige helle Momente eingetreten. Er fängt auch an zu schlafen. Es ist dies Besserwerden über alle Erwartung. Caroline ist leidender . . .

Ich habe kürzlich ein altes Bild hier gesehen, was ein Bäcker auf Piazza Colonna besitzt und jetzt viel Aufsehen hier macht. Es ist von Fiesole und stellt das jüngste Gericht vor. Der Erlöser sitzt im Himmel als Richter. Gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebt ein Engel ganz aufrecht stehend, gerade unter dem Heiland, und zeigt das Kreuz. Unten ist die Auferstehung und links die Verdammten, rechts gehen die Seligen ein. Schöner, seligere Gesichter, zartere Gestalten, ein jeder von seinem Schutzengel geleitet, der wieder selig in ihrer Wonne ist, sah ich nie. Es ist eine solche hohe, süße Freude in dem Bilde, die einen zu Tränen rührt, denn man muß an den denken, dessen schönes Gemüt solche Gestalten in sich trug.

Ich sende heut den Brief eilig ab, um die Post nicht zu versäumen.

Ewig Deine Li.

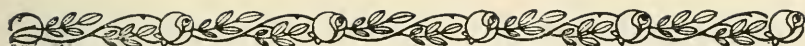


34. Humboldt an Caroline

London, 25. Dezember 1817



Ich kann Dir nicht sagen, wie mich die Blitze und Donner am 6. Dezember in Deinem Briefe gefreut haben. So ein entreprenanter Himmel im Winter gegen den starren in Deutschland und den trägen hier! Es ist der wahre alte, noch



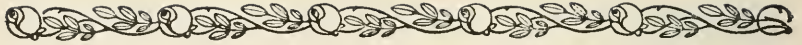
nicht entthronte Jupiter tonans, der dort herunterkommt und die Erde umfängt. Wie wir nach Rom kamen, waren auch die Gewitter so häufig. Wie oft denke ich jetzt wieder daran! Aber seit gestern geht es mir viel, viel besser hier. Ich habe Deine beiden lieben, lieben Bilder. Die Sachen aus Frankfurt sind endlich angekommen und ganz unversehrt . . .

Nun fehlen mir zu meiner Einrichtung noch die Pariser Sachen, dann bin ich in Ordnung.

Aus den Hamburger Zeitungen sehe ich, daß Koreff, wie zu vermuten war, mit dem Kanzler gegangen ist und einen Urlaub bekommen hat. Mit seiner Professur verträgt sich das nicht gut, und ihm selbst ist es auf die Länge schädlich. Allein mir ist es ein großer Trost, daß der Staatskanzler ihn bei sich hat. Ich glaube, daß er ihn geschickt behandelt, und er würde auch keinem andern Arzt recht ordentlich folgen. Rother sollte in 14 Tagen nachgehen.

Daß man auf die Jugend ein Auge hat, mag ganz gut sein. Aber darum wird man den Geist nicht beschwören, der einmal jetzt spukt. Dazu gehören andere Dinge, und vor allem nicht Vermehren der Dunkelheit, sondern Handeln am offenen, freien Tage und Recht tun.

Was Du über Stein sagst, ist sehr schön. Wohl wird und muß man ihn vermissen. Aber er leidet wirklich sehr, und es geht einer nach dem andern hin. Wenn man gerade am meisten mit den Hingehenden gelebt hat, so ist es einem auch, als wenn des Bleibens hier nicht mehr wäre, und so ist es mir, obgleich ich sehr gesund bin und in nichts noch, so lange ich lebe, eine Abnahme der Kraft gespürt habe. Man hat wenigstens keine Neigung mehr, mit den übrigbleibenden Jüngeren zu handeln. So wird mich auch der Tod des Staatskanzlers einmal, wenn ich ihn erlebe, sehr schmerzen und mir ein Gefühl geben, als wäre ich nun



einsam im öffentlichen Leben. Ich bin ihm sehr gut und habe ihn immer mehr bedauert, als ich ihm die Dinge, die ich nicht billigte, verdacht habe.

Bei der Gesundheit fällt mir ein, daß ich mir gestern habe das erste Rezept verschreiben lassen, aber nur von Zahnpulver. Ich habe meins verloren und halte sehr auf die Zähne. Hier muß man auch außerdem sich selbst ebenso oft putzen als die Kamme. Man sieht ganz grau sonst aus. Aber ich bin wirklich sehr rein. Alle Morgen lasse ich mich barbieren und die Haare ohne Puder kämmen, so macht man alle, auch Damenbesuche, bis zum Mittagessen. Um 6 wird die schwierige Frisur mit dem Puder vollbracht, und ich habe jetzt einen Mann, den noch niemand übertroffen hat. Es ist ein Reichtum von Haaren und eine Eleganz, die Du bewundern wirst, obgleich alles nur Dekoration und der Zauber des Brenneisens ist. Dabei sind Zähne und Hände exemplarisch.



35. Caroline an Humboldt

Rom, 27. Dezember 1817

Das Jahr geht mächtig zu Ende, mein geliebtes Leben, und bald fängt das an, in dem ich hoffentlich mich nicht so bald wieder von Dir trennen werde. Caroline war die Tage leidend und gedrückt . . . Ich muß oft still und heimlich darüber weinen, daß ich mein liebstes Kind so dahingehen sehe. Ihr lasse ich es freilich nicht merken, aber mich stimmt es allerdings zu tiefer Wehmut.

Mit Ingenheim geht es besser. Sein Leben, seine Genesung freun mich unbeschreiblich. Er ist ein lieber, einfacher, sehr gemüthlicher Mensch.



Wie ist es denn mit Alexanders Buch? Sind nun alle Werke fertig, die aus der Südamerikanischen Reise hervorgegangen sind? Denkt er noch auf die Reise nach dem Tibet? Für seine Gesundheit und sein Leben hoffe ich nein, für die Wissenschaft wünschte ich, es käme noch zustande. Daß er französisch ist durch und durch, fühlt sich besonders daran, wie er nie den deutschen Geist begreift. Er hat auch den von 1813 nicht begriffen.

Ich war gestern bei Canova*). Es ist eine Höflichkeit, die man nicht ganz versäumen kann von Zeit zu Zeit zu haben. Er läßt Dich sehr grüßen. Er selbst wird in seinen Arbeiten immer flacher. Die Statuen haben alle dasselbe Gesicht, und es ist weder ein reizendes noch ein tiefes.

Du hast Hermann sehr reichlich und zweckmäßig bedacht. Ob denn Theodor auch weder Dir noch mir zu Weihnachten, gegen seinen Geburtstag zu, schreiben wird? Er liebte doch sehr die Geschenke, die er da bekam. Ich mache mir über sein Stillschweigen Raison, aber meinem Herzen tut er darum nicht weniger weh. Es sind jetzt acht Monate, wo ich auch nicht wissen würde, daß er lebt, wenn Du auf Deiner Reise nach England nicht einige Kunde von ihm eingezogen hättest.

Ich las schreibend noch einmal Deinen lieben Brief vom 29. November durch. Es hat mich aufs neue unbeschreiblich gerührt, was Du über das Verhältniß vom Mann zur Frau sagst. Ach, Du bist einzig gut, und Dir hat die weise Natur bei dem stillen, klaren, festen männlichen Entschluß und Charakter weibliche Milde und Zartheit beigemischt. Darum begreifst Du so tief Frauennatur. Gewiß bist Du einzig darin.

Laß doch gelegentlich so vor Bülow fallen, daß Du mich im August spätestens erwartest, denn in jedem, aber auch in jedem Brief an Gabrielle jammert er darüber, daß er das Ende dieser

*) Antonio Canova, geb. 1757, † 1822.



Trennung gar nicht absähe, und macht mir die Kleine ganz konfus damit. Ich meinerseits tue alles, um Gabrielle einfach zu erhalten. Die Sehnsucht ist etwas ganz anderes wie ein Unglück. Die Sehnsucht, wie schmerzlich sie sein kann, ist kein Unglück. Sie stellt jedes irdische Glück dahin, wo es stehen muß — in das Gebiet des Irdischen, und hebt bei jeder süßen Wonne noch den Blick zu dem Ewigen, zum umwandelbaren Himmel hinauf. Das Glück, geliebt zu sein, ist so groß, daß es selbst über den Schmerz der Trennung hinwegheben muß. Allein, wenn auch in Berlin diese Empfindung in ihm aufdämmern wollte, so finde ich jetzt sie ganz erloschen. Gegenwart und nur Gegenwart tönen alle seine Briefe.

Nun lebe wohl, die Kinder grüßen.

Ewig Deine treue Li.



36. Humboldt an Caroline

London, 29. Dezember 1817

Das Jahr geht zu Ende, teure Li, und ich freue mich herzlich darüber. Möchte nur auch das folgende recht viele Monate durchgemacht haben. Ich sagte heut der Berg, zu der die Herzogin von Cumberland kam, daß ich hier immer mit großer Freude aufstände und froh zu Bette ginge, und sie begriffen es nicht. Wie sollten sie auch? Es gibt selten einen Menschen, der die Sehnsucht versteht, und darum muß man mit keinem davon sprechen. Aber ich sehne mich unendlich nach Dir, mein süßes Herz und einzig geliebtes Dasein. Ich sehe die Tage gern schwinden, weil sie so mich Dir näher führen. Auch habe ich es immer für eins der pathetischen und gravitätischen Vorurteile gehalten, wenn man von dem Wert der Zeit und ihrer Benutzung spricht und über ihr Vergehen klagt. Die Zeit ist da, wie der Mensch, daß sie verrinne. Sie kann es



ja nicht, ohne daß, wie er es auch anfangen möge, wider seinen eigenen Willen sogar, er darin reife, und sein Zweck auf Erden ist erfüllt, wenn er reif ins Grab sinkt. Wenn man das wunderbare Gedanken nennt, so sind es doch natürliche am Ende eines Jahres, und ich empfinde nun einmal so. Wenn ich noch einige Jahre ungestört und ruhig mit Dir leben kann, so mache ich keine weitere Forderung an die Erde. Ich kann vielleicht noch manches tun, manches hervorbringen, manches hinterlassen, allein ich werde nie einen Wert darauf setzen, so wenig als auf das, was ich bisher so getan haben mag. Das Beste in einem Menschen geht nie aus ihm heraus, als wenn es ein anderer in lebendiger Vertraulichkeit der Gedanken und Gefühle unmittelbar von ihm entnimmt, und dann kehrt es allemal wieder höher und reicher in ihn zurück. Auch Du, teures Herz, freust Dich, daß bin ich gewiß, daß wir nun in so wenigen Tagen ein Jahr schreiben, das uns nicht ganz mehr trennt. Es mag nur eine Einbildung sein, da wir uns doch vielleicht erst am Ende wiedersehen, aber es ist eine süße und liebe Täuschung, die ich mir nicht nehmen möchte. Möge nur sonst auch das kommende Jahr Dir froh und beglückend und heiter sein. Liebe mich in diesem neuen Jahr, wie in den vielen, die hindurch Du mich so unendlich beglückt hast. Ich weiß, süßer, teurer Engel, daß diese Bitte unnütz ist. Was wir einander gegenseitig sind, ist unsere eigentliche Natur und läßt sich nicht von uns selbst trennen. Aber die Liebe ist immer eine freie, und wie man sein möge, unverdiente Gabe und fordert Bitte und Dank. Grüße auch Wilhelm und Gustav von mir im neuen Jahr. Keine Zeit mindert die Wehmut, mit der man ihrer gedenkt. Wenn man abnimmt, was der erste Moment eigentlich Schreckendes und Bitteres hat, so wächst vielmehr der Schmerz, die geliebten Bilder in immer größerer Ferne, in schwankenderen Umriffen zu sehen.

Obgleich Du nach Deinem letzten Briefe wieder herstellt



warst, so bin ich doch sehr begierig auf neue Nachrichten von Dir, holde Li. Du warst noch nicht ausgegangen als Du zuletzt schriebst. Ich bin sehr wohl. Ich kann zwar nicht sagen, daß ich mich hier besser befände als sonst anderwärts. Du weißt, daß mir überhaupt nicht leicht etwas fehlt, allein ein sonderbares Gefühl habe ich erst seit ich hier bin. Ich spüre in den ersten Stunden nach meinem Aufstehen eine so ungewöhnliche Leichtigkeit und Heiterkeit des Kopfes, daß ich mich nie und nirgends einer solchen erinnere. Man ist sonst leicht schwer gestimmt und bedarf erst einiger Zeit, sich loszuwickeln. Mir ist es hier gerade im Gegenteil. Auch beschäftige ich mich die erste halbe Stunde nie mit dem, was das gewöhnliche Tagewerk betrifft. Man kommt dann gestärkt dazu und behält Mut und Rüstigkeit bis zum Abend. Ich kann nur noch nicht dazu kommen, etwas eigentlich für mich zu arbeiten, und wer weiß, ob ich je hier dahin gelange. Eine neue Nation und eine neue Sprache zerstreuen ungeheuer und nehmen eine ungemessene Zeit in Anspruch, und es ist immer besser, in Nachdenken und Betrachtung in sich zu sammeln, als nur so aus dem, was man nun einmal hat, etwas zu entspinnen.

Dein Bild von Schick*) ist in meiner Wohnstube, und heute, wie mein Sprachmeister da war, sagte er mit einmal ganz verwundert, was es für ein treffliches Bild und für ein schönes Gesicht sei! Es fiel mir sehr auf und freute mich doppelt, da ich recht sah, wie es ihn frappiert haben mußte. Denn er ist ein ältlicher, sehr kalter Mann, und wir sprechen selten etwas anderes als die Stunde fordert. Es ist wirklich ein göttlicher Kopf, und der eine tiefe Ähnlichkeit hat und Dein ganzes Wesen ausdrückt. Nur hat es zu starke Züge, da in Deinem Gesicht viel mehr Sanftmut und Feinheit ist. Das Bild macht mich sehr glücklich.

Mein Brief muß heute entschädlich alles durcheinander enthalten,

*) Gottlieb Schick, geb. 1764, † 1812. Das Bild siehe Bd. III, S. 1.



und gewiß ist es oft so. Verzeih es mir ja, süßes Kind. Aber ich denke immer, ich vergeße etwas, so schreibe ich, wie es mir gerade einfällt.

Lebe wohl, mein inniggeliebtes, teures Wesen. Amarme die lieben Mädchen.
Ewig Dein H.



37. Caroline an Humboldt

Rom, 1. Januar 1818

Mit Dir, mein süßes Leben, fange ich das Jahr an. Möge es freundlich und mild uns zusammenführen, um uns nie wieder zu trennen! Ich habe etwas länger geschlafen und kann Dir heut, um die Post nicht zu versäumen, nur wenige Zeilen sagen. Ich gab gestern eine kleine Abendgesellschaft denen, die am meisten zu mir kommen. Wir waren doch 26 Personen. Adelsheids und Augusts Porträt hingen im Zimmer, da die Lieben nicht selbst gegenwärtig sein konnten, und Deine Büste, vor die der junge Schadow den schönsten Strauß von Blumen gestellt hatte, wie die Milde des Jahres sie hier fortwährend gibt. Die Herz und Mademoiselle Klein*), ihre Reisegefährtin, der Hofrat Weigel, Wach, Lengerich, unsere Reisegefährten, die Schadows, Thormaldsen, Rucheweiß, Lund, Herr v. Eckardtstein, Herr v. Ziegenherr (derselbe, der mit dem Gesandten v. Werthern aus Konstantinopel kam), der Maler Rohden und noch einige waren zu einem Butterbrot und kaltem Braten und Bischof bei uns. Im Augenblick, wo es 12 schlug, traten zwei Damen herein, eine mit schwarzem, eine mit weißem Schleier. Die letzte hatte einen frischen Kranz auf dem Kopf. Die schwarze war das alte Jahr, die weiße das neue (Mademoiselle Klein und Gabrielle). Mademoiselle Klein sagte als altes Jahr einige Abschiedsworte und führte das neue

*) Auguste Klein, geb. um 1777, † nach 1831, Malerin.



herein, daß mit vieler Grazie seinen vollen Kranz vom Haupte nahm, aus dem es jeden ein Blatt ziehen ließ. Wir fanden nachher die Blätter auf eine recht hübsche Weise mit nicht ganz gewöhnlichen Neujahrsversen beschrieben. Die Idee war hübsch, sie freute alle. Gabrielle sah sehr lieblich aus und benahm sich mit vieler Grazie. Uns allen war es eine Überraschung.

Thornwaldsen macht seinen Alexanderzug in Marmor. Er ist ihm von Sommariva*) in Mailand bestellt worden. Du kannst denken, wie er sich freut. Er hat ihm gestern zum Ankauf des Marmors 8000 Scudi bei Torlonia angewiesen.

Der junge Schadow hier, der Bildhauer nämlich, ist in einem sehr bedenklichen Gesundheitszustand, allein seiner Gesundheit wegen mußte er im Frühjahr von hier weggehen. Sein Bruder, der Maler, mit dem ich bei Gelegenheit der Porträte genauer bekannt geworden bin, ist wirklich ein guter und liebenswürdiger Mensch. Rom und die Werke und Gebilde unsterblicher Kunst haben ihn ganz, aber auch ganz von der einfältigen Eitelkeit geheilt, mit der er damals bei uns in Wien war. Er ist hier katholisch geworden, und viele eifern deshalb gegen ihn, allein zu seiner und der Entschuldigung manches anderen, wie namentlich Overbeck**), der auch die Religion verändert hat, muß man sagen, daß diese jungen Leute eigentlich ohne allen religiösen Unterricht in die Höhe gewachsen waren — und nicht alle Menschen können das ertragen. Ich weiß von diesen beiden ziemlich genau und bestimmt, daß für sie das Katholischwerden eigentlich Christlichwerden gewesen ist. Dieser Wilhelm Schadow hat ein sehr liebevolles Gemüt, etwas

*) Graf Sommariva ließ den Alexanderzug in seiner Villa am Comersee, jetzt als Villa Carlotta dem Herzog von Meiningen gehörig, in Marmor ausführen.

**) Johann Friedrich Overbeck, geb. 1789, † 1869, das Haupt der „Nazarener“.



Schwärmerisches im Blick, was sich alles auch wieder in seinen Gemälden ausdrückt. Der selige Schick hatte gleich ein schönes Talent in ihm erkannt, und Thormwaldsen sagt mir täglich, wie viel höher er als Künstler als sein Bruder, der Bildhauer, steht.

Ich muß endigen. Oh, daß ich mit jedem Brief meine Liebe und Sehnsucht Dir hinübersenden könnte!



38. Humboldt an Caroline

London, 2. Januar 1818

Nicht und einen halben Monat sind wir nun getrennt, liebe Li, und mit großer Freude schreibe ich die neue Jahreszahl. Sie ändert nun nicht wieder, ehe wir beisammen sind, und auf jeden Fall hoffe ich, sind wir über die Mitte der trüben Trennung hinausgerückt.

Vorgestern am Schluß des Jahres war ein Nebeltag, wie wir noch nicht hier erlebt hatten. Auch in engen Straßen sah man die anderen Häuser gegenüber nicht, sondern fuhr oder ging wirklich wie auf hohen Gebirgen vom dichtesten Dufte umgeben. Von Zeit zu Zeit war er gelb, er kam aber diesmal nicht in die Stuben. Unglücklicherweise hatte ich mit Hamilton*), der ein sehr angenehmer Mann ist und den größten Anteil am Zurückkommen der Kunstwerke nach Rom hat, Partie gemacht, einige Bildhauerwerkstätten zu sehen, was wir auch durchsetzten. Die Werkstätten sah man noch ziemlich gut, sogar in einer Canovas Hebe — wie Du auch lachen magst — von so einem gelben Nebelstrahl höchst magisch beleuchtet. Endlich kamen wir aber auch zu dem Abguß des Kolossen**), den Dey hier für Geld zeigt. So etwas schauerlich

*) Unterstaatssekretär. Vgl. Bd. V, S. 78.

**) Vgl. S. 65.



Wehmütiges kannst Du Dir nicht denken. Es war wie ein Geist im Schattenreich.

Nachher mußte ich in die City fahren. Beim Rückweg, der wohl zwei Stunden dauerte, hatte der Nebel so zugenommen, daß man bloß Schritt fahren konnte, die Kutscher sich anriefen wie auf der See, Jüngens mit Fackeln herumgingen, und zuletzt nichts übrig blieb, als daß mein Bedienter zu Fuß vor den Pferden herging, um nur nicht die bekanntesten Straßen zu verfehlen. Einmal ist es merkwürdig zu sehen, in einem halben Nebelflor lebt man ja doch hier immer, da ist die kimmerische Nacht zur Veränderung mehr poetisch. So endete hier das Jahr.

Ich sprach erst von den Werkstätten einiger Bildhauer hier. Ich war bei zweien, Westmacott*) und Chantrey**). Der letzte ist hier der geschätzteste. Ein Verdienst hat alle Kunst hier, so wenig ich auch eigentlich von ihr halte, daß sie nicht die Art Ziererei hat, die den Pariser Kunstwerken fast immer anklebt. Selbst das Manierierte, was hier leider Malerei und Kupferstechkunst oft sehr unseidlich hat, ist in Marmor unmöglich. Es ist also meist eine gewisse Einfachheit und Schlichtheit in der hiesigen Bildhauerei. Allein freilich auch meist Trockenheit und Abwesenheit von Grazie und Genie zugleich, so daß sich auch wenig Bedeutendes davon sagen läßt. Die Arbeit, die sehr zahlreich ist, beschränkt sich fast ganz auf Grabmonumente oder Statuen nach dem Tode, wenn sie auch nicht zu den Gräbern gehören. Es ist also immer Porträt und immer ganz bekleidete Statuen, was schon eine große Einförmigkeit gibt. Die Kostüme werden hier leichter als anderwärts, da Richter, Geistliche uß. hier auch im Leben Mäntel und ein mehr malerisches Kostüm haben. Chantrey besitzt unleugbar mehr Grazie als Westmacott, aber dieser vielleicht wieder mehr Kenntnis

*) Sir Richard Westmacott, geb. 1775, † 1856.

**) Francis Chantrey, geb. 1781, † 1842.



und Einfachheit. Etwas sehr Vorzügliches sah ich bei keinem von beiden. Manchmal arbeiten sie hier auch noch im gothischen Stil mit den Kostümen des 16. Jahrhunderts. So sah ich eine Königin Elisabeth und einen Edward VI. bei Westmacott. Dieser gießt den einen Kolossen, wie ich Dir neulich schrieb, in Erz. Der Kopf ist schon fertig und hat mir ungemein viel Freude gemacht. Der Fuß ist ohne allen Fehler geraten, und es ist wohl das erstemal, daß man mit dieser Statue den Versuch gemacht hat. Die Form ist neu in Rom kürzlich genommen, nicht die alte von Dey. Der Leib ist auch bis an die Hüften fertig, aber er war noch nicht zusammengesetzt. Es sah wunderbar aus, wie die Stücke des Riesenleibes zerstreut in der Werkstatt lagen. Es wird eine einzige Zierde der Stadt werden und kostet nur 3500 Pfund. Aber freilich wird es Tage geben, wo das Haupt des Armen wie ein Berggipfel in Nebel gehüllt sein wird. Für einen Künstler muß es hier eine schreckliche Existenz sein.



39. Humboldt an Caroline

London, 6. Januar 1818

Roreffs Brief konntest Du nicht besser charakterisiren, als daß Du ihn im Rausch geschrieben nennst. Was soll man zu dem allen sagen? Der Rausch wird vorübergehen und dann, wie im Pindar steht, ein bitteres Nachseß kommen. Daß sehr viele den jetzigen Zustand sogar für noch schlimmer halten mögen als den, der im Winter war, ist mir sehr glaublich, und auch dies wird man auf mich schieben. Allerdings hat auch meine Kommission vollkommen gesiegt, indem der Zustand aufgehoben worden ist, den sie tadelte. Allein sie hat nicht gesagt, daß dies



geschehn sollte, obgleich ich mit einigem darin selbst zufrieden bin. Ich wünsche dem Staatskanzler von Herzen, daß seine Gesundheit sich erhält und er in seinen Arbeiten glücklich sei. Ich liebe ihn, da ich so viele Zeit mit ihm gelebt habe, und er gegen mich wirklich immer sehr gut gewesen ist. Er ist auch unleugbar der Hervorragendste in der ganzen Administration.

Mit mir wird es kommen, wie ich es vorausgesehen habe. Es bedarf nur einiger Geduld, so erlange ich meine Unabhängigkeit wieder, darum, glaube mir, werden die Geschäfte und Sachen nicht schlimmer gehen, wenn man sonst vernünftig ist. Ich bin vorzüglich nur deswegen gut zu Geschäften, weil ich es ernst und uneigennützig mit ihnen meine. Sonst ist es sicherlich nicht meine hervorstechende Seite, was auch schon das beweist, daß ich keine Leidenschaft, kaum einmal viel Lust dazu habe. Bin ich aber auch einmal heraus, so führe ich heilig das einfachste Leben. Denn noch mehr als die Geschäfte selbst hasse ich das vornehme Leben, das Haushalten, den Luxus. Alles dies ist mir rein unerträglich. Alles wesentlich Gute und Schöne im Leben leidet darunter, und man muß es ihm törrichterweise nachsehen . . .

Ich sehe meine Gesandtschaft hier wie eine Art Seefahrt an, durch die man künstlich steuern muß, um Ruf und Vermögen auf keine Weise zu schaden. Ich weiß wohl, daß, wenn es mir nicht gelingt, ich noch das Auslachen dazu haben würde und man mir verdenken wird, hergegangen zu sein. Allein darüber bin ich gefaßt. Es wäre durchaus malhonnête gegen den König gewesen, nachdem ich in seinem Dienst sehr bedeutend gewonnen hatte und er mir eine Dotation gegeben, aus Furcht, etwas zuzusetzen, nicht einmal auf ein paar Jahre, mit immer doch gutem Gehalt hergehen zu wollen, und dann ist es mir auch für mein Privatleben nicht gleichgültig. Es ist eine Prüfung und Erfahrung mehr, und wenn ich auch bedaure, daß die Zeit hingehet, ohne wichtige Geschäfte und



vermutlich auch ohne wichtige eigene Arbeiten, so war es doch eine ordentliche Lücke in mir, diese Nation nicht zu kennen. Ich winde mich also durch, und hoffe, daß Du wenigstens mich nicht mißbilligen wirst, geliebtes Herz. An den andern liegt mir wenig, sie verstehen einen nie, und es ist auch recht gut so.



40. Humboldt an Caroline

London, 9. Januar 1818

Im Dich mit dem Beispiel anderer wegen des Postgeldes zu trösten, kann ich Dir sagen, daß Rothschild hier seine Ausgaben an Postgeld jährlich im Durchschnitt auf 5000 Pfund rechnet.

Ich höre hier, daß Ancillon nicht mehr um den Kronprinzen ist. Er ist ganz jetzt ins Auswärtige Departement eingetreten und hat 1500 Taler Zulage bekommen. Bei dieser Gelegenheit hat ihm der König auch den Roten Adlerorden zweiter Klasse gegeben, worüber ich mich anfangs wunderte, bloß weil es so nahe vor dem Ordensfesttag war. Denn sonst war die Sache sehr natürlich. Ich halte ihn nicht für eine sehr gute Acquisition im Auswärtigen Departement, indes ist er immer der einzige jetzt darin, der ein Mémoire schreiben kann, zu dem mehr als die gewöhnlichen Kenntnisse gehören, und daß er vom Kronprinzen fortkommt, ist ein reiner Gewinn.

Was Du an einer anderen Stelle Deines Briefes sagst, daß Du es gern hättest, wenn ich Altensteins Posten hätte, ist auch in tausend Rücksichten wahr. Allein der König würde mir ihn jetzt schwerlich geben. Er hält mich nicht religiös genug, und wie er und viele es jetzt nehmen und wollen, möchte ich selbst Bedenken



finden, mich gerade da hinzustellen. Wenn ich selbst über mein Leben nachdenke, so habe ich vielleicht Unrecht gehabt, nicht darauf zu bestehen, als ich nach Wien ging, meinen Posten in Berlin statt des Gesandtschaftspostens zu behalten. Ich hätte eine langsame, minder auffallende, selbst minder einträgliche Laufbahn gemacht, allein ich wäre dann im Inneren geblieben und hätte da unstreitig doch auch etwas Bedeutendes erreicht. So etwas läßt sich im Grunde schwer entscheiden, da immer so vieles darin verwebt sein kann, was sich nicht berechnen läßt. Zugleich fragt es sich auch, ob, was ich in Wien getan habe, gleich gut und mit gleichem Glück wäre von einem anderen getan worden? Und wäre das nicht gewesen, so war es freilich besser so. Überhaupt bin ich immer sehr optimistisch gesinnt, daß alles am besten ist, wie es ist.

Mit meinem Silber bin ich sehr schlimm dran, und nach hiesiger Mode wird mein Tisch nie gut aussehen. Wir haben nicht genug und nicht groß genug, und nicht nach Art des hiesigen Tafelarrangements. So hat man hier immer zwei Terrinen, größere Schüsseln zu den Fischen und großen Fleischspeisen. Der Unterschied kommt daher, daß man alles zugleich aufsetzt, und dies anders zu machen, daran ist hier schlechterdings nicht zu denken. Die Engländer wenigstens würden gar nicht bei einem essen. Diese - Gewalt, welche die Engländer über die Fremden ausüben, sie zu ihren Sitten zu zwingen, ist wirklich merkwürdig. Sie reden gar nicht davon und tun eigentlich nichts dazu, aber man findet hier alles in so festen, konsequenten und durch alle Punkte durchgehenden Formen, auch bis auf gewisse Unterschiede so gleich durch alle Stände der Nation, daß einem auch gar nicht einmal der Gedanke kommt, sich davon ausnehmen zu wollen.





Meine geliebteste Seele!



Der Posttag hat vollkommen geändert . . . Deine Nummer 63 war gar ungeschickt aufgemacht und mit einem nachgestochenen Siegel von Dir wieder zugemacht.

Den Montag war ich auf dem Hügel des Testaccio und dann unten bei unseren Gräbern. Die Berge ruhten gleichsam durchsichtig von Farbe an dem Rande des Horizontes. Wie schön, wie ernst, wie groß ist diese Erde! Wie verstanden es die, die hier den Sitz der Weltherrschaft gründeten!

Wir gingen hinab und fuhren hernach nach dem Priorat von Malta, wo schon Orangenblüten sich an den mit goldenen Früchten schwer behangenen Bäumen zeigten, und der ganze Garten voller Rosen blühte und Veilchenduft aus dem Grase aufstieg. Wir gingen auf die Loggia. Die Gegend, von dort aus gesehen, war noch schöner als vom Hügel. Die Meereslinie zeichnete sich nicht allein durch ihre Fläche, auch durch den silbernen Glanz aus, den das Meer heraufstrahlte. Ich gedachte der Abende, wo wir zusammen auf der Loggia waren, einer Nacht, wo wir die Erleuchtung der Peterskuppel von da sahen. Ich dachte der entfernten Kinder. Der Tod ist ja wohl auch nur eine Entfernung, und was so sich angehört hat, sollte das in keiner anderen Form sich wieder begegnen? Die Pyramide liegt, von der Loggia herunter gesehen, in einem Meer von grünender Vegetation, und wo das Auge in der weiten Campagna umherschweift, ruht es auf Denkmälern der Toten. — Ich dachte an Dich, und wie Du, süßes, liebes Herz, in dem dunklen nebligten London dieser einzig seligen Klarheit des Himmels und der Erde entbehren mußt, Du, der Du sie so zu schätzen wußtest, dem sie so tief im innersten Busen zusagte, daß Dein inneres Sein gleichsam



ein Abbild solchen Himmels ist, und mein Auge füllte sich mit stillen Tränen.

Weigel spricht in Hinsicht Carolinens bedenklich über das Klima von England . . .

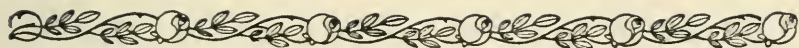


42. Humboldt an Caroline

London, 15. Januar 1818

In jedem 15. und 1. kannst Du sicher sein, liebe Li, daß Bülow und ich die Zeit preisen, daß sie dahinrollt. Du, süßes, gutes Herz, und Gabriele tun gewiß dasselbe. Allein Ihr tut mir immer weh dabei. Ihr verlaßt das schöne Land und bringt uns ein großes Opfer. Wer weiß, wie noch alles kommt. Die Zeit, wenn ich darunter das zusammenfasse, was auf unsere äußere Lage Einfluß hat, liegt dumpf und still, man fühlt, daß irgendeine Krise, eine Veränderung kommen wird und muß, und das hält die Menschen und Dinge an. Glückselig ist, wer die Zwischenzeit nicht ganz für sich verloren sein läßt. Ich tue mein Möglichstes, sie zu benutzen, wenn es auch hier in meiner Lage schwierig ist. Ich bin ruhig, und meine innere Heiterkeit ist dieselbe. Allein recht froh kann man nur sein, wenn es mit allem wohlgeht, was einem teuer ist, und wie wenig ist das der Fall, wenn ich uns und die Kinder nicht ganz von allem absondern will. Es stehen auch mir gewiß unangenehme Kämpfe bevor, es kann in meiner Lage nicht fehlen.

Vom Staatskanzler und Berlin höre ich nicht das mindeste, es ist alles wie tot. Auch habe ich bis jetzt nie eine Antwort auf ein Geschäft bekommen, so wie überhaupt gar nicht, wie ehemals gewöhnlich war, eine Korrespondenz mit dem Departement existiert, in der irgendeine Nachricht mitgeteilt würde. Es kommen bloß einzelne Depeschen mit einzelnen Aufträgen, man antwortet, und



dann fällt die Sache wieder ins Bodenlose. Es ist närrisch, daß ich fast zu gleicher Zeit Gelegenheit gehabt habe, den drei neuen Ministern auf eine ungezwungene Art zu schreiben, Altenstein, Beyme und Klewiz. Sie werden es als ein Zeichen ansehen, daß ich mein Einverständnis mit ihnen erkläre. Mag es immer sein, ich würde auch gegen sie nicht gerade Einwendungen machen, obgleich ich es ihnen verdanke, sich auf diese Weise hineinbegeben zu haben.

Die hiesigen Zeitungen sind viel milder gegen Preußen geworden. Ich habe geradezu, seit ich Dir einmal davon schrieb, nichts dazu getan, allein wenn sie wissen, daß man persönlich billige und gemäßigte Grundsätze hat, so bleibt das doch nicht ohne Eindruck.

Ich habe einen Todesfall erfahren, der Dir, liebe Li, ob Du gleich den Menschen nicht viel persönlich kanntest, sehr schmerzhaft sein wird. Der arme Max Schenkendorf*) ist vor einem Monat an seinem 35. Geburtstag in Coblenz gestorben. Der Schlag hat ihn plötzlich gerührt, und es scheint beinah, daß ihn das Geschick so getroffen hat, als man eben zu seiner Geburtstagsfeier bei ihm versammelt war. Bis auf die letzten Jahre seines Lebens, wo er häuslich glücklich zu sein schien, war es ihm eigentlich nie sehr gut gegangen. Er hatte mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, war fast von allen Menschen mißverstanden, und in unangenehme Händel verwickelt worden. Es ist ein wahrer, großer Verlust. Er war einer der sehr gut Gesinnten, von Kopf und tätig in jeder Lage, und wahrscheinlich hätte er doch auch noch mehr gedichtet. Es ist wieder einer, der voraus in das Haus der Vielen geht, wie es in einem griechischen Epigramm heißt. Mir tut es äußerst leid, ich war ihm sehr gut, und er hatte auch immer viel Anhänglichkeit für mich.

Ich sehe hier sehr oft, wie natürlich in einer so großen Stadt, Leichenwagen, und bleibe fast immer stehen, ihnen nachzuschauen,

*) Max v. Schenkendorf, geb. 1783, † 1817.



so weit ich kann. Der Tod hat hier eine Art finsterner Pracht. Vier, auch sechs große, starke Pferde, ohne alle Abzeichen, gar nicht so schlank und leicht und modern wie die der Lebenden, sondern wie die Streitrösse des Mittelalters, alle lang mit schwarzen Decken behangen, und wie der Wagen mit schwarzen Federbüschen geschmückt.

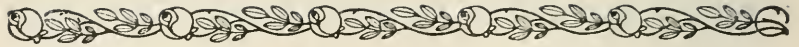
Bei den guten, lieben, verstorbenen Kindern fällt mir Hermann ein. Was Du mir von Türt sagst, hat mich sehr erschreckt. Die Sache, soviel ich sie kenne, ist folgende. Die Oberpräsidenten haben eine viel größere Gewalt bekommen, und die gelehrten Schulen, die bisher unter den Regierungen wie die anderen standen, sind geradezu ihnen untergeben worden*). Türt verliert also allerdings diese aus seinem Wirkungskreis. Es mag sich gegen diese Einrichtung wohl manches sagen lassen, besonders mag sie jetzt in einzelnen Fällen schädlich sein, wenn eine Regierung zufällig sehr gut dafür sorgte, und ein Oberpräsident es schlecht tut. Allein die Sache läßt sich auch mit sehr guten Gründen verteidigen und im Ganzen, und Regierungen und Oberpräsidenten gleich gut vorausgesetzt, bin ich dafür. Die gelehrten Schulen forderten mehr Einheit in der Behandlung, und die Regierungen hatten auch nicht immer mit hinlänglichen gelehrten Kenntnissen versehene Schulräte. Wie dem aber sei, so finde ich, hat Türt immer unrecht. Seine Regierung behält auf jeden Fall, soviel ich die Verfassung kenne, alle Bürger-

*) Die Dienstinstruktion für die Provinzialkonsistorien vom 25. Oktober 1817 bestimmte in P. 6: „Sämtliche Elementar- und Bürgerschulen . . . bleiben der Aufsicht und Verwaltung der Regierungen . . . unterworfen . . . Alle gelehrten Schulen der Provinz, worunter hier diejenigen verstanden werden, welche zur Universität entlassen, stehen hingegen unter unmittelbarer Aufsicht und Verwaltung des Konsistoriums.“ Als Präsidenten der Provinzialkonsistorien fungierten die Oberpräsidenten. (P. 11 der Instruktion für die Oberpräsidenten vom 23. Oktober 1817.) Aus den betreffenden Abteilungen der Konsistorien haben sich später die Provinzialschulkollegien entwickelt.



und Landschulen, das ist, meinem Gefühl nach, sogar der schönere edlere und weit tiefer eingreifend nützliche Teil. Es scheint mir auch der, für den Türk noch mehr als für jenen paßt, und auf jeden Fall ist es schwer, für diesen Teil einen tüchtigen Schulrat zu finden. Er klagte über Mangel an Zeit. Verliert er die gelehrten Schulen, so kann er sich den anderen mit desto mehr Eifer widmen. Ich werde ihm das auf eine sehr teilnehmende Weise sagen und ihm gleich schreiben. Es ist ein sonderbares und nicht gutes Zeichen der Zeit, daß es wirklich jetzt sehr schwer ist, die Menschen bei gutem Willen zu erhalten. Jeder verlangt seinen Wirkungskreis gerade so zugeschnitten, als es ihm notwendig scheint oder recht ist, und bei der mindesten Abänderung sind sie oben hinaus und sagen den Handel auf. Allein es liegt gewiß doch auch am Regieren. Wenn sie in diesem die gehörige Konsequenz, den Ernst und den guten Willen erkannten, so würde es auch anders sein. So sehen sie jeden Wechsel als einen neuen Beweis der Unstetigkeit an und verkennen darüber auch das wirklich Gute.

Wie ich wieder in Deinen Brief blickte, stoße ich auf die Stelle: Es gibt viele Schmerzen, und je älter man wird, je verwundbarer und teilnehmender, wenn auch schon stärker, wird man. Sie ist wunderschön und wunderwahr. Die in Jahren mehr Vorgerückten können wirklich mehr tragen, und wünschen, wenn sie fein und zart empfinden, die schonende Hand des Schicksals vorzugsweise der Jugend, die ihrer mehr bedarf, aber die Gewohnheit der Schmerzen macht den Sinn nur empfindlicher und jeden Nerv verwundbarer. Es sind nicht die ungeduldigen Tränen der Jugend, aber die stilleren, in die sich die ganze Seele auflöst, die fließen. Es ist nicht der Schmerz, der wie ein widernatürlicher und darum kurz dauernder Zustand sich aller Kräfte bemächtigt und sie lähmt und betäubt, sondern die leise Wehmut, die das ganze Gemüt durchdringt, in ihm heimisch wird, und als sollte sie ewig darin wohnen, ihm sonst Ruhe und



Besonnenheit läßt. Aber dafür trägt auch die tiefer wurzelnde Trauer der reiferen Jahre schönere und edlere Früchte und schlingt sich mit Banden um das Herz, denen man doch nicht gram sein kann. Überhaupt kommt Schmerz und Mitleid und alles, was Unglück heißt, mir immer wie eine eigene ungeheure Welt vor, wie die Nachtseite auf der Homerischen Welttafel, in der man auch nicht ohne leitende Gestirne ist, wenn man schon der Sonne entbehrt, und die mit Scheu zu fliehen nicht menschlich gesinnt sein würde; sie zieht einen viel eher durch eine geheimnißvolle, wunderbare Kraft manchmal an, daß man, um jene Nachtgestalten in der Nähe zu schauen und sich in das tiefste Menschliche zu tauchen, das Leiden wie eine befreundete Macht an sich zieht und darin weilet und lebt.

Die kleine weibliche Figur von Thormwaldsen solltest Du wohl, theures Herz, um in das volle Licht zurückzukehren, in Marmor haben. Es ist sehr schön in Thormwaldsen, daß das wirklich Neue im Schönen auch in ihm etwas Neues entstehen läßt. Andere bringen so immer, selbst die besseren, unzählige Male dieselbe Form des Schönen, die ihnen einmal gerät und genehm ist, hervor. In Schiller war es gerade wie bei Thormwaldsen. Er spielte, im edelsten Sinne des Wortes, nicht bloß mit dem Stoff, sondern auch mit den Formen. Fast in jeder seiner letzten Tragödien versuchte er sich an einer neuen. Er hat mir selbst einmal gerade darüber geschrieben, und ich muß nur nachsehen, ob dieser Brief unter den aus der Plünderung*) geretteten ist.

Den 16.

Ich aß gestern mit Bülow bei dem Herzog von Cumberland, und wir kamen erst um 1 Uhr nach Hause. Die verschiedenen Akte eines solchen Diners, wo man um $\frac{1}{2}$ 8 an Tisch geht, nun erst ißt, dann mit den Damen beim Dessert sitzt, endlich ohne die

*) Von Tegel 1807. Vgl. Bd. III, S. 434.



Damen bleibt, wahren gut und gern bis halb elf, und es sind nicht die unterhaltendsten. Nachher werden meist noch Spielpartien gemacht, da man meistens wieder zum Abend, jedoch ohne Souper, Leute bittet. Mein Trost war gestern die Berg. Sie ist in alles, was bei uns vorgeht, eingeweiht, und eine Frau von nicht eigentlich ausgezeichnetem Geist und Gefühl, aber die von beidem genug besitzt, um im Gespräch teilnehmend und interessiert zu sein. Dabei hat sie wirklich eine seltene Anspruchslosigkeit und Resignation, denn ihre Lage, die einmal sehr glänzend war, ist es jetzt gar nicht. Ich hatte einmal bei ihr erzählt, daß ich Briefe von Schiller^{*)} gefunden hätte, und sie wünschte einige zu sehen. Ich habe ihr jetzt welche gegeben. Dies hat gemacht, daß ich sie selbst wieder lese. Es sind die vorzüglich, die er mir nach Tegel und Berlin hin schrieb, über den Almanach und die Horen meistens. Du glaubst nicht, wie sie mich interessieren. Es sind auch lange Stellen über mich darin und von der treffendsten Wahrheit. Ich weiß nicht, ob es noch jetzt Leute geben mag, die so offen über sich selbst reden und so tief in ihre Individualität eingreifen. Ich möchte es bezweifeln. Man hat auch jetzt gar nicht mehr Zeit, sich so mit sich zu beschäftigen. Es ist mir sehr merkwürdig aufgefallen. In einer Reihe von Briefen, die durch mehr als ein Jahr geht, ist auch nicht ein Wort über öffentliche Begebenheiten. Schreibt man jetzt, auch nicht bloß ich in meiner Lage, wohl einen einzigen Brief ohne dies? Ich will nicht behaupten, ob es besser ist, jetzt oder damals. Damals sah man alles, was dahin einschlug, als Geschäfte an, die vom wissenschaftlichen Leben getrennt waren und es nur gestört haben würden. Jetzt glaubt man, daß der Mensch nicht seine wahre Vollendung, seinen eigentlichen Wert

^{*)} Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Dritte vermehrte Auflage mit Anmerkungen. Herausgegeben von A. Leihmann, Stuttgart. Cotta 1900.



haben kann, wenn er nicht, in welcher Lage er sei, lebhaften Anteil an allem nimmt, was im Staate vorgeht. Wissenschaft und Literatur, auch der denkende Geist in der Nation gewannen bei jenem, darüber ist keine Frage. Allein allerdings mag die Zeit etwas anderes fordern, und der Charakter der Nation jetzt gewonnen haben, und für die Wissenschaft die Frucht nachkommen. Wenigstens kann man den Strom jetzt nicht aufhalten. Er ist einmal dahin gerichtet, und man muß also nur die gehörigen Mittel finden, ihn auch so würdig und ohne daß jenes zu sehr leidet, zu leiten. Jetzt unterdrücken, über die verlorene alte schöne Zeit, so sehr ich sie dafür erkenne, jammern zu wollen, hieße das jetzige Streben ersticken und das Vorige nicht zurückbringen. Das Vergangene ist vergangen, und niemand zaubert es zurück. Das Tröstliche ist nur, daß man sich selbst dem Vergangenen zugesellt. —

Stell Dir vor, daß man hier davon spricht, daß der Erbprinz von Homburg*) die hiesige Prinzessin Elisabeth*), die im Frühjahr 48 Jahr alt wird, heiraten würde. Ich kann es mir nicht vorstellen. Ich sehe nicht ab, was sie von einer Existenz in Homburg für Vergnügen finden könnte.

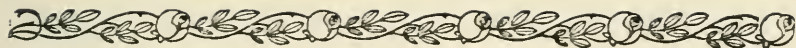
Da die Herzogin von Cumberland gern Dein Bild sehen wollte, habe ich es ihr gestern abend gebracht. Sie hat es sehr bewundert, und er hat behauptet, daß es einer Lady hier, der Tante des Herzogs von Devonshire, ähnlich sähe. Die Person, die es unternähme, wie Du auszufehen, bin ich wirklich neugierig zu kennen. Es ist sicher eine reine Einbildung.

Lebe innigst wohl, mein einzig theures Wesen.

Ewig Dein H.



*) Friedrich, geb. 1769, † 1829. 1820 Landgraf von Hessen-Homburg, verm. April 1818 mit Elisabeth, Tochter Georgs III., geb. 1770.

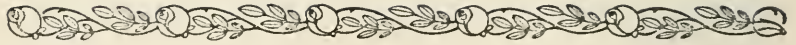


43. Humboldt an Caroline

London, 20. Januar 1818

ch habe gestern, liebe Li, Deine beiden Briefe vom 27. Dezember und 1. Januar bekommen, die mich sehr glücklich gemacht haben. Es schmerzt mich aber sehr, daß Du einen Posttag ohne die unsrigen geblieben warst. Ich begreife nicht, wie es zugeht. Sie werden vermutlich des leidigen Aufmachens wegen zurückbehalten, denn alle, die ich von Dir bekomme, tragen die sichtbarsten Spuren davon, meine vielleicht weniger, weil man mein Wappen haben wird, allein Du siegelst mit wechselnden Rameen.

Was Du von der Sehnsucht sagst, ist unendlich schön, ich fühle es wie Du. Wir sind ja in demselben Fall mit Bülow und Gabriele, und gewiß, was sie auch sagen mögen, mit tieferer und stärkerer Liebe gewesen, und hernach im Leben öfter, aber nie kann man in dem Schmerze der Sehnsucht auch die zarte und erhebende Stimmung des Gefühls verkennen, die es weniger irdisch macht als im Genuße der Gegenwart. Die Empfindung ist von so bezaubernder und wirklich überirdischer Natur, daß sie den, der recht tief liebt, auch in der Gegenwart nicht ganz verläßt. Denn wie nahe er ist, möchte er noch näher sein, wie tief er in das Wesen blickte, möchte er ganz in ihm weben können, man möchte unmittelbar und in seiner eigenen Natur erfassen das Unsichtbare und Göttliche, was aus den geliebten Zügen spricht, und gelangt doch nie dahin. — Darin überhaupt liegt der große und entscheidende Unterschied unter den Menschen, ob ihnen das Sichtbare in Umriß, Farbe und Bedeutung Sache und Genuß an sich ist, oder nur Hülle des Unsichtbaren, zart andeutendes Symbol. Im ersten Fall, der aber glücklicherweise wohl in keinem rein ist, mag man glauben, was man will, so trägt man das Irdische jenseits der Wolken hinüber, im letzten steigt der Himmel in das Sinnlichste



selbst herab, und da ist das ganze Leben eine große, ewige Sehnsucht. Wir reden damit gewiß beide nicht der Trennung das Wort, die wir schmerzlich fühlen, allein sie gestaltet sich anders in uns. Von den Kindern muß man nun freilich mit Billigkeit so viel nicht erwarten.

Ich habe auf einmal eine große Menge Briefe aus Berlin und Coblenz bekommen, liebe Li, und will Dir jetzt nur das Wichtigste mitteilen. Eine Nachricht wird Dich doch schmerzen. Mein Bruder Solwede*) ist plötzlich gestorben. Am 26. um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr ist er verschieden. Er hat einen Brustkrampf bekommen, der fünf Stunden gedauert hat, und den er nicht überlebt hat. Er ist vieler Unruhe entrückt. Die Familie wird allerdings in ihren Mitteln äußerst beschränkt sein . . . Wenn man auch, wie es mit Solwede und uns der Fall war, einander fast von Kindheit an fremd gewesen ist, so kann man sich doch, wenn nun von dreien einer dahingeht, nicht erwehren zu denken, wer nun und wann ihm zuerst folgen wird. Bei dem geringen Unterschied des Alters (er ist nur 55 geworden) und seiner ruhigen, gefahrlosen Lage hätte man nicht auf ihn zuerst raten sollen.

Dann schreibt mir der Staatskanzler einen eigenhändigen zwei Seiten langen Brief, von gar nicht wichtigem Inhalt, er enthält sogar nichts eigentlich über Geschäfte, nur daß er sich mehr Luft gemacht, daß das Ministerium selbständiger und mehr verantwortlich sei ußf. . . . Seine Gesundheit rühmt er sehr und sagt ausdrücklich: Si Vous écrivez à Madame de Humboldt, veuillez encore me rappeler à son souvenir et la bien remercier du sien. Dites lui mille belles choses de la part de ma femme, de Koreff et de Mademoiselle Hähnel.

Ein Brief von Koreff, höchst merkwürdig. Mit dem Staatskanzler gehe es gut und werde gut gehen, weil er einsähe, daß er

*) Stiefbruder. Vgl. Bd. I, S. 74 und Bd. III, S. 373.



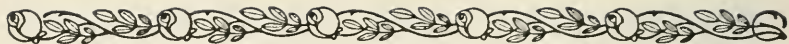
nicht mehr so jugendliche Anstrengungen machen könne. Aber die Aufgabe, um derentwillen der Fürst dort sei, sei unlösbar. Dies ist in grellen Farben beschrieben, vielleicht übertrieben. Die Almalgamation werde, wenigstens ohne Konstitution, nie vor sich gehen. Sehr viel und auch in seinen hyperbolischen Ausdrücken schreibt er über die Art, wie er in Weimar geachtet und geliebt sei. Der Herzog hat die Preßfreiheit und selbst die Wartburg männlich verteidigt, und es soll auch mehr Gedrucktes sein, als wir aus Zeitungen kennen. Er wird es mir schicken. Dann verlangt er unendliche Dinge von hier, vorzüglich Medizin in schrecklichen Quantitäten, in jeder Zeile wenigstens die gewöhnliche Lebendigkeit.

Endlich ein Brief von Flemming*) vom 28. September. Die himmlischsten Details über alle brasilianischen Sitten, vorzüglich über gewisse Flöhe, die einem in die Haut kriechen, und die man sich entweder durch einen Neger oder durch einen Arzt mit zwei Sternen (nämlich der Arzt hat die Ordenssterne dabei an) ausziehen läßt. Alles ist in Bildern aus der Tropenwelt geschrieben, an einem europäischen Brief saugt er wie ein Kolibri und schwirrt darum herum, bis auch nicht ein Tröpfchen Tau mehr darin ist. Dann eine himmlische Schilderung der Lust zum Farniente in der schönen Luft. Man legt dann, sagt er, seine Hände in den Schoß, wenn auch nicht immer in den eigenen. Es ist unendlich schade, daß Flemming Graf und reich ist. Er wäre ein ausgezeichnetes komisches Talent geworden.

Nun will ich schließen, süßes, teures Herz. Verzeih die Verwirrung dieses Briefes. Umarme die Kinder, die Du bei Dir hast und umarmen kannst, und grüße die anderen von mir still und lebe wohl.



*) Vgl. S. 74.



Wir haben gestern den Karneval hier begonnen, meine geliebte Seele, und nach so vielen Jahren, wo ich diese Rom so eigene Belustigung ansah, war es mir unaussprechlich rührend, an die Jahre zurückzudenken, wo ich mit Dir dies Getriebe ansah. Die Kinder waren damals klein, jetzt sind sie groß und nicht mehr um mich!

Ich hatte die Herz mit mir genommen, der es eine Erleichterung ist, wenn man ihr die Wagen erspart, und deren Nähe durch die große Freude belohnend ist, die sie an den Dingen nimmt. Sie gefällt sich unaussprechlich hier und kommt mir dadurch noch näher.

Stein hat Niebuhr einen Abschiedsbrief geschrieben, in dem er, wie dieser mir sagt, auch mich grüßen läßt. Niebuhr hofft indes, daß es eine seiner trüben Perioden sei, wie er deren schon mehr gehabt. Ich habe schlimme Ahnungen. Das Frühjahr ist mir sehr bedenklich bei dieser Art Übel.

Ach ja, wohl hast Du recht, von dem, was sehnsuchtsvoll die Brust erfüllt, kann man beinah mit niemand reden. Ich sehe zuweilen andere Leute darauf an, ob ihnen auch so zumute ist, und mich dünkt, diese Empfindung hie und da geahndet zu haben. In dem Vergehen der Zeit und des Menschen in ihr läge doch etwas Wehmütiges, weil sie entwickelt, was hier keine Stätte findet, wenn nicht die Ahnung eines Jenseits zugleich damit in das Innere dränge. Ich habe Wilhelms und Gustavs Grab in Deiner Seele begrüßt, mein teures Herz.





45. Humboldt an Caroline

London, 23. Januar 1818

Wellington ist hier und bleibt nur sehr kurz, nicht einmal hier, sondern beim Prinz-Regenten in Brighton, er kam gleich den Tag nach seiner Ankunft zu mir, fand mich aber nicht, nun bin ich heute und lange bei ihm gewesen. Er war von der alten Freundlichkeit und Vertraulichkeit. Ich finde aber, daß er gealtert hat. Keiner entgeht dem. Wie ich wieder zu Hause kam, besuchte mich die Berg, die sehr freundschaftlich mit mir ist, sie geht leider in wenigen Tagen von hier ab. Sie ist ganz voll von den Schillerschen Briefen. Da sie gar keine Familiensachen enthalten, kaum einige leichte Persönlichkeiten gegen einige und noch dazu jetzt vergessene Gelehrte, so fand ich kein Bedenken, sie sie lesen zu lassen. Ich lese sie bei der Gelegenheit selbst wieder, und ich glaube wirklich, daß sie zu den interessantesten gehören, die es noch von Schiller geben mag. Er ging schon darum weder mit Goethe noch Körner so in die innersten Fragen über sich und seine poetische und schriftstellerische Individualität ein, weil keiner von beiden sie so ausführlich mit ihm erforschte und untersuchte. Auch sind die Briefe gerade aus seiner wundervollsten Periode, vor dem Wallenstein, wo er, wie unglaublich es einem jetzt vorkommt, geradezu an seinem Beruf zum Dramatischen verzweifelt. Es hat nie eine solche Denkkraft über eine solche gebrütet.

Über Carolinen und die Herz und die Idee, sie zusammen allein in Rom zu lassen, schrieb ich Dir noch gar nicht. Gewiß kann man der Gewissenhaftigkeit der Herz und auch ihrer Kenntniß bei kranken Personen sehr vertrauen, allein ich möchte Dir doch nie raten, etwas der Art zu unternehmen. Es ist ein furchtbares Wagniß. Es ist nicht sowohl ein Unglück, das ich fürchte, das meine ich gar nicht. Aber ich fürchte Euch beide. Niemand kann



sich selbst sagen, wie er eine solche Trennung, eine solche Sorge und Unruhe erträgt, und sie könnte leicht Euch beiden das Leben so verbittern, daß Ihr selbst körperlich dabei littet. Sehnsucht, um Hilfe zu geben, die nicht befriedigt werden kann, ist unendlich zerreißen. Ach, im Entschluß ist der Mensch immer furchtbar, hart gegen sich und andere, läßt fahren, was er festhalten sollte, und vertraut sich dem Neuen. Auch bei unseren Trennungen habe ich das oft empfunden. Man spricht so leicht von der Entfernung, und dann, wenn die Räder fortrollen, ihr letztes Geräusch verhallt, dann fällt es auf einen wie eine endlose Einöde. Wenn wir jetzt wieder zusammen sind, werde ich mich viel sicherer verwahren. und wie viel Gelegenheiten doch können kommen, denen man sich wieder nicht entziehen kann. Es ist eine schlimme Zeit. Die Ruhe haben wir in der Jugend genossen, worüber ich das Geschick nicht tadele, weil man nichts Genossenes, das einmal vor allem Wechsel geborgen ist, tadeln muß, aber das Alter wird schwerlich dahin gelangen. Ich sehe die Fortdauer öffentlicher Ruhe nicht voraus. Man will sie von allen Seiten, aber der Wille macht es nicht aus, man müßte eine Menge unruhiger oder feindseliger Kräfte bändigen und beschwichtigen, und man läßt sie vielmehr kochen und gären. Wenn es aber unten siedet, läßt sich der Vulkan oben nicht zudecken.

Von Ubelheid*) habe ich wieder indirekt Nachricht. Der Großherzog von Strelitz**) schreibt mir: „Ihre liebliche Tochter ist unendlich verschönt und wie durchdrungen von dem belebenden südlichen Strahl zurückgekehrt. Von Ihrer Frau habe ich einen unermeßlich reichen, göttlichen Brief erhalten, fürchte aber nie wieder einen zu bekommen, da ich einen ganzen Folioband darauf

*) Lebte mit ihrem Manne, der Adjutant beim Prinzen Wilhelm, Bruder Friedrich Wilhelms III., war, in Berlin.

**) Georg, geb. 1779, † 1860, seit 1816 Großherzog.



geantwortet habe.“ Er bleibt immer sehr gut. Ich stehe hoch in Gnaden, weil ich in der Cumberlandschen Sache sehr tätig bin und sie auch wohl durchsetzen werde.

Ich schreibe jetzt, was für mich ist und hier bleibt, mit einer goldenen Feder, ordentlich aus Verzweiflung. Aber solche goldene Feder ist gar nicht so menschlich wie ein Gänsekiel, der sich den Gedanken anschmiegt und feine und dicke Striche macht, manchmal auch tückisch wird und gar nichts mehr hervorbringen will. Die Goldene malt, und zwar in ziemlicher Dicke, ihre großen Züge immer starr hin, allein man ärgert sich auch nicht so über sie, weil sie eben nicht so menschliche Passionen hat, wie eine gewöhnliche Feder, die doch nie ganz vergißt, daß sie einer Gans, also einem lebendigen Wesen, das auch seine Grillen haben kann, angehört hat. Insofern finde ich sie sehr gut, nur zu Briefen kann ich sie nicht brauchen. Wie sie ein wenig abgeschrieben sind, schreiben sie nicht fein genug mehr, um klein zu schreiben.

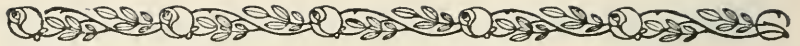
Lebe wohl, umarme die lieben Mädchen. Ewig Dein H.



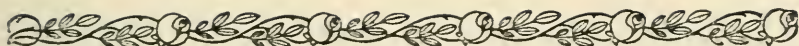
46. Humboldt an Caroline

London, 29. Januar 1818

Du kannst mich wieder bedauern, liebe Li, ich muß zum Prinz-Regenten nach Brighton morgen, einige 50 hiesige Meilen weit. Vermutlich komme ich erst Sonntag wieder. Indes ist mir dies doch recht lieb. Es werden in der Regel nur Botschafter, zwischen denen und Gesandten man hier einen entsetzlichen Unterschied macht, gebeten, Gesandte bloß wegen besonderer Ursachen. Eine solche nun existiert für mich nicht, und es ist also eine Auszeichnung einer eigenen Art und eine desto mehr



zu erkennende, da ich gezwungen bin, eine so wunderbare Rolle gegen die Königin zu spielen. In allen diesen Rücksichten kann ich mit meiner Lage hier nicht genug zufrieden sein. Für die mannigfaltigen Schwierigkeiten, in die ich hier verwickelt worden bin, ist es mir viel besser gegangen, als ich erwarten konnte. Wenn es nur amüsanter wäre, allein wie wollte es dies auch ohne Dich sein! Mit Dir, wenn Du je hierherkommst, wird es tausend Gelegenheiten zu lachen geben. Ich kann nicht leugnen, daß mir doch sein würde, als fehlte Dir etwas, wenn Du dies Wesen nicht wenigstens einige Zeit gesehen hättest. Bei tausend Gelegenheiten wünsche ich Dich, auch so recht Deinetwegen, her. Schon dieser Grad der grauen Dunkelheit kommt einem sonst gar nicht vor, und nichts in der Schöpfung ist so wichtig, so einflußreich, als die Töne der Farben in der umgebenden Natur. Sie dringen tiefer in die Seele und stimmen mehr und anders als alle einzelne bestimmte Gedanken. Noch heute zeigte ich Bülow ein Haus, was wirklich wie ein Sarg ausseh, aber er hat keinen rechten Sinn dafür, er fühlt es nicht so dunkel und schwarz, oder es verstimmt ihn gleich selbst. Den Eindruck voll aufnehmen und doch sich davon frei erhalten, mag einem nur im Alter gegeben sein, das doch überhaupt die Vollendung des Menschen, das Befriedigendste für den, der es genießt und der es sieht, ist, da sich in ihm, wenn es nur recht behandelt wird, erst all die Fäden zusammenziehen, die im früheren Leben auseinander gehen, und da es so im höchsten Verstande dadurch poetisch wird, daß, wie in einem großen Drama, das materielle Interesse geringer wird und immer mehr schwindet mit der Nähe des Grabes, und das Intellektuelle schon dadurch gesteigert ist. Man ist schon freier von den Kräften, denen das Leben unterwirft, und sieht auch furchtbares Schicksal nur wie einen Donner an, der vorüberzieht an der bewohnten Hütte und in dem fernen Wald einschlägt. Wo diese Gefühle stark sind, da drücken sie sich



auch in den Zügen aus, und daher kommt die neue Würde und der Reiz der Züge, die nur noch die gewesene schöne Jugend ausdrücken, für die in der Kunst jeder empfindlich ist, und die man nur darum oft im Leben verkennet, weil man sie selten rein findet und auch der Geschmack selten geläutert genug ist von allen unwesentlichen Nebenrücksichten.

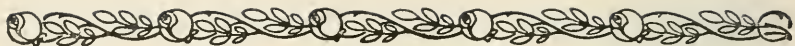
Palmella, bei dem ich heute aß, sagt sehr gut, daß man nicht miß- und nicht zuviel gefallen muß, um sich wieder glücklich zurückzuziehen. Es ist die schmale Mittelbahn des Schickslichen, nur daß der Hof in Eise doch ein anderer war. Der Mangel des Poetischen fühlt sich hier entsetzlich. Es gibt auch in andern Ländern jetzt kaum noch große Dichter. Aber man ahndet doch noch einen Geist, der wie aus einer schönen Vorzeit umgeht und das Leben nicht so herabsinken läßt. Hier gibt es wohl ein paar leidliche Dichter, aber es ist eine fürchtbare Prosa um sie her, in der sie fast mit erstarren.



47. Humboldt an Caroline

London, 2. Februar 1818

Ich bin gestern nachmittag von Brighton zurückgekommen . . . So eine Partie ist sehr teuer. Sie kostet mich zwischen 16 und 17 Pfund, ja wenn ich das Mieten der Postchaise rechne, was noch nicht bezahlt ist, noch mehr. Ich kann indes nicht sagen, daß ich mich ennuyiert hätte, es bleibt immer merkwürdig, den Ort und das Leben mit anzusehen. Ich fuhr hier zwischen 10 und 11 weg und kam um 5 ungefähr an. Das Haus, denn es ist das mehr als ein Schloß, was der Regent bewohnt, wird der Pavillon genannt. Ich wohnte mit Münster und Palmella in einem Flügel, Esterhazy, der spanische Botschafter



und der Prinz von Homburg in einem anderen. Am 6 ging man zum Essen hinunter, im Frack, ohne alle Hofgêne oder Etikette. Bald darauf versammelte sich die Gesellschaft, etwa 25 Personen, worunter fünf bis sechs Damen waren. Der Regent kam etwas später. Er ist überaus artig, höflich, und macht die Honneurs, wie es ein Partikulier in seinem Hause machen könnte. Auf das Essen wird unendlich gehalten. Es ist in Essen, Wein und Places das Ausgesuchteste, was es geben kann. Der Prinz behandelte mich mit sehr vieler Auszeichnung. Die meisten spielen Karten, und man treibt sich so bis nach Mitternacht herum, wo man auseinandergeht.

Der Pavillon ist noch lange nicht ausgebaut und noch weniger fertig meubliert. Das Äußere ist in ziemlich mittelmäßiger, aber griechischer Architektur, allein das inwendige Ameublement ganz und durchaus chinesisches und wird auch nun so fortgesetzt. Der Prinz ließ mir selbst die schon gemachten Zeichnungen kommen. Es ist sehr prächtig an Vergoldungen, Porzellanen, geschnitztem Elfenbein, Stoffen ußf. Die Hauptlampe kostet 500 Pfund. Allein es ist Jammer und Schade, daß dieser anfänglich vermutlich bloß zufällige Gedanke nunmehr fortgesetzt wird. An sich kann man über den Geschmack, der dies oder jenes vorzieht, wenig sagen. Aber der Prinz benimmt sich alle Gelegenheit, bei diesem Bau und durch ihn die Kunst befördern zu können. Wer will und kann solchen chinesischen Tand machen?

Am andern Morgen habe ich ersilich sehr ausgeschlafen und dann mit einem Teil der Gesellschaft gefrühstückt. Dann habe ich mit Esterhazy und Palmella den Stall und die Küche besehen. Der Stall ist ein wahres Pferdepanttheon. Denke Dir die Ställe in einer kreisförmigen Linie einer an den anderen gebaut und darüber eine ebensolche Linie von Stallkammern mit einer offenen Galerie darüber, dann den inwendigen Kreis, den dies Gebäude frei läßt,



und der in der Mitte einen Brunnen hat mit einem Dach, wie das Pantheon hat, überbaut, mit lauter die ganze Wölbung hinaufgehenden Fenstern, die nur zur Haltung Streifen von Holzdach zwischen sich haben. Dieser überdeckte Hof ist wirklich überraschend und hübsch. Die Kuppel mag ungefähr 60 Fuß hoch sein, und der Durchmesser ist sehr beträchtlich. Der Bau soll eine immense Summe gekostet haben. Dieses Gebäude ist mit andern Mauern und Gebäuden umgeben, die eine Art maurischer Architektur haben, und so sind auch die Verzierungen, Säulen und Bögen an der Galerie über den Ställen.

Die Küche ist nicht als Gebäude prächtig, aber von einer Einrichtung, die wirklich sehenswürdig ist. Ein Hauptkoch und ein Haushofmeister dirigieren dies alles. Diese Leutebekanntheit wird dann ganz besonders gemacht, und man kann nicht leugnen, daß sie in ihrer Art merkwürdig sind. Eine solche Ordnung, Bequemlichkeit und Reinlichkeit sieht man nicht leicht wieder. Die Küche wird meistens mit Dämpfen geheizt. Nur für den Braten ist ein Feuer mit heller Flamme und einige Kasseröllchen mit Holzkohlen. Sonst geschieht alles durch den Dampf. In der Mitte ist ein ungeheurer metallener, durch Dämpfe erheizter Tisch, auf dem die Speisen die letzte Zubereitung erhalten und bis zum Anrichten stehen. Schon um 12 Uhr waren da alle silbernen Schüsseln zu 24 Entrées aufgepflanzt, und Du hättest sehen müssen, wie der Koch von den Entrées und Saucen wie von Kunstwerken sprach. Ich fragte ihn nach dem dicken Hardenberg*) in Wien, der viel in Brighton war. C'est l'ami des cuisiniers, sagte er gleich, wirklich eine himmlische Definition.

Nach diesen Untersuchungen ging ich mit Palmella am Meer spazieren. Er ist ein sehr angenehmer und wirklich geistreicher Mensch, und wir gingen sehr lange. Die Sonne schien hell, und

*) Hannoverischer Staatsmann.



wenn es auch ein wenig kalt und windig war, so ist doch das Wetter noch immer nicht anders als in Deutschland etwa im Ende Oktobers, das Gras im schönsten Grün. Brighton ist ein kahles, ganz baumloses und wenig erhöhtes Meerufer. Aber man hat eine ganz freie Aussicht über eine unendliche Strecke Meer. Es ist ein Bad. Man badet jetzt in Wannen in geheiztem Meerwasser. Im Sommer werden die Frauen in Wagen an Seilen ins Meer gezogen und in diesen ganz verdeckten Behältnissen auf eine wunderbare Weise von zwei Frauen rücklings ins Meer gestürzt. Die kleine Tochter der Herzogin von Cumberland*) beschreibt das sehr drollig und versichert, daß es sehr hübsch sei. Es mag eine schreckliche Operation sein. Der Nachmittag und Abend vergingen wie am ersten Tage.

Die Königin hier ist seit einiger Zeit sehr leidend, und man redet von Brustwassersucht. Es wäre wunderbar, wenn sie ihrer Enkelin bald folgte.

Bei meinem Zurückkommen aß ich mit Esterhazy bei Palmella, aber war vorher zu Hause, wo ich allerlei Briefe vorfand, auch zwei von Dir. Auch heute habe ich Briefe von Berlin gehabt, allein keine Silbe von August und Adelheid. Von Boisdeslandes**) habe ich auch gar keine Zeile. Ich vermute also, daß all diese Briefe in Coblenz beim Kanzler ruhen, auch wohl irgendeine Untersuchung erfahren. Daß sie die Briefe sehr ungeschickt aufmachen, weiß ich, gewiß haben sie auch mein Petschaft auf alle Weise nachgestochen. Man tut mir schon immer die Ehre an, mich für einen merkwürdigen Mann zu halten.

Der König***) hat der Herzogin von Cumberland einen ganz

*) Auguste, Prinzessin Solms, geb. 1804, † 1865, verm. 1827 mit Prinz Albert von Schwarzburg-Rudolstadt.

**) Legationssekretär.

***) Friedrich Wilhelm III.



eigenhändigen und sehr hübschen Brief geschrieben. Er spricht von ihrer Lage, und daß er nichts bis jetzt dafür habe tun können. Dann sagt er: „Möchte ich in diesem Jahr glücklicher sein. Ich hoffe es indes, Humboldt, der ebenso klug als tätig ist, wird tun, was er kann.“ Es ist immer gut, zu wissen, was der König von einem denkt. Was diese Sache betrifft, so tue ich allerdings, was ich kann, und gehn wird sie auch, nur schwerlich ganz wie ich wünschte. Sie ist aber bisher schrecklich verdorben worden.



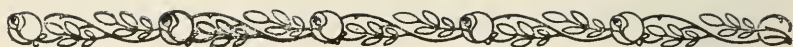
48. Caroline an Humboldt

Rom, 10. Februar 1818

Meine geliebte Seele!

Sestern bin ich so glücklich gewesen, Deinen Brief vom 20. Januar zu empfangen . . . Ich freue mich, daß wir doch eins gemein haben, das grüne Gras im Januar, Du in London, ich in Rom. Die See muß das Klima so mild machen. Hier ist wahres Frühjahr, die Weichheit, die Süßigkeit der Luft, die das Gemüt mit unendlicher Sehnsucht erfüllt. Nur daß, ach! dieses sehnsuchtsvolle Gefühl hier nicht wegzieht von dem Boden, auf dem man steht, die Geliebten möchte es herziehen, hier zu leben und hier zu sterben, „so in sehnsuchtsvoll Erstarren wieget dieser Himmelsfluren Zaubergruß“. Ach, wir müssen wieder hierher. Je tiefer ich Rom empfinde und begreife, je mehr wird es mir klar, daß Du hier das Leben mit mir beschließen mußt.

Ein Herr von Rebeur ist hier von Berlin angekommen, und die Briefe, die er hier vorgefunden hat, kündigen eine Veränderung in dem Kriegsministerium als nah bevorstehend an. Dann spricht



man von einem so scharfen gefällten Urteil gegen Chile*), daß es mir zu scharf vorkommt.

Du hast mir viel Gedanken erregt mit dem, was Du über Dein inneres Gefühl in Hinsicht des Dienens sagst, ich verstehe Dich ganz und sehe auch in meinem Kreise, wie wahr Du urteilst, und welch ein wunderbares Getriebe in die Menschen gefahren ist. Ein einzelner gibt nur zu oft ein Bild des Ganzen. Die Welt ist aus ihren Angeln gerückt. Wir selbst, wenn unser Ziel nicht sehr nah ist, werden noch wunderbare Dinge sehen, aber was steht den Kindern bevor!

Also Koreff hat Dir auch geschrieben? Die Äußerung über die Verhältnisse, wegen dessen sein Mäzen die Winterreise gemacht, ist sehr merkwürdig. Ich finde es aber leichtsinnig und unrecht, daß er so in alle vier Weltteile darüber schreibt. Annüz und unvorsichtig für sich und für den, den er verehrt, für das Ganze.

Es werden viel zu viel Briefe geschrieben, und die Welt ist unter anderem an zu viel Kommunikation krank.

Verzeih mir heut den sehr dummen, sehr uninteressanten Brief. Wer schreibt wie Du? Was habe ich lezthin über die Eleganz Deiner Frisur in London lachen müssen. Caroline hat oft frappante Ähnlichkeit im Witz mit Dir.

Flemmings Brief hat mich ungemein amüsiert, ich will ihm gewiß ehestens schreiben, damit er auch an meinem Briefe saugt. Ich muß aufhören. Adieu, geliebtes Wesen.



*) Ludwig Gustav v. Chile, geb. 1781, † 1852, 1812—1817 vortragender Adjutant beim König, 1818 Chef des Militärkabinetts, 1841 Geh. Staats- und Kabinettsminister.



49. Humboldt an Caroline

London, 10. Februar 1818

Ich kann Dir erst heute, liebe Li, die versprochene Übersicht meiner dreimonatlichen Ausgaben schicken . . . Ich habe mehr Rubriken gemacht, als wir sonst zu haben pflegten, und mich darin auch nach den hiesigen Sitten gerichtet . . .

Ich muß noch einige Bemerkungen über die einzelnen Artikel machen. Nr. 4. Von Raffee habe ich 50 Pfund levantinischen gekauft, von dem natürlich noch viel da ist. Aber ich habe alle Liebe zum Raffee verloren. Wir können ihn gar nicht gut gemacht bekommen. Ich trinke am Morgen bloß eine Tasse und dann eine halbe Tasse Milch, beides ohne Vergnügen. Damit gehe ich bis $\frac{1}{2}$ 8 am Abend. Aufstehen tue ich um 8 oder bald nachher.

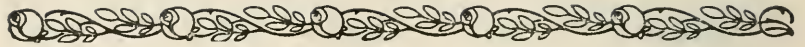
Nr. 8. Mein Haushalt besteht in 1. dem Koch. Dieser bekommt 100 Pfund und Essen. Du wirst das sehr teuer finden. Man kann aber, wie ich auch oft mit der Berg überlegt habe, nicht weniger geben, wenn man einen so guten haben will, daß man, indem man Leute hat, nicht einen fremden nehmen muß, und wenn er nicht unmäßig betrügen soll.

2. Mein Haushofmeister. Dieser bekam fünf Pfund monatlich und Essen.

3, 4. Zwei Bediente. Diese bekommen fünfeinhalb Pfund den Monat, allein kein Essen. Bülow hat besonders einen und Lusi*) auch, die dann alle meine Livree tragen.

5, 6, 7. Drei Mädchen, eine für die Küche und zwei für das Haus. Die Mädchen kriegen alle gleich ein Pfund für den Lohn, zehn sh. Wäsche und dreieinhalb sh. Tee monatlich. Tee und Zucker in Natura, wie ich anfangs gab, kostete unendlich mehr, was ich jetzt gebe, ist sehr wenig, die Wäsche aber ist zu teuer. Doch sind die Mädchen, wenn man abrechnet, daß sie wenig tun, still und ordentlich.

*) Vgl. S. 21.



8. Ein Säger. Dieser bekommt zwei Pfund, zwei Schilling monatlichen Lohn, so wie auch die Mädchen, Essen. Weniger Leute ist es unmöglich zu haben.

Nr. 11. Reisen sind nach Datlands und nach Brighton. Du siehst, wie liebenswürdig solche Partien sind. Doch ist das Trinkgeld dabei unbedeutend. Man gibt nur dem Mädchen, das einem das Feuer anmacht. Denn das erste Feuer machen immer hier die Mädchen an, nie die Bedienten, und unterhalten tun es wieder nie die Mädchen, sondern immer nur die Bedienten. Ich finde das sehr poetisch. Das Entzünden des ersten Funkens und das gewöhnliche Unterhalten der Flamme ist hübsch verteilt.

Nr. 12 habe ich eigen zu Deinem Spaß abgeteilt. Du weißt, daß unsern Rechnungen nach, wir immer einiges Amüsement hatten. Was ich mir für ein besonderes mit den sechs Pence im Januar gemacht habe, wird Dich intrigieren, süße Seele, und Du wirst es nie erraten. Ich habe dafür ein Schwein gesehen, das man wegen seiner außerordentlichen Dicke für Geld sehen ließ. Wenn ich es vollkommen sagen soll, so war es eine Sau, sie lag bloß, da an Stehen mit ihrem Volumen nicht zu denken war, wog gegen 1200 Pfund und wurde in einem Wagen herumgefahren. So nahm sie ordentlich Cour an. Man stieg auf einer Seite ein, defilierte vorbei und begab sich auf der anderen wieder herunter.

Nr. 19. Zeitungen sind: die Allgemeine Zeitung, die ich Münster mitteile, so wie er mir die Hamburger. Es ist das halbe Jahr vorausbezahlt, sie kostet acht Pfund jährlich hier.

Nr. 20 wirst Du sehr teuer finden. Aber ich mußte in der Küche und dem Keller Änderungen machen lassen, und dann fällt alle Augenblick an Schlössern, Türen uff. etwas vor. Die englischen Häuser sind unglaublich schlecht gebaut. Keine Thür und kein Fenster schließen. Im Grunde geschieht das, glaube ich, mit Fleiß. Wenn man dem Kohlendunst nicht Ausweg ließe, käme
120

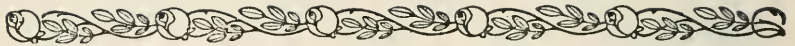


man selbst bald nicht mehr aus dem Hause. Auch habe ich hier meine Sitten weislich geändert, ich lasse nichts verkleben. Aber ich habe auch sehr oft, wie noch in diesem Augenblick, eine kalte Stube, bin aber sehr gewöhnt daran. Bülow, dessen Stube ungleich wärmer ist, weil er einen größeren Kamin und die Sonnenseite hat, klagt alle Augenblick über Kälte. Mich ficht es nicht an, ich bin wirklich so wohl wie immer und die Morgenstunden vorzüglich klar gestimmt und wohl.

Nr. 23. Die Heizung ist eine der teuersten Sachen, und ich habe außer der Küche acht, vielleicht neun Feuer. Die Küche hört nicht auf, Feuer zu haben von 8 bis 10 den Abend. Denn die Leute essen zu Mittag um 1 und des Abends nach der Herrschaft, also etwa um 9. Dies ist eine sehr fatale Einrichtung, und der herrschaftliche Tisch hilft darum dem Leutetisch nicht so viel, als wenn sie nach der Herrschaft zu Mittag äßen. Es würde aber freilich zu spät. Die Leute kriegen hier auch sehr gut zu essen, entweder Suppe, Fleisch und Gemüse, oder Fische, Fleisch und so, und immer große Braten, gerade wie die Herrschaft, oft keine Suppe, sondern bloß Braten oder gekochtes Fleisch und Fisch. Das Fleisch, wenn man durch die Bank gutes und wohlfeiles für einen Preis nimmt, kostet hier siebeneneinhalb Pence das Pfund, das notabene wie das römische kleiner ist. Alle Leute, die es verstehen, versichern ferner, daß man, um dieselbe Kraft der Bouillon zu erhalten, von hiesigem Fleisch mehr nehmen muß. Darum werden die Fleischrechnungen so teuer. Wenn wir allein sind, nimmt mein jetziger Koch acht, zehn, zwölf Pfund täglich.

Nr. 27. Das Bier ist ungeheuer teuer und mein ewiger Älter. Meine Leute kriegen nämlich das teuerste Porter.

Nr. 33. Mit dem Öl hätten mich die Leute bankerott gemacht, wenn ich nicht Einhalt getan hätte. Sie brannten das allerbeste durchs ganze Haus, ließen unordentlich brennen uff. Die



Münster, die ich um Rat fragte, führte mich auch ins Verderben. Endlich habe ich aber die wahren Notizen von der Bourke, der Frau des dänischen Gesandten, erhalten. Nun geht es besser, wie du siehst.

Wunderbare Einrichtungen gibt es hier. Die Fenster sind so gemacht, daß immer ein Glaser kommen muß, sie rein zu machen, man muß die Rahmen herausnehmen. Darum sind bei aller sonstigen Reinlichkeit die Fenster in den englischen Häusern meistens schmutzig.

Nimm nicht übel, teures, liebes Kind, daß ich Dir so weitläufig über das Geld geschrieben habe. Ich war aber von allem Öl und Talg begeistert, da kann man sich nicht gleich anhalten. Ach, wenn wir nur noch die hübsche Talg*) . . . von Erfurt hätten! Damals kannten wir kein Wachslicht, lebten gar nicht vornehm und waren viel glücklicher. Gott weiß, daß ich es nicht idyllenartig, sondern aus voller und inniger Wahrheit sage.

Das Bild von Shadow laß ja machen. Wie kannst Du aber um Erlaubnis fragen, liebe Seele, das ist gar zu sehr, als wenn Schleiermacher uns getraut hätte. Apropos! Weißt Du, daß ich unsere wahre Trauredede hier habe, unter den von Dir in Berlin versiegelten Papieren, die zufällig in derselben Kiste mit den Bildern gelegen haben? Wenn Du also, süßes Kind, wieder so um Erlaubnis fragst, so schicke ich Dir ein Stück in Abschrift, das fürchterliches Postgeld kosten wird. Es steht gar nichts von Herrschaft und Gehorsam darin, bloß von Schweißabwischen. Wirklich war es eine große Hitze den Tag. Es ist recht schade, daß wir nie wieder in das alte Erfurter Haus kommen werden. Welche Leute auch darin wohnen mögen, so werden die Wände, und der Reuter hinter dem blutigen Hirsch**) nie wieder so hübsche Dinge sehen und hören, als damals von uns.

*) Unleserliches Wort.

**) Bild im Erfurter Haus.



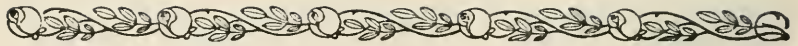
Du kannst mir kaum mehr Freude machen, als wenn Du mir von Deinen Spaziergängen schreibst. Die Schilderung des grünen Testaccio und der Loggia des Priorats hat mich unendlich in die Gegend versetzt. Du beschreibst immer alles so unglaublich wahr und mit so wenig Worten immer im Anklang des rechten Gefühls für jedes. Es freut mich sehr, daß der Platz an unsern Gräbern wieder erneut wird. Wenn die lieben Kleinen irgendeine Empfindung davon haben, muß es sie sehr rühren, daß Du mit solcher Muttertreue aus der Ferne zu ihnen kommst und sie aufsuchst und für die Grabhügel sorgst. Auch wenn wir einmal tot sein werden, wird sich doch noch lange ein Band zwischen der Familie und Rom erhalten. Alle unsere Kinder, selbst Theodor, hängen daran, und leicht pflanzt es sich noch eine Generation fort. Dann stirbt es so nach und nach hin, und Fremde lesen nur noch die Namen an den kleinen Säulen. —

Ich habe mich gewundert, aus dem Brief der S[ähnel] an Dich zu hören, daß man den ganzen Winter abwesend bleiben will. Den, bei dem wir auf dem Lande waren [Stein], sieht er [Gardenberg] wohl nicht anders als nur zufällig. Es sind Naturen, die nicht übereinstimmen können, und der eine ist nicht immer in Laune, das zu ertragen, geschweige denn zu suchen, was ihm nicht genehm ist. Ich glaube wohl, daß er klagt, daß ich hier bin. Die Berg hier erzählte mir neulich, daß er 1808 immer darauf gescholten hätte, daß man mich in Rom lassen könnte. So kommt alles im Leben wieder.

Lebe wohl, süße, inniggeliebte Seele.

Ewig Dein S.





50. Caroline an Humboldt

Rom, 17. Februar 1818

Gtein hat mir kürzlich geschrieben, etwas gehobener im Geiste, so scheint es mir, ich hoffe, ich sehe ihn und meinen alten trefflichen Schlabrendorff*) noch im Laufe dieses Jahres. August hat nun die Marmorsachen gesehen und ist sehr von der Schönheit der Torsen ergriffen. Allein Deine Büste hat sehr unangenehme rötliche Streifen bekommen, schade, daß es nicht meine Büste betroffen, die weit schlechter war. Shadow will sie bleichen, man hofft darauf, sobald es warm wird.

Nun will ich Dich, teures, geliebtes Wesen, über meine Ansicht wegen Carolinen und meine Äußerung, daß sie hier bei der Herz noch ein Jahr bleiben könnte, beruhigen. Wenn sie sich ganz unendlich danach sehnte und gleichsam die römische Luft als notwendig zu ihrer gänzlichen Heilung ansähe, wenn der Arzt es für unerläßlich hielte, so traute ich mir, zwar mit vielen Schmerzen, allein ich traute mir allenfalls die Kraft zu, eine Trennung von ihr auszuhalten. Ich traute sie mir zu, wie ich mir etwa gern zutraue, mein Leben oder meine Gesundheit für das geliebte Kind zum Opfer zu bringen, wenn dadurch ihre teure Gesundheit erkaufte würde. Ich ließ gegen Carolinen ein Wort über die Möglichkeit fallen, hier noch ein Jahr zu bleiben, allein sie sagte mir, wie sehr sie an Rom hänge, so glaubte sie nicht, daß sie die Sehnsucht nach uns allen fern von uns allen ein Jahr lang bemeistern könnte, ohne daß diese Sehnsucht nicht selbst nachteilig auf ihre Gesundheit wirke. Weigel wird Dir in kurzem wieder schreiben. . . .

Du hast von Theodor geträumt — es ist lang her, in dem Brief aus Rotterdam steht es — er sah Wilhelm ähnlich — es hat mich sehr gerührt — ich liebe ihn immer gleich sehr, ich liebe ihn aber schmerzlich — kann ich anders, kann's mir nicht einfallen,

*) Graf Gustav Schlabrendorff, geb. 1750, † 1824.



wie er, 21 Jahr alt, so gar kein Herz und Gemüt für mich zu haben scheint? Doch will ich nie die Hoffnung sinken lassen, daß es ihm noch einmal aufgehen wird.

Dein englischer Nebeltag hat ordentlich im römischen Diario gestanden, der 31. Dezember. Verschleiert also nahm es Abschied, das Jahr.

Nun noch eine Nachricht zum Schluß. Ich habe mit Thorwaldsen den Kauf der eben fertig gewordenen Hoffnung in Marmor besprochen. Sie wird, sagt er mir, nah an 1000 Scudi kosten, ganz genau könne er es noch nicht sagen, allein wenigstens nicht mehr. Er schien sehr erfreut, etwas für uns auszuführen, und ich versichere Dir, wie die Preise der Marmorarbeit und Arbeit geworden sind, ist es nicht zu viel. Du wirst die größte Freude daran haben, es ist wirklich eine himmlische Figur, etwas noch nie Bekanntes und im edelsten Stil.

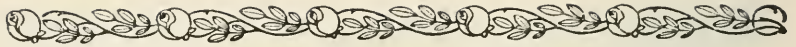
Ich umarme Dich innigst.



51. Humboldt an Caroline

London, 17. Februar 1818

Endlich, liebe Li, habe ich einen Brief von den lieben Kindern aus Berlin . . . Bei dieser Gelegenheit muß ich Dir doch erzählen, was Bülow für Eingebungen hat. Du weißt, daß er sich auf's Prophezeien legt, und daß wir nicht nach Paris kommen würden, hat er wirklich immer richtig gefühlt. Neulich, als ich mit ihm allein zu Hause aß und wir länger als gewöhnlich saßen, hat er mir offenbart: Ihr würdet nie hierherkommen, ich aber würde nicht länger als dieses Jahr noch hier sein, im folgenden Minister in Berlin. Er versichert auch daraus, daß auf der



Abschiedscour von Prinzess Charlotte*) Altenstein vor mir weg-
gefahren ist und ich fast der letzte geblieben bin, gleich gewußt zu
haben, daß Altenstein eher als ich Minister in Berlin sein würde.
Diese Abundungsgabe ist eine der hauptsächlichsten poetischen Seiten
in Bülow. Mit dem Minister für 1819 möchte er aber doch
unrecht haben.

Augusts haben einen ihrer ersten Besuche bei Bülow**) und
seiner Frau gemacht und sind sehr artig empfangen worden. August
fragt mich, ob ich nichts dawider habe. Ich werde ihm schreiben,
daß es vielmehr gut ist, daß er keine Erbitterung zeigt. Man muß
nicht bis ins dritte Glied haßen und verabscheuen. Aber ich selbst
werde mit ihm (sie ist ganz unbedeutend) mich in kein Verhältnis
je mehr einlassen. Von meinem Siege über Bülow soll man noch
viel sprechen. Es war immer gut, einen großen Übermut zu
demütigen und einen schon durch Leichtsinns gefährlichen Menschen
zu entfernen, sonst aber hat dieser Sieg mir gewiß für mein eigenes
Zurückkommen geschadet. Er hat gemacht, daß man mich fürchtet,
man ist nicht gewohnt, daß einer mit Einfachheit das Schlechte
schlecht nennt und es so tut, daß keine unberufenen Beschöner
dagegen aufkommen können. Man will immer ein halbes, alles
Böse einwickelndes und bemäntelndes Benehmen, daß man sich die
Hände wäscht, ohne sie naß zu machen, und wer nicht so leise und
halb auftritt, wer noch dazu nur mit einiger Leichtigkeit reden kann,
da die andern darin eine vorzügliche Ungeschicklichkeit besitzen, vor
dem hütet man sich gern. Auch August sagt, daß die Besseren
ohne Ausnahme meine Gegenwart in Berlin als notwendig ansehen.

Stein hat Runthen geschrieben, daß er einen Brief von Dir
erhalten hat, der ihm sehr viel Freude gemacht hat. Runth schreibt,

*) Älteste Tochter Friedrich Wilhelms III., geb. 1798, † 1860, verm.
Juli 1817 mit Großfürst Nikolaus von Rußland.

**) Beim Finanzminister in Berlin.



daß Stein in seinem Briefe mit der größten Achtung und Theilnahme von Dir spricht. Er erkannte und liebte Dich sehr. Du bist aber auch ein einziges und himmlisches Wesen.

Gestern aß ich bei dem Herzog von Montrose. Der Regent zeichnet mich überall sehr aus, spaßt so viel mit mir, daß gestern fast nur gesprochen wurde wo ich saß, und daß ich hörte, daß er Lieben sagte, er begriffe nicht, wie der König habe ein solches Amusement wie mich (es waren nicht die Worte, aber der Sinn) aus Berlin gehen lassen können. Diese Gunst dauert vielleicht nicht ewig, aber mir ist sie für den Hof lieb. Da wir einmal keinen Botschafter schicken und Preußen doch in allem Übrigen mit den großen Höfen natürlich gleichsteht, so ist es nicht übel, wenn der Gesandte sich auch in einer gewissen Gleichheit erhält. Sonst weißt Du, wie wenig ich auf solche Dinge gebe, und daß, wenn ich je amüfant und witzig bin, ich es am meisten mit Dir und den Kindern ganz allein bin.

Mit Deiner Gesundheit geht es doch gar nicht gut, süße Seele. Ich bitte Dich ja, dafür zu sorgen. Es ist sehr hübsch von Dir, daß Du, wenn ich je krank sein sollte, es lieber haben willst, wenn wir beisammen wären. Deine Sorgfalt und schon Deine Gegenwart wäre allerdings mehr als die halbe Heilung. Allein, ich möchte viel lieber die Zeit voller Gesundheit mit Dir zubringen. Getrennt hat man eigentlich zu allem Zeit. Doch werde ich überhaupt nicht leicht krank und sehe nicht, daß es mir hier begegnen würde. Es kann sonst nicht fehlen, daß nicht einmal in meinem Leben eine Zeit der Kränklichkeit und körperlichen Schwäche kommen sollte, allein sie ist noch nicht da, und ich würde sie nicht fürchten. Man kann das Leben nicht immer in seinem vollen Genuß haben, und ich habe es so in dieser Art gehabt, daß ich es ganz gerecht finden würde, wenn es einmal auch mit einigen Leiden gemischt wäre. Wenn Du nur wohl bist und die Kinder, und ich Dich in



meiner Nähe besitze. Nur daran allein, mein inniggeliebtes Wesen, hängt mein ganzes Glück. Almarme die lieben Mädchen.

Ewig Dein H.



52. Humboldt an Caroline

London, 20. Februar 1818



olz*) in Paris hatte mir unendlich lange Zeit nicht geschrieben, als aber Wellington hier gewesen war, bekam ich auf einmal einen sehr empfindlichen Brief von ihm. Vermutlich hat dieser ihm von mir gesprochen. Wellington war sehr gut mit mir hier, ganz wie einer, mit dem man lange und in wichtigen Geschäften gelebt hat.

Sodann bekam ich einen Brief von Scholz, der sehr fleißig schreibt. Er schickt mir eine merkwürdig scheinende Schrift von Görres**), über die Adresse, die er im Namen von, glaube ich, 8000, die sie unterschrieben, dem Kanzler überreicht hat. Da ich in wenig Tagen eine Gelegenheit nach Italien habe, schicke ich sie Dir dann. In Coblenz und Aachen macht man Adressen an den Bundestag über die Verfassung bei uns, und die Regierung duldet es. Es sind eigene Erscheinungen. Ich liebe wohl die Freiheit und das Gewährenlassen, allein dies will mir nicht in den Sinn. Manchmal fühle ich mich recht froh, auf der Insel zu sein.

Bülow hat allerdings hinreichend zu tun, auch ich, aber immer nur relativ, nämlich für einen Ort, wo man so wenig Zeit hat. Man hat nämlich, der Größe der Stadt wegen, das Mittagessen

*) Karl Heinrich Friedrich Graf v. der Goltz, geb. 1772, † 1822, Gesandter in Paris von 1814—1822.

**) Johann Joseph v. Görres, geb. 1776, † 1848, Publizist. 1814—1816 Herausgeber des „Rheinischen Merkur“.



zum Abendessen gemacht, nun weiß man nichts mit dem langen Vormittag anzufangen und hat Spazierengehen und Visiten eingeführt, und wer ihn recht gut zu benutzen wüßte, muß da mitmachen. Trotz des Mittagessens will man doch auf Abendgesellschaften, und so braucht man, weil es keinen Abend gibt, die Nacht, eine fatale höchst widrige Verwirrung aller Zeiten und Stunden, in die Du Dich nie finden wirst. Ich habe nie so ein Gedränge von Nichtstun gehabt. Dann nimmt mir die Herzogin von Cumberland und die Berg, der ich doch sehr gut bin, entsetzliche Zeit, weil sie so weit wohnt.

Es ist eine himmlische Phrase in einem Deiner Briefe: Wenn ich nach London kommen sollte, wie ich doch noch hoffe, und wir das Jahr 1819 dort aushalten. Du armes, liebes Kind! Nein, ich glaube nicht, daß Du kommen wirst. Sollte es aber doch sein, so ist mir nicht bange. Ich will es Dir schon heiter und hübsch machen, und Du sollst in nichts geniert sein. Man kann sich unendlich viele ganz harmlose Plästers im Leben machen, und es geht doch nichts über das Leben, wenn man nur immer fühlt, aber das muß man, oder es ist ein Schrecken und eine Qual, daß ihm der Tod ganz dicht zur Seite steht, und erst beide das Dasein zu einem Ganzen machen.

Wie man hier das Silber pußt, hast Du keinen Begriff. Du würdest unseres nicht wieder kennen. Jeder alte Löffel ist wie ein Spiegel. Allein ich fürchte, es nimmt viel Silber, und daß man darum hier so schwer arbeitet. Es ist in allem ein wunderbares, aber doch sehr konsequentes Land. Wenn Caroline nicht wäre, ließe ich mich durch nichts abbringen, daß Du herkämeest und wir zusammen nach Nordschottland reisten, womöglich auch auf die Inseln. Du hast gerade den rechten Sinn, alle Formen der Menschheit zu fassen und in Dir wieder miteinander zu gestalten.



Also auch die Schlegel*) ist schon im März in Rom, es ist wie das Himmelreich, das alles versammelt. Ach! wohl ein Himmelreich, und zehnfach, da Du da bist.

Die Geschichten der Verurtheilten in den Zeitungen hier sind oft sehr rührend. Man ist darin sehr strenge und hart und hat eine ganz andere Art der Gerechtigkeit, als die man bei uns so nennen würde. Man fragt nur, ob die That geschah, und was das Gesetz sagt. Man wühlt gar nicht so in der Moralität und den Empfindungen der Armen, und mir wäre, wenn einen solche Verirrung träfe, das viel lieber. Aber daher geschehen auch manchmal furchtbare Dinge. Der Mann einer Frau war vor einigen Jahren nach Botany Bay verurtheilt worden. Sie wollte ihm gern nachgehen und wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, sie war 23 Jahr alt. Sie kam auf den Einfall, falsche Banknoten zu machen, um auch verurtheilt und hingeschickt zu werden, wußte aber nicht, daß darauf der Tod steht. Sie machte eine einzige von einem Pfund und wurde neulich hingerichtet. —

Wir haben seit acht Tagen wirklich Frühlingswetter gehabt, oft auch Sonne, aber gestern auf einmal wieder eine Viertelstunde ganz gelben Nebel wie Dantes Hölle. Hier könnten wir wirklich sagen, wie sonst so oft in Burgörner: aber auch im Nebelmeer ist der Tropfen Seligkeit.

Lebe wohl, mein einzig teures Wesen.



*) Dorothea, Tochter Moses Mendelssohns, geb. 1763, † 1839, in erster Ehe verm. mit Simon Veit, in zweiter Ehe mit Friedrich v. Schlegel. Vgl. Bd. I.



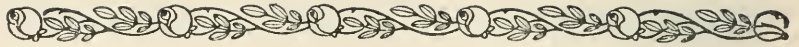
Meine geliebte Seele!

Mein Geburtstag ist mir durch die Ankunft Deiner lieben Briefe recht verherrlicht . . . Ich war gar nicht wohl, der Fuß so ungemein schmerzhaft und geschwollen, der Brustkrampf kam mir auch einige Male. . . .

Auf meinen Geburtstag zurückzukommen, die Künstler in corpore, die des Hauses nämlich, hatten mich eingeladen, den Mittag mit ihnen zu essen, und die, die mich beschenkt haben, sind folgende. Der älteste Shadow mit drei Blättern nach seinen drei kleinen weiblichen, sehr gelungenen Statuen und einer Zeichnung nach seinem Basrelief, der Maler mit einer sehr schönen Zeichnung, eigene Komposition, Jakob, wie er seine Söhne segnet. Rucherweih mit seinem Blatt nach Domenichino aus Grotta ferrata und dem Titelblatt zum Faust. Wach mit einer ganz kleinen Zeichnung nach der Kopie des Rafael bei Lucian, wovon das Original bei Bourke sein soll. Lengerich mit einer kleinen Kopie in Öl nach Giorgione, Lund mit dem Brustbild Porträt Augusts, Thorswaldsen mit einer sehr schön gezeichneten Madonna und einem antiken Ring, der alte Baron*) mit einem goldenen Ring, in dem Umicizia steht . . . Das Diner selbst war in der Buti**) ihrem großen Zimmer und ganz häuslich aber nett. Sie baten sehr, den Abend wieder zu kommen, und zu dem hatten sie dann noch die Herz mit ihrer Freundin eingeladen. Wie ich abgeholt wurde, fand ich das ganze Zimmer in einen Orangengarten umgeschaffen. In einer Nische, die mit Orangenzweigen angefüllt war, war Thorswaldsens Aurora en relief, ein Medaillon, angebracht. Darunter stand eine Inschrift: „Giorno felice“. Der Kronleuchter war von Laubwerk mit Orangen,

*) Brown.

**) Hauswirtin.



Adelheids und Gabrielles Bilder von Shadow und Deine Büste waren hereingebracht und mit Lorbeer bekränzt, große Blumenmassen überall aufgestellt. Man empfing uns mit Musik, und ein kleiner Ball wurde eröffnet. Selbst Caroline tanzte zur Feier des Tages. Um 12 Uhr gingen wir über den Hof nach Haus. Ich dachte Deiner, wie Du, einzig teures Herz, voriges Jahr so freundlich und lustig und heiter warst. In Burgörner werden sie wohl auch unserer gedacht haben, die guten, armen Leute!

Du sprichst so unendlich schön vom Alter in Deinem letzten lieben Brief, mein süßes Herz, daß einem alle Lust vergeht, noch die schöne Jugend zurückzuwünschen. Oh, was liegt für eine tiefe, weise Unordnung darin, daß einem nur der Moment gegeben ist! Daß in der Befangenheit der früheren Lebensjahre zugleich solch ein Reiz liegt. Ein ewig unerforschtes Geheimnis bleibt das Leben, doch wenn man nun schon, wie wir, auf seiner Höhe steht und dem Abend zuwandert, wie fühlt man da den Reichtum und die Tiefe, die Schmerzen und Erfahrungen ihm gegeben haben. Süß und sanft möge die Wandlung sein, mit der wir einer anderen Gestaltung entgegengehen. Bei Dir möge es für mich sein, teures, liebes Herz, der Du mit unaussprechlicher Milde alle meine Schwächen getragen und meinem ganzen Leben die Weihe tiefer Erkenntnis des Besseren in mir gegeben hast. —

Du schreibst von der Milde des Klimas in England. Wohl ist dies ein Trost. Überhaupt sehe ich England gar nicht ungern. Wenn ich mir zwar nicht denken kann, daß es das Land meiner tiefsten Sehnsucht sein wird, so muß es doch ein sehr mannigfaches Interesse einflößen, und den Begriff einer verschiedenartigen Nationalität erlangt man nur im Lande selbst. Allein, man muß nicht alles wissen, nicht alles erfahren haben. So würde denn ich mich gar leicht trösten, aber wenn es so kommt, nehme ich es mit. Ich hoffe, Dir bald etwas recht Bestimmtes über Carolinen und ihre



Gesundheit sagen zu können. Nach den besseren Tagen sind wieder einige leidendere eingetreten. Es ist mir sehr schmerzlich, daß ich Weigel ganz gewiß im Laufe des künftigen Monats verlieren werde.

Ich umarme Dich, die Kinder grüßen.

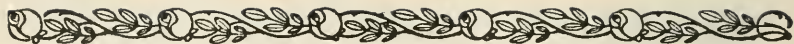
Deine Li.



54. Humboldt an Caroline

London, 24. Februar 1818

Es war gestern Dein Geburtstag, liebe Li, und ich habe es eingerichtet, mit Bülow ganz allein zu sein, aber wie verschieden war der Tag von dem im vorigen Jahr, und wieviel hätte ich darum gegeben, selbst den Schulmeister und Prediger und alle Kinder zu haben, wenn ich nur zugleich einige Minuten mit Dir hätte sein können, meine teure, innigstgeliebte Seele! Alle Tage sind zwar für das Andenken und die Sehnsucht gleich, aber die, an denen man zugleich die Jahre zählt, in denen man durch Liebe glücklich gewesen ist, haben immer noch eine eigene Kraft und erregen die Stimmung tiefer und inniger. Gewiß aber ist es nun das letzte Mal gewesen, daß wir an diesem Tage getrennt sind. Der Gedanke, mich solchen Trennungen nicht wieder auszusetzen, wird mit jedem Morgen und Abend fester in mir, und nur große und wunderbare Stürme könnten mich nötigen, mich wieder von Dir zu trennen. Bleibe nur recht gesund. Ich habe ein großes Vertrauen in das Schicksal, daß es Dich sehr lange mir und den Kindern erhalten wird, und ich bin innerlich überzeugt, daß unser beider Tod nicht weit getrennt sein wird. Du hast es noch neulich sehr wahr und schön gesagt, daß sich das Schicksal von innen heraus bildet, und ich wüßte gar nicht, wie ich noch eigentlich leben könnte, ohne Dich, einzig liebes Wesen.



Da ich mit Bülow ganz allein war, haben wir Deine Gesundheit in Rheinwein getrunken, im besten, den ich habe, Du bist im echten und schönsten Sinn eine so deutsche Natur, daß auch kein anderer Wein paßte. Hernach habe ich ihm Gabrielen ihre, und daß er mit ihr glücklich sein möge, gebracht, aber so gut er Dir ist, muß ich doch sagen, daß er das Glas für Gabrielen mit mehr Haß ausgetrunken hat. Ich habe ihm nichts darüber gesagt, aber es hat mich heimlich amüsiert.

Ich habe einen sehr lieben Brief von Hedemanns. Mit Segel sind sie sehr zufrieden, das ist mir eine ordentliche Freude. Denn wenn Du mich auch auslachst, so glaubst Du gar nicht, welche Furcht ich vor dem kleinen Konrektor*) habe, vor Dir lange nicht so, Du lässest viel eher das Uebene eben sein, und dessen bedarf der Mensch immer. Aber der Konrektor, so gut er ist, ist viel strenger, und ich bin nur froh, endlich zu wissen, was gestohlen ist. Bülow bleibt dabei, daß aus dem Bureau Udelheids, was im Salon stand, erst nachher gestohlen sein kann. Mir scheint es auch so, allein ich habe ihm gesagt, daß wir darum doch immer die Schuld haben. Denn hätte der Jäger nicht gestohlen, so hätte man nicht gewagt, es auf seine Rechnung zu tun. Man muß sich nie unrichtig entschuldigen, die Demut habe ich wirklich. Das ist sehr wahr und tief in mir. Ich weiß immer genau im Leben, in Geschäften, wo ich fehlte, irrte, unrecht handelte, mir ist die Reue fremd, weil ich überzeugt bin, daß die immer auf einer unrichtigen Vorstellung beruht, daß die Schuld nicht darin lag, daß man so handelte, sondern weil das Handeln viel tiefer liegt, daß man so war, und wie man ist, wie man war zu bereuen, darin verliert sich der Gedanke, das hat keinen Begriff mehr, da ergreift einen Wehmut mit sich selbst, mit anderen, mit dem Schicksal, aber man kann sich, selbst wenn man sich haßte, nicht anders wünschen, als man

*) Udelheid.



ist, denn was heißt das, anders sein als man ist? Man kann sich nicht selbst verlieren. Aber wenn ich auch nichts eigentlich bereue, so verhehle ich mir auch nie Folgen und Schuld, und gehe sogar, wie wider meinen Willen hingezogen, der Verkettung der Umstände nach, durch die sich die einen von den andern herwinden; und so sollte es in allen Menschen sein, da der Mensch keine bessere Beschäftigung hat, als mit sich selbst und mit denen, die ihm nahe stehen. Ich bewundere aber oft, wie die meisten immer die Schuld auf andere, den Zufall, die Umstände, schieben. Es mag glücklicher sein, aber es ist nicht so bildend, und ich möchte es nicht in mir.

Um aber auf die kleine Adelsheid zurückzukommen, so werde ich ihr, da ich nun weiß, was ihr genommen ist, ein gleich gutes Kleid und ein Duzend Batisthemden durch die Mendelssohn in Paris kaufen und schicken lassen. Du, bringe ihr eine Kette mit, so ist es wieder gleichgemacht. Vergiß es aber ja nicht, liebe Seele, die gute Kleine hat mir gar nicht ihren Verlust geschrieben, damit ich ihr nichts ersetzen sollte, da ich ihnen viele Geschenke gemacht habe.

Über den, mit dem ich den Vorfall in Wien hatte [Boyen], schreibt er [Hedemann] mir folgende merkwürdige Stelle: Er hat mir sehr lange über Dich gesprochen, und mir viel Herzliches wiederholt für Dich aufgetragen, er konnte nicht genug die Gründlichkeit und tiefe Einsicht rühmen, mit der Du hier im Staatsrat Dein Geschäft durchgeführt, und wie Du ein treuer Alliirter von ihm gewesen, er habe es sehnlich und aufrichtig gewünscht, daß Du hier bleiben mögest, alles aber, was Dir Ehre und Ruhm erwerbe, schiene Dir auch Nachteil gebracht zu haben. Nun, setzt August hinzu, das ist die Meinung vieler. Das ist nun sehr wahr. Bülow erinnert sich noch, was mir entfallen war, daß ich ihm in Berlin, wie es heftiger zu werden anfing, gesagt habe: „Wie ich handle, setze ich mich schlecht, wollte ich mich gut setzen, müßte ich anders



handeln.“ Aber ich bin nun vollkommen entschieden. Ich gehe kein Paktum mehr mit der Halbheit ein, ich habe darin die nötigen Erfahrungen gemacht, und weiß, daß es nur schaden kann.

Deine Beschreibung der spanischen Bilder Goethen gegeben zu haben, tut mir jetzt auch sehr leid. Außer dem Abdruck der Beschreibung der Rafaels beim Krieg in der Literaturzeitung hat er gar nichts damit gemacht. Es ist aber unendlich schwer, etwas von ihm zu erhalten, bis wir, oder wenigstens, bis Du nach Deutschland kommst, verzweifle ich wirklich daran.

Lebe wohl, geliebtes, theures Kind.



55. Humboldt an Caroline

London, 27. Februar 1818

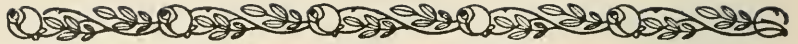
Ich werde Dir durch Lord Burghers, der auf seinen Posten nach Florenz zurückkehrt, eine sehr merkwürdige Schrift von Görres schicken, die auch Niebuhr interessieren wird. Er hat mit mehreren anderen aus dem Lande eine Adresse an den Kanzler übergeben, die einige tausend Unterschriften gehabt hat, und in der unter anderem auf Einrichtung einer Ständeverfassung, Beibehaltung des öffentlichen Rechtsganges und Geschworenen-gerichte, Beschränkung der Einfuhr der fremden Manufakturwaren u. s. f. gedrungen und vorgetragen wird. Man hat, um diese Adresse unterschreiben zu lassen, ordentlich die Glocken in den Gemeinden läuten lassen, die Leute zu versammeln. Nur zwei Gemeinden haben die Unterschrift versagt. Görres hat die Adresse in einer öffentlichen Audienz dem Staatskanzler übergeben, und seine Schrift ist eine Art öffentlichen Berichts, den er darüber abstattet. Über jeden Punkt hat er zugleich gesprochen, und über jeden gibt



er die Antworten des Staatskanzlers, am Ende der Erzählung sind Betrachtungen über die Verbindung der Rheinländer mit Preußen, deren Freimütigkeit alles andere bisher so Gedruckte übertrifft. Auch den Rheinländern wird, und zwar von Görres, der Text dabei gelesen, daß sie nicht denken möchten, allein das grüne Holz zu sein. Die Schrift ist mit einem großen Talent geschrieben, es ist darin die Lage benutzt, die jeder Streitende hat, in der er immer die Schwierigkeiten seiner Vorschläge übergeht und viele Gegenargumente beiseite liegen läßt. Um meisten möchte ich aber das rechte Gemüt darin vermissen. Über die Sache an sich kann nur immer der Lesende selbst urteilen. Das muß aber jeder sagen, daß die Adresse, die Unterredung und der Druck der Schrift nachher zu den stärksten und sichtbarsten Zeichen der Zeit gehören, die es geben kann.

Ich gebe heute, liebes Kind, mein erstes Diner. Burghers und Steward, der Botschafter in Wien ist, gehen weg, und ich möchte ihnen gern eine Höflichkeit erzeigen. Ich habe nur zehn Personen, Esterhazys Koch, da mich meiner morgen verläßt, der nicht gut genug ist, dessen Conditor Gaetano, der bei der Prinzessin Bagration*) war, und meine eigenen guten Weine. Es wird also von dieser Seite gehen. Porzellaine und Bronzen sind auch schön, vorzüglich die letzteren, nur mit dem Silber ist's noch nicht im reinen, und ich muß noch etwas daran wenden. Alles hier ist auf einem Fuß, der einem immer einen Schrecken einjagt. Nicht allein, daß alles zugleich auf dem Tisch erscheint, sondern die Art, wie jeder wählt, was er essen will und alle Schüsseln auf einmal angegriffen werden, macht auch, daß man viel mehr Schüsseln braucht. Denn man hat selbst bei einer so kleinen Gesellschaft, wie ich heute habe, zwei große Schüsseln Fleisch nach dem Fisch, zwei Braten, zwei

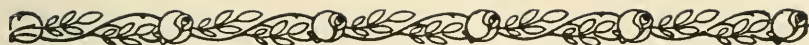
*) Katharina, Witwe des Fürsten Bagration, später mit Lord Sowden vermählt, † 1856.



Mehlspeisen, es nimmt kein Ende. Der Luxus ist in keinem Lande höher gestiegen, und das Verzweifeldste ist, daß er noch dabei immer ganz einfach auszieht. Diese Verbindung der Einfachheit mit dem ungeheuren Aufwande ist das wahre und echte Zeichen des Reichtums und der Wohlhabenheit. Ich glaube nie, daß ich an diesem Lande einen solchen Gefallen finden würde, daß ich über seine Mängel auch nur einigermaßen blind würde, allein schon in so wenigen Monaten, als ich hier bin, wird man doch durch vieles gewonnen, und ich begreife sehr gut, wie besonders Leute, die an dem Aüßeren kleben, wenn sie erst einmal lange genug hier gewesen sind, um dem Leben Geschmack abzugewinnen, nicht füglich in einem anderen Lande leben können, wie man es auch häufig genug findet. Aber Zeit gehört dazu, selbst um nur vieles erst zu begreifen und zu verstehen. Für mich wird hier kein Bleiben sein.

Beim Silber brauch ich auch mehr Bestecke, ich habe nur fünf Duzend, und man rechnet wenigstens sechs Couverts auf die Person. Aber ich ennuyiere Dich armes Kind mit diesen Armseligkeiten. Nur muß ich leider jetzt oft daran denken. Das Regiment des Hauses macht mir viel Not. Es ist wirklich viel leichter, einen Staat zu regieren.

Das Wetter ist heut schön, der Himmel blau und die Luft milde. Die Engländer lassen sich selten gehen, sie fahren wie der Wind, der sie umweht, hin und wieder, und kommen nicht zu sich selbst. Aber wer sich den Eindrücken überläßt, den haucht es unendlich sehnfüchtig an. Aber es ist nicht die himmlische Sehnsucht, die man in den wahrhaft menschlichen Ländern hat, die einen gerade aufwärts zieht und doch innig verschmolzen ist mit Bewunderung und Liebe zu allen Umgebungen, wo man die Gräber liebt, weil sie dem Himmel eignen und an den Boden heften; es ist hier eine nähere, irdischere, wo man hinüber möchte über Meer und Berge, oder sich verschließen in dem dumpfen Gefühl, das sich mit Wehmut



uns Herz schlingt, ohne daß man davon lassen kann. Ob die Menschen selbst hier so etwas empfinden, ist mir nicht deutlich, und ich zweifle daran. Aber der Fremde geht darum nur noch fremder herum, was für mich großen Reiz hat.

Lebe wohl, süßes, teures Leben.

Ewig dein H.

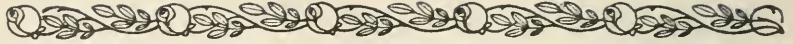


56. Caroline an Humboldt

Rom, 3. März 1818

Ich habe mit wahrer Rührung, mein geliebtes Herz, Deine Nummer 79 mit dem Rechnungsauszug der Monate November, Dezember und Januar bekommen. Es fielen mir die hübschen Zeiten ein, wo wir uns zusammentaten, um zu rechnen, wo Du mir zur Belohnung Raffee machen ließeest, wo uns der Kopf von Zahlen schwirrte. Ach, wo sind sie hin! Doch sie werden wiederkommen und bald.

Ich habe Dir am Sonnabend einen so traurigen Brief geschrieben, den ich mir sehr vorgeworfen habe. Gleichsam eine Art Spleen hatte mich übernommen. Eine eisige Kälte mit Schläfereggen, der auf den Bergen Schnee war, und ein dichter Nebel erfüllte die Luft. Es war mir, als könnte ich mich in der gewärmten Stube und sehr warm eingekleidet nicht erwärmen. Meine Nerven waren so angegriffen, daß ich einmal über das andere in Tränen ausbrach. Am Abend trat eine ordentlich reinigende Tramontana ein, und der Sonntag war einer der schönsten Tage, die ich je erlebt habe. Eine Beleuchtung auf dem Kranz dieser herrlichen Berge, daß sie gleichsam nicht mehr der Erde anzugehören schienen, sondern wie Himmelsgebilde herabgesunken aus lichten Höhen. Am Abend sah ich die Alpenninenkette. Blau wie Lapislazuli lag der

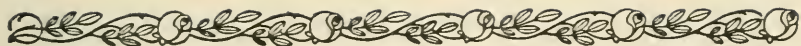


San Gennaro und Tivoli, die Monticelli und Monte Rotondo im rosenroten Lichte des Abendgoldes.

Den Vormittag war ich mit Brandenburg und Roeder*) bei Thormaldsen gewesen. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ihnen wurde, wie er so fünf große Alteliers eins nach dem andern aufschloß und die Fülle herrlicher Gestalten sie mehr und mehr umgab. Und immer reicher und lebendiger entfalten neue Schöpfungen sich aus diesem großen Künstler. Da er sehr gut mit mir ist, so hat er mir das Neueste gezeigt, woran er arbeitet. Eine Gruppe, die drei Grazien, in denen alle Zartheit und aller Schmelz weiblicher Gestalt sich ausdrückt, und ein Merkur, wie er lauernd den Argos einschläfert. Er hat eben auf der Hirtenflöte gespielt und greift mit der Rechten zum Schwert, da er in der Linken das Instrument noch am Munde hält. Er sitzt nachlässig auf einem Baumstamm.

Daß Dir der Kaffee nicht schmeckt, tut mir unendlich leid. Wenn Du eine Kaffeemaschine hast, so ist er gar nicht zu verderben, allein die Größe der Maschine muß der Zahl der Tassen angemessen sein. Für eine oder zwei Tassen, wie Du trinkst, gehört eine sehr kleine Maschine. Wenn Du die hast, die nicht alle Welt kosten kann, so muß nur vorzüglich auf das Brennen des Kaffees gesehen werden. Er muß hochbraun sein, nicht schwarz, und gleichsam klebricht vom Öl, das er enthält. Auf eine Tasse nimmst Du etwa 70 bis 80 Bohnen, davon muß er vortrefflich werden. Wenn er gemahlen ist, schüttet man ihn auf den feindurchlöcherten Boden des oberen Aufsatzes und stampft ihn fest, damit die Tasse kochend heißen Wassers, die man darauf gießt, nicht zu schnell durchsickere. Das ist die ganze Kunst, und ich wette, der Jäger wird es gleich können. Daß Du von früh acht Uhr bis abends sieben Uhr und darüber nichts issest, gar nichts, will mir nicht recht gefallen. Eine

*) Vermutlich Carl v. Roeder, geb. 1787, † 1856. Seit 1816 zweiter Adjutant des Kronprinzen.



Tasse Bouillon mit einem frischen Ei oder sonst eine Kleinigkeit wäre doch zu essen gewiß gesünder.

Ich breche heute hier ab. Der Kronprinz von Bayern*) kommt beinahe einen Tag um den andern abends zu mir. Er schwelgt recht in der Freude und dem Genuß, den Rom darbietet, und zieht sich soviel wie möglich von aller Gesellschaft zurück, Gegenden, Kunst und Kunstsachen allein sehend.

Lebe wohl.

Ewig Deine Li.



57. Humboldt an Caroline

London, 3. März 1818

Mit Schick ihn [den Maler Lawrence**)] zu vergleichen, wäre wahrlich Sünde. Ich halte gar nicht sehr viel von ihm. Man kann überhaupt die hiesigen Künstler nur negativ loben. Sie sind von dem Manierierten der Franzosen frei, und wenn es noch höher kommt, so setzen sie auch an die Stelle dieser Manier keine andere eigene. Allein nun fehlt es auch an dem eigenen poetischen Schwung, und es ist nur trockene Korrektheit zu loben. Im Grunde ist meinem Gefühl nach die Kunst hier nicht nur in einer ungünstigeren Lage, sondern auf einer niedrigeren Stufe als in Frankreich. In dem französischen Charakter liegt doch an sich Phantasie, wenn sie auch nicht tief eindringt, allein die, welche die Engländer unverkennbar besitzen, und die unendlich edler, stärker und schöner sich ausgesprochen hat, ja es vielleicht manchmal noch tut, ist von der Leichtigkeit der Kunst sehr entfernt. Sie müßte erst noch eine Menge Umänderungen erfahren, ehe sie auch in diesem Gebiet geltend würde, ja ich möchte nicht sagen, daß es

*) Ludwig, geb. 1786, † 1868, von 1825 bis 1848 König Ludwig I.

**) Sir Thomas Lawrence, geb. 1769, † 1830.



ihr nur überhaupt möglich wäre. Die Kunst erheischt eine hohe Ruhe, ein immer in sich selbst zurückschwankendes Gleichgewicht. Gerade das aber ist dieser Nation nicht gegeben, vielmehr ist sichtbar Hinneigen zum Gegenteil in ihr. Die Kunst weiß sich allenfalls mit einem leichten Stoff und einem leichten Talent zu behelfen und tritt da noch als augenblicklich gefallend, wenigstens als Zierlichkeit auf, aber unter einer höheren und besseren Kraft, die aber eine ihr entgegengesetzte Richtung hat, erliegt sie.

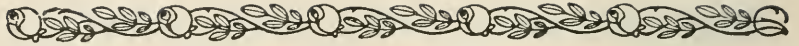
Es hat mich unendlich gefreut, daß in einem Deiner letzten Briefe über die Sehnsucht, die Italien erregt, fast mit denselben Worten das steht, was ich den Tag vorher Dir darüber geschrieben hatte, daß sie nicht wegzieht von dem Boden, auf dem man ist. Es ist eine unendliche Einheit des Denkens und Empfindens in uns beiden, und nichts beglückt mich so sehr. Ich glaube nicht, daß es noch zwei Menschen auf Erden gibt, auf die das verehelichte Leben (denn man kann doch nicht leugnen, daß diese Art der Verbindung, wäre es auch nur durch die Bestimmung zu unauflöslicher Dauer, die in der gesetzlichen Einrichtung, in dem natürlichen Gefühl des schlichtesten Menschen und in dem des am feinsten und höchsten Empfindenden liegt, eine höhere und innigere Kraft hat als jede andere) so tief und so wechselseitig gewirkt hat. Ich kann mir Schritt vor Schritt nachweisen, wie ich alles durch Dich geworden bin, theures, geliebtes Wesen, wie selbst, was mir angehört, sich höchstwahrscheinlich nie entwickelt hätte, und wie das Gefühl der vollsten, natürlichsten und höchsten Weiblichkeit, was keine Frau auf Erden so wie Du gibt, indem es schon in mir eine Stimmung fand, die gern und tief darin einging, eine Eigentümlichkeit in mir ausgebildet hat, an der alles andere hängt, und die außer Dir kein Mensch so kennt oder nur ahndet. Es gibt mir manchmal eine größere Weichheit und einen Hang, in mich zurückzukehren, mehr als das Leben verträgt, es ist, insofern es Dir rein angehört,

142



die Quelle alles meines Glücks, aber da sich dann auch die eigene Natur daran geheftet hat, auch Quelle der Wehmut. Man kann es dem Efeu vergleichen, der wohl manchmal hemmt und Kräfte nimmt, aber von dem man sich nie loswinden, in den man lieber alle eigene Kraft selbst verhauchen möchte.

Dabei schwebst Du immer, so tief, so wahr, so frei von Täuschung ich auch Dich kenne und sehe, in einer unbeschreiblichen Reinheit und Klarheit, hast alles Menschliche und nichts Irdisches und trägst mich, wenn ich Dich gleich immer, wie ich's in der schlichtesten Wahrheit sagen kann, als das viel Höhere und Bessere erkenne, so in all Dein Empfinden und Fühlen verwebt, daß auch wieder von mir vieles in Dich übergeht und auch Du allein, oder mit einem andern nicht das geworden wärst. Wir haben, und das zeichnet uns, glaube ich, am meisten aus, mit dem stärksten teilnehmenden und mitarbeitenden Gefühle für die Wirklichkeit, doch immer etwas, das uns von ihr abzieht, und den Fuß leicht aufsetzen und im reinen Gebiete der Gedanken und Empfindungen leben läßt; diese Mittellinie ist schwer zu halten, und keinem von uns wäre es ohne den andern gelungen. Lächle nicht, süßes Kind, daß ich so zergliedere, was sich eigentlich nicht zergliedern läßt. Du weißt, es ist von alter guter Zeit, wo wir noch mit Schiller zusammen waren, so meine Art, der Du auch nicht abhold bist. Da sich einmal alles im Menschen vereint, so bleibt er immer der dankbarste Stoff der Betrachtung, und wen unter allen Menschen kennt man wie sich? Ich würde sehr gern mein Leben in den letzten Jahren bloß mit solchen Selbstbetrachtungen beschließen, und wenn ich die letzten sage, so ist es nur, weil man den Faden am besten da aufnimmt, wo man ihn als abgesponnen ansehen kann. Mit Dir aber rede ich sehr gern davon, weil ich Dir gar nicht beschreiben kann, wie sich oft mein ganzes inneres Wesen in Dankbarkeit gegen Dich auflöst, so in die höchste und innigste, die



weit über die für gegebenes Glück hinausgeht, in der man fühlt, daß man dem anderen sein Sein und sein Wesen selbst schuldig ist, und wenn sich das auch nie aussprechen läßt, so denkt man doch gern, daß ein tiefer, verstandener Laut hinübergeht. —



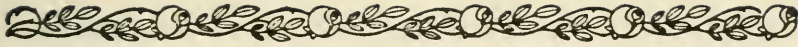
58. Humboldt an Caroline

London, 10. März 1818

 Es gibt hier eine nicht mehr junge Frau, die eine ordentliche Werkstatt hat und in Marmor arbeitet. Ich habe neulich ihre Bekanntschaft gemacht und werde sie besuchen. Als ich mit Schiller in Jena war, behauptete ich immer, eine Frau könne kein Bildhauer sein und keine Tragödie schreiben, und Schiller war auch meiner Meinung. Wir hatten damals manchmal sehr komische Ideen.

Hamilton, von dem ich Dir oft schrieb, hat mir gesagt, daß sein Bruder, der in Konstantinopel bei der englischen Gesandtschaft ist, ein arabisches Manuskript gefunden hat, von einem Dichter Anta*), vor Mahomet, ein Roman, der der wahre Ursprung der abendländischen Ritterromane sein soll, da man bisher nicht wußte, woher diese Dichtungen kämen. Es ist in ganz anderem Geschmack, wie die Mille et une nuits. In diesen wird das Stadtleben beschrieben, in dem nun gefundenen das Leben der Ritter und ihre Kämpfe im Lande. Frauen und Pferde spielen eine große Rolle, wie natürlich. Sein Bruder hat es übersetzt und ihm Proben geschickt, die er mir mitteilen will. Es soll sehr treu übersetzt sein und ist auch eine fortlaufende Erzählung, nicht so abgerissene Stücke

*) Antara el Absi, berühmter arabischer Dichter Mitte des sechsten Jahrhunderts.



wie die Nächte. Es ist sehr wunderbar aber sehr wahr, daß die Märchen und Fabeln gar nicht so zufällige und willkürliche Geburten der Phantasie einzelner Menschen sind; mir kommt es immer vor, als wenn die Nationen und das ganze Menschengeschlecht den Stoff in einer bestimmten Anlage dazu in sich trüge und wie durch Instinkt genötigt wäre, ihn aus sich heraus zu spinnen, woher denn die gewisse Gleichförmigkeit kommt, die alle diese Dichtungen an sich tragen, und in der sie sich weiter verzweigen. Diese macht dann auch, daß die verschiedenen Erzählungen sich aneinander reihen, ineinander einfügen, und daß so eine wahre Welt daraus entsteht, die neben der Geschichte hergeht und sich mit ihr zu verweben sucht. Denn die Dichtung hat doch das Eigene, daß sie immer für wahr gelten will, so wie die Geschichte gern selbst wunderbar scheint, um sich ihr zu nähern. Wie in der Geschichte kann man in der Dichtung Epochen angeben, wo diese oder jene Figur entsteht, andere mehr in Schatten treten. Manchmal geht es auch einzelnen Menschen so. In mir haben sich seit meiner frühesten Kindheit Gestalten gebildet von Männern und Frauen, davon manchen gar nichts Wirkliches zugrunde liegt, und wo in andern die schwache Wirklichkeit, an die sie sich anlehnten, so gut als verschwunden ist. Als Kind, und bis in mein 14., 16. Jahr, wo das Leben mehr die inneren Gestalten zurückscheucht, lebte und webte ich darin, und noch kommen sie mir manchmal vor. Das Schaffen aus Nichts ist überhaupt eine der wunderbarsten Kräfte des Geistes. Alle Dichtergestalten, um jetzt nicht von der eigentlichen Märchenwelt zu sprechen, treten doch wirklich ins Leben ein; für alle Menschen, die je den Wallenstein mit Sinn gelesen haben, ist doch seitdem die Welt und die Menschheit anders, seitdem ihnen eine Gestalt wie Thetkla aufgegangen ist, und dadurch wirkt sie nun auch auf die, die nicht einmal das Stück kennen, theils unsichtbar, theils als ein Name, an den sich nun auch außer dem Stück ein bestimmter Charakter heftet.

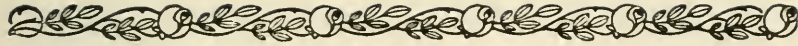


Weit mehr so aber ist es mit denen, die nun schon Jahrhunderte und Jahrtausende in der Phantasie leben, Cassandra, Iphigenie ußf. Wenn man dem nachgeht, sieht man, wie wenig die Wirklichkeit ist, wie bloß so ein Boden, auf den man den Fuß aufsetzt, um ihn zu verlassen, und wie alles der Gedanke und die Phantasie. Darum behaupte ich noch heute, was ich schon in meiner ersten Jugend sagte, daß, bestimmte Sehnsucht abgerechnet, man nicht unglücklich wäre, wenn man auch ohne Bücher und Menschen jahrelang in vier Mauern oder in einer Einsiedelei säße. Was man so mit sich selbst treiben kann, findet kein Ende und keine Grenzen, und man stürbe immer so hin, daß man fühlte, noch das Meiste vor sich zu haben.

Auf Runths Rechnung sind drei Friedrichsdor zu einem Denkmal für Löffler*) aus Gotha. Er hat mich Griechisch gelehrt, und ich bin ihm darin mehr schuldig als ich sagen kann. Ich hätte es ohne diesen Zufall nie gewußt, wenigstens nie recht ordentlich, aber vermutlich gar nicht, und es läßt sich nicht berechnen, was mir dann vom Leben und der Welt abginge. In mir hängt wirklich alles Geistige wie an einem letzten Ring an den Alten, und die wahren Alten sind doch nur die Griechen. Für deutsche Dichtkunst ist mir erst durch Dich der Sinn aufgegangen, ich hatte, ehe ich Dich sah, selbst von Goethe sehr wenig gelesen, den Werther etwa nur einige Monate vorher.



*) Josias Friedrich Christian Löffler, geb. 1759, † 1816, Professor der Theologie.



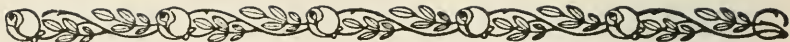
Meine süße, liebe Seele!



Ich bin wieder auf, obgleich noch etwas matt vom Bett und erlittenen Schmerzen . . . Unser guter lieber Weigel hat uns verlassen. Er hat mir das inliegende Briefchen erst gegeben, nachdem mein letztes fort war. Bei der Meinung der Bäder von Nocera bleibt er, und Du siehst also, daß ich schwerlich vor dem 1. Julius meine eigentliche Rückreise aus Italien antreten werde.

Wenn nur diese stürmischen Tage vorüber sind, so hoffe ich, daß Bewegung und Luft mir meine Kräfte bald wiedergeben werden. Aber das Equinoctium ist wirklich schrecklich diesmal, solche Stürme, daß es einem ordentlich graulich wird, man will auch kleine Erdstöße bemerkt haben. Der Sturm hat uns einen großen Schaden getan. Eine der zwei Zypressen, die an des armen kleinen Gustav Grabe so groß geworden waren, ist entwurzelt. Ich habe mich der Tränen nicht enthalten können. Auch ein Sturm bricht die Bäume, die ihre stillen Gräber bezeichnen! Wilhelms Pinie steht fest bis jetzt gegründet, sein schönes Leben sank doch so schnell dahin!

Wenn nicht Caroline wäre, für mich allein versichere ich Dir, ginge ich nicht allein, weil Du dort bist, nach England, ich ginge sogar gern hin. Ich habe so viel gesehen, daß es mir für mein Inneres recht wichtig wäre, England zu sehen, nicht daß ich meine, daß daraus etwas Besonderes entstehen würde, aber mir in meinem Inneren wäre es interessant, diese Form der Menschheit in mir aufzunehmen. Daher, wenn Du mich zögernd darüber sprechen hörst oder vielmehr schreiben siehst, so glaube nur gewiß, es ist rein Carolinens wegen. Sollte es indes mit Caroline besser werden und Du nicht zum Kongreß der Souveräne gerufen werden, so



würde es mich sehr tentieren, ohne Deutschland zu berühren, von den Bädern aus über Frankreich so schnell wie möglich zu Dir zu kommen, nur 14 Tage in Paris bleibend. Denn das ist ein tiefer Wunsch meiner Seele, Paris und vor allem Schlabrendorff noch einmal wiederzusehen.

Schrieb ich Dir, daß der, bei dem wir 1816 auf dem Lande waren [Stein], mich durch Caroline Wolzogen*) antreiben läßt, Deine Zurückberufung so schnell als möglich zu betreiben? Er gründet große Hoffnung auf Dich, für das, was ihm das Teuerste ist. Er ist doch ein lieber, jugendlich feuriger alter Mann!

Der „ich bin gebunden, ich bin gebunden“ [der Kronprinz von Bayern] ist alle Abend bei mir, und es ist nie von etwas anderem die Rede als von Kunstgegenständen und von dem Haß, den er lebendig im Herzen nährt, und seiner Zukunft. Dann aber ist er allein, wenn er davon spricht, und er spricht gern davon. Es ist viel Unverdautes, aber viel, sehr viel Gutes in ihm. Er läßt Dich immer grüßen.

Lebe wohl für heute, liebes, teures Leben. Ewig Deine Li.

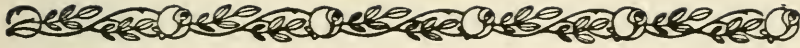


60. Humboldt an Caroline

London, 13. März 1818

Ich bin, seit wir getrennt sind, nicht so glücklich gewesen, liebe Li, als gestern und vorgestern. Von Deinen Briefen sind drei auf einmal und gestern noch einer angekommen. Ich kann Dir nicht sagen, welche Freude ich darüber gehabt habe. Gabriele hat mir auch geschrieben, ich weiß nicht, ob Du den Brief gelesen hast. Er ist mir sehr merkwürdig gewesen, und ich weiß nicht, aber es ist mir vorgekommen, als wäre es der erste,

*) Vgl. Bd. I, S. XIX.



den ich von einem unserer Kinder an uns gelesen hätte, in dem sich eine große, eigentümliche Gemütsbewegung offenbart. Alle schreiben sehr hübsch, aber Caroline offenbar, als wenn noch lange nicht alles in ihr entwickelt ist, Adelheid immer mitten aus dem vollen Eindruck der Wirklichkeit und ihrer äußeren Lage, in diesen paar Blättern sind aber lauter innerliche Hauche mit viel Einfachheit, selbst Ruhe hingegeben, allein immer so, daß man die Tiefe und die Bewegung darunter sieht. Die Reise und die Entfernung, von der selbst sie mit einer rührenden Milde, sie fast noch lobend, spricht, haben die Anlage dazu sehr ausgebildet, und ich glaube nicht, daß das Leben sie aus dieser inneren und tieferen, ihr eigentümlichen Idealität herausbringen wird. Das Einzige, was ich gewünscht hätte und noch wünschte, wäre nur, daß sie und auch Adelheid (auf Caroline hat noch ihre Kränklichkeit zu viel Einfluß) sich mehr und ernsthafter beschäftigten. Wenn ich bedenke, wie sehr Du es tatest mit Lesen, Zeichnen, Musik, mit welchem Ernst und Beharrlichkeit! Durch diese einsam zugebrachten, allerdings in mancher Rücksicht auch nicht angenehmen Jahre bis zu Deiner Verheiratung hast Du vorzüglich den Gehalt im Denken und Empfinden, das Streben, jede Sache in ihrem eigentlichen Sein zu kennen und zu begreifen, gewonnen, die Dich darum so auszeichnen, weil alle Lebendigkeit der Phantasie, alle Beweglichkeit des Gefühls, aller Reichtum und alle Mannigfaltigkeit der Anschauung damit verbunden ist. Die frühe Verheiratung, selbst das zu frühe Bestimmen darauf hemmt und stört da natürlich. Doch ist jeder Mensch anders, und auch verschiedene Wege führen zum gleichen Ziel. Darum möchte ich nicht sagen, daß es nicht auch mit Gabrielen anders sein könnte. Adelheid wird unfehlbar nun in ihrem Gang bleiben, der auch sehr lieb und gut ist, nur allerdings weniger frei von äußerer Rücksicht, als man es für weibliche und jugendliche Natur gern hat. Dafür ist ihr Glück und das derer,



auf die sie Einfluß hat, auch mehr gesichert. Denn allerdings kann bei einer mehr beweglichen und reizbaren Stimmung auch die Ruhe mehr leiden. Aber mir wäre es immer willkommener, und mit gegenseitiger Liebe geht man doch schön und glücklich durchs Leben und fühlt hernach, daß man sich ohne diese höhere Reizbarkeit nie mit so vielfachen Kräften begriffen und ineinander verschmelzt hätte.

Daß Du den „Gebundenen“ oft siehst, ist mir lieb, und wenn er noch bei Dir ist, so sage ihm, daß ich wirklich ihn sehr schätze. Er war immer und unausgesetzt von reiner und guter Gesinnung und hat mir viel Zuneigung bewiesen, wenn er auch eine Zeit hindurch sehr unzufrieden mit mir war.

Deine spanischen Papiere werde ich zu retten suchen, nur muß man dazu die rechte Zeit abwarten. Wenn Du bei Deiner Rückreise Goethen in Weimar finden solltest, wäre es am besten, es dann anzufangen.

Deine Zitate aus meinen Stansen sind äußerst lieb. Stell dir vor, daß ich gar kein Exemplar hier habe. Auch keins vom Algememnon. Eins von diesen habe ich hier verschenkt, eins an Brinkmann*) geschickt, da er mich durch einen Schweden grüßen ließ, und eins behält, so fatal es mir ist, die Herzogin von Cumberland ewig bei sich. Ich bin wie die Sibylle, deren Blätter herumfliegen. Ich liebe wirklich alles, was ich in der Art gemacht habe, aber es ist mir nicht gegeben, dafür Sorge zu tragen. Es sind ja doch nur Worte, die, wenn man sie jetzt wieder sagte, anders, vielleicht besser, hervorkommen würden. Das ist eben der Unterschied mit den wahren gelungenen Werken. Denen, wie die meinigen, hängt immer das Individuum an, ohne daß sie davon loskommen können,

*) Gustav v. Brinkmann, geb. 1764, † 1847, schwedischer und deutscher Dichter, 1792 schwedischer Legationssekretär in Berlin, 1798 in Paris, 1801 wieder in Berlin, wo er 1807 Gesandter wurde. 1808—1810 Gesandter in London, 1811 nach Stockholm zurückgekehrt.



die andern reißen sich los und geben dem Individuum durch sich selbst eine vom Leben unabhängige Gestalt.

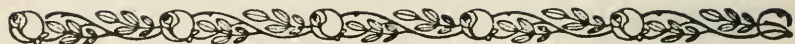
Stein siehest Du unstreitig wieder. Er wird noch leben, und dem Rhein wird man nie fremd. Ich wünschte sehr, daß Du auch zu Schlabrendorff kämst.

Die vier letzten Briefe enthalten zufällig mehrere Stellen, in denen Du bestimmter von Herkommen sprichst. Ich habe Bülow davon gesagt, der aber bleibt dabei, daß Ihr gewiß nicht kommt. Es ist in der That merkwürdig.

Danach, ob der Memnonstempel abgesprengt und nur ein restaurierter sei, will ich hier fragen. Selten aber sind diese ägyptischen Dinge sehr schön. Überhaupt bleibt es doch immer dabei, daß das wahrhaft Schöne nur in gewisser Zeit und an gewissen Orten geblüht hat. Man mag auch in Dichtkunst Indisches und Arabisches und Altdeutsches und ich weiß nicht was auffuchen, es gewährt nie einen reinen Genuß, wie den, der ganz natürlich ohne allen künstlichen Enthusiasmus hervorgeht, wenn man den Homer oder Horaz oder Dante oder so einen liest. Auch halte ich mich von jezt an gewiß immer mehr daran. Es ist der eine lichte Punkt in der geistigen Menschheit, in den man sich nie genug vertieft.

Daß meine Büste Streifen bekommen hat, ist die gerechte Strafe dafür, daß ich immer behaupte, daß es auf die Farbe nicht ankommt. Daß man aber italienischen Marmor an der Berliner Sonne bleichen will, ist eine der kühnsten Ideen, die ich je gehört habe. Die Flecke werden es auch, denke ich, wohl an sich kommen lassen, wegzugehen. Indes wird es mir hier immer im Sommer eine angenehme Idee sein, zu denken, daß ich wenigstens in der Büste irgendwo in der Sonne liege.





61. Caroline an Humboldt

Rom, 17. März 1818

Einen lieben Brief, wo Du Dich so lieb meines Geburtstages erinnerst, habe ich, mein theures Herz, gestern erhalten. Ja, gewiß hoffe ich soll es der letzte Geburtstag sein, an dem wir getrennt sind. An meinem, — denn ach! an Deinem dieses Jahr werde ich schwerlich bei Dir sein können, und wie lange schon war ich es nicht! Obgleich wir uns im Jahr 14, 15 und 16 bald nachher sahen, so waren wir doch nicht den 22. Junius zusammen, und im Jahr 13 warest Du schon abgerufen zum Kongreß von Prag.

Ja, das ist billig, daß Bülow Gabrielens Gesundheit und auf seine Zukunft mit ihr noch rascher austrinkt als auf mein Wohl. Das Entgegengesetzte, das eigene Wohl zurückzusetzen gegen ein anderes, bin ich überzeugt, können nur Eltern.

Ihren Verlust betreffend glaubt Adelheid, daß der Jäger Nachschlüssel gehabt hat. . . Es ist sehr schön, sehr tief, was Du über die Reue sagt — das ist, dünkt mich, aber eigentlich die Reue, die einzig würdige und echte, die einzige, die auch fruchten kann, sich selbst und seinen Fehl zu erkennen, denn das Schieben auf andere, auf Umstände usw., ist entweder eine Beschönigung oder ein Komödienspielen mit sich selbst . . .



62. Humboldt an Caroline

London, 17. März 1818

Für die hübsche Beschreibung Deines Geburtstages danke ich Dir ausnehmend. Du bist ja sehr beschenkt worden, und man fühlt recht, wie Deine Gegenwart in Rom die Künstler glücklich macht. Nichts begreift sich auch so leicht. Das

152

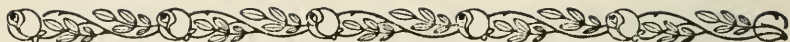


einfache, wohlwollende und tiefverstandene Interesse, was Du an ihren Arbeiten nimmst, muß notwendig so auf sie einwirken. Wo Du erscheinen magst, sammelt und schließt sich um Dich und an Dich an, was irgend Gefühl und Sinn für das Hohe und Tiefe im Gemüt hat. Dein jetziges Leben in Rom ist im Grunde noch viel schöner als das frühere, wo ich auch nicht mehr bei Dir war. Damals drückte einen doch viel, Du hattest auch manchmal Verdruß im Hause selbst und sahest auch wohl mehr uninteressante Gesellschaft, von der, ich denke, Du Dich jetzt frei zu halten wissen wirst. Dein jetziger Aufenthalt in Italien wird in Dir, in den Kindern, in allem, was Dich umgibt, einen reichen und wohlthätigen Segen hinterlassen.

Du wunderst Dich über einen gewissen Geschmack hier. Wohl ist es zu verwundern. Es ist, als wären die sehr schönen Kunstwerke, die man hier hat, stumm. Aber auch für mich selbst wird mir manchmal bange. Man ist in dem Nebel und der Inselartigkeit, die doch nun wieder in sich so unendlich viel Bewegung und wirkliche Größe an Talent, Charakter, praktischer Weisheit hat, wie verzaubert, man vertieft und verirrt sich in dem, was man einmal ergreift, und wen nicht Sehnsucht nach der Ferne bewegt, dem wird es zu nichts. Daraus muß dann manche Verdrehung hier entstehen.

Von der Schönheit der Torsen*) muß August allerdings ergriffen sein. Sie gehören zum Besten, was aus dem Altertum übriggeblieben ist. Ich billige sehr, teures Herz, daß Du Thorwaldsens „Hoffnung“ in Marmor besprochen hast. Ich bin immer für Ausgaben dieser Art und wünsche sehr, daß Du noch ebenso viel auf ähnliche Dinge verwenden mögest. Wir haben zwar jetzt viele Dinge auf einmal, die uns Geld kosten, allein man muß doch die Gelegenheit nicht versäumen. Mit dem Gelde findet es sich nachher, und selbst wenn man um einige tausend Taler weniger

*) Jetzt in Regal.



reich wäre, schadet es gegen den Genuß, den Kunstwerke, wenn sie gut gewählt sind, gewähren, nicht.

Mit Niebuhr hast Du vollkommen recht, er ist gut und edel. Aber wenn Du sagst, daß er zu dem nicht gut ist, was er jetzt treibt, so glaube ich, kann man das ziemlich von allem sagen, was er treiben könnte. Er hat keine praktische Richtung. Er taugt gewiß mehr zum Gelehrten und Schriftsteller. Allein bei dem letzten geht es ihm doch auch vielleicht weniger an Gemüt als an Seele ab. Er hat etwas Schroffes und Trockenheit, wo es bloß Ideen oder gar nicht mehr die Gegenwart berührende Gegenstände gilt, einen Mangel an vielfach gewandter Empfindung und Einbildungskraft, und wo es die nahe Wirklichkeit berührt, da ist er voll Anteil, Wärme, Lebendigkeit, aber auch auf eine für eine Schrift zu irdische Weise, so wie es sich zum Handeln schickte, wozu er nun aber wieder leider nicht gemacht ist. So ist eine Art von Mißverhältnis in seinem Wesen, woran aber auch seine körperliche Beschaffenheit viel schuld sein mag.



63. Humboldt an Caroline

London, 24. März 1818

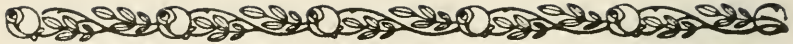
ch habe Deinen Brief Nr. 71 bekommen. Warum warst Du so trübe gestimmt, teures, einzigliebes Herz? Wie viel gäbe ich darum, in solchen Momenten bei Dir zu sein. Das Herz erleichtert sich doch mehr, wenn man liebend beieinander ist. Ich begreife aber recht gut, wie man so wehmütig und trübsinnig sein kann, ohne irgendeine sichtbare Ursache. Du hattest zwar die von der armen Caroline noch immer dauernden Leiden. Aber Deine Wehmut schien doch zugleich von innerlich



herzukommen. Im Innern der Brust gehen Dinge vor, von denen die klaren Gedanken keine Ahndung kennen, es steht unmittelbar mit dem Schicksal in Wechselwirkung, und wenn es auch nichts anderes wäre, so empfindet sich in dieser dunklen Tiefe das Geschick der Menschheit in seiner ganzen Wahrheit, seinem Wesen und Sein, und es gibt nichts, was zugleich wehmütiger und freudiger sei als dies. Auch mir, süßes Kind, geht es oft so, und nicht hier bloß und nicht erst jetzt, aus der Jugend, von der Kindheit her erinnere ich mich solcher Tage, wo eine Zentnerlast auf dem Gemüt zu liegen scheint, und wo mit der Trübheit der Gedanken auch um das Herz ein deutlicher Schmerz zu fühlen ist, eigener als alle Schmerzen, weil er nicht mehr körperlich scheint. Aber diese Wehmut findet auch immer ihre Auflösung wieder, und man kann ihr nicht gram sein, wenn sie gleich oft zu ergreifend ist, um sie süß zu nennen. Ich hoffe, der liebliche Himmel um und in Dir wird bald zurückgekehrt sein, schreibe es mir ja, und laß mich jede Deiner inneren Stimmungen kennen. Du weißt, daß ich jede ganz fühle und innig begleite. Das innere Weben der Seele bleibt ja immer das Höchste und Beste, und das Glückliche ist, sich nur mit ihm in sich und anderen zu beschäftigen. In allem, was die Vorzeit und die Gegenwart, die Wirklichkeit und die Dichtung darbietet, ist das einzige anziehende Bemühen doch nur zu erkennen, zu ahnden, zu raten, welche innere Regungen die menschliche Brust in allen Gestalten der Menschheit füllten und bewegten.

Der Prinz von Hessen-Homburg hat einen Teil seines Hofstaats zu seiner Vermählung kommen lassen, nämlich einen stammehnden Hofmarschall und Gerning als Botschafter. Ich sah ihn noch nicht, aber Caroline*) hat mir durch ihn geschrieben, einen sehr freundschaftlichen Brief, aber der mich eigentlich geärgert hat. Statt einem durch eine so sichere Gelegenheit das mindeste Interessante

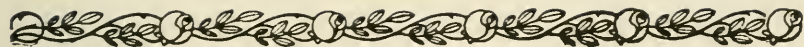
*) Caroline v. Wolzogen.



zu sagen, spricht sie in lauter Rätseln. Sie hätte mir viel schreiben wollen, allein es löse sich in einige dürftige Worte auf. Aber (nun schreibe ich ab) „alle diese Worte lösen sich in den einen auf — — kommen Sie so bald als möglich zurück — — für uns, für sich selbst. Nehmen Sie einen Urlaub und schenken uns die Freude, Sie wiederzusehen — — je mehr Sie zögern, je schwerer, ja fruchtloser wird dieser sein.“ Dann sagt sie, daß sie Stein viel sieht, und nichts weiter Wichtiges.

Am 21. hat der Prinz-Regent bei mir gegessen, und es ist alles vortrefflich gegangen. Die Preussische Gesandtschaft wurde hier ganz mit der Bayerischen und Amerikanischen uff. verwechselt, daraus mußte man sie ziehen, und ich konnte das am füglichsten anfangen. Wir waren 16 Personen. Der Regent war ausnehmend gütig und sehr lustig. Wir haben von $\frac{1}{2}8$ bis über $\frac{1}{2}11$ am Tisch gegessen. Bülow meint, das Diner hätte uns den guten Dienst erwiesen, daß wir auf einmal eingerichtet sind. Da es nicht an Leuten gefehlt haben würde, die sich gefreut hätten, wenn etwas mißglückt wäre, so ist es mir sehr lieb, daß alles so gut gegangen ist. Es war wirklich in meiner Lage, wo ich alles selbst anordnen muß, nicht leicht. Die Leute des Prinz-Regenten werden bei solcher Gelegenheit auch gespeist, und bei allen größeren Dinern bekommen alle Bediente und Kutscher der eingeladenen Personen eine Karte, eine ordentliche Anweisung, um ein Quart Bier in dem Hause zu empfangen, aus dem man gewöhnlich sein Bier nimmt. Dies würde man auf dem Kontinent für eine sehr bürgerliche Sitte vom Lande ansehen, so für die Leute zu sorgen. Allein hier vereinigen sich solche Popularitäten mit der höchsten Vornehmlichkeit.





64. Caroline an Humboldt

Rom, 25. März 1818

3war nur wenige Zeilen kann ich heute schreiben, meine allerteuerste Seele, allein ich will doch nicht versäumen, Dir zu sagen, daß es viel besser mit mir geht. Ich liege noch im Bett, weil man bei dieser dummen, einfältigen Krankheit sich, wie sie alle sagen, nicht genug schonen kann. Du kannst denken, wie es mich amüsiert! Zugleich, da ich nicht krank mehr bin, geben alle Bekannte des Hauses sich so viel Mühe, mir die Zeit zu vertreiben, die ich ganz anders anzuwenden wüßte, daß ich am Nachmittag und Abend nie allein bin. Der Kronprinz von Bayern ist einer der Treuesten. Ganze Abende sitzt er an meinem Bett, seine Taubheit würde die Unterhaltung etwas beschwerlich machen, allein da er mehr spricht als hört und immer die Kinder und andere da sind, so geht es recht gut. Dir ist er ganz unendlich gut und kommt auch auf die Zeiten zurück, wo er Dich zuletzt sah. Seine Kunstliebe bildet einen Punkt wahrer Vereinigung mit mir. Er wird für die Erweckung des deutschen Kunstfleißes etwas Bedeutendes leisten. Ich fürchte, wenn wir noch lange trödeln, so fischt er uns alle unsere Künstler weg. Können wir in drei bis vier Jahren wieder hierher kommen, so wirst Du nur sehen, was hier aufgegangen ist. Eine wahre neuere Schule . . .



65. Humboldt an Caroline

London, 27. März 1818

Rother*) ist hier angekommen wegen einer hier zu machenden Anleihe. Ich hatte selbst vorgeschlagen, ihn hierher zu schicken. Glücklicherweise habe ich mit dieser Sache offiziell nichts zu tun, solche Geschäfte sind nie angenehm. Der Kanzler

*) Vgl. S. 53.



hat mir bei dieser Gelegenheit einen ziemlich ausführlichen eigenhändigen Brief geschrieben. Er sagt unter anderm — pour Vous remercier et Vous dire que mes sentiments sont toujours les mêmes. J'ai recommandé l'affaire de feu Mr. de Holwede autant que j'ai pu, et je me flatte, qu'on y fera attention. Je viens de faire une perte sensible. Mon frère l'Oberhauptmann vient de mourir à Berlin des suites d'un coup d'apoplexie. Mes cadets m'ont tous précédé. C'est un avis pour moi de me préparer aussi au grand voyage. Cependant ma santé est, Dieu merci, très bonne à présent, grâce à Dieu et à notre ami Koreff, qui Vous dit mille belles choses de même que ma femme et Mademoiselle Hähnel. Ces derniers me chargent de les rappeler dans l'occasion à Madame de Humboldt, et je Vous prie d'y ajouter mes hommages.

Er spricht von der Zusammenkunft, die Ende September sein würde. Von mir kein Wort bei dieser Gelegenheit, auch keins im ganzen Briefe über eine Hoffnung baldigen Wiedersehens. Rother ist in diesem Punkt ebenso, und mir hat er und der Brief bestätigt, was ich längst glaubte, daß nicht ein Gedanke eines Planes da ist, mich im Lande haben zu wollen, sondern, daß ich ungestört hier bleiben kann, so lange ich immer will. Im vergangenen Frühjahr sprach der Kanzler bestimmt von einem Jahr bloß. Nun sind sechs Monate vergangen, wäre seine Absicht noch die nämliche, so wäre es doch natürlich, in einem durch Rother geschickten Briefe dessen zu erwähnen. Man sieht also deutlich, wie es liegt.

Auf den, gegen den ich vor nunmehr bald einem Jahr so sehr gehandelt habe [Finanzminister Graf Bülow], ist der Staatskanzler aufs neue im höchsten Grade aufgebracht. Er hat sich bei Gelegenheit der Beratschlagungen über die Anleihe wieder ganz in seiner alten Manier genommen. Es ist nicht ratsam und ist auch

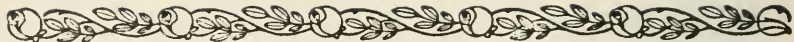
158



nicht möglich, in einem Brief so niederzulegen, was mir diese Zusammenkunft mit Rother klar macht. Aber das Bild liegt unendlich deutlich vor mir. Rother behandle ich freundschaftlich, weil sein Äußeres gegen mich so ist, aber über mich spreche ich ihm gar nicht. Ich bedarf niemandes und halte mich ganz still, schreibe auch niemandem. Es ist das Schönste wie das Genugtuendste, auf sich allein zu stehen, und gottlob, daß ich es in jeder Art kann.

Thornwaldsens Werkstatt muß wirklich wie eine Schöpfung reicher und großer Gestalten sein, und es ist unendlich zu bedauern, wenn man sie nicht zusammen sieht, sondern sie einem nur so einzeln vorkommen. Daß Du schöne Sachen mitbringst, davon bin ich überzeugt und freue mich unendlich darauf. Man braucht Dich nur auszusenden, teures Herz, so machst Du die Menschen glücklich, die sich um Dich versammeln, und kommst mit Schöнем bereichert zurück.

Für die göttliche Beschreibung des Kaffees, nämlich des Machens, danke ich Dir außerordentlich. Du bist das hübscheste und beste Kind auf Erden, und welche Tiefe der Erkenntnis, daß 70 bis 80 Bohnen auf eine Tasse gehen! Ich spaße wirklich nicht, aber ich hätte im Ernst nicht gedacht, daß Du so eine Einsicht in das Kaffeemachen hättest. Der meinige ist auch mit der Maschine immer schlecht. Die Mädchen sind hier ganz ungeschickte Personen, durch das Abteilen aller Arbeit in gewisse Klassen, verlieren sie allen Verstand, auch andere Dinge zu machen. Noch neulich ging es mir göttlich. Eine Lampe im Hause war schmutzig. Ich lasse mir das Mädchen kommen und halte ihr wirklich eine schöne Rede, sie zu schelten. Sie hört alles geduldig an, sagt dann: „Das ist Johns Sache, der die Lampen putzt“, macht mir einen tiefen Knicks und tritt ab. Der Jäger aber hat nun einmal keinen Verstand zu so etwas.



Gerning ist heute bei mir und war eben hier. Seine große Bemerkung über England ist, daß die Engländer bei aller Reinlichkeit doch keine Speykästchen hätten!



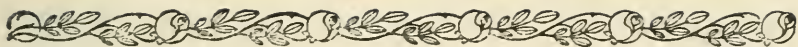
66. Humboldt an Caroline

London, 31. März 1818

Ich habe, liebe Li, Deine beiden Briefe vom 7. und 12. bekommen und mit vielem Schmerze gesehen, daß Du noch immer, und mehr als ich mir dachte, leidest. Du kannst nicht glauben, süßes, teures Herz, wie sehr es mich bekümmert, daß Dir dies den Genuß des schönen Landes schmälert und verbittert, und Weigels Weggehen ist ein neues hinzukommendes Übel.

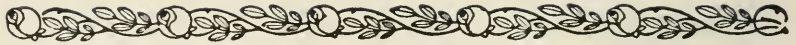
Dein Brief hat mich auf einmal über die Schritte bestimmt, die ich über mein Hiersein tun will. Ich hatte bis jetzt gewartet, weil ich mir oft so Epochen setze. Seitdem Weigel geäußert hat, daß Caroline nicht länger als ein Jahr in London bleiben müsse, sehe ich nicht ab, warum man sie ein Jahr da lassen soll. Denn wer will bestimmen, ob gerade sechs, neun oder zwölf Monate unschädlich sind? Für Deine Gesundheit soll das hiesige Klima ebensovienig zuträglich sein. Ich werde also sagen, daß ich gleich anfangs gezweifelt hätte, daß Dir England zuträglich sein werde, daß aber jetzt einige Anfälle von Kränklichkeit, die leicht dauernd werden könnten und die Du selbst in einem sehr glücklichen Klima gehabt hättest, das einstimmige Zeugnis der Ärzte und meine eigene hiesige Erfahrung mir die Überzeugung gegeben hätten, daß ich Dich nicht hierher bringen könne. Da ich nun auch, nachdem ich, immer in Königlichem Geschäften, seit 1813 ohne Dich und unsere Kinder gelebt hätte, diese Trennung schlechterdings nicht fortsetzen könnte, so könne ich nicht länger hier bleiben. Meinen Antrag werde ich

160



bloß auf meine Zurückberufung von hier und zwar dergestalt, daß ich spätestens im September oder Oktober in Deutschland sein könne, antragen. Zulezt will ich bloß sagen, daß ich den König vorzüglich bitte, sich überzeugt zu halten, daß ich keinerlei Absicht auf eine andere Lage im Dienst habe. Mein Plan sei bloß, aufs Land zu gehn und dort zu bleiben, die Monate abgerechnet, wo mich der König werde beim Staatsrat haben wollen. Auch dem Staatskanzler werde ich nichts anderes schreiben, aber ihn nur bestimmt bitten, er möge Plane haben, welche er wolle, meinen Brief dem König zu schicken, und meine Abberufung, von der ich mich unter keinerlei Bedingung werde abbringen lassen, zu bewirken. Du kannst Dich auf mich verlassen, daß ich dabei mit so viel Klugheit und Festigkeit verfahren werde, als nur immer möglich sein wird. Ich schreibe gewiß nächsten Posttag. Um einigermaßen die Wirkung meines Schrittes vorher beurteilen zu können, habe ich Rothern gesagt, daß ich den Schritt tun werde. Seine Äußerungen sind mir nicht unmerklich gewesen. Er hat mir gesagt, daß es den Staatskanzler sehr bekümmern werde, weil es eine sehr üble Meinung im Publikum erwecken werde, daß ich gewissermaßen zur Ruhe überginge. Aber er hat auch mit keinem Wort erwähnt, daß man gewiß alles tun werde, um mich zu vermögen, eine andere Stelle anzunehmen. Sogar da er erwähnte, daß der Staatskanzler ja selbst den Plan gehabt habe, mich nur ein Jahr in England zu lassen und dann zurückzurufen, setzte er vorsichtig hinzu, daß er seitdem davon nicht reden gehört habe.

Mir ist das Wahrscheinliche, daß, wenn man sieht, daß man mich hier nicht erhalten kann, man mir antwortet, ich solle abgerufen werden, aber zur Zusammenkunft kommen, wo man weiter sehen werde. Dagegen werde ich dann nichts tun, allein selbst dies hat Rother nicht erwähnt. Ich habe nun Rother gebeten, den Staatskanzler zu überzeugen, daß ich auf keine Weise bleibe, und nicht sich da-

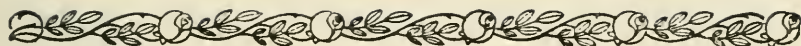


mit vergebliche Mühe zu machen, und mich Zeit verlieren zu lassen. Ich habe sonst von alledem noch niemandem das mindeste gesagt und tue es auch nicht, schon der hiesigen Verhältnisse wegen. Selbst Bülow weiß bis jetzt nichts, und ich bitte Dich auch, es geheim zu halten, auch vor den Kindern. Wenn ich es kann, mache ich, daß Pfuel*) als Geschäftsträger hierherkommt. Er paßte sich gewiß her.

Daß Du bis zum Julius in Italien bleibst, ist mir sehr lieb. Ich sehe Dich sehr ungern vom geliebten Boden scheiden. Es scheint mir auch gut, daß Du weißt, welche Antwort ich bekommen habe. Man kann für nichts stehen. Die Angst, mich müßig nahe bei Berlin zu haben, ist groß. Man kann finden, daß Italien, und namentlich Rom, ein wichtiger Posten ist. Solche Dinge lassen sich manchmal nicht berechnen.

Es ist endlich noch eine Sache. Glaubtest Du, daß es Carolinen und Dir heilsam sei, noch unbestimmt lange in Italien zu verweilen, so schreibe es mir bestimmt, und gehe nicht weg. Da ich einmal diesen Schritt tue, im Grunde meinen Abschied zu verlangen, sehe ich nicht ab, was es täte, wenn ich einige Wochen darauf aus ähnlichen Ursachen einen einjährigen Urlaub nach Italien forderte. Der Staatskanzler würde es vermutlich gern sehen. Ich hätte selbst eine solche Reise und Muße verlangt, aus Gründen, die fern von allen Geschäften liegen, es wäre eine Antwort für jeden da, der etwa fragen könnte, warum man mich nicht brauchte. Ich hätte die größte Lust dazu, wie Du wohl glauben kannst. Aber ich folge meiner eigenen Lust nie gern und habe allerdings ein paar nicht schwache Gründe gegen den Plan. Es ist für meinen Ruf im Lande besser, daß ich in der Nähe, in der Möglichkeit, gebraucht zu werden, bleibe, daß ich für meine Privat Zwecke nur etwas

*) Ernst v. Pfuel, geb. 1780, † 1866, kam nicht nach London, wurde 1831 als Generalmajor Gouverneur in Neuchâtel, war während der Märzrevolution 1848 Kommandant in Berlin.



Negatives verlange, wie meine Abberufung, nicht etwas so Positives, als eine Reise ist, und selbst daß ich im Staatsrat fort tätig bin, wie man es vermutlich nicht wird umhin können zu verlangen. Es kann hernach auch besser sein für die noch immer nicht in Ordnung gekommene Dotationsangelegenheit. Allein da immer vorauszusehen ist, daß, ehe nicht größere Veränderungen bei uns vorgehn, es nur ein Hin- und Herzerren bleiben wird, bis man ein ordentliches Ministerium schafft, so ist an einem Jahr nicht viel verloren, und mit der Dotation macht es sich am Ende auch. Ist daher Eure Gesundheit und Euer aller Lust für das Projekt anzuführen, so verlieren meine Gründe an ihrem Gewicht. In diesem Fall brächte ich natürlich Bülow mit nach Rom.

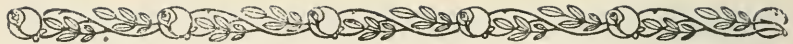
Hedemann schreibt mir einen sehr hübschen und interessanten Brief. Beim König hat, außer Boyen*) in Militärsachen und Albrecht**) im Zivil, niemand während des Staatskanzlers Abwesenheit Vortrag. Der Staatsrat hat sich mehrere Male, aber über unbedeutende Gegenstände, versammelt. Prinz Wilhelm***) läßt mir sagen, daß er jedesmal im Staatsrat meiner gedenken müsse, und Blücher hat Augusten gesagt, ich sei der Klügste von allen Ministern. Über diese Reputation der Klugheit muß ich oft lachen. Ich habe mehr das Glück gehabt, in leichten Verhältnissen zu sein, als mich bis jetzt in schwierigen gezeigt. Und über das, was klug sein heißt, ließe sich auch viel sagen. Wenn Du mich nur lieb hast, süßes, innigst geliebtes Kind, so mögen die Leute viel hin und her schwagen zum Lobe und Tadel, es rührt mich nicht sonderlich. Lebe wohl, mein einzig und ewig Teures. Ewig Dein H.



*) Leopold Hermann Ludwig v. Boyen, geb. 1756, † 1848, Kriegsminister.

**) Geheimer Rabinettssrat.

***) Bruder Friedrich Wilhelms III., geb. 1783, † 1851.



67. Caroline an Humboldt

Rom, 1. April 1818

Meine geliebte Seele!



Ich bin gestern zum ersten Male wieder aus gewesen, auf Anraten des Arztes . . .

Es verbreitet sich von Berlin aus ein Gerücht, die Zusammenkunft der hohen Häupter werde in Venedig sein. Ach, wenn Du dann hinkämst! Von da holtest Du mich wohl in der Ewigen Stadt ab und begrüßtest wieder den Kranz dieser seligen Hügel. Nein, das wird nicht sein, das wäre zu schön.

Du schreibst von Gabrielles Brief an Dich, ich habe ihn gelesen, und er hat mir ungemein gefallen. Er war auch wirklich sie selbst. Sie hat eine tiefe Innerlichkeit, und die frühe Liebe mußte unter diesem Verhältnis der Trennung und Sehnsucht viel in ihr entwickeln. Menschen, die durchaus nichts wissen und nichts wissen können, sehen Gabriellen die Liebe und die stille Sehnsucht an. Auf ihrem Bild*) sitzt sie doch, wie ich schon geschrieben zu haben glaube, und läßt eine Turteltaube in einem Gefäß von Giallo antico trinken, auf dessen Rand die zweite Taube sitzt. Ihr Blick schweift darüber weg. Ich sagte es einmal Schadow als einen kleinen Tadel, daß sie die Taube nicht ansähe. „Nein“, antwortete er mir, „es ist dieser Blick charakteristisch in Fräulein Gabrielle, ihr Blick schweift immer so über die Gegenstände und sucht etwas, was sie wohl nur in sich sieht. Thorwaldsen ist auch der Meinung gewesen, daß ich dem Bilde sehr schaden würde, wenn ich den Blick auf die Taube fixierte, und hat es so empfunden wie ich.“

Beschäftigen tut Gabrielle sich so viel, als ihr Zeit vom Schreiben übrigbleibt. Du mußt bedenken, wieviel man hier auf das Sehen Zeit verwendet. Sie hat viel Sinn für Bilder und hat ihn hier sehr ausgebildet, sie treibt viel Musik, hat eine ungemein

*) Porträt von Schadow siehe Gabriele v. Bülow, ein Lebensbild.



rührende Stimme und liest Geschichte. Abends von 8 bis 11 fällt immer für die Gesellschaft weg. Der Kronprinz*) alle Abend. „Ich kann“, sagt er, „nicht ruhig zu Bett gehen, ehe ich nicht in Frau v. S., wie in einem Spiegel, alles niedererblickt habe, was ich den Tag über sehe und genieße.“

In Caroline wird ewig etwas ganz Unentwickeltes bleiben, wenn sie nicht einen Mann findet, den sie liebt, und nicht Mutter wird. So hat es die Natur gewollt. Was der Strahl des Lichtes den Blumen ist, daß sie sich öffnen und die süßen Düfte durch die Luft ergießen, das ist die Liebe dem menschlichen Herzen, sie ist die Sonne des Lebens. Ach, da rühre ich an wehe, wehe Stellen meines Gemüths. Wenn es mit Carolinen so bleibt, wenn ihre Jugend dahingeht, ohne einen Anklang der Liebe zu finden und zu geben, wenn wir dann auch mit der Zeit ihr dahinsterven — was wird dann aus ihr? Sie ist eine Nelke, die nur gestützt aufrecht stehen kann. Sie ist auch viel zu weiblich, um des Mannes zu entbehren.

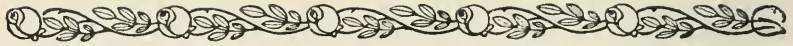


68. Humboldt an Caroline

London, 3. April 1818

Rother ist noch hier, er hat sein Geschäft, und wie es mir scheint, gut abgemacht. Wenn man einmal eine so große Summe Geld, es sind fünf Millionen Pfund Sterling, brauchte, so konnte es der Staat wohl nicht leicht schneller und wohlfeiler bekommen. Es ist übrigens auch ein Zeichen des Credits, den Preußen hat, daß diese Anleihe sich so schnell gefüllt hat, daß man heute auch nicht eine Obligation mehr haben kann. Sehr viel, wenn nicht alles, hat Rothschild, der hiesige nämlich, dazu beigetragen. Er hat gleich anderthalb Millionen Pfund für sich ge-

*) Von Bayern.



nommen, und außerdem hat er einen solchen Einfluß hier unter den Kaufleuten und ein solches Vertrauen, daß, wenn er sich für eine Unternehmung erklärt, gleich alle andern nachfolgen.

Gegen mich, merke ich wohl, ist in Rother eine gewisse Spannung. Er kann unmöglich eigentlich gut mit mir sein und noch weniger wünschen, daß ich zurückgehe und in Berlin angestellt werde. Er muß fühlen, daß bei einer wahren Veränderung, an der ich einen sehr tätigen Anteil nähme, seine jetzige Macht nicht dauern könnte. Dabei aber wünscht er doch, mich zu gewinnen, und es liegt ihm daran, daß ich wenigstens nicht gegen ihn bin. So hat er mich eigens gebeten, doch dem Staatskanzler zu schreiben, daß er sein Geschäft hier gut gemacht habe.

Die Zusammenkunft der Souveräne ist mir jetzt sehr im Wege. Ich kann es nicht ausschlagen, wenn man mich dazu haben will, und wenn ich hin muß, so kann man auch wieder nicht wissen, wie weit sich noch dazu gehörende Arbeit nachher ausspinnt. Über diesen Punkt aber gibt mir gewiß die erste Antwort des Staatskanzlers gleich die bestimmte Aufklärung. Erwähnt er in dieser nichts von der Zusammenkunft, so kommt er auch später nicht darauf.

Ich weiß nicht, ob die fremden Zeitungen so alle persönlichen Kleinigkeiten erzählen, an denen die hiesigen reich zu sein pflegen. So hat neulich in allen gestanden, der Prinz-Regent sei bei mir, wie er nämlich bei mir aß, in so vortrefflicher Gesundheit und Laune gewesen, daß er zweimal gesungen habe. Es ist lächerlich, so etwas öffentlich auszuposaunen, allein wahr ist es. Es kam so. Er zog mich mit meiner Antipathie gegen die Musik auf, und ich sagte ihm, ich wüßte doch sogar ein englisches Lied. Das einzige nun, was ich weiß, habe ich noch von der Herz, der Du es nur erzählen kannst. Es hat einen Refrain, *the maid of the mill is for me*. Ich sagte ihm diesen Refrain, und da dies ein ehemals sehr bekanntes, jetzt vergessenes Lied ist, so fing er gleich mit großer



Lustigkeit an, einzufallen und von vorn an zu singen: I've kissed, I've prattled with fifty fair maids uff. Hernach sang er noch ein sehr hübsches Lied, eine Fuge, wo der Sprecher im Parlament eingeführt wird, und dieß Parlament immer dazwischen spricht. Er war überhaupt sehr gut und heiter gestimmt den Tag und machte auch Blüchern, wie er den Bart streicht, und im Ton seiner Stimme nach, worin er ein großes Talent hat. Seit dem Tage aber habe ich ihn nicht wieder gesehen. Er hat einen Anfall von Gicht gehabt.



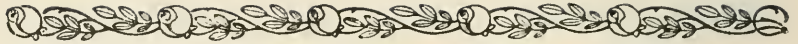
69. Humboldt an Caroline

London, 10. April 1818

Mir ist unendlich besser im Gemüt, seit ich dem König geschrieben habe. Ich hatte eine Art Sehnsucht danach und konnte die Zeit kaum erwarten, doch wäre es früher nicht gut gewesen. Jetzt macht es sich gerade schicklich.

Die Berg ist noch immer hier, sie behauptet aber, nun gewiß die nächste Woche abzureisen. Sie ist keine unmerkwürdige Frau in ihrem Innern, obgleich sie nie eine eigentlich liebenswürdige und selbst nur bis auf einen Punkt interessante sein kann und vermutlich auch ewig so gewesen ist. Manche Menschen tragen offenbar mehr Anlage in sich, als eigentlich hervorkommt, und ich meine hier nicht, daß es bloß an Entwicklung fehlt, was meist die Schuld äußerer Umstände ist. Nein, der erste Wurf selbst, die wahre Anlage der Natur hat manchmal eine gewisse Unreife, wie ein gut angelegter und dann nicht so geratener Wurf. In der Berg ist es sehr offenbar so.

Ich war gestern abend wieder im Hause des Lord Lansdowne. Die Venus von Canova war so vorteilhaft erleuchtet, als es nur immer möglich ist, eine Statue zu erleuchten, aber ich kann Dir



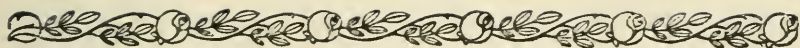
nicht sagen, wie dürrtzig sich die Figur machte. Von allen Seiten eine Schlankheit, aus der man gar nichts zu machen weiß. Auch in dem zartesten Mädchen muß doch alles angedeutet sein, und ein Arm und ein Fuß braucht gar nicht dick zu sein, um nicht mager und armselig zu scheinen. Darin liegt ja die große Kunst, daß groß und mächtig erscheine, was körperlich und meßbar es nicht gerade ist. Das ist sogar in der Natur, da wo sie wahrhaft schön ist. Wie groß sehen die Berge um Rom aus, die kaum den Brocken erreichen, und wie muß man ewig sich der Maße erinnern, um die Schweizergebirge so groß zu finden, als sie wahrhaft sind.

In demselben Saal stehen in Nischen Antiken, so von den gewöhnlichen, gar nichts Ausgezeichnetes, nahe der Venus unter anderen eine Amazone. Aber die Person hat bei Gott doch Waden, die Venus bloß eine Art Stöcke zu Beinen. Lord Aberdeen war auch da. Er sprach mit mir über die Venus. Ich fing bloß lobend an, wie man denn Behandlung des Marmors und Gewand sehr daran loben kann. Aber Aberdeen machte mir von selbst dieselbe Bemerkung und dieselbe Vergleichung mit der Amazone, was mich sehr freute.

Carolinen [Wolzogen] habe ich zwar den Schritt, den ich getan, nicht geschrieben, allein ihr gesagt, daß auch ich der Meinung sei, daß es besser sein würde, ich käme nach Deutschland zurück, und daß sie sich auf mich darin verlassen möchte. Übrigens habe ich einige Worte darüber hinzugesetzt, daß ich lieber alle Wirksamkeit aufgeben, als aufs neue eine halbe oder schiefe Stellung annehmen würde, um gleich so gewissen Erwartungen und Hoffnungen vorzubeugen. Ich habe doch aber nur sehr kurz geschrieben, weil es immer unangenehm ist, über solche Dinge zu ausführlich zu sein.

Weigel*) gibt Dir in seinem Brief ein Beirvort, was mir ihn noch werter gemacht hat. Er sagt von Dir: „Diese seltene Frau“,

*) Vgl. S. 80.



und so einfach und schlicht das ist, so ist es das Wahrste und Höchste. Diese Verbindung von dem wahrsten Durchschauen der Wirklichkeit wie sie ist, dem regesten Sinn für Kunst und Ideal und der einfachsten, natürlichsten Empfindung kehrt nie wieder auf Erden zurück.

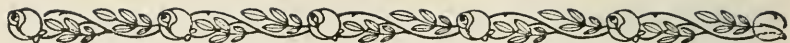


70. Caroline an Humboldt

Rom, 11. April 1818

Estern, mein geliebtes Wesen, habe ich wieder einen Brief von Dir bekommen . . . Die englischen Zeitungen verkündigen, daß der Prinz-Regent bei Dir gegessen habe, und mehrere Personen haben den Donnerstag abend mit mir davon gesprochen, wie von einer Sache, die viel Sensation hier macht. Du sagst in Deinem Briefe nichts davon? Ich bin auch in der Hinsicht, wie kindisch es auch ist, auf Deinen nächsten Brief begierig. Dein zugemachtes Silber war also schon fertig? Ich muß lachen, wenn ich Dich in solcher Weltgrandezie denke und mich hier al terzo piano, aber mit der Aussicht auf das „ewig-einzige Rom“. Ach, wie so gern tauschtest Du diesen Anblick ein! Wie fühltest Du mit mir in meinem süßesten Genuß, in den Momenten heiliger Erinnerung geweiht, immer, immer. Oh, wärest Du doch hier! — — Theodors*) Schweigen gegen Dich ist und bleibt mir unbegreiflich. Ja, Mathilde*) ist ein gutes treffliches Mädchen, und ich hoffe den besten Einfluß von ihr auf Theodor. Gewiß, an mir soll es nicht liegen, ihn von seinen Verirrungen zurückzuführen. Er hat vergessen, wer ihn unterm Herzen getragen, nicht ich. Ach, Rom ist

*) Vgl. Bd. V, S. 276. Theodor hatte sich, 19jährig, im Sommer 1816 mit Mathilde v. Heinemann, geb. 1800, † 1882, ohne Wissen der Eltern verlobt. Da seine Eltern eine Prüfungszeit vor der Heirat verlangten, strafe er sie durch jahrelanges, völliges Verstummen.



voll von den schmerzlichsten und doch süßesten Erinnerungen seiner Kindheit, denn damals liebte er mich noch. Verzeih, daß ich mich der Tränen nicht enthalten kann — — das Leben und die Liebe fließen abwärts, ich weiß es wohl, doch sehe ich andere Kinder, andere Mütter und kann es nicht ganz verschmerzen, wenn dieser eine meine Liebe nicht erkennt. Von erwidern kann nie die Rede sein — — das kannst nur Du.

Verzeih, wenn ich abbreche, mir ist so unendlich weh geworden. Ewig Dein.



71. Humboldt an Caroline

London, 14. April 1818

Ich komme heute sehr spät dazu, Dir zu schreiben, liebe Li, da ich mich den ganzen Morgen habe herumtreiben müssen. Du weißt, daß eine meiner Hauptbeschäftigungen hier ist, der Herzogin, und so viel es durch mich geht, auch dem Herzog von Cumberland ein besseres Etablissement zu verschaffen. Er hat nämlich noch immer nicht mehr als vor seiner Verheirathung, und für sie sind die Ehepacten noch nicht gemacht. Nun haben die Minister gestern einen Vorschlag für alle Königlichen Prinzen, die sich verheirathen, ins Parlament gebracht, ein Vorschlag, der eine ungeheure Summe im ganzen gibt, obgleich Cumberlands nur 12000 Pfund jährlich davon bekommen. Dieser Vorschlag ist aber mit solcher Opposition angehört worden, daß sehr zu zweifeln ist, daß er auf diese Weise durchgehen kann. Dies hat mir heute früh einige Gänge und Briefe gemacht.

Der Herzog von Cambridge heirathet, wie du wissen wirst, die eine*) der Töchter des Landgrafen Friedrich von Kassel, der Herzog

*) Auguste, geb. 1797, † 1889.

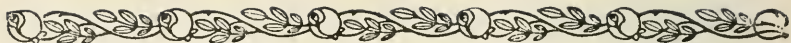


von Clarence die älteste 26jährige Prinzessin von Meiningen*). Der Herzog von Kent, sagt man, wird auch heiraten, doch weiß man noch nicht wen. Ich werde unendlich froh sein, wenn ich diese Sache los bin. Sie macht mir am meisten Mühe und allein Unannehmlichkeit hier. Auch ist's mir immer, als könnte ich nicht fort, bis sie eingerichtet ist.

Morgen, geliebte Seele, ist's ein Jahr, daß wir nach Potsdam gingen und am andern Morgen uns trennten. Der Tag ist in der Bibel eingeschrieben, die Du mir schenktest, ich sah es heute noch mit vieler Rührung. Zwölf volle Monate, es ist eine lange Zeit, ich fürchte sehr, daß auch noch die Hälfte hinzukommen muß. Die Zusammenkunft der Monarchen ist mir höchst zuwider, ohne sie sähen wir uns unstreitig viel früher. Sie ist mir aber auch in anderer Art unangenehm. Mein Weggehn aus diesem Posten und meine Weigerung, wieder auf eine ähnliche Weise mich brauchen zu lassen, wäre viel reiner und in die Augen fallender ohne dies unangenehme Zwischenspiel. Dennoch kann ich das nicht ausschlagen. Ich kann mir auch nicht einmal die Täuschung machen, daß man mich nicht berufen wird. Man weiß zu gut, daß es nicht diese Art von Geschäften ist, die beliebt machen, und wird mich also dabei zu brauchen viel mehr beflissen sein. In meinen Briefen an den König und Staatskanzler habe ich dieses Ereignisses mit keinem Worte gedacht. Allein das wird mir den Kelch nicht vorübergehen lassen. Daß ein Gewisser**) auf meine Zurückkunft dringen soll, bewiese immer, daß, seiner Meinung nach, die Not groß wäre. Denn sonst liebt er mich auch wohl mehr aus der Ferne, wie ich manchmal von mir und dem Vaterlande sagte. Daß die, die was Theodor sind [Militärs], das große Wort führen, kann ich mir sehr

*) Abelsheid, geb. 1792, Tochter des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen.

**) Boven, siehe S. 163.



denken, aber es ist, wie Du sagst, nicht gut. Das ist aber die angenehme Aussicht, die man hat, Kampf und Streit im Inneren und Äußeren zu finden. Ich werde indes noch am besten mit ihnen fertig. Sie wissen, daß ich sie achte, ich habe oft für sie und mit Glück gestritten, und ich lasse mich auch von ihnen nicht schrecken. Aber hart aneinander kommt man gewiß noch manchmal. War ich doch mit dem, der jetzt auf mein Zurückkommen dringt [Boyen], im vergangenen Sommer wieder so weit, daß Pappenheim den Abend erzählte, daß, hätte nicht seine Dazwischenkunft ein Intermezzo gemacht, wir uns geschossen hätten. Ich kann nicht leugnen, daß ich's darauf ankommen ließ, da das Unrecht auf seiner Seite war, wie er auch wirklich um Verzeihung nachher bat.

Es ist wirklich recht schwer, an eine ruhige Zeit zu glauben, ehe man ins Grab steigt, man müßte sich dann vorher ein Grab selbst machen und sich von allem Eingreifen in die Verhältnisse hartnäckig zurückziehen. Ich habe oft bei mir an eine solche Möglichkeit gedacht, aber ich sehe sie nicht ab. Wenn Krisen kämen, wenn auch die Menschen nur glaubten, daß man helfen könnte, brächte man's doch nicht übers Herz, sich dem zu entsagen.

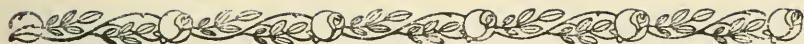


72. Caroline an Humboldt

Rom, 16. April 1818

Meine liebe Seele!

Ich schreibe Dir heute um dieselbe Stunde beinah, wo ich mit den Kindern vor einem Jahre Dich zum letztenmal sah und mit Tränen von Dir Abschied nahm. Nie noch war ein Abschied mir so schwer geworden, die Zukunft lag durch Carolinens Krankheit recht dunkel und schwer vor mir. O Dank



dem, der sie gelichtet, der Carolinens Leiden gelindert! Ihr Wohlfühlen, ihr Leiden ist so tief verflochten mit mir, daß nichts mich mehr beglücken kann, als wenn ich sie heiter und wohl, nichts mir physisch sogar am Herzen einen solchen Schmerz verursachen kann, als wenn ich sie leidend und trübe sehe.

Ich habe Deinen lieben Brief vom 24., mein teuerstes Leben. Du fragst, warum ich so trüb war? Ich weiß keine andere Antwort zu geben als: ich war es. Den Tag war es wohl Nachklang von Carolinens unsäglich leidendem Zustand den 27., dann sehr schlimmes, trübes Wetter, was einen unbeschreiblichen Einfluß auf mich hat, mehr als es sollte. . . . Dann lag mir wohl auch das Übelbefinden schon im Körper, was sich später entwickelt hat. . . .

Ich bin unserer Freundin Caroline Meinung, und wenn ich mir so alles zusammennehme, das was der [Hardenberg] uns sagte, als wir das letztemal bei ihm waren, den 14. April, was er Dir auftrag, mir wiederzusagen, und wie er nun doch wohl gar keine Schritte tut, das wahr zu machen, so sehe ich wohl auch, wie sehr er influenziert ist von Leuten, die Dich entfernt halten wollen. Ich glaube, wenn Du nun, wie Du es getan hast, dem Befehl des Königs Genüge geleistet hast, so darfst Du nun abbrechen und bist es Dir selbst schuldig. Du kannst sehr ruhig den Ausgang erwarten. Doch darüber tue allein, was Du willst. Mit Dir ist mir alles recht.

Mit meinen Ankäufen sollst Du, hoffe ich, zufrieden sein. Die Thormaldsensche Statue [der Hoffnung] ist schön wie eine Antike. Schadows Bild wird ein Kleinod werden. Seine ganze Seele und sein ganzes Wissen wird in das Bild übergehn. Ich werde Dir mündlich viel von den Künstlern erzählen, was Dich interessieren wird. Lieben tun sie mich alle, und das kann nicht leicht fehlen, da sie wahres Interesse in mir spüren. An Wach bekommen wir nach Berlin einen sehr geschickten Künstler.

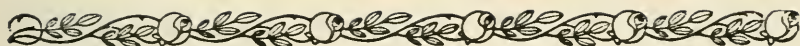


Vor ein paar Tagen geriet ich in die Villa di Malta*), ein freundlicher Mann schloß mir den Garten auf, und von da hinauf gingen wir auf die schöne breite Terrasse, die vor meinem Rabinett war, wenn Du Dich noch besinnst, wo die Albaner Berge so herrlich herüberblicken. Sie waren Lapislazuli blau, und all die kleinen Örter und Villen, die Madonna del Tufo, oben das Kloster hoben sich von dem dunkeln Grunde im vergoldenden Schimmer der Sonne wie so viele Edelsteine ab. Ich erinnerte mich klar des ersten Augenblicks, wo ich, in Rom angekommen, mit Dir und dem seligen Wilhelm auf die Terrasse heraustrat. Ich begriff es nicht. Schön sah ich wohl die Gegenstände, aber sie waren mir nicht eigen, noch war kein Bezug zwischen ihnen und mir. O mein Gott! wie sind sie es mir geworden, wie ist mein tieffstes Sein in Schmerz und Freude in eins gewoben mit diesem Boden, mit diesem Himmel. — Wie würde Wilhelm sein, wenn er gelebt hätte? Er hätte vielleicht diese Reise mit mir gemacht, hätte Rom und seine ernste Schönheit jetzt ganz kennen lernen. Caroline stand wehmütig neben mir — die Jahre ihrer Kindheit gingen in ihrem Geist an ihr vorüber, der Garten, in dem sie Ida**) zum erstenmal gesehen — die Fontäne sprudelte wie damals — der Garten ist mehr in Ordnung wie sonst, es blühten schöne Blumen darin. — Wir waren alle in wehmütige Erinnerungen versunken und konnten uns recht schwer losreißen.

Wenn ich den 15. Junius nach Nocera kommen kann und den 15. Julius abreisen, so kann ich doch nicht vor dem 31. August in Berlin sein, denn wer kann durch Florenz, Bologna so durchfliegen? Der Sinn für die heiligen Gegenstände der Kunst ist mir noch viel tiefer aufgegangen wie ehemals. Ich richte mich dann reisend, wohin Du mich gern haben willst — bist Du am Rhein, und ist Theodor

*) Auf dem Pincio, jetzt dem Fürsten Bülow gehörig.

**) Vgl. Gabriele v. Bülow. S. 30f.



schon verheiratet, so nehme ich die Direktion nach den Rheingegenden. Ich mache keine Plane, ich lasse mich gehen nach dem, was kommt, was sich mit dem Kreis der Tage entwickelt. O meine Seele, eine immer tiefere Liebe zu Dir, ein immer reineres Erkennen Deines Wesens, das bringen sie mir vor allem, und so kann ich sagen, wird es immer stiller und schöner und reiner in mir. Vergib mir alle meine Schwächen, und liebe mich immerfort. Auch Theodor wird ja noch werden, wie wir es wünschen, Carolinen glücklich verheiratet zu sehn, das wünsche ich noch. Hermann wird in seinem einfachen Wesen gewiß tüchtig und gut werden. Adelheid und Gabrielle lieben, und so hoffe ich ihr Glück befestigt auch für die Zukunft.

Lebe wohl, ewig Dein.



73. Humboldt an Caroline

London, 17. April 1818

Du mußt, liebe Li, ja suchen, die Debatten, die in diesen Tagen über die Heiraten der Prinzen im Parlament stattgefunden haben, so ausführlich als möglich zu lesen. Niebuhr wird wohl Zeitungen haben, die besser und umständlicher sind als die römischen. Die ganze Unterhandlung und ihr Resultat sind höchst unerfreulich und in mancher Rücksicht tadelnswürdig. Sie zeigen auf jeden Fall ein Verhältniß der Nation zur Familie an, das viel Nachdenken erregen muß. Kurz ist die Sache die: man schlug von seiten der Minister vor für den Herzog von Clarence, der der Älteste, dem Thron nächste ist und die Meinungsche Prinzessin heiraten sollte, gegen 20000 Pfund, damit er 40000 hätte, für Kent, der auch heiraten wollte, vermutlich die



verwitwete Schwester des Prinzen Leopold*), Leiningen**), Cumberland und Cambridge für jeden 12000 Pfund, damit sie 30000 hätten. Alle diese Vorschläge wurden nun im Parlament und nicht von der Seite der Opposition allein, sondern auch von einem großen Teil der Ministeriellen so ungünstig aufgenommen, daß man deutlich sah, daß sie nicht durchgehen konnten. Die Minister modifizierten sie also selbst, forderten für Clarence 10000, für jeden der anderen 6000. Allein auch da war der Widerstand sehr groß. Das Parlament, nämlich immer das Unterhaus, entschied mit einer Majorität von neun Stimmen, daß Clarence nur 6000 haben sollte, Cambridge wurden mit einer Majorität von acht Stimmen seine 6000 bewilligt, aber für Cumberland mit einer Majorität von sieben Stimmen jede Zulage abgeschlagen. Kent brachte das Ministerium gar nicht mehr vor. Wie nun für Cumberland gar nichts geschehen war, schlug das Ministerium ein Wittum für die Herzogin vor, ich glaube 6000 Pfund (es ist erst gestern abend geschehen), und diese ging durch. Alle Mühe, die ich mir für die Sache gegeben habe, ist also vergeblich gewesen, indes konnte ich nur bis zum Hineinbringen ins Parlament wirken, und da war das Interesse der Herzogin gut gestellt. Der Herzog hat zu viele Feinde. Dies ist nun das zweitemal, daß das Parlament ihm eine Bewilligung abschlägt. Das erstemal war es gleich nach der Heirat. Die Herzogin ist wirklich unglücklich daran. Sie hat gar kein Nadelgeld und lebt für sich eigentlich von 30000 Talern, die ihr der König von Preußen gibt, wie man auch im Parlament gesagt hat. Der Herzog von Clarence hat im Parlament erklären lassen, daß er die 6000 Pfund nicht annehmen wolle, sondern nun auf seine Heirat Verzicht leiste. Die arme Meiningensche Prinzessin, die alle Aussicht hatte, Königin

*) von Coburg, siehe S. 44.

**) Victorie, Prinzessin von Sachsen-Coburg, geb. 1786, † 1861, verm. 1803 mit dem Fürsten Emich v. Leiningen, verwitwet 1814.



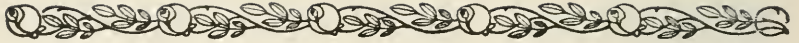
von England zu sein, wird also in eine fatale Lage gebracht. Es heißt, daß Clarence und Cumberland unmittelbar auf den Kontinent gehen werden, Cambridge und Kent leben schon dort.

Diese ganze fatale Geschichte hat mir in diesen Tagen sehr viel zu schaffen gemacht. Ein Glück ist es nur, daß die Berg noch hier ist. Sie erleichtert einem alles sehr und kommt, wenn ich nicht Zeit habe auszugehen und doch etwas mit der Herzogin abzumachen ist, selbst zu mir. Es scheint, daß der Herzog und die Herzogin in sehr kurzer Zeit weggehen und sich in Deutschland etablieren wollen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß nun noch für sie hier je etwas durchzusetzen ist.

Der Staatsrat soll oft zusammenkommen, allein über ganz unbedeutende Sachen, z. B. über das Austreiben der Herden mit oder ohne Hirten. Die Berg brachte mir heute früh diesen Brief, der über Strelitz gegangen ist, und wie ich diese Stelle von Hirten und Herden sah, glaubte ich, es wäre von Tegel die Rede, so daß ich es ihr nicht einmal erzählt habe. Der König ist den 20. Mai schon in Posen erwartet, bei Radziwills*), die dies Jahr nicht nach Berlin gekommen sind. Ich denke also gewiß, daß ich vor Ende Mai eine Antwort auf meinen Brief haben kann. Habe ich sie zu der Zeit nicht, wenn Berliner Briefe schon hier die Abreise des Königs melden, so schreibe ich aufs neue, ich lasse die Sache auf keine Weise einschlafen.

Der Kronprinz von Bayern wird uns allerdings alle Künstler wegnehmen. Allein wie soll das anders sein? Die Kunst will mit eigener Liebe und nicht ohne Kenntniß gehegt sein, das läßt sich nicht einmal von einzelnen Menschen, geschweige denn vom Staate fordern, es ist ein Glück und eine Gunst des Schicksals, wo es sich

*) Anton Fürst Radziwill, geb. 1775, † 1833, vermählt mit der Prinzessin Luise von Preußen, geb. 1770, † 1836. Fürst Radziwill war seit 1815 Statthalter des Großherzogtums Posen.



findet. Man muß auch mit der Kunst so ausschließend nicht sein. Mir wäre es allerdings lieber, wenn bei uns selbst mehr geschähe. Wenn es aber auch an einem andern Orte ist, es gehört immer Deutschland an. Ich wäre wirklich ungemein begierig, die Künstler und ihre Arbeiten jetzt in Rom zu sehen. Nach allem, was Du schreibst, muß es eine neue und merkwürdige Schule sein.

Die fatale Cumberlandsche Geschichte stört mich schon wieder. Verzeih also, daß ich abbreche.



74. Caroline an Humboldt

Rom, 20. April 1818

Ich habe jetzt eben Deinen lieben Brief vom 31. März bekommen, mein teures Herz. Ich bin ganz einverstanden mit dem, was Du zu tun gesonnen bist, und wie teuer mir dieser Boden ist, nein, süßes Leben, jetzt ist es nicht Dein Platz. Wenn sie Dich hersenden, nun dann ist es etwas anderes, dann tritt eine neue Berechnung ein, aber wenn sie das nicht tun, wie ich's nicht glaube, so leben wir in Burgörner bis auf die Zeit, die Dir der Staatsrat notwendig macht in Berlin zu sein. Das wäre meine Ansicht. Sogar, wenn Du nicht begehrt, daß ich dahin komme, wo die Zusammenkunft stattfinden wird, gehe ich, Italien verlassend, nicht nach Berlin. Ich habe nichts dort zu suchen als die Kinder, und die können zu mir nach Burgörner kommen. Ich sehe Dich dann entweder wo die Zusammenkunft ist, oder erwarte Dich in Burgörner.

Die Äußerungen von Rother sind allerdings nicht unmerklich und decken an einem Zipfel sozusagen die Lage der Dinge auf. Ich habe ein sehr deutliches Bild davon in mir, und sage nur aus Ursachen, die Du erraten wirst, nichts mehr darüber. Es wird sehr

178



viele Stimmen für Dich geben, wenn der Schritt, den Du jetzt getan hast, bei uns bekannt wird. Du darfst und mußt Dir sagen, alle Besseren sehen Dich ungern da, wo Du bist.

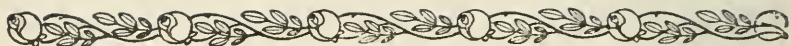
Den 21.

Gestern mußte ich da schließen. Abends ging ich zur Marchesa Massimi, die alle Montag seit einiger Zeit eine sogenannte deutsche Gesellschaft gibt. Man hat so etwas Verrücktes nie gesehen. Ihre Kinder, die alle Deutsch gelernt haben, wie man eben eine Sprache lernt, die man nie als mit seinem Lehrmeister spricht, sprechen es wie Taubstumme. Die Kinder spielen mit einigen andern Deutschen, auch einem Marchese Antini, einem Römer, der Deutsch kann, jeden Mittwoch ein oder zwei Proverbes, in denen nichts von Liebe vorkommen darf. Liebe ist ein verpöntes Wort, die jungen Mädchen sind mitunter Ehefrauen in dem Proverbe, mokieren sich über ihre Männer usw. Das tut nichts, aber Liebe darf nicht genannt, nicht berührt werden. Alles das geht in ein und demselben Salon vor sich, in dem die Zuschauer sitzen, mehrere der fremden Akteurs nehmen sich die Freiheit, die Rolle bloß abzulesen, sie sind nur durch einen Vorhang getrennt, der die Kulissen vorstellt. Man hat so etwas Tolles nie gesehen. Ich hatte es der Kaunitz versprochen hinzukommen, aber da waren auch Portugiesen, Engländer und Italiener, Kardinäle usw. Das Schauspiel ist so, daß es viel schrecklicher für den ist, der es versteht, als für den, der es nicht versteht.

Ich lege Dir das Gedicht des Prinzen von Bayern, an die deutschen Künstler, bei. Es ist doch etwas darinnen, wennschon als Gedicht mancher Fehler darin ist. Es wird Dich gewiß interessieren.

Ich fühle mich heut so angegriffen, daß ich aufhöre. . . .





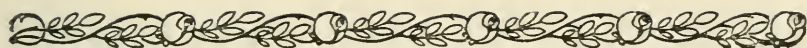
75. Humboldt an Caroline

London, 21. April 1818

Am 19., liebe Li, schrieb ich Dir zum erstenmal im vorigen Frühjahr nach München, es ist nun ein volles Jahr her, das in vieler Sehnsucht mir verstrichen ist, und an dessen Ende ich noch lieber stehen würde, wenn unsere Wiedervereinigung nahe wäre. Allein, leider werden sich noch manche Monate hinziehen, ehe ich Dich wieder besitze. Ich kann nicht sagen, daß mir dies Jahr viel Freude gebracht hätte. Auf den eigentlichen Genuß des Lebens leistete ich natürlich Verzicht, da ich von Dir getrennt war. Aber auch meine Tätigkeit konnte mir keine sonderliche Freude gewähren. Die in Berlin war allerdings mit Gelingen und Beifall begleitet, allein es war ein sehr unfruchtbarer Sieg, und dabei ist es immer ein unangenehmes Geschäft, als Gegner auftreten zu müssen, vorzüglich für mich, der ich nie streitsüchtig bin und lieber selbst wirke. Worüber man damals mit Recht klagte, das ist allerdings hinweggeräumt, allein, was an die Stelle getreten, ist auch nicht besonders erfreulich. Hier ist nun gar keine Gelegenheit, etwas Sonderliches zu tun. Selbstgewählten Beschäftigungen mußte ich, seit ich mit Dir zum letztenmal Burgörner verließ, ganz entsagen; die Dotationsangelegenheit ist um nichts weitergerückt, und für das übrige Vermögen muß ich eine strenge Wachsamkeit führen, um mich ohne Verminderung durch die schwierige Zeit hier durchzubringen.

Ich habe einen langen Brief von Brinkmann*), ganz wie ehemals, dieselbe Hand, dasselbe Geschwätz, dieselben unterstrichenen Worte. Ich hatte ihm den Ugamemnon geschickt — den ich gottlob nun gar nicht mehr habe — er sagt, daß er ihn längst besitzt, lobt ihn sehr, geht auch in vieles ein, sagt aber, was mir sehr merkwürdig gewesen ist, kein Sterbenswort über die Einleitung, die doch unstreitig so sehr das Beste daran ist, daß man das andere an-

*) Vgl. S. 150.



sehen könnte, als hätte es die Gelegenheit dazu schaffen sollen. Er sagt, ohne seine Briefe und die Juden wüßte er kein Deutsch mehr. Von den ersteren hätte er 17000, Juden nicht ganz so viel, aber doch eine gute Anzahl. Bei der seligen Fließ trinkt er Tee, sie hat nun den dritten Mann, aber noch immer eine alte Seemaschine der seligen Mama, meiner nämlich, die ich ihr bei der Erbschaft schenkte. Auch soll meiner oft gedacht werden. Erzähle das doch der Herz, aber hänge einen etwas christlichen Mantel darum.

Mein „Rom“^{*)}, bestes Herz, braucht nicht wieder gedruckt zu werden fürs erste. Es sind in Berlin noch viel Exemplare. Ich habe aber auch keins. Dagegen habe ich hier einen alten Auffas neulich durchgelesen über die Individualität der Griechen und die Ansicht des Altertums. Du erinnerst Dich vielleicht noch seiner. Er ist mehr eine Skizze, in Paragraphen geschrieben und hat Anmerkungen von Schiller und dem Roadjutor^{**)} am Rande; auch Wolf^{***)} hatte ihn und brachte mich eigentlich davon ab. Ich hätte ihn weiter, d. h. ausführlicher, denn er ist in sich vollendet, umarbeiten sollen. Er ist mit das Beste und Gedachteste, was ich je gemacht habe, und hat mir wirklich, was mit einer so alten Arbeit sonst selten der Fall ist, Freude gemacht.



76. Caroline an Humboldt

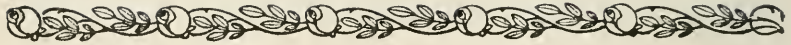
Rom, 25. April 1818

Ich habe gestern ganz unaussprechlich gelitten, und zwar so, daß ich heut noch vor Nervenunruhe nirgend ruhen noch sitzen kann. Liebes Herz, Du wirst mir verzeihen, wenn ich heut so wenig schreibe. Allein, wie die Italiener sagen, Proprio

^{*)} Elegie „Rom“ 1806 in Rom entstanden.

^{**)} Dalberg. Vgl. Bd. I, S. XV—XVII.

^{***)} Friedrich August Wolf, geb. 1759, † 1824, der berühmte Philolog.



non lo posso. Es muß wohl die Nervenschwäche sein. De Mattheis befürchtet eine zweite Rose am andern Fuß wegen der Heftigkeit der Schmerzen. . . .



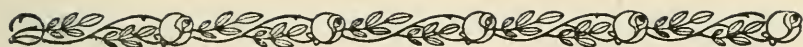
77. Humboldt an Caroline

1. Mai 1818

S heute ist der erste Mai, und Du siehst, liebes Kind, vor den Türen die hübschen kleinen Tische stehen, auf denen die Kinder in Rom Blumen anbieten. Im künftigen Jahr hoffe ich aber doch gewiß mit Dir um diese Zeit zusammen zu sein, und schon den Winter mit Dir verlebt zu haben. Ich kann mir nicht denken, daß wir länger getrennt sein sollten als bis zum Dezember höchstens, und dabei setze ich immer voraus, daß Du nicht in die Nähe des Ortes der Zusammenkunft kommst. Selber dahin zu kommen würde nicht angehen. Man macht große Anstalten, alle Reisenden und Fremden von dem Ort abzuhalten. In diesem Monat muß ich Antwort auf meinen Brief an den König bekommen. Es wird vermutlich keine andere sein, als daß man mich zur Zusammenkunft rufen, und daß sich dann das weitere zeigen wird. Dabei werde ich mich auch begnügen, jedoch immer nur in der Voraussetzung, daß ich vor meinem Abgange hier mein Zurückberufungsschreiben übergeben kann. Darauf bestehe ich auf jeden Fall.

Ich betrage mich hier übrigens öffentlich noch ganz wie einer, der an kein Weggehen in Jahren denkt, aber in mir ganz anders. So fange ich an, die Dinge zu besehen, und war gestern in der Münze. Diese ist wirklich sehr hübsch zu sehen. Die Maschinen sind wundervoll, sie machen fast alles, die Menschen brauchen nur

182

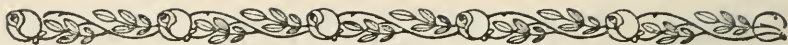


sie zu stellen, das Metall hinzuhalten und wegzunehmen, daher man auch zu vielen Dingen bloß Kinder nimmt. Dadurch verschwindet zugleich alle Gefahr, und die Arbeiter kommen nie, wie in andern solchen Anstalten oft, in den Fall, sich zu quetschen und zu verbrennen. Alles fast, was man ansieht, selbst die Balken an der Decke, ist von gegossenem Eisen. Am hübschesten sieht das Ausgießen des flüssig glühenden Silbers und Goldes in die Formen aus, und das wundervollste ist die Maschinerie des Prägens. Beide Seiten, und sogar der Rand der Münze, werden mit einem ganz leicht scheinenden Schläge ausgeprägt, ein Knabe legt eine ganze Menge ungeprägter Gold- oder Silberstücke aufeinander getürmt in eine aufrechtstehende Röhre, und nun schiebt das ungeprägte Stück das fertig geprägte von selbst weg, legt sich an die Stelle, läßt sich prägen und geht wieder ab. So macht man 60 in einer Minute. Es sind sechs Feuermaschinen in der Münze, alle von Eisen, und eine so klein, daß man sie in der Stube haben könnte.

Meine Einsicht in die Feuermaschinen verdanke ich noch immer Dir, theures Herz, ich bin seitdem nicht tiefer eingedrungen und verlange es auch nicht. Die Burgörnersche*) mit dem Mechanikus war immer die hübscheste, die es je gegeben hat, allein freilich sah sie gegen die hiesigen aus, wie eine Schmiede gegen eine Damentoilette. Denn Du hast keinen Begriff von der Reinlichkeit, Politur aller Theile der ganz eisernen und stählernen Maschinen und selbst der Eleganz der Formen. Es ist auch nicht der mindeste Dampf oder Geruch und selbst ein höchst mäßiges Geräusch.

Den Mittag aß ich in einem Hause, das gar nicht zur vornehmen Gesellschaft gehört, aber sonst gut und reich ist. Ich sehe gern die verschiedenen Sitten überall, und hier gefiel mir die Frau. Sie hat zwölf Kinder und eine solche Freude an der Zahl schon,

*) Vgl. Bd. I, S. 4.



daß es mich ordentlich angezogen hat. Gestern kam sie ausdrücklich an mich heran, um mir sechs der Töchter zu zeigen (die siebente ist noch ganz klein und bei der Amme, denn das Selbststillen ist hier nicht Mode). Sie waren von vier bis zwölf Jahren etwa, alle gleich weiß gekleidet und standen nebeneinander in absteigender Größe. Die Kinder sind hier hübscher als in irgendeinem Lande der Welt und würden Dir mehr als sonst vieles hier gefallen.

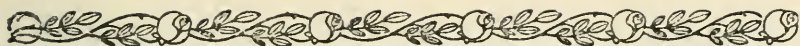


78. Caroline an Humboldt

Rom, 2. Mai 1818

Mittwoch abend hat das Fest in der Villa Schultheiß vor Porta del Popolo, nahe bei dem Arco scuro stattgefunden, was die Künstler dem Prinzen von Bayern als Dank für das Gedicht gaben. Über der Thür des großen Saales war ein St. Lucas, Schutzpatron der Maler, von Sutter transparent gemalt. Er bittet den Herrn, einzutreten und zu schauen, was ihm seine Schüler bereitet haben. Den Fond des Salons füllte das große Transparent, das in drei Hauptbilder eingeteilt war. Das Mittelbild stellte die Poesie vor, wie sie mit großen, weit ausgebreiteten Flügeln unter einem Eichbaum sitzt, höher thronend als ihre Töchter, die bildenden Künste. Die Musik sitzt ihr rechts zum nächsten und unter ihr die Malerei. Die Architektur und Skulptur gruppieren sich links. Der Vordergrund war mit den köstlichsten Blumen bewachsen, im Hintergrund war eine äußerst romantische Landschaft zu sehen, auf der Seite der Skulptur und Architektur griechische Tempel, auf der der Malerei und Musik herrliche Gebäude des Mittelalters. Das Bild rechts stellte dann alle großen Beschützer der Kunst dar, z. B. August und Perikles, Mäcen, den Papst

184



Julius II. und Leo X., Karl den Großen, Franz I. und hinter dem Hügel, da, von wo sie herausgeschritten waren, drängten noch immer mehr Gestalten des Mittelalters sich hervor. Das Bild links stellte die großen Künstler dar, da waren Homer, Dante, Bramante, Rafael und Albrecht Dürer und viele andere zu sehen, und nach dem Hintergrunde zu kamen noch immer mehr Gestalten zum Vorschein, und auf einem Strome, der durch die Landschaft floß, kam ein Schiff voll angeschwommen. Die Landschaften beinah allein von Fohr*), einem Heidelberger, ausgeführt, hatten etwas ungemein Romantisches und Schönes, der große Eichbaum war von Koch**), die Blumen von Horny***), das mittlere Bild von Cornelius†), das rechts von Overbeck, das links von Philipp Veit††). Den Sockel füllten drei Basreliefs satirischen Inhalts, das mittlere wie die Mauern von Jericho von dem Schall der Trompeten einfallen, worunter die Akademien verstanden sind, das links Hercules, wie er den Ugiassstall reinigt, und rechts Simson, wie er die Philister mit dem Kinnbacken schlägt. Zwei hatte Schadow, eins Schnorr†††) aus Leipzig gemalt Grau in Grau. Der ganze Saal war mit Festons und Blumen ausgeschmückt.



*) Philipp Fohr, geb. 1796, † 1818.

**) Joseph Anton Koch, geb. 1768, † 1839, Schöpfer der neueren heroischen oder historischen Landschaft.

***) Horny, † 1819, Landschaftsmaler aus Weimar.

†) Peter v. Cornelius, geb. 1783, † 1867.

††) geb. 1793, † 1877, Sohn erster Ehe der Dorothea v. Schlegel, geb. Mendelssohn.

†††) Julius Schnorr von Carolsfeld, geb. 1794, † 1872, Schöpfer der bekannten Bibelillustration.



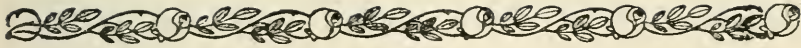
79. Humboldt an Caroline

London, 5. Mai 1818

Ich schreibe Dir heute, theures Herz, an des lieben, seligen Wilhelms Geburtstag. Wie wäre alles so anders, wenn er noch lebte! Er war immer so lebendig, so verständig, so gut; wenn ihn das Schicksal durch den Krieg, den er gewiß mitgemacht haben würde, gebracht hätte, wäre er uns jetzt eine große Freude und Beruhigung. Es hat nicht sein sollen, und der gute Kleine hat vielleicht nicht verloren. Er ruht nun an schönem Ort, und was man früher oder später zu Grabe geht, verschwindet immer wie nichts gegen die unendliche Zeit, die man darin ruht. Aber uns hat sein Tod auf ewig und zuerst Schmerz und Wehmut ins Leben gemischt, die uns bis an den unsrigen begleiten werden.

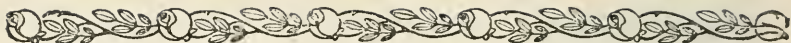
Ich freue mich immer mehr, dem König um meine Zurückberufung geschrieben zu haben, und werde immer unerschütterlicher in meinen folgenden Plänen, die einfach die sind, nichts anzunehmen, was nicht in Berlin ist, dort nicht ins Ministerium zu gehen, solange es so bleibt, beim Staatsrat zu arbeiten, und so wie der meine Anwesenheit in Berlin nicht notwendig macht, in Burgörner zu bleiben. Das wahrhaft Gute kann nur dort geschehn, und ich will jetzt nicht dadurch, daß ich mich weiter zu halben Existenzen verleiten lasse, das lähmen, was ich dazu mitwirken kann. Ich fürchte, daß ich vorzüglich einen Sturm auszuhalten haben werde. Den, daß man mir Vorschläge macht, Bundesgesandter zu werden. Es paßt ganz in das Entfernungssystem und würde selbst die öffentliche Meinung, die mit dem Hierherschicken unzufrieden war, gewissermaßen versöhnen. Es ist mir nichts gleich wahrscheinlich, allein ich tue es nicht. Auf den Bundestag kann nur in Berlin und in Wien, nicht in Frankfurt gewirkt werden.

Über die hiergemachte Anleihe habe ich noch keine Nachricht



aus Berlin. Aber nach Briefen von andern ist viel Lärm darüber in Berlin, man greift sie sehr an, (vermutlich Bülow und seine Partei, die immer gegen den Staatskanzler sind) und die Königliche Genehmigung selbst scheint zweifelhaft zu werden. Das kann nun der Staatskanzler nicht zugeben, ohne Rothern gänzlich fallen zu lassen. Gneisenau soll sehr für die Anleihe sprechen. Ich kann nicht darüber urtheilen. Gewiß ist, daß sie dem Staat teuer kommt, und daß sehr viel Vorteil von denen, die das Geld darleihen, darauf gemacht wird. Allein die Hauptfragen sind, ob der Staat das Geld brauchte, und ob er es wohlfeiler haben konnte? Dies läßt sich nur im Mittelpunkt der Ministerien beurteilen. Hier war jetzt kein vorteilhafterer Handel möglich, das ist gewiß, und das habe ich auch Rothern bezeugt. Mich soll sehr wundern, wie es werden wird, aber ich glaube an die endliche Genehmigung.

Von der vielen Gesellschaft hast Du keinen Begriff. Gestern noch war ich auf so einer echten englischen, einer Abendgesellschaft, man nennt das hier Rout, bei einer Generalin, die fast die ganze Stadt gebeten hatte. Ich ging $\frac{1}{2}$ 12 hin, wo noch alles ankam. Wir blieben erst gleich über eine halbe Stunde in dem Flur unten, weil die ganze Treppe gedrängt voll war. Mit der Zeit kam man hinein. Oben waren zwei Stuben, wo man sprach, saß und herumging, unten zwei, wo man tanzte, in jeder Etage noch ein ganz kleines Behältnis mit Buffets. Unten war es ziemlich voll in den Stuben, oben fast leer, das Gedränge war ganz auf der Treppe, und gar nicht, daß man hinauf oder hinunter wollte, nein aus Plätsir auf den Treppen zu sitzen und zu stehen. Lady Castlereagh saß, und so viele, ganz ordentlich auf einer Stufe, neben ihr eine andere Dame, und zwischen beiden blieb ein ganz schmaler Raum zum Durchgehen. Wie ich sie fragte, warum sie nicht in eine Stube ginge, sagte sie, man sitzt hier angenehmer. Eine andere, die am



Geländer stand, meinte, man sähe die Leute besser. Im Grunde habe ich das nicht ungern. Es ist eine Art wilden Zustandes, der, nachdem er die Gesellschaft aufs äußerste getrieben hat, nun wieder aus der Gesellschaft heraus will. Daß bei diesen Zusammenkünften von dem Mann und der Frau des Hauses gar keine Rede ist, versteht sich von selbst. An den gestrigen bin ich ganz unschuldig, ich habe sie in meinem Leben und auch gestern nicht gesehn. Einmal ging auf dem Flur ein Mann herum, von dem einige meinten, es möchte wohl der Hausherr sein. Es wurde aber nie ins Klare gebracht, und man bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Das einzige Interessante für mich war, daß Wellington da war, der eben erst angekommen ist. Er war sehr freundschaftlich gegen mich.

Du sagst so süß und hübsch, daß Dir die Tage immer tiefere Liebe zu mir brächten. Wohl, teures, inniggeliebtes Herz, geht es auch mir so. Wenn die Liebe einmal tief aus dem Herzen quillt, so ist es, als schwellte sie einem immer mehr und mehr den Busen, und man begreift und faßt nicht, wohin das Verlangen, sich nahe zu sein, steigen wird. Wie kannst Du aber sagen, daß ich Dir Schwächen vergeben soll? Um fortdauernde Liebe kann man immer bitten, weil die Gewißheit, daß es der Bitte nicht bedarf, und die Sehnsucht, sie doch zu tun, sich immer gegenseitig erzeugen. Aber welche Schwächen könnte ich Dir zu verzeihen haben, ewig teures Leben? Du bist so unendlich gut und lieb und warst es immer. Erhalte mir nur deine Liebe, und glaube gewiß, daß alles, was in mir bewegt und lebendig ist, es nur in der meinigen zu Dir ist, die jeden andern Gedanken und jede andere Empfindung beherrscht. Lebe wohl, meine Innigstgeliebte. Ewig Dein H.



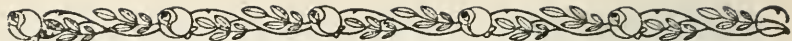


Du hast wohl auch daran gedacht, meine liebe Seele, daß heut Wilhelms Geburtstag ist, und welch einen großen, wahrscheinlich lieben Sohn wir hätten, wenn das Schicksal ihn nicht so früh von unserer Seite genommen hätte. Das Wiederkommen der Tage hat etwas sehr Eigenes, unaussprechlich Wehmütiges und unaussprechlich Tröstendes, und wie mit inneren geistigen Augen scheint's mir den Strom der Zeit wahrzunehmen, wie alles Lebendige aus ihm auftaucht, auf ihm schwimmt und wieder in ihn versinkt. Nicht spurlos, denn alles, was einmal da war, läßt unbegreifliche Spuren seines Daseins zurück, und aller Schmerz und alle Freude gehören zu diesem Gewebe des Lebens.

Hier sind die Dinge wieder in großer Gährung. Die Engelsburg ist voll der sogenannten Galantuomini, mit denen Verträge abgeschlossen sind, und doch ist vor sechs Tagen ein Monsignor de Gregori auf seinem Gut ohnweit Terracina, wo er unter 40 seiner Arbeiter stand, von drei Räubern aufgehoben und 10000 Scudi Lösegeld für ihn gefordert worden. Die Galeotti*) sind bis zu der nicht unbedeutenden Anzahl von 3000 angewachsen. Alles das macht einen wirklich traurig und über die Zukunft besorgt. Freilich ist's eigentlich der einzig wahre Trost und der einzig richtige Gesichtspunkt, nie auf einige schmerzliche Details, sondern alle Dinge der Welt im Ganzen und Großen anzusehen, aber wer kann es immer!



*) Galeerensträflinge.



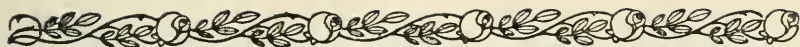
Ich, daß Du bei mir wärst, meine liebe Seele! Ich stehe eben auf und stand lang am Fenster. Wie herrlich Rom in dieser vollen Morgenbeleuchtung, einzig schön und herrlich! Das Wasser sieht man drüben der Acqua Paola, San Pietro in Montorio und darüber unsere schöne Villa Barberina, jetzt Sciarra, deren Umfang und Kasino man deutlich von hier aus erkannte. Wird' ich je noch es wiedersehn mit Dir? Kommen wir wieder, so sagt mir mein Herz, daß wir nicht wieder scheiden.

Ich war am gestrigen Abend bei der Pyramide mit den Kindern und Rauch. Er konnte seinen Augen kaum glauben, als er die Pinie sah, wie hoch sie aufgeschossen und wie stämmig sie dasteht.

Ich habe mir das Journal des Débats von Niebuhr geben lassen und, so viel darin steht, nachgelesen. Englische Zeitungen habe ich hier zu sehen nicht Gelegenheit. Mich verdrießt der Ausgang der Debatten im Parlament auch Deinetwegen, und hinsichtlich der Herzogin von Cumberland finde ich es äußerst unanständig, daß eine englische Prinzessin eine Apanage von einem fremden Souverain bezieht. Wenn sie nun alle auf den Continent kommen, wird es ja wahrlich eine Überschwemmung von Prinzen geben.

Ich habe, geliebtestes Herz, Deinen Brief vom 21. April bekommen. Es geht ein Anklang der Wehmut hindurch über die Schicksale dieses Jahres, den ich ganz theile. Nur ein Schönes hat es doch gebracht, und Gott wird geben, daß es dauernd sein wird. Carolinens Zustand ist gar nicht mehr mit dem vorigen Jahr zu vergleichen, und seit dem Eintritt besserer Jahreszeit zumal entwickelt sich ein so anderes Sein, daß sie an Geist und Körper nicht mehr kenntlich ist. Nein, wie es hätte werden mögen, der Zustand, in dem sie vor der Reise war und die erste Zeit hier, den konnte ich auch nicht viel länger ertragen, das Herz brach mir in

190



tiefften Schmerzen. Sie muß auch einen sehr wehen Eindruck in Berlin gemacht haben. Der König frug mich auf dem Ball der Prinzeß Charlotte, ob Caroline an der Brust leide, und Prinzeß Luise schreibt mir noch jezt von Posen, sie hätte nie den Mut gehabt, mit ihr, die todkrank ausgesehn hätte, diese Reise zu machen, denn sie würde befürchtet haben, sie auf der Reise zu verlieren.



82. Humboldt an Caroline

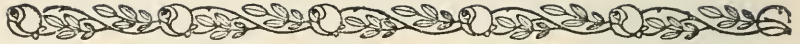
London, 15. Mai 1818

Ich habe keine Briefe von Dir, liebe Li, seit dem vom 25. April, sehne mich aber sehr nach einem . . .

Von Berlin aus herrscht ein tiefes Stillschweigen. Ich habe auch keine Zeile in Geschäften seit mehreren Wochen. Vom Staatskanzler nichts, vom Departement nichts, weil, so wie nur die Ankunft des Staatskanzlers in Berlin als nahe verkündigt wurde, vermutlich Lottum*) nicht mehr hat schreiben wollen. Du schreibst davon, daß der Staatskanzler nicht wahr macht, was er Dir durch mich sagen ließ. Ich glaube, er würde es auf keinen Fall je getan haben, aber jezt hat er die Entschuldigung, daß ich selbst erklärt habe, im vergangenen Sommer, mit Bülow und Schuckmann nicht Minister sein zu wollen.

Du meinst den 31. August in Berlin zu sein, geliebte Seele, tue das nicht. Mache Deine Rechnung auf den 30. September. Es kann für unser Zusammenkommen früher schlechterdings nichts helfen, denn vor dem September kann ich auf keinen Fall in Deutschland sein.

*) Karl Friedrich Heinrich Graf Lottum, geb. 1767, † 1841, Staats- und Schazminister.



Deine Beschreibung der Villa di Malta hat mich sehr gerührt. Auch mir kamen die Häuser und Straßen in St. Peter und alles anfangs von dort aus, wie schön es ist, sehr verwirrt vor. Der Sinn geht einem immer nur nach und nach auf. Aber wohl ist hernach dieser Boden unendlich mit unserm Leben verwachsen. Heute früh noch las ich im Juvenal eine Stelle, die mich sehr ergriff: Rechnet man es für nichts, sagt einer, daß meine Kindheit die Lüste des Aventins einatmete? Wohl bleibt einem dieser Hauch immer und ewig fürs Leben, und wenn man unter den Lüften des Aventins außer der lebendigen Gegenwart alles versteht, was von dem Altertum zu uns herübergekommen ist, so ist es die einzige Luft, von der ich wenigstens immerfort innerlich lebe, und seit meinem 14. Jahr an. Denn so weit kann ich zurückgehen in die Zeit, wo mich die Geschichte des Altertums ganze Tage in mir beschäftigte, längst ehe ich ein Wort griechisch und kaum ein bißchen lateinisch wußte. Unsern Mädchen bleibt der Hauch noch mehr im buchstäblichen Sinn, und in Adelsheid ist er sehr wieder aufgegangen. Vielleicht auch in Gabrielen, aber da hat die nordische Liebe wohl gehemmt und gestört.

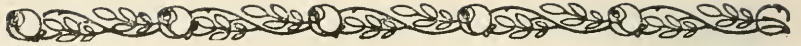
Ich war vorgestern mit der Berg, die immer hier ist, im Panorama von Athen, und gestern bei dem jungen Cockerell*), von dem Du gewiß gehört hast, der einer von denen ist, die die Ausgrabungen in Megina und Phigalea gemacht haben. Er hat eine Menge vorzüglich architektonische Zeichnungen mitgebracht, von denen er uns die interessantesten gezeigt hat. Die beiden Tage haben mich wieder sehr in Athen festgesetzt, wenn man die Elginischen Marmor selbst hinzunimmt, bekommt man wirklich einen sehr anschaulichen Begriff. Sehr interessant sind auch die einzelnen Zeichnungen der architektonischen Details, vorzüglich in den Simsen,

*) Charles Robert Cockerell, geb. 1788, † 1863, Architekt und Archäolog, studierte von 1810 bis 1817 in Italien.



Decken uff. Es ist unglaublich, welcher Fleiß darauf verwendet worden ist. Die einzelnen Verzierungen kommen in der Mühsamkeit denen des Mittelalters sehr nahe, und dabei und darüber ist nun der große, erhabene, kräftige Geschmack.

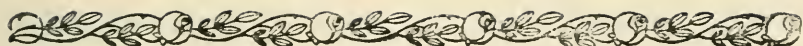
Von den äginetischen Statuen hat er nicht große aber sehr gut gemachte Zeichnungen in einem kleinen in Rom von ihm gemachten Zeichenbuche. Es sind bloße Umriffe, aber sehr scharf, mit allen Maßen, so daß man wirklich, wenn auch nicht von der eigentlichen Schönheit, aber doch vom Charakter der Statuen und ihrer Zeichnung eine sehr vollständige Idee erhält. Außer den ganzen Statuen sind einzelne Teile noch besonders größer gezeichnet. Man kann nichts Merkwürdigeres sehn, als diese Werke. Was mir am meisten dabei aufgefallen ist, ist, daß außer und gleichsam über der Nachahmung der Natur noch gewissermaßen eine reine Idee von Form darin ausgeführt, oder vielmehr, daß die Natur nicht bloß so, wie sie etwa an einem Individuum, auch dem schönsten, in die Sinne fällt, dargestellt, sondern erst einer Idee unterworfen und danach behandelt ist. Ich habe immer geglaubt, daß dies bei den ältesten Griechen der Ursprung der Kunst gewesen sei, und daß sie gleichsam mehr von Ideen der Symmetrie und des Ebenmaßes ausging, welche das mit tiefem Kunstsinne begabte Volk gleichsam aus sich in die Natur hinübertrug, oder vielmehr die es, da sie allerdings in ihr liegen, mit Absonderung alles Zufälligen, gleich und vorzugsweise in ihr sah, als von dem Totalanblick der Natur selbst. Sie wollten nicht die Menschen nachbilden, wie sie leiben und leben, sondern ihr Instinkt führte sie gleich auf die Kunst als Idee im menschlichen Körper, auf das Gerüst der Schönheit, wenn man so sagen kann, in Zirkeln, Winkeln und Linien. Dadurch hat nun alles Schönheit, alles Größe in ihnen, und die Leichtigkeit konnte sich später ohne Gefahr hinzugesellen. Dies glaube ich, erhielten sie von den Ägyptern, die aber zu sehr dabei stehn blieben.



Ich habe diese Ideen einmal in einem Aufsatz ausgeführt, den ich in Rom machte, aber ich hatte damals die Elgin'schen Sachen und jetzt noch die aus Ägina nicht gesehn. Auch hatte ich es damals übertrieben, wie es einem leicht geht, wenn man von einer Idee frappiert ist. Ich hatte die Kunst gewissermaßen ganz auf die Mathematik gebaut. Es ist in der That auch ausnehmend schwer, diese Idee frei genug zu halten. Legt man zu viel Gewicht auf sie, so wird es einseitig und dadurch unwahr, tut man das Gegen-
theil, so verwischt sich alle ihre Eigentümlichkeit.

Außer dieser wahren Idealität der Kunst, die zugleich ihre Größe und ihre Schönheit bezeugt, kann nun noch eine bestimmte Idee in Kunstwerken hinzukommen, und wirklich scheint dies bei den äginetischen Figuren in den Köpfen der Fall zu sein. Auch du sagtest mir, daß ein merkwürdiger Unterschied zwischen den Leibern und ihnen sei. Waren von alter Zeit her gewisse Physiognomien einmal bei Göttern oder Heroen geheiligt, so konnte die spätere Kunst sie traditionell beibehalten und nachmachen. Etwas Ähnliches ist selbst bei den Körpern möglich, und es wäre wohl denkbar, daß man in späterer und schönerer Zeit der griechischen Kunst auf diese Weise Bildsäulen gemacht hätte, in denen man, in der wahrhaft schönen Form doch die vorzugsweise hervortretende Bestimmtheit der Umrisse als historisch charakteristisch beibehalten hätte.

Es ist jetzt auch der große Memnon's, oder vielmehr Osiris Kopf hier. Man sieht ihn noch nicht recht gut, weil er noch auf dem Hofe liegt. Man ist auch wegen des ungeheuren Gewichts verlegen, wo man ihn aufstellen soll. Die Nase ist etwa neun Pariser Zoll lang, danach kannst Du die Größe beurteilen. Es ist der erste wahrhaft schöne ägyptische Kopf, den ich gesehn habe, wirklich eine grandiose Ruhe, Stille und Schönheit der Züge. Bloß der Mund ist nicht schön, er hat etwas Negerartiges, sehr starke Lippen. Hamilton meint aber, daß sich das bei altgriechischen



Figuren auch findet, selbst in den äginetischen ist es nach ihm einigermaßen. Er hat diese aber auch selbst nicht gesehen. Die Arbeit vom Memnon ist wundervoll, in dem harten Stein eine bis auf das Kleinste sorgfältige und scharfbestimmte Behandlung. Das ist besonders am Ohr sichtbar. Der Stein ist sehr schöner Granit und durchaus im Gesicht glatt gearbeitet. Bloß Augenbrauen und Augenlider sind rauh gelassen. Was das für einen Zweck hat, weiß ich nicht. Cockerell versichert, daß die äginetischen Bildsäulen bemalt gewesen sind, und daß man dies gar nicht ableugnen könne, sowie auch in den Tempeln viele architektonische Verzierungen. Die letzten sollen dann meistens auch rauh gelassen und nicht glatt behauen worden sein. Hatte dies nun im Memnon einen ähnlichen Zweck?

So viel für heute, teuerste innigstgeliebte Seele!

Erwig Dein H.



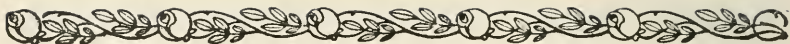
83. Caroline an Humboldt

Rom, 16. Mai 1818

Ich habe Deinen Brief Nr. 100, liebe Seele. Es hat mich sehr gerührt zu bemerken, wie Du all die Tage des vorigen Jahres nachzählst, meine treue, liebe Seele. Ach, es liegt etwas unbeschreiblich Wehmuthvolles in diesem Wiederkommen der Tage, die dieselben sich nennen und nicht dieselben sind.

Carolinens Geburtstag ist heute. Die Hausgenossen und die Töchter der Buti*), Rauch, Thormwaldsen usw. haben das Zimmer in einen Blumengarten umgeschaffen, Gabrielle und ich haben ihr einige Kleinigkeiten geschenkt. Das Beste ist, daß sie wohl und heiter ist, sehr dankbar und gerührt über die Freude, die man ihr an ihrer Genesung bezeugt, die wirklich auffallend ist. Gott wird ja geben, daß sie dauernd sei.

*) Römische Hauswirthin.



Nach einigen Tagen des unaussteiglichsten drückenden Scirocco haben wir gestern und heut einen Sturm, der oft mit Stößen begleitet ist, einem Erdbeben gleich. Sei es dies Wetter, sei es ich weiß nicht was, mein armer Körper ist wie ein Instrument, auf dem diese Stürme rasen. Wie es Sturm ist, so zuckt es mir in allen Gliedern. Darum bin ich weniger wohl . . .

Ruschewieh, den Du ja noch kennst, wird mich nach Nocera begleiten. Es ist doch besser, einen Mann mit sich zu haben. Fahre nur fort hierher zu adressieren, ich lasse mir die Briefe nachsenden. De Matheis will nichts vom Gebrauch der Bäder hören, bis daß das Wetter sich vollkommen gesetzt hat.



84. Humboldt an Caroline

London, 19. Mai 1818

Der Kurier, den ich mit der königlichen Hauptobligation über die hier gemachte Anleihe erwartete, ist gestern angekommen und hat mir auch eine Privatantwort des Staatskanzlers auf mein Gesuch wegen meiner Zurückberufung gebracht. Da sie gar nichts öffentliche Angelegenheiten Betreffendes enthält, so finde ich, der Unsicherheit der Posten ungeachtet, kein Bedenken, sie Dir, was ihre Kürze auch erlaubt, ganz abzuschreiben.

Berlin, le 8 Mai 1818

Je profite du départ de Mr. Tschoppe*) pour Vous dire quelques mots sur Votre idée de demander au Roi Votre retraite du service, mon cher Humboldt. Elle n'a pu que me faire la plus grande peine; je serais véritablement et sensiblement affecté de Vous y voir persister, et je me reprocherais au moins de n'avoir pas fait

*) Aus Hardenbergs Kanzlei.



tout mon possible, pour conserver à Sa Majesté un serviteur de Votre mérite, de Vos talents et de Votre activité.

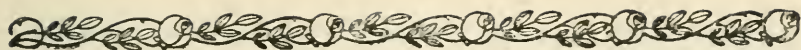
Je conçois que Vous puissiez avoir de bonnes raisons pour vouloir quitter l'Angleterre et Vous rapprocher de Votre famille. Vous avez répugné au plan dont je Vous fis part l'année passée. Vous m'avez déclaré que Vous ne pouviez ni ne vouliez le poursuivre, qu'à des conditions que j'ai dû croire inadmissibles. Mais n'y aurait-il pas moyen de Vous conserver, en Vous faisant avoir un poste qui répondit à Votre vœu actuel? Veuillez Vous expliquer là-dessus avec moi. G.[oltz]*) paraît vouloir retourner à son Maréchalat. F.[rancfort] Vous conviendrait-il? Le climat est tel que Vous le souhaitez. Ou bien préféreriez-Vous l'Italie, ou toute autre place, et comment arrangerions-nous cela? Je laisse Votre mémoire au Roi sur ma table jusqu'à ce que j'aye Votre réponse, et Vous embrasse de tout mon cœur. H.

Keine Zeile, keine Silbe mehr. Drei Dinge werden Dir vorzüglich darin auffallen. Erstlich keine Silbe von Dir, nicht das mindeste Zeichen der Theilnahme, was sich nur daraus erklären läßt, daß er, was ich von Deiner Gesundheit gesagt habe, bloß für einen Vorwand hält. Zweitens ebensowenig etwas über die Zusammenkunft. Es ist mir jetzt gar nicht glaublich, daß ich dahin bestimmt bin. Drittens: da man mir gleich Italien und jeden (versteht sich Gesandten-) Posten anbietet, den ich nur immer möchte haben wollen, so zeigt man deutlich, daß einem nichts daran liegt, welchen Wirkungskreis oder ob ich überhaupt nur einen habe, sondern bloß, daß ich in Diensten bin, daß es nicht heißt, daß ich mich zurückziehe, und daß ich nicht en vue in Berlin und der nächsten Umgebung bin. Alles dies kann, glaube ich, niemand verkennen.

*) August Friedrich Ferdinand Graf v. der Goltz, geb. 1765, † 1832, Gesandter am Bundestag von 1816—1824, vor- und nachher Oberhofmarschall.



Meine Antwort werde ich heut über acht Tage durch denselben Kurier machen und Dir hernach das Nähere schreiben. Sie wird sehr einfach sein. Ich werde ganz bei meinem ersten Schreiben bleiben, mich wundern, daß er dies für ein Zurückziehen aus dem Dienst ansieht, da ich ja beim Staatsrat fortarbeiten will, und dringend darauf bestehen, daß der König mein Gesuch bekomme. Über Italien, was Dich am meisten interessieren wird, werde ich so antworten: Es sei dort nichts zu tun; was man in Rom allerdings zu machen habe, sei theils durch die Schwierigkeit des Papstes, theils durch unvorteilhafte Abschlüsse anderer Höfe, theils durch die Zeit, die man habe verstreichen lassen, so gut als unmöglich geworden, was noch gebessert werden könne, sei Niebuhr ebenfogut zu leisten imstande. Ich könnte daher nichts anderes erwarten, als daß man, wenn ich nach Italien ginge, sagen würde, daß ich ein Land, in dem ich gern sei, aufsuche, und nicht für mein Geld, sondern auf des Königs Kosten dort wohnen wolle. Dies könnte ich nicht zugeben. Es schiene mir meinem Charakter mehr angemessen, so sehr ich Italien liebte, ohne Ehrgeiz und Eigennuß beim Staatsrat zu arbeiten. Gott weiß, wie gern ich nach Italien ginge, um dort mit Dir und den lieben Mädchen zu bleiben. Allein Du hast ganz recht, daß es doch nicht eigentlich jetzt mein Platz ist, und ich muß mich in acht nehmen, nicht zu leicht in solche Plane einzugehen, sondern abzuwarten, ob sie darauf bestehen. Rother schreibt mir über diese Sache bloß: „Erzellenz werden durch den Fürsten vorläufig einige Äußerungen über unsere letzte Unterredung in London wegen Ihrer Zukunft heute erhalten. Ich habe ihm Ihre bestimmte Erklärung bei meiner Ankunft mitgeteilt, und es schien ihn solche etwas zu überraschen.“ Den meisten Krieg werde ich wegen Frankfurt und dies abzuwehren haben. Aber mein Entschluß ist genommen. Selbst wenn ich unrecht hätte, muß ich nach meiner Überzeugung handeln, und ich glaube mich auch nicht zu irren. Da ich ebensovienig auf



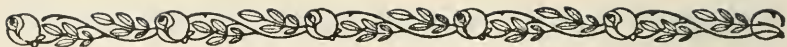
Italien eingehe, so kann ich mit Dreistigkeit sagen, daß ich gar keinen Gesandtenposten mehr annehmen will, und nachdem ich sechzehn Jahre lang welchen vorgestanden bin, wohl dies mit einigem Rechte fordern kann.

Allein, was ich mit sehr großem Bedauern voraussehe, ist, daß ich nun nicht so früh wie ich glaubte und nicht im Oktober wegkomme. Sobald man mich nicht zur Zusammenkunft ruft und also kein bestimmter Termin da ist, der einen Abschnitt macht, kommt die Sache ins Zögern, und ich muß abwarten, daß ein neuer Gesandter ernannt und abgefertigt wird und ankommt. Je weniger Lust man hat, mich weggehen zu sehen, je weniger Schnelligkeit wird man in das alles legen. Das kann ich nun nicht ändern. Du siehst aus dem allen, teure Seele, daß Du noch weniger Eile zu haben brauchst, Italien zu verlassen. Wie die Dinge jetzt stehen, bist Du vermutlich vor mir in Burgörner, und ich komme dort zu Dir. Gott, wie unendlich ich mich darauf freue!

Mit der Anleihe scheint man doch jetzt mehr zufrieden in Berlin. Allerdings bezahlt man etwa 20 Millionen Schulden damit, die zu Bülow's Zeit gemacht waren.

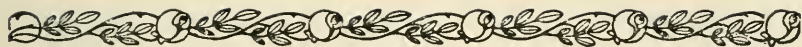
Ich habe immer vergessen, Dir zu sagen, daß ich schon seit etwa drei Wochen die hübsche Bibel, die Du mir geschenkt hast, ganz durchgelesen habe, vom ersten Vers des Alten Testaments bis zum letzten der Offenbarung Johannis. Es bleibt ein sehr wunderbares Buch, und es hat mich geschmerzt, wie ich gegen das Ende kam. Ich sah jeden Morgen wenn ich aufstand Deine Handschrift darin und küßte sie oft.

Hermann scheint jetzt mehr Unterricht als bisher und wirklich für sein Alter genug zu haben. Es ist mir sehr lieb gewesen, zu sehen, daß Türk jetzt auch auf die Religion gekommen ist. Voriges Jahr, als ich mehrere Male mit ihm davon sprach, machte er immer Einwendungen, und ich bin gar nicht der Meinung, daß man mit



Religionseindrücken so lange warten muß. Man sagt zwar, daß die Kinder es nicht verstehen, und daß sie die Übungen, die man mit ihnen zu früh anstellt, ohne lebendigen Sinn, wie eine bloße Gewohnheit behandeln. Aber ein Verstehen durch bloße Begriffe gibt es in der Religion auch für den Erwachsensten nicht, man müßte denn unter Religion einen gewissen vorraisonnierten kraft- und geistlosen Deismus verstehen, mit dem man sich eine Zeitlang unseligerweise herumtrieb, und ein gewisses, sehr einfaches Verstehen ist, möchte ich behaupten, dem kleinsten Kinde möglich. Daß die Beschäftigung mit diesen Dingen zur Gewohnheit wird, schadet gar nicht, werden nicht unsere liebsten und tiefsten Gefühle Gewohnheit, ohne irgend dadurch zu verlieren? Nur tote Gewohnheit braucht es nie zu werden. Das kommt nur auf die Art an, wie man es macht und treibt. Man versäumt wirklich das Einfach-Gute, indem man ein Höheres und angeblich Besseres vergebens sucht, und es ist schlechterdings notwendig, daß Geist und Herz, auch ganz eigentlich mit fremder Anleitung sich mit religiösen Ideen und Gefühlen beschäftige und an ihnen prüfe. Das hindert gar nicht, daß der Mensch später seinen eigenen, vielleicht auch sehr verschiedenen Weg gehe, aber es hindert, daß er es auf eine inkonsequente oder leichtsinnige Weise tue oder gar allem Unterwerfen unter unsichtbare Mächte fremd bleibe. Wie der Mensch sich gegen diese stellt, davon und davon allein hängt sein ganzes inneres Schicksal ab, alles, was ihm Ruhe gegen die Welt, Fülle für die Einsamkeit und Stärke gegen Unglück und Beschwerde gibt. Es ist der Knoten, in dem Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit in Eins geschürzt sind, und dessen Festigkeit erst sich bewährt, wenn man im letzten Augenblick allein jenen unsichtbaren Mächten gegenübersteht und den Fuß über die Schwelle setzt, über die niemand einem nachfolgt. Mich kann manchmal eine Art Sehnsucht nach diesem Zeitpunkt ergreifen, gar nicht, daß es mich

200



aus dem Leben dahin triebe, denn ich lebe glücklich und gern, nicht daß ich dort, ich weiß nicht welche wunderbare Seligkeit erwartete, denn ich bin auch hier nie dem Glück nachgegangen, noch eine ewige Ruhe, denn mich hat hier keine Unruhe geplagt, aber weil mich die geistige Sehnsucht treibt, die alles tiefe und ergreifende Verlangen der Leidenschaft in sich trägt, aber nicht ihre quälende Unruhe und ihre irreführende Hefigkeit teilt, um mit heiterem Sinn und gesetztem Schritt, die in dem irgend Starken keine Krankheit zu trüben oder zu erschüttern vermag, aus einem Zustand, den man von allen Seiten kennt, in dem man sich mannigfaltig versucht hat, und den man dankbar und liebend auch da noch umfaßt, in einen verwandten gänzlich neuen überzugehen, wo sich eine neue und wunderbare Weltansicht eröffnen muß. Man tritt in ein ewiges Dunkel und gewinnt vermutlich erst da das eigentliche Licht; man verläßt alles und kommt vermutlich erst dann sich eigentlich nahe. Es gibt keinen erhebenderen Anblick als den Himmel, und nichts Heimischeres als die Erde, und mit beiden vereinigt der Tod. Ja, wenn man, ohne je wieder Bewußtsein einer Persönlichkeit zu gewinnen, sich im All verlöre, und in der Unendlichkeit des Geschaffenen versänke, wäre es mir noch immer im letzten Augenblick ein süßes Gefühl, ewig im Schoße der zu ruhen, die einen durch Glück und Unglück freundlich getragen hat.

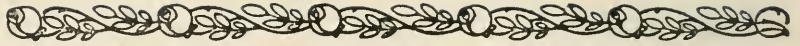


85. Humboldt an Caroline

London, 26. Mai 1818



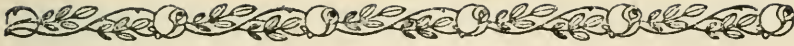
Ich habe Deinen Brief bekommen, liebe Seele, von des guten, seligen Wilhelm Geburtstag. Ich habe seiner wohl an dem Tage gedacht wie Du und mich gefreut, daß Du wenigstens seinem Grabe nahe warst. Niemand empfindet



so wie ich, was Du sehr schön sagst, das Süße und Schmerzliche des Wiederkehrens der Tage der Erinnerung. Ich hänge überhaupt sehr an der Zeit und genieße auf mancherlei Weise ihr Verlaufen und ihr ewig wieder in sich Zurückkehren. Man sieht auch recht, wie es dem Menschen eigen ist, und wie er es gern an die heiligsten Dinge knüpft. Obgleich die protestantische Religion mit den heiligen Tagen darin viel aufgegeben hat, so hat sie doch die wiederkehrenden Evangelien und Episteln behalten, die ich besonders hübsch finde, da es ein gegebener Gedankenstoff ist, der, immer derselbe bleibend, je nachdem er das Gemüt, den wechselnden Ereignissen der Jahre nach anders gestimmt findet, verschiedene Empfindungen erregt. Auch daß Du dem Schmerz nicht gleichsam unhold bist, sondern ihn aufnimmst wie etwas, das zum Gewebe des Lebens gehört und sich mit allem anderen in ihm um das Herz legt, ist sehr schön und ganz mein eigenes Gefühl. Man kann ihm wirklich nur Genuß und Freude entgegensetzen. Denn von Glück ist er nicht immer getrennt, und von jeher hat mir dieses immer aus zwei Elementen, einem himmelsklaren und einem irdischwehmütigen zusammengesetzt geschießen. Mit niemand, geliebtes, teures Herz, kann man so als mit Dir in alle Tiefen des menschlichen Seins eingehen, und dabei gibt es wieder auch nichts so Amüsantes, als Du bist.

Du wirst Dich wundern, daß ich noch von Möglichkeit rede, an den Kongreß zu kommen. Boisdeslandes hat es neulich an Bülow als eine gewisse Sache geschrieben. Denn ich habe ebenso wenig Briefe, Depeschen und Befehle als der Vater des Nibietto*). Man traut uns allen eine himmlische Kraft zu, alles aus der Luft zu nehmen. Übrigens ist über die Dinge, mit denen dies zusammenhängt, bei uns nur eine Stimme. Noch gestern sagte mir ein Geschäftsmann aus Danzig, der hierher geschickt ist, ein guter

*) Niebuhr wurde von den Römern Nibbio genannt, und Humboldts leiteten daraus das Diminutiv Nibietto für das Kind ab.



verständiger Mann, aber sonst nur so einer aus dem Volk, daß es nicht fünf Jahre so fortgehen könne, und daß man jetzt nicht mit Ehre werden könnte, was mir den Tag, ehe Du weggingst, vorgeschlagen wurde (er meinte nur die Klasse der Stellen überhaupt, nicht die bestimmte Stelle), davon sprach er bloß nebenher wie von einer ausgemachten Sache.

Du wirst wohl einen Brief des Königs an die Stadt Coblenz in Zeitungen gelesen haben. Dieser rührt nicht von dem her, der mir den Vorschlag machte, sondern hat ihn vielmehr sehr gewundert.

Dem Staatskanzler habe ich geantwortet und halte es für gut, Dir den Brief mit einigen Auslassungen, die Du begreifen wirst, abzuschreiben. Die Titel sind immer *Mon cher Prince*, ich lasse sie aus.

J'ai reçu Votre lettre du 8. J'en ai vu avec une vive peine que la mienne au Roi Vous a sensiblement affecté. Vous savez combien je Vous ai toujours été attaché, je ne le suis certainement pas moins à présent, et rien ne me répugne autant que de faire ce qui Vous cause le moindre sentiment désagréable. Mais si Vous examinez bien ma position, Vous devez trouver Vous-même que je ne pouvais pas agir autrement; j'ai relu mon minute de la lettre au Roi, je n'y trouve pas un seul mot à changer et je ne puis que persister dans ma résolution. J'aurais même infiniment désiré que Vous n'eussiez pas laissé partir le Roi, sans lui remettre mon mémoire; je Vous en avais tant prié, et tout ce que je puis faire à présent, c'est de Vous supplier instamment de tâcher que je regagne le temps qui a été perdu par le délai actuel. (Diese Exposition, die keinen Zweifel übrig läßt, schien mir unumgänglich notwendig.) Je ne puis cependant pas Vous dissimuler que Vous avez pris ma lettre dans un autre sens que celui dans lequel elle est écrite. Vous en parlez simplement comme d'une retraite du service; Vous passez entièrement sous



silence le véritable motif de ma démarche (diese wirkliche Unhöflichkeit gegen Dich mußte man ihm vorhalten) et faites comme si, las de me trouver en affaires, je demandais ma démission, en alléguant une cause, que Vous paraissez prendre pour un prétexte, tandis que malheureusement elle n'est que trop réelle. Je puis Vous assurer, qu'il est littéralement vrai que je ne puis pas prendre sur moi d'engager ma femme à venir dans un pays qui doit être nuisible à sa santé. Partant de ce fait je demande au Roi mon rappel. Comme la première idée qui doit se lier à cette demande, est celle de ce que je deviendrai après, et qu'on eût pu supposer que je prétendisse à une autre place plus grande ou plus agréable, j'ajoute que je ne forme aucune demande d'une autre place, en disant expressément que je croirais une pareille demande indiscrete, mais je m'offre à travailler comme membre du Conseil d'État. Je m'offre donc à servir réellement, je n'écarte pas du tout l'idée d'accepter une autre place, j'écarte seulement celle, que c'est moi qui en demande une; et je me borne à solliciter purement et simplement mon rappel d'ici. Est-ce-bien là, comme Vous le qualifiez, une demande de retraite du service? Je vois cependant très bien ce que Vous avez eu en idée, et je Vous avoue moi-même que, toujours excepté le travail au Conseil d'État, je suis convaincu que je ne pourrai pas avoir d'autre place après celle que j'occupe à présent. Mais c'est uniquement, puisque, comme cela arrive quelquefois, les circonstances donnent cette combinaison et aucunement puisque je prétende directement et précisément me retirer du service. Vous Vous exprimez avec tant de bonté et d'intérêt sur ce point, Vous m'invitez tellement à m'en expliquer avec Vous, et me faites des offres si bienveillantes que je m'ouvrirai là-dessus envers Vous avec une franchise entière et sans bornes. Ma position, pour le dire en deux mots, est, que je ne pourrais me



résoudre d'accepter à présent une place dans le ministère, et que je me flatte que le Roi voudra me dispenser de me charger, après la mission d'ici, d'un autre poste à l'étranger. Ces postes quelque'honorables qu'ils puissent être, ressemblent, s'ils se prolongent trop, plus ou moins à un exil volontaire ou involontaire. Je sers le Roi depuis 16 ans, et à l'exception d'un court intervalle dans une époque très malheureuse, toujours loin de ma patrie. J'ai obéi strictement aux ordres du Roi, et me suis conformé à Vos intentions en me rendant ici, quoique je n'eusse aucunement caché que cette place ne convenait guère à ma situation particulière. J'ai le vif désir et je sens même le besoin de retourner chez nous, j'ai une nombreuse famille dont je ne voudrais pas rester toujours séparé, j'ai des terres qui demandent mes soins, j'ai l'affaire de ma dotation à régler, j'ai des occupations auxquelles je ne puis pas me livrer en devant toujours faire des établissements momentanés et précaires; je voudrais donc enfin me fixer et ne pourrais en effet plus faire le sacrifice de la plus grande partie de ce qui constitue mon bonheur et mon contentement intérieur. C'est un vœu personnel, mais je suis sûr de Votre justice et de Votre équité que Vous trouverez naturel qu'à mon âge, et après 16 ans de service, j'ose le faire valoir non pas pour obtenir quoi que ce fût, mais uniquement pour être dispensé de fonctions qui ne peuvent plus me convenir; le Roi pensera certainement de même là-dessus.

Vous avez la bonté de me parler en particulier de Francfort et de l'Italie. Ma réponse est déjà dans ce que je viens de dire, et le poste de Francfort fait naître encore quelques considérations de plus. Pour l'occuper avec satisfaction pour le Roi et pour soi-même, il faudrait l'avoir eu dès le commencement, et s'y être formé soi-même une attitude convenable. La place est certainement fort importante etc. etc.



Je Vous supplie donc instamment de ne pas penser à Francfort pour moi. L'Italie est un séjour qui ne cessera jamais de me tenter. Mais ce ne serait, à ce qu'il me semble, que servir de nom que d'y être placé. Il ne peut point y avoir des affaires importantes pour la Prusse, dès que le concordat avec le Pape sera arrangé. J'imagine que celui-ci, comme on y travaille depuis longtemps, est aussi bien que terminé à présent etc. etc. Niebuhr a toutes les qualités pour s'en bien acquitter. . . .

Permettez-moi à présent d'ajouter encore deux mots sur Votre plan de l'année passée dont Vous faites mention dans Votre lettre. Vous-y-dites que j'y ai mis des conditions qui ont dû Vous paraître inadmissibles. Cette phrase, je Vous l'avoue, m'a fait de la peine. On met des conditions, lorsqu'on demande un don, lorsqu'on prétend que ce qu'on avoue comme condition, soit exécuté. Rien de tout cela n'a été mon cas. Je savais, lorsque je Vous écrivis l'année passée que Votre parti était pris, je ne demandais rien, je Vous priais simplement de ne pas compter sur moi dans Vos plans; je n'agissais en cela contre personne que contre moi-même, puisque je renonçais volontairement à ce que etc. etc. . . . Je ne serais pas revenu sur ce point, si Vous n'en aviez pas fait mention Vous-même etc. etc. Je dois croire que Vous-même n'avez guère attaché une grande importance à ce plan, puisqu'aussi lorsque j'y entrai encore complètement, Vous en remettiez toujours l'exécution pour le moins à une année, quoique la place ici ne présentât aucune affaire bien pressante à soigner. Ce sont là les motifs et les circonstances pour lesquels je crois qu'il ne reste rien à présent, si l'on veut encore m'employer, que de me faire travailler au Conseil d'Etat, et je Vous avoue que je crois ce travail utile et important, et je n'hésite point de le dire, l'un et l'autre davantage que même ma mission actuelle dans laquelle pourtant Vous n'auriez pas

206



trouvé difficulté de me laisser, si l'accident de la santé de ma femme ne m'avait pas fait penser à mon rappel. Il ne s'agit pas du tout que le Conseil d'Etat doive justement être occupé de soi-disantes grandes affaires. Toute mesure législative est intéressante et importante par elle même.

Je crains d'être entré dans de trop longs développements, mais je voulais m'ouvrir entièrement envers Vous. Au reste il me semble, il n'est pas même nécessaire que nous terminions précisément à présent cette discussion. Daignez seulement le plus vite possible me faire remplacer ici; je viens alors dans le voisinage de Berlin, et dès que Vous le désirez à Berlin même; j'y suis toujours à la disposition du Roi, et nous pouvons tout concerter de bouche, quoique, Vous ayant ouvert le dernier fond de mes pensées, je ne vois réellement pas que je puisse me départir du contenu de cette lettre. Il suffit que Vous appuyiez auprès du Roi ma demande d'être rappelé d'ici, Vous pouvez dire à Sa Majesté qu'on verrait ensuite, si et comment je pourrais être employé de nouveau. La même chose se dira dans le public; il arrive si fréquemment que des ministres rappelés passent des années sans avoir une nouvelle place.

C'est donc avec les plus grandes et vives instances que je Vous prie d'envoyer par le premier courier ma lettre au Roi et de faire en sorte que je sois rappelé d'ici, et que je puisse au plus tard au mois d'octobre quitter Londres.

N'attendez point, je Vous en conjure par l'amitié que Vous m'avez souvent prouvé, le retour du Roi pour arranger cette affaire. Ce nouveau délai me rendrait vraiment malheureux. Comme je ne saurais m'imaginer que le Roi voudrait refuser ma demande, je commencerai peu à peu à parler ici de la santé de ma femme, et de l'incertitude dans laquelle elle me met sur la durée de mon séjour à Londres. Si, comme je n'en doute pas,



je trouve occasion d'écrire directement au Roi pendant son séjour en Russie, je lui recommanderai encore plus particulièrement ma demande qui lui sera parvenue en attendant par Votre intervention.

Daignez agréer etc. etc.

Dies ist mein Brief. Ich wünsche, daß er Deinen Beifall haben möge. Ich habe versucht, ihn gewissermaßen leicht zu halten, nirgends zu klagen, mich zu beschweren, und doch alles fühlen zu machen. Das Letzte schien mir nötig, und das erste war mir zugleich ein inneres Bedürfnis. Ich bin gut gesinnt für den Staatskanzler und habe wirklich Zuneigung zu ihm, ich würde also nie, als in der äußersten Not und selbst sehr gereizt, in eine wahre Spannung mit ihm geraten.

Der Brief hat mein Blatt und das Abschreiben meine Zeit weggenommen, so daß dieser Brief sonst sehr leer ist. Allein ich dachte, daß Dich jene Sache mehr als sonst etwas interessiert. Sie ist sehr wichtig, eine Lebenskrise, ein Gehen über den Rubicon, was mich, der ich sonst dem Cäsar sehr unähnlich bin, wohl auch nach Rom führen kann. Wirklich halte ich es nicht für unmöglich. Das himmlisch schöne Land! — Dein Brief vom 8. ist während des Schreibens gekommen. Daß Du, armes Kind, immer noch leidest! Es bekümmert mich recht innig. Lebe herzlich wohl, liebes, einzigliebes Wesen.

Ewig Dein S.



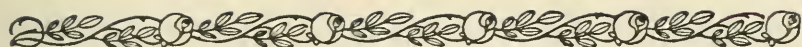
86. Caroline an Humboldt

L'Ariceia, Freitag, 29. Mai 1818



Ich bekam am Dienstag noch Deinen Brief, ehe ich aus Rom abfuhr, mein teures, mein liebes Herz, und danke Dir tausendmal dafür. Wir kamen den Nachmittag hier an, und Reinhardt*), der mir eine Wohnung hat besorgen wollen,

*) Johann Christian Reinhardt, geb. 1761, † 1847, Landschaftler.



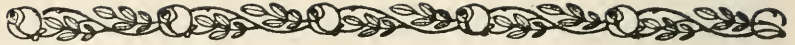
nahm mich in seiner eigenen auf. Wir gingen noch spazieren und sahen den See. Ich hatte gewünscht, in unser altes Casino zu kommen, allein ich fand es verschlossen. Der Besitzer ist in Rom, allein heut ist er hier, und ich hoffe, den Nachmittag hineinzukommen. Es ist mir ein tiefes Bedürfnis, noch einmal die Zimmer zu sehen, wo ich Wilhelms letzten, brechenden Blick in mich aufnahm. —

Den Mittwoch früh gingen wir nach Albano hinab, sahen die Sammlung der zwischen Castello und Marino gefundenen Vasen, eine große Anzahl und wahrscheinlich aus einem sehr hohen Altertum. Mittwoch Nachmittag ritten wir über den Weg beim Park, die Rapuziner und Castello zum Emissär hinab. Einen schöneren Moment sah ich beinahe nie für die Vegetation als diesen unten am See. Alles stand in unglaublicher Fülle. Der schwere Baum drängt sich wie ehemals durch die Spalten und ruht auf dem Jahrhunderte alten Gemäuer und breitet seine Zweige darüber aus, als sei er das Dach. Ich sah den Weg, so oft an Deinem Arm gemacht, das Nymphäum, den See, alles mit tiefwehmütiger Freude wieder.

Gestern war das große Madonnenfest in Genzano, l'infiolata. Auch wir gingen den Nachmittag hin. Die Hauptstraßen von Genzano, durch welche die Prozession ging, waren mit einem Blumenteppeich bedeckt, der eigentliche Weg Lorbeerblätter, in die gar künstlich Meander von Blumen angebracht sind, in der Mitte Namenszüge, Wappen usw., eine ungeheure Farbenpracht. Den Morgen waren wir zu Esel in Palazzuolo, dem einsamen Ort, gewesen. Der Weg bleibt mir mit der schönsten von allen und die Aussicht von dort auf den See und seine Ufer.

Wie wir gestern abend*) von Genzano zurückkamen, fanden wir einen aufgepußten Geburtstagskuchen mit Lichtern. Wach und

*) Gabriele's 16. Geburtstag.



Lengerich waren hier gewesen und hatten es so arrangiert. Sie wußten den Tag vom vorigen Jahr her, wo wir mit ihnen auf der Reise waren. Es lag eine Zeichnung mit Blumen und ein Gedicht von unbekannter Hand dabei, alles sehr freundlich und hübsch. Ich fahre Sonntag abend nach Rom zurück. Die Luft tut Carolinen und mir ungemein gut.

Man ruft mich zum Essen, und da jetzt gleich Lund herkommt, der den Brief abholt, um ihn mit nach Rom zu nehmen, so muß ich leider schließen. Ewig mit innigster Liebe Dein.

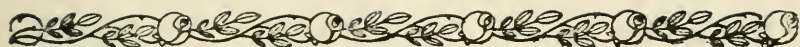


87. Caroline an Humboldt

Rom, 2. Junius 1818

Mein letzter Brief war vom 29. aus L'Utriccia, süßes Herz. Ich bin den 31., als dem Jahrestag meiner Ankunft in Rom, von dem lieben L'Utriccia zurückgekommen. Den 29., 30. und 31. war den Vormittag immer schlechtes Wetter, aber den Nachmittag war es immer herrlich. Wir konnten auf Eseln große Touren machen. . .

Den 30. fanden wir unser ehemaliges Casino auf und gingen hinein. Ich will Dir nicht sagen, was in mir vorging, wie ich diesen Boden und diese Zimmer wieder betrat und die kleine enge Treppe hinaufging. Wie vernachlässigt und ruiniert es ist durch die, die es bewohnt haben, so hat sich doch noch das meiste erhalten. Auf der Stelle, wo Wilhelm die tödliche Ohnmacht bekam, stand wieder ein Bett wie damals, da, wo er das Leben aushauchte, und wo damals ein Sofa stand, was wir ihm schnell zum Bett gemacht hatten, stand eine Kommode. Die Aussicht, die kleine Grabkapelle, alles dasselbe, alles im höchsten Schmuck des



Frühlings — — und er nun schon so viele Jahre dieser blühenden Erde nur noch mit einem Grabe und Asche angehörend!

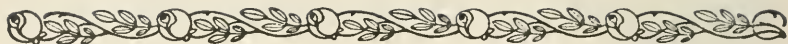
Wir setzten uns zu Esel und ritten nach Genzano — Wilhelms letzter Weg — an den See, von da nach Nemi, gingen in dem niedlich angelegten Garten des Braschischen Schlosses und ritten dann den oberen Weg durch die faggiola *) nach den Kapuzinern von Albano zurück. Ein Weg voll der herrlichsten Gesichtspunkte, und der Wald in unbeschreiblicher Schönheit und Frische. Ich hatte eine Erlaubnis für die Kapuziner von dem Kardinal Consalvi. Wir gingen hinein und hinauf auf die beiden kleineren Logen, die da oben sind. Welche wunderbare Aussicht! Die Sonne sandte uns ihre letzten Strahlen zu und erhellte glänzend Meer, Inseln und Land. In rötlichen Lichtern strahlte der Berg von Terracina. San Filippo, Palmarolo und Ponza beschloßen die Aussicht. Das Val Utriccia muß doch einmal ein See gewesen sein wie der Albaner, es hat noch ganz die Form, und die Umgebung der Hügel gleicht dem eines Ufers. Wir gingen, alle erfüllt von dieser prachtvollen Aussicht, schweigend zurück.

Ich habe Dir letztes von den zwischen Marino und Castello gefundenen Vasen **) geschrieben. Die Kultur des Weinbaues hat ungemein seit drei bis vier Jahren zugenommen. Da man beim Anlegen der Vignien sehr tief in die Erde gehen muß, so stieß man auf den Hügelrücken des Albanersees auf Schichten Peperino, den man sprengte. Unter diesen Schichten fand man die Vasen, jede Garnitur, wenn ich mich so ausdrücken darf, nämlich die Hauptvase, die immer die Form einer Capanna ***) hat, und die die Asche und Knochen enthält, umgeben von anderen Gefäßen, wie Lampen, kleine Tassen, Rauch- und Salb- und Trinkgefäße in einer großen

*) Buchenwald.

**) Jetzt im Konservatorenpalast in Rom.

***) Hütte.

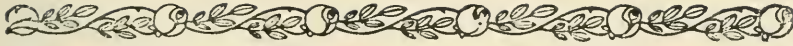


Vettina, ein solch Gefäß, wie noch heutzutage die großen O-gefäße sind. Darum sind sie beinah alle ganz. Wenn man annimmt, daß diese Gefäße eine solche Naturrevolution erlebt haben, daß fließender Peperino darüber gekommen ist, so setzt dies ein Altertum voraus, vor dem man allerdings erschrickt. Ich war immer tentiert sie anzureden: „Redet, Vasen, mit mir.“ Rührend ist der Anblick der Asche, kleiner Knochensplitter, die sie enthalten. Auf dem Deckel der Hauptvase ist außer dem Meander, wie mir scheint, Schrift. Aber wer kann sie lesen? Die Vasen standen in einer bedeutenden Tiefe; am Rand der Peperinschichten waren sie alle ganz, wo die ganze Last des Peperins aufdrückte, waren sie zerbrochen, die äußeren Vettinen nämlich, denn die meisten inneren Vasen sind ganz. Es sind ihrer über 1000. Findest Du es nicht auch rührend, daß die Hauptvase die Form einer Hütte hat? Ihrem Bewohner wollte man also ein Haus des Todes geben, nachgebildet dem, daß er im Leben bewohnte. Auch kleine Schilde, Lanzen, Ketten, Schnallen, ein Halsband von Umбра, Ringe fand man darin, eine einzige Hauptvase hat die Form eines Helmes. In einer lag von Bronze gleichsam eine Muschel fest verpicht. Man öffnete die Ränder und fand Blumen und Samengewächse darin. Ich selbst habe sie gesehen, und noch erkennt man sie.

Den 4.

Die Schlegel ist vorgestern angekommen, sie kam gleich zu mir und grüßt Dich tausendmal. Ihr Mann*) hat sie bis Heidelberg gebracht, und sie sind übereingekommen, daß sie sich erst wieder vereinigen wollen, wenn er eine fixe Stelle hat. Sie bleibt also wohl lange hier bei den Söhnen. Sie ist in ihrem Wesen dieselbe, in ihrer Gesundheit hat sie aber gelitten. Sie hat dieselben reißen-

*) Friedrich v. Schlegel, geb. 1772, † 1829, war damals als Legationsrat bei der österreichischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt tätig.



den Schmerzen in den Beinen wie ich. Wiesbaden hat sie zwar erleichtert, doch nicht befreit. Sie bleibt nur einige Tage hier und geht mit der Herz und den andern Damen ihrer Gesellschaft nach Benzano. Die Fräulein Hertel ist hier seit drei Jahren, mit der die Schlegel viel in Wien umging, und hat sich dieser Tage mit Overbeck versprochen.

Es ist so kühles Wetter, daß mein Arzt noch gar nicht von meiner Abreise hören will. Wirklich unbegreiflich Wetter für Italien und die Jahreszeit.

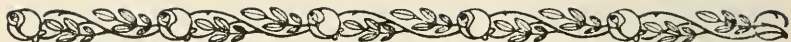


88. Humboldt an Caroline

London, 2. Junius 1818

Ich habe heute auf einmal zwei Deiner lieben Briefe bekommen. . . . Aber daß Du so reizbar für das Wetter bist, ist mir sehr leid, obgleich es auch hübsch ist, mit der Natur in engerer Verbindung zu stehen. Ich komme mir manchmal wie ein Mensch ohne Nerven vor. Das Wetter mag sein, wie es will, es affiziert mich gar nicht, außer daß mich die schöne Wärme sehr freut und mir immer ganz eigene Ideen und Sehnsucht einflößt. Aber gegen das schlechte bin ich durchaus unempfindlich. Es ist mir wirklich, als ob ich seit meinem Aufenthalt hier kräftiger geworden wäre als ich vorher war. Ich fühle mich bei weitem rüstiger.

Stell Dir vor, wie unangenehm es mir hier gegangen ist. Ich hatte ausdrücklich dem Staatskanzler geschrieben, daß ich niemand etwas sagen würde. Adelheid und August wußten es nicht und Bülow nicht. Neulich esse ich bei dem spanischen Botschafter mit dem Prinz-Regenten. Nach Tische am Ramin sagt er mir Deutsch, daß er ja höre, daß ich fort wolle, daß es ihm, wie ich



ihm aufrichtig glauben könnte, sehr leid täte, noch mehr, weil er glauben müßte, es gefalle mir hier nicht. Ich war wie aus den Wolken gefallen, ich sagte ihm, da nicht zu leugnen war, die eigentliche Ursache, die er nicht glauben wollte. Nachher habe ich von Münster erfahren, daß es dem Regenten Rose*) geschrieben hat, und in einer Depesche von Ompteda**) an ihn dasselbe steht, ich verlange meinen Rappel, wolle mich literarischen Beschäftigungen widmen und bloß beim Staatsrat bleiben. Nun steht in meinem Gesuch an den König kein Wort von Literatur. Ich weiß, daß er das ebensowenig liebt als die Palmenzone in Alexanders ehemaligen Briefen. Bloß dem Staatskanzler in einem Privatbrief sagte ich, er möge nicht glauben, daß es mir nicht ernst sei. Ich sei recht gern mit Dir auf dem Lande und kehrte zu meinen ehemaligen literarischen Beschäftigungen zurück. Hier ist es mir nun sehr fatal, schon vier Monate vorher als einer, der nicht bleiben will und sich mißfällt, zu gelten, und schadet auch den Geschäften. Manchmal ist mir's, als wollten sie nur den Schein haben, mich zu halten, warum sprengten sie sonst überall aus, daß ich mich zur Ruhe setzen will?

Ich war gestern im Parlament und habe nachher mit Bülow bei mir erst um $\frac{1}{2}$ 11 zu Mittag gegessen. Solche Partien würdest Du nicht lieben, armes Kind, besonders da ich (und ich glaube auch Bülow) rein wie eine Biene von 8 Uhr an bleibe. Beim Essen fallen mir die himmlischen carciofali ein. Was machen denn die? Neulich hatten wir beim spanischen Botschafter eine Schüssel Kirschen für 20 Pfund! Je ne donne pas dans ce genre.

Haft Du die Rabinettsordre an die Stadt Coblenz gelesen,

*) Sir George Henry Rose, geb. 1771, † 1855, von 1815 bis 1818 Gesandter in Berlin.

**) Hannoverscher Gesandter in Berlin.



worin die Adresse, die Görres*) dem Staatskanzler überreichte, getadelt ist? Man behauptet, daß Knefebeck**) und Beyme sie aufgesetzt haben.



89. Caroline an Humboldt

Rom, 6. Juni 1818

Ich beantworte heute Deinen lieben Brief vom 15. Mai, liebes Herz . . .

Ich bin sehr begierig auf die Nachrichten, die der Kurier, den Du erwartetest, Dir bringen wird. Man wird doch sehen, wo der hinaus will, bei dessen Frau die S. ist. [Hardenberg.] Ein Schreckschuß, ein arger, ist ihm gewiß das Ganze gewesen. Und auch wieder nicht wie wir es uns denken, weil das Geheul gar zu sehr bei ihm eingewurzelt ist. Er ist doch nur, trotz allem, was man von ihm sagt, ein Schatten von dem, was er war; nicht in seiner Art geblieben, wie z. B. der in seiner Individualität ganz geblieben ist, bei dem wir im Herbst 16 auf dem Lande waren. [Stein.] Man sehnt sich sehr nach Deiner Zukunft nach Deutschland, das kommt mir von allen Ecken und Enden zu. Schlosser***) schreibt es mir auch noch ganz kürzlich durch die Schlegel, die hier angekommen ist. Der ist ja Direktor des Gymnasiums in Coblenz geworden?

Rauch ist in Neapel und kommt, glaube ich, heut über acht Tage erst wieder. Mein Aufenthalt in Nocera macht es mir unmöglich, mich von Rauch begleiten zu lassen, der einigermaßen

*) Vgl. S. 128.

**) Karl Friedrich v. dem Knefebeck, geb. 1768, † 1848, preussischer Generalfeldmarschall.

***) Christian Schlosser, geb. 1783, † 1829, Arzt, wurde 1818 Direktor des Coblenzer Gymnasiums, trat aber 1819 ins Privatleben zurück.



eilt, nach Berlin zu kommen, um noch die Sommermonate für den Bau seines Studios zu benutzen. Denn — solltest Du es glaublich finden? — zwei Jahre lang war er abwesend, fing darum die Statuen für den König an in Carrara auszuheuen, weil in Berlin kein Studio war, und nach zwei Jahren ist noch keins für eine bestellte königliche Arbeit gemacht. Ruscheweiß geht mit mir nach Nocera. Das Weitere bestimmen mir Deine Briefe, ich dirigiere meine Reise so, daß ich, im Fall Du auf den Kontinent zum Kongreß kommst, mit Dir zusammentreffe.

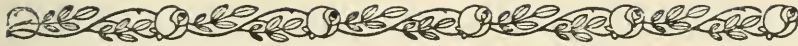
Heute gebe ich ein Diner, die Herz und die Schlegel essen bei mir. Da kommen sie eben. Ich muß also wohl aufhören und umarme Dich nur noch tausendmal.



90. Humboldt an Caroline

London, 9. Juni 1818

Die Berg ist nun wirklich fort. Ich hätte sie recht gern noch hier behalten. Vorzüglich, solange die Herzogin von Cumberland, die vermutlich in vier Wochen reist, noch selbst hier ist, wäre es mir doppelt angenehm gewesen. Sie war in diesem Verhältnis eine große Hilfe und Ressource. An sich ist es eine sonderbare Person, und die man wohl gern hat, die man wirklich sehr achten muß, die einen aber durch nichts eigentlich anzieht. Man kann ihr weder Gefühl und Wärme noch Verstand absprechen, aber es fehlt ihr an der inneren und eigenen Einbildungskraft, die das Gefühl erweitert, den Verstand mildert und beide zusammenschmilzt. Sie hat kaum einmal viel Aneignungskraft des Idealischen, und bei Gedichten und Kunstfachen kann man nicht sagen, daß sie sie nicht fühlt, aber es ist nicht in der rechten Art.



Dann, bleibt man bei der Wirklichkeit stehen, ist wieder eine Art Zerstreutheit und Leichtsinns in ihr, der einem wunderbar auffällt. Mir hat sie immer sehr viel Theilnahme bewiesen, und es ist närrisch, daß ich gerade in den beiden Perioden, wo ich meine Lage sehr bedeutend und bestimmt geändert habe, 1809 und jetzt, viel und allein mit ihr gewesen bin. Jetzt billigt sie mich mehr als damals. Sie ist auch der Meinung, daß es besser und eigentlich das einzig Gute ist, daß ich mich in Burgörner und Berlin festsetze. Die Sache ruht jetzt im Schoße der Götter, aber sie ist nun schon so ruckbar, daß ich sie wie gewiß und abgemacht ansehe.

Gestern war ich den Morgen beim Prinz-Regenten, wie er verlangt hatte, mit ihm darüber zu sprechen. Man geht bei dieser Gelegenheit im Morgenanzug, unfrisiert und in Stiefeln zu ihm. Er behielt mich, da dazwischen auch der Herzog von York hinkam, über zwei Stunden bei sich. Ich setzte ihm alle meine Gründe, nicht länger hierbleiben zu können, auseinander, er bedauerte auf eine wirklich sehr hübsche und freundliche Art, daß es so sei, und daß Du nicht herkommen könntest, er sagte, ich sei der einzige Gesandte von uns aus gewesen, der ihm und dem Ministerium ganz nach dem Sinn gewesen sei, er verliere durch mein Weggehen an seiner Gesellschaft uff., indes begreife er, daß ich unter diesen Umständen nicht bleiben wolle. Er hat offenbar das Talent, in der Gesellschaft sehr angenehm zu sein und hat sehr viel Verstand und in einigen Dingen sehr viel Kenntnisse, in einigen Theilen der Geschichte besonders sehr viel, sehr viel Lektüre. Ich sehe daher meine Laufbahn hier als beendet an.

Hast Du Gelegenheit gehabt, teures Herz, das Werk der Staël zu sehen, nämlich die *Considérations sur la Révolution Française* in drei Bänden? Der Sohn und Schwiegersohn haben es mir geschickt, und ich habe es größtentheils gelesen. Aber es macht einem keine rechte Freude. Der Gegenstand ist offenbar zu groß für sie,



und ihre Art, ihn zu behandeln wird nun kleinlich. Von der Bewegung, die in Deutschland gegen Napoleon entstanden war, und der ganzen Richtung der Gemüther hat sie keinen Begriff. Durch das ganze Buch geht ein abgöttisches Loben einer freien Konstitution, und dem Buche selbst merkt man an, wenn man sie auch nicht selbst gekannt hätte, daß sie gar nichts in sich trug, worauf die wahre Freiheit edel beruht. Es zieht sie darin immer mehr das politische Treiben und Reden, die Gelegenheit und die Sucht zu glänzen an. Die Franzosen schätzt sie theils zu hoch und beurteilt sie theils auch sonst unrichtig. Allein es sind einzelne interessante und glückliche Stellen darin, und vorzüglich ist die Diction durch das Ganze hindurch sehr vorzüglich. Von Religion ist oft die Rede in dem Buch, aber immer auf die nüchterne genferische Art. Einmal wird sie sogar schlechthin als *la sanction de la morale la plus pure* definiert.

Cuvier*), den Du zuletzt noch in Rom sahest, ist hier. Er gefällt nicht sonderlich. Er schätzt alles hier gering und ist von der amüsan-
ttesten Eitelkeit. Er ist in diesen Tagen in die Académie Française aufgenommen worden, das sieht er wie eine Art Apotheose an, so unbegreiflich es ist, da er in seinem Fach wirklich Bedeutung hat, und in der Académie fast keiner sitzt, der nur irgend etwas geschrieben hätte, was man achten möchte. Richelieu**), der selbst in der Académie ist, hat ihm seine Ernennung eigenhändig gemeldet. Den Brief trägt er immer in der Tasche, ihn gleich zeigen zu können.

Ich habe sehr lachen müssen, daß du nach dem Inhalt von Koroëffs Brief sagst, mein Schreiben um Zurückberufung habe recht

*) Georges Baron von Cuvier, geb. 1769, † 1832, Naturforscher, hatte 1808 unter Napoleon die Einrichtung der Akademie in Italien geleitet.

**) Armand Emmanuel Duplessis Herzog von Richelieu, geb. 1766, † 1822, unter Ludwig XVIII. Minister.



erwünscht kommen müssen. Das mag erwünscht sein! Die Antwort wird Dir gezeigt haben, daß es schwerlich einen Winkel der Erde gibt, in dem ich ihnen nicht zehnfach erwünschter wäre. Ich weiß wirklich jetzt nicht, was ich glauben soll. Aber lassen sie mich simpel zum Staatsrat zurückkommen, so tun sie es wenigstens gewiß nicht gern.

Theodors Aufenthalt in Trier, sein Zurückkommen zu uns und seine Heirat sehe ich als Krisen in seinem Leben an, die entscheidend sein sollen. Ich behaupte immer, daß er doch Seiten hat, von denen er viel besser ist als es sonst und so im allgemeinen scheint. Auch sind die Eltern nicht immer die, die das Gute an ihren Kindern am besten kennen. Die selige Mama hatte, so lange sie lebte, etwas an Alexander und mir auszusetzen, und eine Mutter konnte mit uns wahrlich zufrieden sein.



91. Caroline an Humboldt

Rom, 10. Junius 1818

Ich habe gestern Deine lieben Briefe vom 19. und 22. Mai bekommen, geliebtestes Herz. Also die Antwort des Fürsten war gekommen und lautet wörtlich, wie Du sie mir abschreibst? Ich kann zu den Bemerkungen, die Du über dieselbe machst, nur das hinzufügen, daß ich sie in allem vollkommen unterschreibe. Ich muß doch noch das hinzufügen, worauf Du nicht appuyierst, nämlich den Leichtsin, dessen Stempel sie trägt. Ich gestehe, daß ich davon frappiert bin und mit wahrem Schmerz, in den sich nichts Persönliches mischt, denke, wie bedeutend dieser Zug des Charakters bei einem Manne ist, der an dieser Stelle steht. Dennoch ist die Furcht des Effekts, den



Dein Zurücktreten machen wird, sichtbar. Das Nichtabgeben Deines Gesuchs an den König ist aber doch fatal und gewissenlos. Ehe Deine Antwort ankommen konnte, ist dieser abgereist und schwerlich wird er sie ihm so bloß nachsenden, er wird diesem doch etwas darüber sagen wollen. Deine Antwort ist vortrefflich und setzt vollkommen die Konsequenz Deines Schrittes auseinander. Leider, fürchte ich mit Dir, wird Deine Abberufung nun länger dauern und gewiß über den Oktober hinaus. Was mich betrifft, so werde ich mich nach den Nachrichten, die ich von Dir bekomme, und meiner Gesundheit richten. Gewiß sehe ich nur das ab, den Julius in Nocera zu sein. Heile ich von meinen Schmerzen, so reise ich vorwärts, fühle ich mich nicht stärker, so bewege ich mich langsamer . . .

Je mehr ich, mein Herz, daran denke, je mehr glaube ich, daß, wie ruhig und auseinandergehend es sich auch jetzt anläßt, es doch nicht so bleibt. Du verträgst das Ganze vortrefflich, er aber nicht. Ich bin sehr ruhig über den Schritt, ich fühle immer mehr, Du warst ihn Dir schuldig.



92. Humboldt an Caroline

London, 12. Juni 1818



Ich habe gestern, liebe Li, Deinen Brief Nr. 101 bekommen. Du bist unendlich gut, mein teures, süßes Herz, daß Du mich gleich, wie Du nach Deutschland kommst, aufsuchen willst, und es hat mich sehr gerührt, daß Du bis zur nächsten Post von dem Ort der Zusammenkunft kommen willst. Allein ich glaube im Ernst nicht, daß ich zur Zusammenkunft berufen zu werden bestimmt bin. Noch gestern habe ich einen Brief von



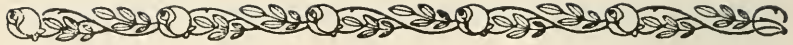
August gehabt, der mich in diesem Unglauben bestätigt. Koreff (die Leute wissen alles) hatte Augusten erzählt, daß ich um meinen Rappel angehalten hätte, aber nicht ein Wort über die Zusammenkunft hinzugesetzt. Ist das zu denken, wenn davon wirklich die Rede gewesen wäre? Warum sollte der Staatskanzler dies geheimhalten, und von meinem Zurückkommen so öffentlich, als er zu tun scheint, reden? Es läßt sich kaum denken, auch kann ich wohl begreifen, aus welchen Gründen man es unterlassen wird. Wenn ich aber auch nicht zur Zusammenkunft komme, so wäre es doch noch immer möglich, daß ich zu einem vorübergehenden Aufenthalt in Frankfurt gelangte. Du erinnerst Dich, daß man das Resultat der Unterhandlungen, bei denen ich dort beschäftigt war, noch nicht in einen förmlichen Traktat gebracht hat, und daß ich mir sogar ausbedungen hatte, wenn das geschähe, dabei zu sein. Ob dies nun geschehen oder die Sache ewig so bleiben wird, weiß ich nicht. Allein wenn es noch dazu kommt, kann man dies zu einem Vorwande nehmen, mich noch eine Zeitlang dort zu halten, was ich auch auf keine Weise ausschlagen würde. Auf jeden Fall hast Du mich, teure Seele, sehr glücklich gemacht, mir zu sagen, daß Du zuerst zu mir kommen willst, wo ich in Deutschland sein möchte. Du bist immer die Güte und Liebe selbst.



93. Humboldt an Caroline

London, 16. Juni 1818

Geben als ich mich hinsetzen wollte, Dir zu schreiben, liebe Li, erhielt ich Deinen Brief vom 29. v. M. Wie unendlich freue ich mich, daß Du wieder einige Tage in der Gegend des Albaner Sees warst, und daß die kleine Gabriele ihren Geburts-

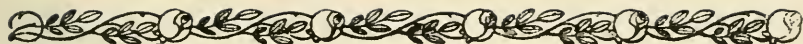


tag dort verlebte. Die beiden Seen bleiben mir immer der Inbegriff einer großen und wehmütig schönen Natur. Ob ich sie je wiedersehen werde?

Hier, stelle Dir vor, ließ sich vor einigen Tagen plötzlich Lebzeltern*) bei mir melden. Er macht eine Urlaubsreise von Petersburg nach Lissabon, wo sein Vater gestorben ist, wie Du vielleicht in Zeitungen bemerkt hast, und bleibt nur einige Tage hier. Wir haben uns fast täglich in Gesellschaften gesehen, die hier nie abnehmen, und wo man sich ewig wieder trifft. Lebzeltern hat sich mit großer Theilnahme nach Dir und allen Kindern erkundigt. Er ist ganz wie er immer war, ein bißchen mehr, doch nicht sehr, von seiner Grandeur und der seines Hauses in Petersburg eingenommen. Er hatte das schon in Rom. Ich habe mich sehr gefreut, ihn wiederzusehen. Er erinnert einen an unendlich vieles, das man mit ihm erlebt hat, und er hat sich wirklich immer musterhaft betragen.

Esterhazy, nicht Lebzeltern selbst, erzählte mir in strengem Vertrauen, daß Lebzeltern in Berlin gehört habe, daß ich meine Zurückberufung nicht erhalten, sondern der König mir antworten werde, daß er mich noch zu nötig hier brauche. Ich vermute, daß darin Mißverständnis ist. Man hat das vielleicht vom Abschied gemeint. Vom König konnte man übrigens noch gar nicht wissen, da er meinen Brief nicht erhalten hatte. Indes sehe ich doch voraus, daß man sehr leicht das Mittel ergreifen kann, mich mit den langweiligsten Zögerungen hinzuhalten. Ich möchte sogar nicht dafür stehen, daß der Prinz-Regent das unter der Hand in Berlin befördern ließe. Da ich mein Andringen immer fortsetzen werde, so muß es endlich freilich doch dahin kommen, daß ich weggehe, aber der Aufenthalt ist für uns ungemein fatal, und der

*) Ludwig Baron v. Lebzeltern, geb. 1774, † 1854, war von 1802—1809 Geschäftsträger, von 1814—1816 österreichischer Gesandter in Rom.

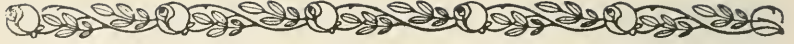


Staatskanzler liebt nur zu sehr, Wochen und Monate zwischen sich und demjenigen, was ihm unangenehm ist, zu setzen. Alles kommt darauf an, ob sie mich zur Zusammenkunft rufen. Tun sie dies, so komme ich wohl sicher nicht wieder her. Ich habe dann das Meer einmal hinter mir. Ich vermute, daß ich im Augenblick, wo der Staatskanzler Berlin verlassen wird, über alles, worüber ich jetzt ohne Antwort bin, welche bekommen werde. Es ist das seine Art. Von Frankfurt schreibt man auch schon, daß mir die dortige Stelle angeboten worden ist. Es scheint da auch eine andere Verlegenheit zu entstehen. (Goltz*) will nicht bleiben, wenn er nicht 6000 Taler Zulage (zu 21 000 Taler) erhält, und diese Summe will man nicht geben. Ich würde also sehr aus der Verlegenheit helfen, wenn ich hinzutreten wollte.

Lebzelter hat in Berlin viele Leute, auch von unserer besonderen Bekanntschaft, gesehen. Von dem, der auf dem Wege nach Hermann hin wohnt [Hardenberg], versichert er, daß er ihn seit den drei Jahren, wo er ihn nicht gesehen, gänzlich umgeändert, zurückgekommen, geschwächt und unteilnehmend fände.

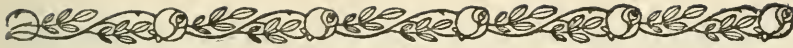
. . . Es ist mir nicht um das Auskommen allein, daß ich Bülow eine Lage im Dienst wünsche. Er wird in einer solchen sich immer seiner Neigung angemessener beschäftigt fühlen, wenn er auch außerdem nicht gerade müßig sein würde. Ich bin, wie es aber auch so natürlich ist, darin allerdings ganz anders. Ich trage eigentlich einen zwiefachen Menschen in mir, einen, der immer von der Welt ab nach der Einsamkeit gerichtet ist, und einen, der sich durch die Umstände und manchmal zu leicht auch durch die Lust, sich in einer Lage zu versuchen, nach der Welt hinstoßen läßt. Daraus entsteht ein sonderbares Gemisch in mir, das die Menschen allerdings nicht begreifen mögen, das ich auch weit entfernt bin, eigentlich und durchaus zu billigen, an das ich aber einmal

*) Vgl. S. 197.



gewöhnt genug bin, um dabei das nötige Gleichgewicht zu bewahren. Dabei habe ich das Glück gehabt, in den beiden entscheidendsten Epochen des Lebens Einsamkeit genossen zu haben oder erwerben zu können, in der späten Jugend bis lange ins reife Alter hinein (denn wie wir uns heirateten, waren wir doch gerade in den Jahren, die einem die besten der Jugend scheinen) und im letzten Teil des Lebens; das Zusammentreten mit der Welt fiel nur in wenige, und gerade die Zeit, wo es am wenigsten aus der ursprünglichen Eigentümlichkeit entfernt und am wenigsten das ganze Wesen in Anspruch nimmt. Überhaupt ist, wenn man auf die innere Bildung sieht, nie ein Mensch durch die Umstände, unter denen sie gedeihen kann, so vom Schicksal begünstigt worden als ich, und es wird daher auch nie einer, in welchem Moment und auf welche Weise es ihn treffen kann, gleich dankbar sterben. Ich möchte nichts von meinem Leben wegwünschen als die schmerzlichen Verluste der lieben Kinder und ein Paar Zeitpunkte, wo ich Dich hätte glücklicher machen können, als Du gewesen bist. Aber das erste darf die Versöhnung mit dem Geschick nie hindern, und über dem letzten waltet Dein sanftes und mildes Verzeihen. Das Andenken an Wilhelms und Gabriels Geburtstag, beide so jetzt in P'Ariceia zusammentreffend, führen mich mehr als ich Dir beschreiben kann in jene Zeit und jenen Morgen zurück. Die Vorgebirge lagen, wie ich die Höhe hinaufuhr, so heiter in der Frühlust da, und ich wagte nach dem, was ich ahnden mußte, doch nicht zu hoffen, und als ich in den Garten hineinging, wurde mir Gabriele eben entgegengetragen, als ich an der Gartentüre von dem italienischen Bedienten, was vorgegangen war, mit dem Ausdruck gehört hatte, den ich sehr liebe, weil er nie das Bild des Lebens verläßt: *è passato all' altra vita.* —

Es ist vielleicht unrecht, geliebtes Wesen, daß ich Dir so das Einzelne jener Zeit zurückrufe, aber es liegt ja doch immer



lebendig in Deiner Seele, und es ist mit diesem Andenken eine Wehmut verbunden, die immer nur an sich zieht, niemals zurück-schreckt.

Ich habe neulich wieder von Dir geträumt, wenn Du willst, ganz und gar nicht auf eine bedeutende Weise, ich stand mit Dir und Du machtest etwas an Deinen Haaren zurecht, aber mit einer so unglaublichen Klarheit und Deutlichkeit, daß, nachdem ich aufwachte, Dein Gesicht und Deine Gestalt bis auf die kleinsten, nur mir bemerkbaren Züge vor mir stand und das liebe freundliche Bild nur nach und nach in den Umrissen schwankend wurde. Wohl ist, wie Du neulich schriebst, etwas Wunderbares in dem Traum, unendliche Kraft und Wesenlosigkeit zugleich, und daß man so wenig von dem träumt, was man am liebsten hat, das kommt mir immer als eine innere, sich selbst unbewußte Scheu der Seele vor, durch das Glück der Träume der Wirklichkeit des Lebens ganz fremd zu werden. Denn wenn ich mir denke, daß ich mit der Deutlichkeit wie neulich alle Nächte vom Einschlafen bis Erwachen Dich mir nah haben könnte, so wäre das wahre und eigentliche Dasein des Gemüths auf einmal in den Wahn versetzt, und man würde am Leben und der Welt irre werden.



94. Humboldt an Caroline

London, 19. Juni 1818

Es ist jetzt hier in London und in ganz England eine merkwürdige aber ungemein unruhige Zeit, die der allgemeinen Parlamentswahlen. Ein Parlament kann immer nur sieben Jahre dauern, dann muß ein neues Unterhaus gewählt werden, doch können dieselben Personen immer wieder dazukommen.



Viele Wahlen nun, die von kleinen oder halbeingegangenen Markt-
flecken abhängen, sind ganz unbedeutend und gehen in der Stille
vor. Allein in den Graffschaften und den großen Orten sind die
Wahlen ungemein bestritten, und um so mehr, als man einen
hohen Wert darauf legt, gerade auf diese Weise, also wahrhaft
durch die Gunst einer großen Volksmenge, gewählt zu sein. In
London, da es so groß ist, gibt es drei solcher Wahlen, und die
tumultuarischste ist die von Westminster. Ich war gestern einen
großen Teil des Vormittags dabei. Sie geht unter freiem Himmel
vor. Auf einem Platz vor einer Kirche ist ein hölzernes Gebäude
aufgeführt, in dem die Kandidaten und die Personen sind, welche
die Stimmen aufschreiben. Gegenüber ist ein großes Gerüst auf-
geführt für Zuschauer, auf dem die Fahnen aufgesteckt sind, durch
die sich die Parteien der Bewerber unterscheiden. Auf dem Platze
dazwischen aber ist die wogende Volksmenge, jetzt in Westminster
der niedrigste Abschaum des Pöbels, der selbst gar keine Stimme
hat, sondern diesmal vorzüglich von dem Hunt^{*)} gemietet ist, der
durch seine Reden im vorigen Jahr mit Veranlassung war, daß
man den Wagen des Prinzen-Regenten mit Steinen bewarf. Sich
in diesen zu mischen, ist nie ratsam, ich bin also, da De Sanctis^{**)}
gerade an diesem Platze wohnt, in seinem Hause gewesen, wo
man sehr gut sah. Von Zeit zu Zeit kommen nun die Bewerber
heraus, zeigen sich und halten Reden, und dann ist ein Hurrahrufen
von der einen und Zischen von der anderen Partei, daß man
keinen Begriff davon hat. Einzeln fehlt es auch nicht an Schläge-
reien, und man sieht alle Augenblicke einen an den Brunnen gehen
und sich das Blut abwaschen. Sogar einer der Bewerber ist gestern
in Westminster bedeutend am Auge durch einen Steinwurf ver-
wundet worden. Alte Weiber singen und verkaufen auch Volks-

^{*)} James Henry Leigh Hunt, geb. 1784, † 1859, Schriftsteller.

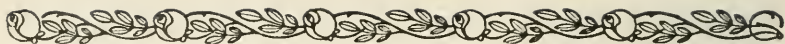
^{**)} Humboldt's Arzt.



lieder zum Lob oder Spott der verschiedenen Bewerber, und alle Anekdoten, die man nur von ihnen weiß oder erdichten kann, werden im Volke rings herum erzählt. Der Hunt, der übrigens gar nicht geachtet ist und kaum einige Stimmen kriegen wird, ist einige Tage lang auch noch außerdem auf einem Wagen mit seiner Fahne und von Pöbel begleitet in der Stadt herumgezogen. Er hält dann Reden, indem er auf den Wagensitz tritt, und am Ende zieht der Pöbel ihn, indem er die Pferde abspannt, nach Hause.

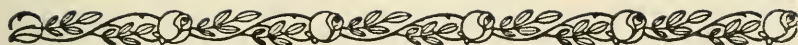
Manchmal geschieht aber die Erwählung auch auf eine besonders ehrenvolle und wirklich schöne Art. So ist eben bei Westminster einem Mitgliede der Opposition im nun aufgelösten Parlament, Sir Samuel Romilly, von vielen Bürgern von Westminster angeboten worden, sich in die Liste der Bewerber einschreiben zu lassen, hernach aber gar sich nicht selbst weder persönlich zu bemühen noch Geld auszugeben, da sie alles für ihn tun würden. Er ist also ruhig aufs Land gegangen, und es ist kaum ein Zweifel, daß er gewählt werden wird. Er ist auch bei weitem der geistreichste, gelehrteste und von Charakter geachtetste unter den Mitbewerbern, und eine der Reden, die er im diesjährigen Parlament hielt, unstreitig die beste, die gehalten worden ist. Die Wahl von Westminster ist auch dadurch sehr gesucht, daß For*) Parlamentsmitglied von Westminster war. Bei For's Wahl ging es vor, was Du vielleicht in der Zeit gehört hast, daß die Herzogin von Devonshire, als sie sich um Stimmen für For bewarb, in einer ganz gemeinen Schenke einem Fleischer einen Ruß gab, da er das als Preis für seine Stimme verlangte. Denn die vornehmsten Leute müssen, wenn sie gewählt sein wollen, vorher bei allen, die Stimmen haben, einzeln herumgehen und sie darum bitten, und da das Volk nur alle sechs, sieben Jahre dies Recht ausüben kann, so hält es sehr

*) Charles James For, geb. 1749, † 1806, Englands berühmter Parlamentarier und Staatsmann.



darauf, daß man ihm dabei die wahre Ehre erzeigt. Lords, die großen Einfluß in ihrer Provinz haben, setzen sehr viel darin, ihre Söhne oder andere Personen, die sie beschützen, wählen zu lassen und lassen es sich viel Geld kosten. Man hat Beispiele, daß ein einzelner Lord dafür bei einer einzelnen Wahl über 100000 Pfund ausgegeben hat. Darüber wird, besonders von Fremden, sehr oft als über eine Torheit gelacht. Allein ich finde es sehr hübsch. Wenn man es auch eine bloße Eitelkeit nennen will, was es doch nicht einmal ganz ist, so ist es immer eine der edelsten, Einfluß auf den Nationalanteil an der Regierung zu haben, und durch diesen Einfluß auch einer der Angesehensten und Beachtetsten in seiner Provinz zu sein. Das Geld wird übrigens nicht zu Vestechungen verwendet, die durchaus verboten sind. Aber da viele, denen ein Wahlrecht zusteht, abwesend sind, so läßt man diese auf seine Kosten kommen, unterhält sie, gibt außerdem große Gastgebote, wo die halbe Provinz gespeist wird, und was solcher Ausgaben mehr sind. Ein Lord Lonsdale, der jetzt seine beiden Söhne ins Parlament bringen will, läßt Engländer auf seine Kosten aus Italien dazu holen.

Diese Art der Volkswahlen ist wirklich das Einzige in jehiger Zeit, was noch den Einrichtungen derselben Art bei den Alten gleichkommt, und man kann sich danach einen anschaulichen Begriff davon bilden. Man kann sich aber auch nicht erwehren, dabei zu denken, wie wirklich kindisch es ist, wenn Menschen sich einbilden, daß man so etwas nach Deutschland oder irgendwohin verpflanzen kann. Der Geist, aus dem es entspringt, der es in seinen rohesten Ausartungen selbst noch immer mäßigt und in seine Schranken zurückbringt, ist der Nation eigen, wie Nationen, ohne daß man einzelne bestimmte Rechenenschaft davon geben kann, verschiedene Eigentümlichkeiten haben, und in keiner Zeit würden ganz dieselben Einrichtungen anderwärts zu derselben Sache werden. Eine andere Nation



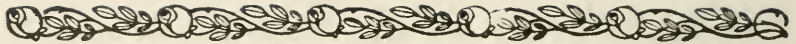
würde mit ihrer Eigentümlichkeit notwendig selbst etwas anderes daraus machen. Übrigens ist die Sache als Verfassung theoretisch nicht einmal ganz zu verteidigen, sondern hat Mängel, Nachteile und Gefahren genug. Sie ist aber wirklich zu einem Naturwerke geworden, ein Felsen, in dem sie steigen und sinken, sich manchmal so zusammenschieben, daß sie dadurch fester stehen und halten als sonst je möglich gewesen wäre, und dann ist in der Nation eine immer rege Vaterlandsliebe und ein gesunder Sinn, der keine Ausartung weit kommen läßt. Auch ist durch das ganze Land durch der Einfluß der vornehmen Familien, die darum bei weitem nicht alle mit dem Hofe zusammenhängen, aber alle das große Interesse haben, daß Ordnung, Gesezmäßigkeit und Stärke der Regierung erhalten wird, so groß und mächtig, daß doch alles eigentlich auf ihm beruht. Wie will man nun so etwas künstlich hervorbringen? Daher werden in Deutschland Stände nur immer dann gedeihen, wenn man sich so genau als möglich an altdeutsche Einrichtungen hält und nicht anders.



95. Caroline an Humboldt

Rom, 20. Junius 1818

Ubermorgen ist Dein Geburtstag, meine süße, liebe Seele, und wenn schon ich alle Tage mit gleicher Sehnsucht und Liebe an Dich denke, so ist es, als gäbe das Wiederkehren eines solchen Tages, der einem alles Glück des Lebens zuerst gegeben hat, der Sehnsucht einen doppelten Schwung. Wie lange überdem habe ich ihn nicht an Deiner Seite verlebt! Im Jahre 1813 warst Du schon in des Königs Hauptquartier gereist, im Jahre 14 sah ich Dich erst im Julius in Neuschâtel, im Jahre 15 kamst Du einige Tage darauf von Wien nach Berlin, im Jahre



16 warst Du in Frankfurt und ich in Karlsbad, 17 und 18 war ich hier. Nein, das ist zu viel, das kann nicht so bleiben. Ehe dies Jahr vollendet ist, hoffe ich, geliebte Seele, sind wir vereint und trennen uns nicht mehr, bis eine stärkere Gewalt uns trennt. Und das wird nicht lang sein. Du hast es oft gesagt, und ich ahnde die Wahrheit davon. Wir werden noch Jahre eines freundlichen Alters zusammen leben und nicht entfernt voneinander sterben. O mögest Du, meine geliebte Seele, den übermorgenden Tag heiter in Dir verbringen. An mich, an uns denkst Du, das weiß ich, und sehnsuchtsvoll denke ich auch Deiner.

Gestern empfing ich Deine Nr. 110 mit der Einlage von Theodors Hand. Seine Schriftzüge wiederzusehen ist mir schmerzlich und süß gewesen. Unwillkürlich liegt das Bild vergangener Jahre gleichsam aufgerollt vor mir. Alles, wie fern es ist, ist auch wieder so nah und so belebt durch den Anblick derselben Gegend, derselben Orte, wo das Schmerzlichste uns traf. Kann ich die Erinnerung des Tages, an dem ich Wilhelms schöne Augen brechen sah, von der von Theodors tödlicher Krankheit, seinem todesähnlichen Schlummer trennen? Wie nah war er mir damals, wie er im brennenden Fieber seinen Kopf an meinen Armen zu kühlen strebte, und wie fern ist er mir nun! Ich habe keinen Brief von ihm. Sage ihm nichts darüber, ein erzwungener Brief, der kann meinem Herzen nicht genügen. Deine große Güte und überschwengliche Nachsicht und das Glück, seine Mathilde zu besitzen, werden ihn vielleicht im Laufe der Zeit zurückführen. Ich will und muß es still abwarten. Gott Lob, daß Mathilde die ist, die sie scheint, gut, sanft und verständig, sie konnte das angenehme Äußere haben, das sie hat, und ein weniger liebes Gemüt.

Ich habe Deinen Brief Nr. 109 bekommen, wie ich unten bei Thorswaldsen saß, der meine Büste macht. Denn, denk dir nur, nachdem ich seit der Rückkunft aus Neapel neun Monate hier bin,

230



nachdem er ewig davon spricht, daß er sie machen müsse, weil die erste so schlecht sei und gleichsam wie ein falscher Wechsel auf seinen Namen laufe, kommt es doch erst in diesen allerletzten Tagen dazu, wo ich noch obendrein sehr angegriffen aussehe. Ich bin sehr angegriffen von dem Gedanken, Rom zu verlassen. Allein was hilft's? Ich hätte müssen unbescheiden sein, um es ihm abzuschlagen. Ich habe zweimal gegessen, jedesmal zwei Stunden. Den 30. will ich absegnen. . . .

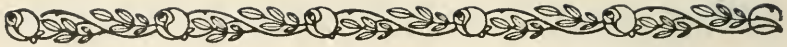


96. Humboldt an Caroline

London, 23. Juni 1818

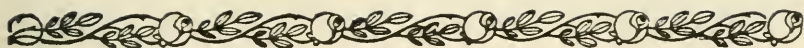
Du bist so gut und lieb, süße Li, daß Du gewiß gestern an meinen Geburtstag gedacht hast. Mir machte es anfangs Spaß, daß in den drei vereinigten Königreichen niemand außer mir sich daran erinnerte. Hernach aber erinnerte ich mich, daß Du mir im vorigen Jahr schriebst, daß es nicht recht sei, die, welche einem gut sind, so in der Unwissenheit zu lassen, und ob wir gleich gestern nicht allein aßen, ließ ich doch Bülow durch den Jäger sagen, ob er zu meinem Geburtstag mit mir trinken wolle. Aber entweder hat es der Jäger nicht ordentlich bestellt, oder es hat auch keinen Effekt gemacht. Denn Bülow hat zwar sehr freundlich mit mir getrunken, aber als wir hernach allein waren, der Sache auch nicht weiter erwähnt. So bin ich ganz unbemerkt in mein neues Jahr gekommen, in dem ich mir nichts wünsche, als daß ich recht bald Dich, einzig theures Herz, mag in meine Arme schließen können, und daß Du mir gesund, heiter und glücklich bleibst.

Von Berlin weiß ich immer nichts, nur sind alle Menschen, die daher oder aus der Nähe kommen, unzufrieden.



Ich habe, süßes Herz, Deinen Brief vom 2. bekommen und mich unendlich an der Beschreibung Deiner Spaziergänge in L'Ariccia und Albano gefreut. Es ist der Ort und die Gegend, nämlich die um die beiden Seen, die mir auf Erden die liebsten und heiligsten sind. Ob ich sie nur je wiedersehen werde? Du hattest, wie es scheint, den armen Casino seit des lieben Wilhelms Tode nicht wieder betreten. Ich war einmal darin, wie Du in Paris warst, allein seitdem, glaube ich, auch nicht weiter. Es ist nichts so rührend, als die Stellen wieder zu sehen, wo man so die Macht des Schicksals erfahren hat, und es ergreift noch mehr, wenn man sie gleich nachher nicht fortbauend bewohnt hat. Der Tod der teuren Kinder hat uns selbst dem Boden geeignet, liebe Li, der sie birgt, und ich sehe das immer als ein eigenes Geschick an. Wir beide waren, noch ehe wir je es gesehen hatten, dem Lande durch unsere innersten und eigentümlichsten Neigungen geneigt und verwandt, und die Gegenstände, mit welchen das der Fall ist, werden einem immer die Quelle des höchsten Glücks und der tiefsten Schmerzen. Es haben gewiß viele Menschen Freude am Altertum und selbst leidenschaftliche Neigung dazu. Aber mit allem Verlangen, Gedanken und Gesinnungen darin leben, wie ich, tut schwerlich sonst jemand auf Erden. Ich kann es nicht anders beschreiben, als daß es mir eine wahre und die einzige echte Heimat ist, alles, was in der Geschichte darauf folgt, ist mir gleichgültig, und die Gegenwart kommt mir nie anders als eine öde Wirklichkeit vor, von der mich die Neigung ewig entfernen würde, wenn nicht eine traurige Notwendigkeit zwänge, darin einzugreifen und sich ihrer anzunehmen. Ich kann auch nicht sagen, daß es etwas Einzelnes ist, das mich in den Alten so fesselt, so sehr ich ihre Kunst, ihre Dichtung, selbst vieles in ihren Sitten und ihrer Lebensweise liebe. Es ist vielmehr der Geist im ganzen und allgemeinen, seine Einfachheit und seine Fülle, seine Stärke

232



und seine Zartheit, seine Natürlichkeit und seine Größe. Ich habe seit vielen Jahren eigentlich nicht die Alten studieren können, denn das Studium fordert doch viel Zeit und ein von anderen Gedanken reines Gemüt, ich habe also indes nur Weniges und flüchtig gelesen, manchmal in vielen Monaten nichts als täglich einige Blätter im Homer, allein sie bleiben mir darum immer gleich nah, und ich glaube, das würde sich nie ändern, wenn ich auch nie mehr einen Schriftsteller in die Hand nehmen könnte. Hier wird einem Athén wenigstens sehr anschaulich durch die Elginschen Monumente, das Panorama, eine Menge Menschen, die dort waren und viele Zeichnungen. Ich benutze das vorzüglich und halte es für den Hauptgewinn, den ich von London mit wegnehmen werde.

Ich war gestern wieder bei einer Wahlversammlung in Guildhall, dem Rathause des ältesten Theils von London, der City. Es ist der Saal, in dem die Souveraine 1814 speißen, wo ich mit war, eine ungeheure gotisch gebaute Halle, wie eine große Kirche, und ganz frei, durch nichts zerstückelt, denn einige Monumente auf Pitt*), seinen Vater, Nelson ußf. stehen nur an den Wänden herum. Die gotischen Verzierungen sind einfach aber sehr edel, die Fensterscheiben bunt gemalt, aber nicht vorzüglich. Ich hatte einen sehr guten Platz auf dem Gerüst, wo die Wahlbewerber stehen. Unmittelbar unter uns saßen die Schreiber und kamen die Stimmgebenden, und einen Schritt weiter, aber durch eine Barriere gesondert, die wogende Volksmasse, vielleicht 4—5000 Menschen, die sich so drängen, daß sie keinen Augenblick still stehen können. Auf zwei nicht großen Balkons waren Damen. Wie nun die Stimmegebenden kommen, so jauchzt oder zischt das Volk, und oft beides zugleich nach Verschiedenheit der Parteien, und die Be-

*) William Pitt, geb. 1759, † 1806. Das Haupt der Whigpartei und Gegner von Fox.



werber bedanken sich, theils selbst, theils durch ihre Freunde bei denen, die für sie stimmen. Es werden dort vier Parlamentsmitglieder erwählt, und es sind fünf Bewerber, vier von der Opposition, einer der ministeriell ist, ein alter Mann. Gegen den, obgleich er auch viel Stimmen hat, ist das Volk sehr aufgebracht. Denn Du mußt wissen, daß die 4—5000 Menschen, die den großen Lärm machen, gar kein Recht zu stimmen haben. Es ist Pöbel, nur das Altkompagnement der eigentlichen Musik. Als der alte Mann, den sie nicht lieben, am Ende, wie immer geschieht, an seiner Reihe sprechen wollte, machten plötzlich fast alle im Saal ein solches Gebrumme und Gemurmel, daß er schlechterdings nicht zu Worte kommen konnte. Er blieb aber ganz guter Laune, wünschte ihnen guten Appetit zum Mittagessen und ging ab. Beim Weggehen aber riefen sie ihm noch alle nach: schäme Dich, schäme Dich! Einzelne aus dem Haufen reden auch die Bewerber an, machen ihnen Vorwürfe über ihr öffentliches oder Privatleben und fordern Rechenschaft. Gestern sagte einer dem Alten, er wolle sechs Stunden bleiben, um recht alles gegen ihn zu tun, was er könne. Ein Quäker sagte einem anderen der Bewerber: Ich gebe Dir meine Stimme, weil ich glaube, daß Du wenigstens die Hälfte von dem tun wirst, was Du versprochen hast.

Lord Castlereagh war gestern in großer Gefahr. Die unruhigste Wahl ist, wie ich Dir neulich schrieb, die im Freien in Westminster. Er kam, um als Bürger seine Stimme zu geben. Der Hunt, der ein verworfener Mensch ist, erkannte ihn und sagte es dem Pöbel, daß er es sei. Das hieß, diesen auf ihn heßen. Castlereagh blieb sehr ruhig, obgleich die Menge mit den ärgsten Schimpfwörtern hinter ihm vordrängte und mit Rot auf ihn warf, der ihn auch zum Theil traf. Er ging langsam, als wenn nichts wäre, allein an einer Ecke wurde es so, daß er sich in einen Laden flüchten mußte. Es war im Augenblick ein Andrängen, wo er selbst



sagt, geglaubt zu haben, daß es nun vorbei sei. Denn hätten sie ihn einmal niedergeworfen, so kam er wohl auf keine Weise mit dem Leben davon. Es gibt nichts so Schreckliches als eine Pöbelmasse. Die versammelten Tausende werden wie ein einziges, nur einen Körper habendes unsinniges und bewußtloses Tier, und es ist an keine Beschwichtigung und Verständigung mehr zu denken. In der Regel aber, und diese ganz verworfene, meist bezahlte Masse, die jetzt bei der Westminsterwahl zusammenläuft, ausgenommen, weiß das englische Volk sehr gut die Schranke zu finden, selbst jene Masse hat ihr richtiges Gefühl bewiesen. Denn seitdem sich Hunt erlaubt hat, etwas ganz Schändliches auszusprechen, verhöhnen sie ihn selbst, lassen ihn nicht zu Worte kommen und haben ihn gleich zur Abbitte gezwungen. Es hatte ihm nämlich einer aus dem Haufen, was wahr ist, vorgeworfen, daß er seine Frau verlassen habe und mit einer anderen lebe, und Hunt hatte mit einer Beschuldigung geantwortet, die das Schrecklichste hier ist, was man sagen kann.

Das Interesse aber, diese Dinge zu sehen, ist hier allgemein. Die vornehmsten Damen suchen hinzugehen.



97. Humboldt an Caroline

London, 26. Junius 1818

Du hast also den Jahrestag Deiner Ankunft in Rom wieder dort zugebracht? Es freut mich sehr. Was Du mir von den Vasen sagst, hat mich ungemein interessiert. Die Erde ist gewiß viel länger bewohnt, als man so gemeinhin denkt, und viel Schönes mag in Nacht zurückgewichen sein. Und die ungeheure Menge der Gestorbenen! Die ganze Erde ist eigentlich ihre Asche.



Man verliert sich, wenn man sich auch nur in den Gedanken aller der vergangenen Jahrhunderte, der aufeinandergefolgten Geschlechter, bloß in ihre Zahl und Masse vertieft. Alle haben empfunden, getan und gelitten, keines ist ganz spurlos vorübergegangen, wenn man sie auch nicht mehr an den Spuren erkennt, und von Zeit zu Zeit kommen nun die Denkmale hervor, die auf einmal einen Schimmer rätselhaften Lichts in das Dunkel werfen.

Dieser Fund ist besonders wunderbar. Denn dafür, daß die Peperinbildung so viele Zeit voraussetzen läßt, ist doch das Gefundene dem Bekannten und viel Jüngeren zu ähnlich. Vielleicht gibt es Naturrevolutionen, in welchen jene Bildung schneller und auf kürzerem Wege vor sich geht. Daß die Hauptvase die Form einer Wohnung hat, ist allerdings sehr rührend, wie jede Übertragung der Begriffe der Wohnung auf das Schattenreich. Wohl ist es das Haus, in dem man am längsten weilt. Man kann eigentlich nur zwei Empfindungen beim Tode haben, entweder sich für die Ewigkeit aufzubewahren und einzumauern, wie die Ägypter vielleicht es mit den Pyramiden meinten, oder so schnell als möglich den irdischen Stoff wieder den Elementen zu vermählen. Das Verbrennen, wenn es nicht in der Ausübung so schwierig und daher wenig lieblich gewesen wäre, war die schönste Idee dafür. Es vereinigte eigentlich beides. Der Körper ging in das All über, und das Häufchen Asche kehrte in die Nähe der Lebendigen zurück, und ganze Geschlechter konnten in engem Raum beisammen wohnen. Unser Begraben in der Erde ist auch sehr gut, die dünnen Bretter, die den Körper von der Erde scheiden, halten sein Vermischen mit ihr nicht auf, es geht still und verborgen vor, der ganze, immer wiederkehrende Wechsel der Natur geht alljährlich darüber, und es ist eine freundlicher wehmütige Idee, auf solchem Grabhügel zu sitzen, als wenn er bloß eine Urne birgt. Dies Begraben ist weniger flüchtig im Augenblick und weniger dauernd für die Länge,

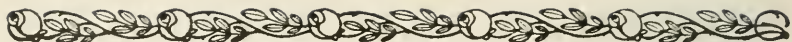
236



und zu lange muß der Mensch nicht dauern. Er kommt dann in Geschlechter, denen alle nähere Theilnahme an ihm fremd ist. Die Erde ist ihm immer nah und immer vertraut, und es ist schöner, daß er sich in ihr verliert und nur der auch nach und nach verhallende Klang seines gewesenen Daseins bleibt. —

Von Hermann wünschte ich wohl, daß er eigentlich gelehrt würde, gar nicht aus irgendeiner äußeren Ursache, aber es hat etwas Störendes, daß, da Alexander und ich immer im Wissen und Forschen und Lernen leben, Du ebenso bist, nun das mit uns auf einmal abbricht und vieles, was wir täglich gedacht und empfunden haben, den Kindern ein ewig fremder oder nur halbverstandener Laut bleibt. Und doch ist auf die Mädchen nicht zu rechnen. Die arme Caroline ist zu kränklich gewesen und muß sich doch auch noch sehr schonen, und Adelschen und Gabrielen kann der Geschmack wenigstens immer nur halb kommen, da ihre Männer auch, wie durch ein eigenes Schicksal, anders sind, und sie so früh diese Verbindungen angeknüpft haben.

Es ist unglaublich, was dem Menschen entgeht, wenn ihm die Alten nicht nah und immer zugänglich sind. Wer es nicht kennt, fühlt es freilich nicht. Aber man fühlt es an ihm, und wenn ihm der Sinn auf einmal aufgehen könnte, so würde er wie ein neues Leben empfinden. Man hat eine ganz andere Kraft, dem Schicksal zu begegnen, und eine ganz andere Lust, ihm durch seine Höhen und Tiefen zu folgen. Wem es fehlt, dem mangelt auch, je nachdem er gebildet ist, bald Zartheit, bald Freiheit, und kein anderes Studium, keine andere Neigung des Geistes kann es ersetzen, da hingegen es selbst sich mit allen friedlich vereinigt. Es ist gar darum nicht nötig, viel Lateinisch und Griechisch zu wissen, man kann selbst beide gewissermaßen entbehren. Aber in einem Manne kommt das, was einem nicht fehlen darf, selten hervor, als wenn er durch das Studium hindurch geht, und darum vorzüglich ist



dieses so unentbehrlich. Es ist jetzt nichts in Hermann, was mir die Hoffnung benähme. Aber recht viel in den Umständen, die sie überhaupt nicht sicher hegen läßt. Die Zeit und der Sinn sind nicht mehr still und ruhig genug dazu; das Soldatenwerden, die Unsicherheit der Zukunft, die vergangenen Begebenheiten haben allen Menschen das bloße Brüten über scheinbar kleine Verhältnisse der Vergangenheit bald verwehrt, bald verleidet. Das Kind und der Jüngling kommt auf Schulen und Universitäten nicht mehr in die rechte Atmosphäre, die jene Studien ehemals von selbst begünstigte und gedeihen ließ. So kommt es mir vor. Man muß indes sehen. Der Geist im Menschen kommt doch eigentlich immer zum gleichen Ziel, und ist ein Weg versperrt, bildet er sich einen neuen. Lebe wohl, meine allergeliebteste, teuerste Seele. Ewig Dein H.



98. Caroline an Humboldt

Rom, 1. Julius 1818

Ich habe gestern Deinen Brief vom 9. Junius bekommen, meine geliebte Seele. Morgen reise ich ab, und es sieht wunderbar konfus bei mir aus, und in meinem Innern ist es sehr trübe. Du wirst mich nicht verkennen, denn Du weißt, was es ist, von Rom zu scheiden. Ich komme nach dem Bade vielleicht wieder, je nachdem mich nun die Briefe leiten, die ich indes von Dir bekomme, und mein Befinden sich macht, aber das nimmt mir nicht den Schmerz des Abschieds von dieser einzigen Stadt und den Gräbern meiner Kinder.

Wir haben vorgestern einen sehr traurigen Fall hier gehabt. Der vielversprechendste aller hiesigen jungen Künstler im Fach der Landschaftsmalerei, Fohr aus Heidelberg, ist beim Baden in der



Federzeichnung von Thilman Joch

Ritter Sagen mit den Donauniren



Siber ertrunken. Es betraf mich, es zu erfahren, gerade in dem Moment, in dem ich nach der Girandola fahren wollte, ich kann Dir nicht sagen, wie sehr es mich geschnitten hat. Er war der, der die Landschaft machen sollte, die ich den Kindern schenken wollte. Er war wenige Stunden vorher im Hause gewesen, denn er wollte mit Wach, Lengerich und Lund heut auf zwei Monate ins Florentinische gehen — und nun auf eine so schmerzliche Weise verloren! Er war 22 Jahre alt, das ausgezeichnetste Talent, was in seinem Fach hier war, er wäre mit der Zeit auch Historienmaler geworden. Seine letzte Zeichnung, am Vormittage des 29. gemacht, ist ordentlich vorbedeutend. Er hatte den Ritter Hagen aus dem Nibelungenlied gemacht, der an dem Flusse weilt, an dem die Niren ihm den Tod, den unabwendbaren, verkündigen, der seiner harret — und den Abend fand er ihn in der Strömung der Tiber, für die er nicht gut genug schwimmen konnte! Vater, Mutter und sieben Geschwister leben, deren Stütze er sein sollte!

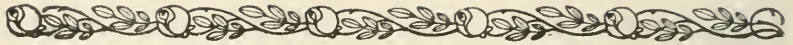
Meine süße Seele, nimm heute mit diesen Zeilen vorlieb. Mein nächster Brief ist aus Nocera, alles rennt, packt und lärmt um mich.



99. Caroline an Humboldt

Nocera, 9. und 10. Julius 1818

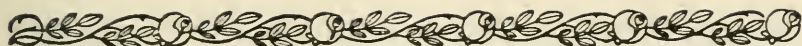
Wir sind am 5. angekommen und haben uns auf der Reise leidlich befunden. Der Weg, den wir gemacht haben über Terni, Spoleto und Fuligno, ist in dieser Jahreszeit mit das Schönste, was man sehen kann, eine Vegetation, deren Schönheit und Üppigkeit ich nur mit der auf dem Wege nach Neapel vergleichen könnte, denn selbst um Rom reicht nichts dahin.



Wir waren unbeschreiblich ergriffen, Rom verlassen zu müssen, die Hausgenossen begleiteten uns noch bis nach der Storta.

Hier wohne ich ganz lieblich, das Beste hier ist unstreitig die Luft, die Gegend ist eine deutsche Berggegend mit sehr vielen Eichen, ein eingeschlossenes Tal, das höhere Berge umgeben, die aber nicht von ausgezeichneter Form sind. Die Kinder kommen sich beinahe wie auf eine wüste Insel verschlagen vor. Die Natur hat etwas ungemein Rauhes, und dazu kommt noch, daß wir seit vier Tagen alle Nachmittage die furchtbarsten Gewitter haben. Die Wolken können sich aus dem engen Tal nicht wieder herausheben, und der Regen stürzt in Strömen herunter. Es ist so rauh, daß man wähnen könnte mitten im Herbst zu sein. Nocera wäre kein Ort für Dich, meine süße Seele, am Abend ist es förmlich kalt. Mein ganzes Studium geht darauf, mir die Kinder heiter zu erhalten. Mit Gabriellen geht es schon. Sie hat allein schon eine stille Freude an dem Verrinnen der Zeit und lebt auch viel in den Träumen ihres Herzens. Allein Caroline bedarf Zerstreuung von außen, nicht eben ein Welttreiben, aber doch eine Bewegung. Sie versinkt sonst leicht in hypochondrische Stimmung, und diese wirkt auf ihr physisches Befinden zurück.

Du wirst aus meinen früheren Briefen gesehen haben, daß ich es mir auch schon als möglich gedacht habe, daß man Dich nach der Zusammenkunft in Aachen nach Frankfurt schickte. Nehme ich alles zusammen, so kommt mir dies sogar ungemein wahrscheinlich vor. August schreibt mir vom 11. Juni von Tegel: „Des Vaters Wunsch, zurückzukehren, ist nun überall kein Geheimnis mehr.“ Er schreibt auch von dem Gerücht einer neuen Ministerialveränderung, nach welcher Ladenberg Finanzminister, Klewis Chef der Generalkontrolle und Rother Schatzminister würde. Man könnte nur zu so häufigen Veränderungen sagen: „Büchsen rührt euch!“ Der, der Gabriellen in den letzten Tagen bat, keinen



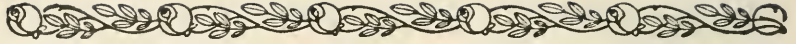
Italiener zu heiraten [Gneisenau], hat mir auch kürzlich geschrieben und folgende Stelle kommt in seinem Brief vor: „Da Ihr Herr Gemahl nicht länger in London ausharren will, so rechnen wir darauf, ihn wieder hier in Berlin zu sehen, und dieser Umstand erweckt uns die Hoffnung, daß auch Sie sich gefallen lassen werden, von Ihrer Tiber zu unserer Spree zurückzukehren und einen Lichtpunkt unserer Hauptstadt zu bilden. Da auch ich künftig ein Mitbürger Berlins sein werde, so ist mir an der Verwirklichung dieser Voraussetzung um so mehr gelegen.“ — Ich glaube immer, daß der Staatskanzler doch viel zu hören bekommen wird, wenn er Dich nicht auf eine Dir angemessene Weise in Berlin placiert.

Ich habe es gut gefunden, Nibbio einige Tage vor meinem Weggehen aus Rom von dem Schritte, den Du getan, um rapPELLIERT zu werden, zu unterrichten. Er gehört immer zu den Besseren, zu denen, die das Gute wollen. Er schien sich darüber zu freuen, obgleich er doch eine entschiedene Vorliebe für den Posten in England hat. O ja, es hätte mir auch den größten Spaß gemacht, so Deine eingerichtete, glänzende Wirtschaft zu befehen, mein geliebtestes Herz. So aber wirst Du, liebes Leben, wohl die meine in Burgörner mit mildem Blick zu betrachten belieben.

Der Staël ihr Buch war noch nicht in Rom, in dieser Einsamkeit möchte ich es wohl haben. Sie war immer eine merkwürdige Frau, aber die Tiefe und die Höhe der Menschheit waren ihr durch früh ausschließlich einseitige französische Bildung doch wohl verschlossen.

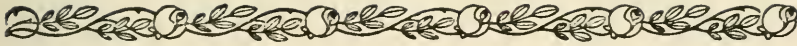
Ich breche hier ab, meine Seele, und sende meinen Servitore nach Nocera.





Sch bin gestern die Phigalischen Basreliefs, die Du genau aus den Wagnerschen*) Kupferstichen kennst, durchgegangen, obgleich ich sie schon sehr oft im ganzen angesehen hatte. Ich kenne keine Vorstellung des Altertums, die einen so zweifelhaft läßt und so immer zweifelhafter macht, je mehr man sie ansieht, als diese Basreliefs. Auf den ersten Anblick kommen sie einem als eine rohe, nicht recht ausgeführte Arbeit vor, und manche halten sie daher für eine spätere Ausführung früherer Kompositionen, die man nachher nur nachbildete. Daß es mit der Zeit so sicher stünde, als Wagner in der Vorrede sagt, ist nicht richtig. Mit den Basreliefs des Parthenon ist die Vergleichung dieser sehr merkwürdig und hier sehr leicht anzustellen, da sie zum Teil in demselben Zimmer stehen. In denen des Parthenons ist auf eine wirklich unbegreifliche Weise die Gestalt in allen ihren Modifikationen und die Idee vorherrschend. Jeder kleinste Zug ist auf das Schärffste bestimmt, jeder Strich vollkommen rein; das fehlt bei weitem in den Phigalischen. In denen vom Parthenon ist alles fortschreitend, lebendig, froh, es ist ein buntes Gewühl des mannigfaltigsten und höchsten sinnlichen Lebens, ohne bedeutende einzelne Empfindung. Die von Phigalea haben trotz der gewaltsamsten Kämpfe dennoch diesen Ausdruck des Lebens weniger, aber dagegen einen viel stärkeren der Empfindung. Sie tragen einen mehr sentimentalen Charakter an sich, der indes auch schon in der Natur eines Kampfes zwischen Männern und Weibern liegt. Denn Du wirst auch bemerkt haben, daß in allen Amazonenvorstellungen auf alten Kunstwerken, sowie der Kampf geendet, der eine ver-

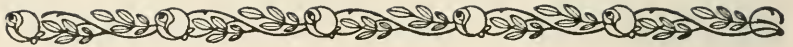
*) Johann Martin v. Wagner, geb. 1777, † 1858, Bildhauer, der die äginetischen Gruppen in Griechenland erwarb. Seine Zeichnungen des Frieses vom Apollotempel in Phigalia, gestochen von Ruscwewich, waren 1814 in Rom erschienen.



wundet oder getötet ist, nicht, wie bei Vorstellungen von Männerkämpfen, noch Erbitterung und Wut im Sterben fortbauert, sondern gleich Wehmut und Mitleid an die Stelle tritt.

Da ich jetzt so oft und so lange bei diesen Kunstwerken bin, die, ohne irgend andere als menschliche Gegenstände geben zu wollen, doch einen höchst idealischen Charakter an sich tragen, so habe ich mehr darauf achtgegeben, worin dieß Idealische der Kunst liegt. Winckelmann*), der es immer eigentlich im Gegenstande sucht, in einer Vereblung der menschlichen Form, einer Erweiterung der Züge, einer geringeren Andeutung der Muskeln, einer Weglassung gewisser Details, wie z. B. der Adern, verliert sich, dünkt mich, in etwas, das theils unmöglich wäre, theils als vage und unbestimmt aus der Kunst herausgehen würde. Auch hat der wunderschöne Torso des Neptun vom Fronton des Parthenon sehr deutliche Adern, und es ist überhaupt merkwürdig, wie auch an den Pferden überall sorgfältig die Adern angedeutet sind. Mir scheint vielmehr dieß Idealische darin zu liegen, daß man bei einem Kunstwerk, was nicht dahin gelangt, einen unbestimmten, verwirrenden Eindruck einer Menge nirgendß recht zusammenstimmender Einzelheiten erhält, hingegen bei einem wahrhaft idealischen durch alle diese hindurch unmittelbar auf die wesentlichen Eigenschaften des organischen Baues, und sogar, wo das Höchste erreicht ist, auf die Eurhythmie der Umrisse selbst geführt, oder vielmehr von beiden, wie von einem elektrischen Schläge, in einer übrigens ganz individuellen Figur getroffen wird. Denn, daß es ebenso ein Gefallen an den Verhältnissen auch der ganz bedeutungslosen Gestalt (Kreisen, Winkeln, Linien) wie in den Tönen, nur schwächer und weniger mannigfaltig, gibt, ist, dünkt mich, unleugbar. Daher kommt es nun auch, daß trockene, steife, eckige Zeichnung, wenn sie nur von jenem Sinn für die Reinheit und Einfachheit der Gestalt durchdrungen ist, allemal

*) Joh. Joachim Winckelmann, geb. 1717, † 1768, Altertumsforscher.



mehr Eindruck macht und mehr Wirkung hervorbringt als die unmittelbar aber auf unrechtem Wege auf Schönheit, Leben und Bewegung ausgehende. Man darf, um dies zu finden, nur ägyptische Skulptur mit ganz moderner, wie z. B. Bernini vergleichen. Daher hat man auch sehr unrecht, wenn man sagt, daß die Kunst von der Nachahmung der Natur ausgeht, man könnte richtiger sagen, daß sie von der Mathematik, als der Urharmonie der Gestalten, ausginge. Der Künstlersinn muß von diesem reinen Sinn für Gestalt und Eurhythmie anfangen, sich durch die Natur bis zu dieser durcharbeiten und dann freilich, indem er der Natur immer treu bleibt oder vielmehr ihr erst so recht treu wird, diesen Sinn wieder in seinem Werk ausdrücken. In den griechischen Bildwerken ist dieser Sinn äußerst sichtbar. Denn sowohl in den einzelnen Figuren als in den Gruppen ist immer wieder darauf gesehen, daß die Umrisse, auch da, wo sie für die Organisation bedeutungslos sind, doch angenehme Mannigfaltigkeit und Verhältnisse geben, und in den Figuren selbst ist weit mehr auf Schärfe und Bestimmtheit als auf Reiz gesehen, weit weniger Härte als Unbestimmtheit geflohen. Wirklich kann man darin die ägyptische Kunst wahrhaft als die Grundlage ansehen, wenn sie es auch historisch gar nicht gewesen sein sollte. Der Ausdruck des Geistigen bezieht sich in der Kunst immer auch auf die Gestalt, soll nicht gerade diese oder jene bestimmte Gesinnung, wo vom Idealischen die Rede ist, ausdrücken, sondern mehr allgemeine Eigenschaften, Klarheit, Reinheit, Kraft, Güte uff. Dieser innere von der Natur gegebene Sinn unterscheidet nun die Nationen, welche bestimmt sind, Kunstwerke hervorzubringen, und die, welche ewig nur Unholde machen. Die Natur vor den Augen beider ist dieselbe, aber die einen tragen etwas in sie oder sehen es in ihr, was den andern schlechterdings fremd bleibt. In den Mißgeburten der Chinesen, Indier, Mexikaner ist immer eine gewisse Naturansehung sichtbar. Aber es ist,

244



als hätten sie äußerlich den Umriß der Figur nachzeichnen wollen, ohne je ihren Begriff zu fassen, ohne je zu dem Punkte zu kommen, aus dem heraus sie sich von innen selbst bildet und gestaltet. Die Griechen hatten dafür den schönsten und reinsten Sinn und ebenso für die Rhythmiß in den Tönen, sie lebten wirklich in der Idee der Natur, nicht in ihrem äußeren vergänglichen Reiz.

Ich bin so ins Schreiben gekommen, süßes Kind, daß das Blatt fast voll ist, und habe gar noch nicht so von den häuslichen Dingen gesprochen, die uns beide umgeben.

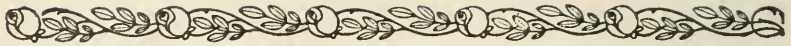
Ich freue mich ausnehmend, daß Du mit meiner Antwort an den Staatskanzler zufrieden gewesen bist. Wenn man nicht ganz unangenehme Dinge sagen will, wie es nie meine Absicht ist, so ist es immer schwer, die gehörigen Gründe anzugeben, warum man sich vor gewissen Anstellungen scheut. Viel schlimmer wird es noch sein, wenn ich, wie doch kommen wird, mit dem König davon sprechen muß.



101. Humboldt an Caroline

London, 14. Julius 1818

Ich habe, liebe Li, Deinen Brief von meinem Geburtstag bekommen. Du bist unendlich lieb und gut, daß Du mir an dem Tage selbst geschrieben hast, es hat mich innig gerührt, und die Künstler sind uns sehr gut und uns wahrhaft ergeben. Wo fänden sie aber auch je eine wie Dich, die Du einen Anteil an ihnen und ihren Arbeiten nimmst, der rein und unmittelbar aus dem Gefühl der Kunst entspringt, und von allen den Dingen rein und frei ist, die man gewöhnlich die Künste beschützen nennt. Sehr geschmerzt hat es mich, Dich noch so leidend zu wissen. Möchte ich nur wenigstens die Beruhigung haben, bei Dir zu sein und selbst für Dich sorgen zu können. . . .



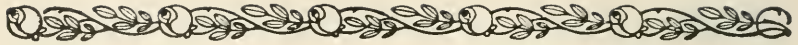
Über mich, was mir, da unser früheres oder späteres Zusammenkommen davon abhängt, jetzt wichtiger als alles übrige ist, weiß ich schlechterdings keine Silbe mehr. Ich habe gestern eine vom Staatskanzler unterschriebene Depesche vom 21. v. M. bekommen, die aber kein Wort über Aachen enthält, und die mir über die Zusammenkunft schon unterm 9. Julius versprochene ist noch immer nicht angekommen. Von Laroche*) habe ich über mein Gesuch der Abberufung einen äußerst hübschen Brief, aus dem ich Dir die ganze Stelle abschreiben muß: „Daß Du Deine Zurückberufung verlangt hast, hat hier große und verschiedene Sensation gemacht. Die meisten kennen Dich nicht als einen Mann, der geneigt ist, der einfachen Ansicht der Umstände und Verhältnisse, dem inneren Wohlfühlen, der Liebe zu seiner Familie zu folgen, und suchen allerhand politische An- und Absichten darunter; man lasse sie. Ich genehmige es über die Maßen, und so alle, welche eines besseren Denkens fähig sind. Ich habe mich sehr über Deinen Entschluß gefreut, und mir ist ein biblischer Spruch dabei eingefallen: Gott lasse es Dir übrigens gesegnet sein! Hier geht die Rede, man werde Dich nach Frankfurt an den Bundestag senden, und darüber ist ganz allgemeine Freude aller. Da freue ich mich denn auch mit. Ist die Sache unwahr, so halte ich für ganz außerordentlich gut, daß Du den Leuten zeigest, daß Dich nicht Gehaltsgeiz noch Ehrgeiz fesseln, daß Du der Welthandel entbehren kannst und freudig Dir selbst und den Deinen leben. Beharre dabei, es tut gewiß im ganzen gute Wirkung, und ich stehe dafür, die andern kommen zuerst wieder.“

Du wirst, süße Li, mit mir der Meinung sein, daß es nicht möglich ist, eine vernünftigere Ansicht der Sache zu haben; man sieht recht daraus, wie die richtige Beurteilung der Verhältnisse weit mehr aus der eigenen Einfachheit des Gemüths als aus dem

*) Carl v. Laroche, geb. 1766, † 1839. Vgl. Bd. I.



Verstande entspringt. Er hat vollkommen recht. Wenn ich nach Frankfurt ginge, würde es jedermann loben, die meisten würden sich aus ganz reinen Ursachen freuen, aber sehr bald würde sich beides legen. Man würde sehen, daß ich dort keine Wunder tun kann, und die, die Vertrauen zu mir hätten, würden mich wieder anderswohin und doch immer zuletzt nach Berlin wünschen. In Rücksicht auf mich aber würde es bloß, und nicht mit Unrecht, als ein bloßer Wechsel von Stellen angesehen werden. Man würde bloß meine eigene Konvenienz darin finden. Man würde sagen: wäre es ihm eigentlich um das Wirken zu tun gewesen, würde er sich von Anfang an um Frankfurt beworben haben, und da würde es ihm nicht haben entgehen können. So aber nimmt er es jetzt, weil er sieht, daß keine andere Stelle da ist, und er eine Stelle doch haben will, und hat sich erst nicht darum bemüht, weil ihm England glänzender und einträglicher vorkam. Wirklich ist das auch nicht unwahr, und ich würde mich selbst anklagen, wenn ich nicht meine Gründe genau wüßte und klar darlegen könnte. Ich habe, wie ich aus Paris nach Frankfurt kam, viel Lust zur Stelle am Bundestag gehabt, schon aus dem natürlichen Grunde, weil es gerade vielleicht die einzige Stelle ist, von der ich selbst überzeugt bin, daß kein anderer gleich gut dazu paßt. Wie die einfältigen Vorfälle mit H[ae]nlein] waren, habe ich es wieder, obgleich die Lust da nicht mehr vorhanden war, auf das Reiflichste überlegt, allein die Überzeugung gefaßt, daß bei Erwägung aller Umstände, die ich hier aus Gründen, die Du fühlst, nicht wiederholen mag, mit der Stelle nie, wie es einmal steht, Ehre und Genugthuung zu erlangen war, und so habe ich mit völliger Übereinstimmung meines Gewissens mich davon ferngehalten. Die Umstände sind nicht allein dieselben geblieben, sondern die Gründe, die mich davon abhielten, haben sogar viel mehr Stärke gewonnen. Ich bin also ganz konsequent, auch jetzt den Posten auszuschlagen,



und wäre das Gegentheil, wenn ich ihn nunmehr annehmen wollte.

Daß Caroline*), von der ich auch einen Brief habe, ganz für Frankfurt ist, sagte ich Dir wohl schon. Runth bittet mich sogar, mich nicht in ein zu schneidendes Dilemma zu setzen, entweder alles aufzugeben oder in Berlin angestellt zu sein. Allein ich folge diesmal nur unserer Meinung, Deiner, meine inniggeliebte Seele, und meiner eigenen, und nehme Frankfurt auf keine Weise an. Das ist indes immer möglich und dagegen könnte ich nichts sagen, daß ich auf einige Zeit nach Frankfurt gehen muß. Du weißt, daß die Geschäfte, die ich dort außer dem Bundestag hatte, bei meinem Weggehen noch nicht geendigt werden konnten und noch der eigentliche Traktat darüber zu machen ist. Was noch fehlt, beruht auf Entschliefungen, die man unstreitig in Aachen nehmen wird. Ich mag nun dahin gerufen werden oder nicht, so kann man mich leicht nach Frankfurt schieben, jenes zu beendigen, und da ich selbst bei meinem Weggehen dort gefordert habe, daß nur mir die letzte Beendigung vorbehalten würde, so könnte ich es auf keine Weise ablehnen. Künstlicher Weise kann man mich alsdann wieder vor Goltz, für den übrigens die Freude über das Gerücht meiner Ernennung nicht sonderlich erfreulich sein kann, auf eine Zeitlang als einen Stellvertreter auch mit den Bundesgeschäften beauftragen. Allein ich werde das nicht annehmen ohne das sichere Versprechen, daß es nur auf diese Zwischenzeit ist.

Nach Rußland schreibe ich noch nicht, bis ich nicht die angekündigte Depesche über Aachen vom Staatskanzler habe. Erst wenn er mich nicht hinruft und mir über mich nichts sagt, tue ich es, sonst nicht. Man muß mit Schonung und Langmut verfahren, ich bin doch sehr lange sehr gut mit dem Staatskanzler gewesen, und er steht mit einem Fuß im Grabe. Kann ich, ohne aus-

*) Wolzogen.



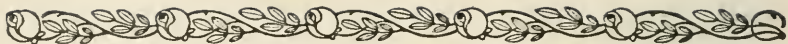
gesprochenen Bruch (denn der Bruch ist schon jetzt da), herauskommen, tue ich es lieber. Wenn ein Mensch tot ist, kann man nichts wieder gut machen, und ich scheue die Erinyen und die Nemesis. Es bringt mich auch das Schreiben nach Rußland um nichts weiter, denn, hat er meinen Brief nicht geschickt, so beschließt der König doch ohne ihn nicht. Als Drohung und als äußerstes Mittel, wenn er es zu arg macht, war und ist es indes sehr gut. Zusammen, liebe Seele, leben wir jetzt gewiß, und das ist das einzige, was ich fest im Auge behalte, und was mich unendlich schon in Gedanken beglückt. Aber sonst habe ich über den Erfolg keinen bestimmten Begriff. Manchmal ist mir's, als ließen sie mich ruhig gehen, und das wäre mir jetzt das liebste. Ich liebe den Streit nicht, und die Wirkung entstünde doch hier auch durch die stille That, wenn selbst alles ganz ruhig auseinanderginge. Lebe jetzt wohl, einzig und innig geliebte Seele. Ewig Dein H.



102. Caroline an Humboldt

Nocera, 17. Julius 1818

Es bleibt mir noch manches in Deinen letzten Briefen zu beantworten übrig, meine teure, geliebte Seele. Fürchte ja niemals, indem Du Dich der Vergangenheit und der geliebten Toten erinnerst, bittere Gefühle des Schmerzes in mir zu erwecken. Nein, sie sind süß, sie haben sich im stillen Vorschreiten der Zeit mit meinem Leben verwebt. Was mir sehr weh getan hat und noch immer tut, ist, gar kein Bild von dem holden Wilhelm je gehabt zu haben, nichts, woran die Sehnsucht das schwankende Bild der tiefsten Liebe und Erinnerung knüpfen kann. Wir waren zu bestürzt, zu betroffen und auf die schmerzlichste Art durch Theodors



tödliche Krankheit zerstreut, sonst wäre es doch nicht unmöglich gewesen. Es war der erste — ach, es war der allerbitterste Schmerz, der in unser Leben griff. Ich hatte bis dahin kaum die Ahndung, daß einem das Schicksal so etwas tun könnte — und von da an verging mir die holde Sicherheit des Glücks, so daß ich nachher eigentlich immerfort ängstlich gewesen bin.

Sage doch nicht, daß Du Perioden aus Deinem Leben weg wünschtest, wo Du mich glücklicher hättest machen können. Wer hat es je mehr getan? Wer hat wohl je mehr Schonung, Liebe und Innigkeit zu einem anderen Wesen gehabt als Du?

Dein erster Brief [vom 16.] würde mich sehr traurig gemacht haben, wenn nicht der zweite mitgekommen und neue Hoffnungen auf Deine Abberufung mitgebracht hätte. Wenn ich's recht erwäge, halte ich doch alles für zu übereilte Nachrichten, denn wer kann wissen, ehe der König Dein Gesuch selbst in Händen hat. Nein, ich glaube doch, sie werden Dich nach Aachen kommen lassen, sie hoffen gewiß auch noch immer, daß sie Dich im eigentlichsten Sinn beschwären, wo nicht fürs Zurückkommen nach England, doch für den Posten in Frankfurt. Es ist eigentlich ganz in der Natur der Leute, daß sie das so denken, denn die wahren Beweggründe, die Dich geleitet haben, die sind ihnen fremd, weil es nicht die ihrigen sein würden. Wegen Frankfurt, das ahnde ich, wirst Du noch einen harten Stand haben.

Was Du mir von den Wahlen in England erzählst, hat mich ungemein interessiert, denn es gibt einem ein anschaulich Bild dieser Nationalität. Ich, pour ma personne, wäre gar sehr gern auf ein Jahr oder wenigstens auf ein halbes zu Dir nach England gekommen. Allein meiner Sicht hätte es wohl keine besonderen Dienste getan.





103. Humboldt an Caroline

London, 17. Julius 1818

Ich komme eben vom Herzog und der Herzogin von Cumberland, die heut früh abgereist sind, um nach Spaa, und wenn die Herzogin ihre Badekur vollendet haben wird, nach Deutschland zu gehen. Sie haben den Plan, sich in Berlin zu etablieren, und bereiten sich auf eine lange Abwesenheit vor. Die Herzogin mag es wohl sogar als zweifelhaft ansehen, ob sie überhaupt wieder nach England zurückkommt. Sie kann auch nur mit Schmerz und Verdruß an ihren hiesigen Aufenthalt zurückdenken; sie hat zu viele und ununterbrochene Kränkungen erfahren. Sie und er haben noch alles getan, um die Königin*), die so krank ist, daß sie wohl nur noch einige Monate, vielleicht nur Wochen leben kann, wenigstens einmal jetzt bei einem Abschiede, der für die Ewigkeit gewesen wäre, zu sehen, aber vergebens. Doch ist der Prinz-Regent gestern bei der Herzogin gewesen.

Mit mir ist der Regent auf's allerbeste und wirklich sehr liebenswürdig. Von meinem Weggehen hatte er lange nicht gesprochen. Nur vorgestern, bei einem großen Ball bei ihm, wo er, nachdem die Königliche Familie weggegangen, die ganze übrige Gesellschaft aber noch da war, an einem kleinen Tisch bloß mit zwei Frauen, Esterhazy und mir, aß, sagte er mir auf einmal Deutsch: „Sie wollen jetzt weggehen und glauben recht daran zu tun, aber Sie werden doch noch manchmal mit Bedauern, nicht mehr hierzusein, hierher denken.“ Ich erzähle es nur, und es ist mir nur darum aufgefallen, wie einer, der auch gar keinen Begriff vom eigentlichen Wesen des andern hat, doch manchmal etwas sehr Wahres sagen kann. Er weiß natürlich gar nicht, daß eigentlich ein ganz anderes Leben, als ich hier führen muß, meinen Neigungen entspricht, aber wahr ist es doch, daß ich mit Bedauern und selbst einer Art Seh-

*) Vgl. S. 44.



sucht an England zurückdenken werde. Das Land hat so etwas, die Luft stimmt wehmütig und weich, und schon als ich das erste mal wegging und die hohen weißen Kreidefelsen bei Dover, die man Shakespearefelsen nennt, aus dem Gesicht verlor, flößte es mir diese Empfindung ein. Nun ist eine Sache, die das Gefühl sehr verstärkt, hinzugekommen, die griechischen Kunstsachen. Es ist mir mit jedem Tag klarer, wie diese einen anziehen und an sich fesseln. Ich würde mit Mühe eine halbe Woche hingehen lassen, ohne sie zu sehen. Am letzten Sonnabend (an diesem Tage ist das Museum geschlossen, und wenn man also dann Zutritt hat, so ist man durchaus allein, selbst fast ohne alle Aufseher) war ich noch, und ohne etwas besonderes zu untersuchen, von zwölf bis vier dort. Ich bin bloß so unter den Sachen herumgegangen und habe einen unglaublichen Genuß gehabt. Wenn man auch alles davon gesehen zu haben glaubt, entdeckt man noch immer Neues. Der Theseus, der in Berlin in Gips ist, ist unendlich und wirklich unbegreiflich schön. Auch tut es sehr viel, daß nichts an der ganzen Sammlung ergänzt ist. Alles trägt dadurch mehr den Hauch der Vergangenheit an sich, und das Gefühl der Eigentümlichkeit des Volks, unter dem diese Sachen entstanden sind, vereinigt sich mit dem Eindruck der Kunst.

Ich sagte Dir in meinem letzten Briefe, daß ich dem König wenigstens jetzt noch nicht direkt nach Rußland schreiben wollte. Doch habe ich an demselben Posttage einen Schritt in der Art dahin getan, zu dem mich ein zufälliger Umstand leitete. Wigleben*), der an Thiles**) Stelle vortragender Adjutant beim König ist, hatte mir angezeigt, daß er Generaladjutant und Generalmajor geworden ist. In meiner Antwort nun habe ich ihm gesagt, daß ich

*) Joh v. Wigleben, geb. 1783, † 1837, seit 1817 Vorstand des Militärkabinetts, 1833 Kriegsminister.

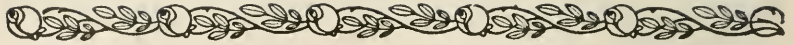
**) Vgl. S. 118.



ihn im nächsten Winter zu sehen hoffe, weil ich, Deiner Gesundheit wegen, meine Zurückberufung verlangt hätte und keinen Gesandtenposten mehr zu haben wünschte, sondern den König gebeten hätte, mir zu erlauben, außer meiner etwaigen Beschäftigung beim Staatsrat, auf dem Lande zu leben. Ich habe hinzugesetzt, daß, da ich mein Besuch an den König schon vor mehreren Monaten dem Staatskanzler zugesandt hätte, ich einer Antwort mit jedem Posttag mit Ungeduld entgegen sähe. Wißleben, dem ich diese Antwort durch Lieven*) hier gesandt habe, spricht gewiß davon, und so erfährt es der König entweder direkt durch ihn oder durch Albrecht. Vom Staatskanzler habe ich immer nichts.

Was von Deinen Sachen, die Du gekauft hast, zu Lande geht, rate ich Dir, nach Leipzig zu schicken und Auftrag zu geben, daß man es dort aufhebt, bis wir Anweisung erteilen. Von Leipzig bringen wir sie gleich leicht nach Burgörner oder Berlin. So ist es jetzt wirklich unmöglich, sich zu entscheiden. Ich meine immer, daß man mich entweder sechs bis acht Monate interimistisch anstellen wird, oder wir auch vielleicht wie auf eine Art Urlaub so lange Zeit für uns leben, und daß in dieser Zeit sich Umstände ereignen, die vieles ändern. Darum ist jede Entscheidung jetzt schwer. Wäre das nicht, so würde ich nicht für Berlin sein. Ich sehe voraus, daß, wenn ich wirklich abgehe, es mit dem Arbeiten im Staatsrat nicht viel werden wird. Wie ich ausscheide, und da ich ablehne, ins Ministerium zu gehen, wird man mich auch im Staatsrat nicht ordentlich brauchen wollen, und ich werde mich nicht zudrängen. Es kommt alles auf die Gesinnung bei dem an, der zuletzt zu entscheiden hat. Hat man dem die Meinung beigebracht, daß ich einmal durch meine bisherige Laufbahn ausschließlich nur mit dem Höchsten zu befriedigen und unleitbar geworden bin, so werde ich in Ruhe kommen und wohl auch darin bleiben. Das

*) Vgl. S. 30.



Ereignis^{*)} wenigstens, was doch in wenigen Jahren erfolgen muß, wird dann keine Änderung machen. Ist das nicht, läßt er mehr nur die Sache geschehen, weil er sie jetzt nicht gut ändern kann oder es auch für jetzt nicht für nötig hält, so ist es etwas anderes, und so wird es mit der Muße wenigstens keinen Bestand haben. Ob aber das eine oder das andere ist, läßt sich nicht so leicht bestimmen, besonders wenn ich nicht Gelegenheit habe, bis zum Frühjahr dem Ersten mehr nahe zu kommen. Doch müßte ich mich sehr irren, oder es ist sowohl bei ihm als selbst bei seinem Sohne diese Meinung meiner Unbiegsamkeit. Ich bin überhaupt und auch gegen alle im Volk, die urteilen, in einer sehr eigenen Lage. Ich genieße an sich eines großen Vertrauens, jetzt vielleicht mehr als irgendein anderer, selbst in Absicht gewisser Charakterseiten, nämlich der Unparteilichkeit, der Strenge der Grundsätze, des Eifers für die Sache, die ich unternehme. Aber vielleicht für keine Klasse bin ich der, der ihnen eigentlich zusagt, der sie in die gemächliche Ruhe des Vertrauens versetzt, die sie eigentlich wünschen. Ich habe in dieser Art sogar eine zurückstoßende Kraft für sie, weil ich mich nie darum bekümmert habe, ihre Urteile über mich zu leiten, selbst nur die falschesten zu widerlegen, und weil auch die Umstände mich mehr als andere in ganz verschiedenen Lebensweisen gezeigt haben. Das Gefühl hiervon ist bei allen, die äußerst wenigen ausgenommen, die mich wirklich kennen. Die Grunerschen^{**)} Briefe im vorigen Jahr sprechen es auf eine merkwürdige und scharfsinnige Weise aus. Da sich aber die Menschen keine Rechenschaft davon geben können, so schieben sie nun alles bloß auf Kälte und Gemüthlosigkeit. Dann kommt auch noch etwas bloß Menschliches hinzu, das aber sehr allgemein ist. Es sind gewiß wenig Leute, die so wie ich jedes fremde Verdienst anerkennen,

^{*)} Der Tod Hardenbergs.

^{**)} Justus v. Gruner, geb. 1777, † 1820. 1809 Polizeipräsident.



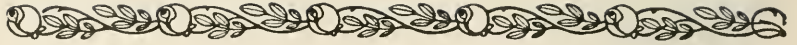
selbst ein kleines herausheben und beides so gern und ungezwungen zeigen. Allein das hilft bei den Leuten noch immer nichts und befriedigt ihre Eitelkeit nicht. Wenn man nicht zeigt, daß einem sehr daran liegt, wie sie einen selbst beurteilen, wenn man ihnen nicht Konfidenzen macht, wenn man ihres Rats nicht zu bedürfen, ihre Teilnahme nicht zu suchen, um ihren Beifall nicht anders als insofern er nebenher aus dem Rechtthun fließt, bemüht scheint, so ist man ihr Mann nicht. Sie verzeihen viel lieber die entgegengesetzte Übertreibung. Überhaupt wollen die Menschen jetzt, und vorzüglich in Deutschland, daß man allen Dingen und sogar sich selbst eine gewisse Salbung, Wichtigkeit und Feierlichkeit geben soll. Wenn ihnen nun einer, mit dem sie sich in ihrem politischen Plan beschäftigen, schlicht und recht und mit vollkommener Wahrheit sagt: ich bin ja da und will gern mit Hand anlegen, ich glaube auch, daß ich es gar nicht übel machen werde, allein wenn ich es nicht mache, und die Umstände mich ganz abzutreten nötigen, so wird der Staat auch nicht untergehen, es wird noch Leute außer mir geben, und die Sachen werden sich so wenden, daß sie doch gehen, so schütteln sie die Köpfe, so ist ihnen alle Illusion benommen, und so haben sie eine Empfindung, als wenn sie in die Komödie gingen, und man ihnen plötzlich den Vorhang herunterließe. Ich kann meiner Natur nach einmal nicht anders als so fortgehen, aber ich weiß sehr gut, daß ich im öffentlichen Leben auch sicherlich diesen Nachteil davon erfahre.



104. Humboldt an Caroline

London, 21. Julius 1818

Sch habe gestern einen Brief vom Departement bekommen, allein nur von Lottum und kein Wort über Aachen. Die Depesche, die mir vom Kanzler verheißen war, ist ausgeblieben, und es ist in Lottums Brief gar nicht mehr die Rede



davon. Doch war der Staatskanzler, als dieser Brief abging, schon fortgereist, und es ist also nun eine Tatsache, daß er Berlin erreicht und verlassen hat, ohne mir je offiziell zu schreiben als einmal einige wenige Zeilen über einen nicht sehr bedeutenden Gegenstand. Bei dieser Art zu handeln ist es wirklich mehr als wunderbar, wenn man noch behauptet, daß mein Hiersein wichtig ist. Mit den Handlungen beweist man es wenigstens nicht, und man könnte den unbedeutendsten Gesandten und den unbedeutendsten Posten nicht mehr vernachlässigen.

Im Staatsrat soll jetzt viel von der Justizverwaltung in den Rheinprovinzen die Rede sein, beinahe alle, selbst die ganz alten Preußen sollen für die öffentliche Gerichtspflege und das Gericht durch Geschworene stimmen. Es ist, alles Urtheil über die Sache beiseite gesetzt, wunderbar, wie der Sinn, der sich im Wechsel der Zeiten entwickelt, die Gemüther mit sich fortreißt. Indes ist es nicht zu leugnen, daß diese in den Rheinprovinzen bestehende Gerichtsform dem Volke eine gewisse Mündigkeit zugesteht und sie zugleich wieder in ihm bildet, und daß daher es allerdings bedenklich und hart ist, sie Provinzen, die es einmal haben, wieder zu entreißen.

Ich habe Dir schon, geliebte Seele, von dem Brief der Wolzogen geschrieben, den ich durch einen aus dem Gefolge der Herzogin von Meiningen bekommen habe. Ich muß Dir doch einige Stellen daraus wörtlich mittheilen. Sie sagt, alle meine Freunde wünschten, daß ich in Aachen nicht fehlen möge. Von Frankfurt sagt sie: „Es ist das tote Meer, über das der Geist des Herren belebend hinwehen muß“. Ferner: „Alles ist durch den Geist entstanden, und nun will man ihn töten, ja, es graut ihnen davor. Das scheint mir die erste Stufe der neuen Volksbildung, daß sie der Sprache empfänglich geworden sind, und daß die Staatenlenker derselben bedürfen. Es spricht sich doch in dieser neuen Erscheinung unverkennbar aus, daß ein Streben nach Rede existiert; aber wenige

256



wissen noch zu reden, und die leere Irritation unserer politischen Schriftsteller, oft mit so unlauteren Nebendingen verbunden, wird nur dadurch zum Schweigen gebracht werden, daß tüchtige und wahrfühlende Menschen sich offen über ihre Lebensverhältnisse besprechen, in der Hoffnung, verstanden zu werden. Nur wenn man die Worte verschließen wollte, würden die gährenden Stoffe das Gefäß zersprengen."

Ein andermal kommt vor: „Wäre es der Sinn der Staatenlenker, der Atlanta goldene Äpfel hinzuwerfen, laufen hätten die Völker doch nun gelernt."

Endlich eine Stelle über St[ein]: „Unser trefflicher St. ist in Liebe des Rechten und Edlen immer sich gleich, und deshalb der liebenswürdigste Umgang; aber die Wirklichkeit schwankt in ihren Umrissen in seinen Ansichten wie bei dem Dichter, und deshalb ist seine Meinung ein wandelnder Proteus, bald lodernde Flamme, oder rauscht als Baum in die Wolken und bringt daher keine Früchte hervor." Zum Teil ist das allerdings wahr, allein St. will und soll ja auch jetzt nicht selbst Geschäfte machen und handeln. Und Handelnde durch die höchsten Ansichten zu lenken, Ziel und Abwege ermahnend und warnend anzugeben, eine Art Leuchtturm zu sein, der den Hafen zeigt, wenn er auch freilich nicht selbst hineinführt, dazu ist er mehr als irgendein anderer und auch jetzt vollkommen gemacht.

Goethen soll Rozebue*) ganz von Weimar nach Jena verscheucht haben, womit denn alle Annehmlichkeit, die Weimar noch hatte, untergegangen ist.

Adolph [von Wolzogen] ist in Frankfurt, vermutlich mit dem Onkel, der dort zur Organisation des Bundesmilitärs hingeschickt ist. Es soll aber da ziemlich verkehrt hergehen und nicht viel daran fehlen, daß sich nicht ein sogenannter reindeutscher Bund unter

*) August Friedrich Ferdinand v. Rozebue, geb. 1761, † 1819.



Bayern und Württemberg von Preußen, Österreich, Hannover und den Niederlanden absondere. Die Verhältnisse sind da für die, die jetzt da sind, und vielleicht, nun man es einmal hat so weit kommen lassen, für jeden zu mächtig.

Ich bin so von einem Gegenstand auf den andern im Schreiben gekommen, liebes Herz, daß ich des unglücklichen Todes des armen Fohr*) noch gar nicht erwähnt habe. Es ist, wie Du es erzählst, wie ein Schicksal und doch nicht ohne Zusammenhang. Denn die Beschäftigung mit dem Wasser und den Nixen mochte ihn auf das Baden gebracht und im Schwimmen weiter, als er sonst getan hätte, verführt haben. Furcht kennt eine kräftige Jugend nicht leicht, und das Wasser hat wirklich etwas Verführerisches. Es muß Dich unglaublich ergriffen haben, noch mehr, da er so kurz vorher, so unmittelbar sogar bei Dir war. Es ist mit den Schicksalen des Menschen sehr wunderbar. Augenscheinlichen Gefahren entkommt er, und in einer dem Anschein nach sicheren und harmlosen Existenz kommt er um. Dieser Unglücksfall muß Deine Wehmut beim Verlassen Roms noch vermehrt haben.



105. Caroline an Humboldt

Nocera, 27. Julius 1818



Mein teures, geliebtes Herz!

Ich habe Deine Nummer 119 bekommen und eile, Dir zu schreiben. Wir wollen sehen, wie die Dinge mit Dir sich machen. Ich habe immer im Sinn, daß, wenn sie Dich auch nicht zur Zusammenkunft nach Aachen rufen, doch aus derselben Arbeiten entspringen werden, die sie Dir auftragen werden.

*) Vgl. S. 185 u. 238f.



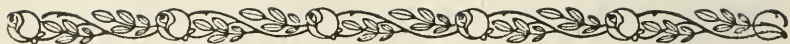
Diese Arbeiten werden mit den Gesandten der anderen Höfe ausgeführt werden sollen, also nicht in Berlin. Das ist dann eine gar zu gute Gelegenheit, Dich Deinem Wunsche gemäß zurückzurufen, Dich zu beschäftigen, (was doch auch viele Stimmen konziliert, die man menagieren will, vielleicht selbst die erste) und Dich von Berlin entfernt zu halten. Ich denke immer, meine teure Seele, in Frankfurt umarme ich Dich zuerst wieder. Meine Reisetour werde ich nach den Nachrichten, die ich von Dir empfangen, dirigieren.

Ich begreife recht sehr Deinen Wunsch, daß alles sich leise lösen möge und Du gewissermaßen nicht bei dem ersten gegen den zweiten auftrittest. Allein er führe Dich doch nicht zu weit, denn einfach und wahr wird man ihm die Dinge nicht darstellen, und es liegt mir ein sehr widriges Gefühl darinnen, daß das Reinste, Höchste und Edelste in Dir vor jenem ersten vielleicht verunglimpft werde.

Es ist mir lieb, daß Du mit Bülow gesprochen. Er hat gleich darüber Gabrielle geschrieben und auf die Möglichkeit einer längeren Trennung, eines späteren Wiedersehens, als sie Dich wiedersehen würde, vorbereitet. Ihr war es nichts Neues, ich hatte mehrmalen schon ihre Gedanken darauf geführt, wie unwahrscheinlich es sei, daß man Bülow zugleich mit Dir zurückrufe.

Sie hat ein sehr liebes und, daß ich mich so ausdrücke, Gott ergebenes Gemüt, sie ist sehr religiös und sieht das Leben in seinem Glück und seinem Schmerz für die Erziehung und Bildung zu einem anderen an, es hat daher gar keine schlimme oder peinliche Wirkung auf sie gehabt. Aber gewiß wirst Du finden, daß ihre frühe Liebe und diese Zeit der Trennung, die unabtrennbar von stiller Wehmut ist, sie ungemein gebildet hat. Sie ist gewiß ein sehr reizendes und ein sehr liebenswürdiges Mädchen, und die eine große Eigentümlichkeit hat.

Wenn Du zu Arbeiten, die der Kongreß herbeiführt, gerufen



wirft, fo wird man Dir Bülow nicht verfagen, wenn Du es wünfcheft. Gabrielle wünfcht ungemein, er könne dereinft Gefandter in Rom werden. Der Sinn für Rom und feine ernfte Schönheit ift ihr fehr aufgegangen.

Du fchreibft mir von den Museen in London. Ja, es ift recht eigentlich das Einzige, was ich recht bedaure, nicht zu fehen. Der Sinn, die Kunft zu begreifen, geht einem mehr und mehr auf, je mehr man fich in fich ausbildet. Mit dem Altwerden hat's nichts zu fagen, das habe ich nun auch gehörig weg. Ja, der Reiz der Züge der vergeht, aber das innere Leben wächst wie die Jahre fich mehren. Nur wenn einem ein Sinn vergeht, wie Gehör oder Geficht, das mag vielleicht eine große Änderung im Inneren hervorbringen, denn fie find doch die Träger vieler Wahrnehmungen, Empfindungen und zuflrömender Gedanken.

Von Theodor habe ich noch immer nichts — ich glaube, feine Hochzeit muß in diefen Tagen fein.



106. Humboldt an Caroline

London, 31. Julius 1818

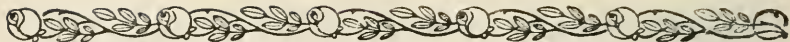
Daß Du nach Rom zurückgehen willft, billige ich außerordentlich, es ift mir fogar wie ein leuchtender Punkt in unseren nächften Schickfalen vorgekommen. Ich bitte Dich nämlich nochmals auf das Dringendfte, teures, geliebtes Herz, Dich, wenn die Zeit der Abreise nahe kommt, recht zu prüfen, ob Du glaubft, daß Dir Deutfchland nicht fchaden wird. Sagte Dir dieß Dein Gefühl, fo bleibe in Rom und fchreibe mir. Ich nehme dann auf Grund Deiner Gefundheit einen Urlaub auf ein Jahr. Wie die Sachen liegen, und wie Du fie kennft, glaube ich nicht, daß man mir diefen erfchweren wird. Ich ziehe ja felbft aus der Verlegenheit,

260



in der man ist, und man kann nun alle Schuld der Entfernung auf mich schieben, diese macht auch nicht einmal viel Aufsehen, weil sie von einer bestimmt angekündigten Dauer ist. Bloß wegen des Pflichtgefühls, das man immer gegen sich und andere haben muß, und das einen abhält, eine bloß für sich bequeme Lage zu suchen, solange man die Aussicht hat, allgemein nützlich zu sein, bloß wegen dieses Gefühls tue ich den Schritt nicht gleich selbst. Würde aber Deine Gesundheit nur einem Schatten von Gefahr durch Zurückkommen nach Deutschland in diesem Jahre ausgesetzt, so fällt auch dieser Grund weg. Keine äußere Tätigkeit kann jetzt so wichtig sein, daß man ihr solche Opfer bringen müßte, und dann, bestes, innigstgeliebtes Wesen, wenn ich Dich verlöre, wäre es doch auch mit aller äußeren Tätigkeit für mich und gewiß in nicht langer Zeit mit mir selbst aus. Dies ununterbrochene Leben und Sein in einem Geist, Gemüt und Empfindung, das man führt, wenn man sich so innig und so lange ist, was wir uns gewesen sind und sind, zieht den Überlebenden unvermerkt in das Grab; es ist eine Sehnsucht, die nur ruht in Vereinigung oder Vernichtung, und eine schöne und göttliche Gewalt des Geistigen über das Irdische.

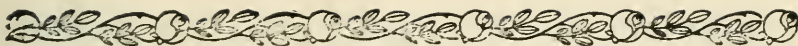
Der [Gneisenau], aus dessen Brief an Dich Du mir eine Stelle über mein und Dein Kommen nach Berlin zitierst, hat, wie gut er auch sonst ist, doch immer etwas Geziertes. „Zurückzukehren und einen Lichtpunkt unserer Hauptstadt zu bilden.“ Welche Phrase! Es kommt mir immer vor, als wenn es in denen, die so etwas schreiben können, eine Zeit gegeben hätte, wo ihnen das Umgehen mit der Sprache etwas Neues gewesen wäre, und da ist es doch viel wert, wenn einem die Worte von Kindheit an geläufig gewesen sind, und man so bloß durch das Leben ist in ihre Höhen und Tiefen geführt worden. Sehr aufgefallen ist mir aber die Stelle, daß er sagt, daß er ein Mitbürger Berlins wird. Das scheint auf eine Veränderung seiner öffentlichen Lage zu deuten. Denn



Du weißt, wie er an seinem Gut in Schlesien hing, und viel mehr bei seinem Abgange als es bei mir jetzt der Fall ist, in die Einsamkeit zu gehen sagte. Ich habe überhaupt eine Ahndung, daß Veränderungen im Werke sind, und daß der, mit dem ich jetzt über meine Pläne im Briefwechsel gewesen bin [Hardenberg], Anstalten macht, selbst vielleicht durch meine Erklärungen geleitet, eine Art persönlichen Bollwerks um sich herum zu schaffen. In diesem Fall würde er sich immer noch gern enger mit jenem verbinden, um durch diese Verbindung ein Gegengewicht in der Meinung gegen meine Absonderung zu erhalten.

Für die Mittheilungen von Ribbio*) danke ich Dir und ihm. Es ist wunderbar, daß auch Ribbio immer denkt, daß einem an dem Fortkommen, Gelingen, Sich-Erhalten liegt, daß man darauf denkt, Pläne macht, bald schon, bald reizt. In mir ist das alles viel einfacher, und ohne daß ich mir ein Verdienst daraus mache. Mein Herz und mein Gemüt hängen gar nicht daran, als wie höchstens an einer Pflicht, die oft leidig genug ist. Wirklich, süße Seele, ist auch alles Handeln in Staatsgeschäften jetzt nur eine wahre Resignation im Gefühl, daß man sich, ohne äußere und innere Hoffnung, zum Opfer bringt. Der Glanz ist davon gewichen und die wahre Tugend auch. Jetzt flattern wie schwarze Geier so Scheintugenden daran herum, die immer hervorkommen, wenn die Verderbnis recht groß ist. Das ist der nämliche Eindruck, den mir Tacitus und die Schriftsteller dieser Zeit immer gemacht haben. In den schönen Zeiten wird kaum der Name der Tugend genannt, Vaterlandsliebe und Sinn des Rechts gehen von selbst ihren Weg, da ist nie von Tugend, Philosophie, der strengsten und höchsten, die Rede. In den schändlichsten Epochen der Französischen Revolution war es wieder so, wenn man sie mit denen Bayards und des Mittelalters vergleicht. Ich habe jetzt hintereinander wieder den

*) Vgl. S. 202.



ganzen Juvenal durchgelesen und jedesmal dieselbe Bemerkung gemacht. In Deutschland und bei uns ist nicht gerade solche Verderbnis, aber eine Flachheit und vor allem eine Eitelkeit, eine Sucht eines jeden, sich in alles zu mischen, keine Bewunderung mehr des Großen, keine Ehrfurcht für das von lange her Geachtete, bei vielen eine wunderbare Religiosität statt einfacher Religion, viel recht gutes Streben, auch aufopfernde Gesinnung, aber mit so vieler Parade, so vielem Bestehen und Trosen darauf, mit einem solchen Wesen aus sich selbst machen (wovon wirklich oft die Besten nicht frei sind), daß man wohl mit der Bibel sagen kann: sie haben ihren Lohn dahin.

Ich muß selbst lachen, süße Li, daß ich mit einer wahren Bußpredigt schließe. Verzeih Du es mir, geliebtest Kind. Umarme die lieben Mädchen.

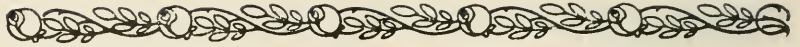
Ewig Dein H.



107. Humboldt an Caroline

London, 4. August 1818

Ich fange mit großer Freude den neuen Monat an. Es ist der vorletzte, der das rollende Jahr vollendet, das ich hier gewesen sein werde. Sehr traurig macht es mich freilich, daß es mir immer deutlicher wird, daß ich werde hier unbestimmt warten müssen. Ich kann Dir nicht sagen, wie unglücklich mich dies Zögern macht. Wenn ich von hier weg bin, wie es auch sein möge, ist doch die Möglichkeit gegeben, mit Dir vereinigt zu werden, aber solange mich das schreckliche Meer umzingelt, ist es eine eiserne Mauer zwischen mir und Dir. Es fallen mir sehr oft die Strophen der Maria Stuart ein von Schiller, wie sie sich so nach Frankreich hinüber sehnt. Schiller hatte wirklich eine Gabe, die ich keinem wieder je gekannt habe, sich in Lagen zu versetzen, ja Naturereignisse zu schildern, die er nie gesehen hatte.



Eben kommt Dein Brief vom 13. Julius an. Er hat mich, allergeliebtestes Herz, mit der tiefsten Sehnsucht erfüllt. . . .

Es ist doch immer das Übel da. Warum nur nicht lieber ich es bekommen habe. Ich nähme es Dir so unendlich gern ab, und ich weiß nicht, ich hätte es auch selbst gar nicht ungern. Gicht und gichtische Schmerzen sind natürlicher für einen Mann als für eine Frau. Es würde mich unbeschreiblich glücklich machen, wenn ich das Übel so von Dir auf mich hinüberzaubern könnte und Dich neben mir ganz und ohne Unterbrechung gesund sähe.

Also roten Burgörnerschen Sand gibt es in Nocera? Ja, ja, in Italien und Spanien und gewiß auch in Griechenland und Kleinasien sind solche Stellen, bald mehr, bald weniger, von denen Anmut und Größe scheiden, und die Stoffe der Natur durch keine reizende und bewegende Idee zusammen in ein Bild gefaßt werden. Es ist auch eigentlich nicht übel. Man sieht daraus, daß es nicht genug ist, Felsen und Baum und Himmel und Wasser zu haben, daß selbst Klima und Erdlage nicht alles sind, wenn nicht besondere Gunst des Geschicks auf einen Fleck herabsteigt und alles Überirdische daran knüpft. So ist recht eigentlich Rom, so Neapel mit der ganzen Küste und vermutlich zum allergrößten Teil Sizilien. Die Geschichte bildet sich ihren Schauplatz, nicht bloß durch das, was die Menschen daran wirklich machen und ändern, sondern vornehmlich durch die von Ewigkeit her bestimmte Idee, die gewisse Plätze zu gewissen Erscheinungen weiht. Daher leugne ich nicht, rührt mich nichts von allem Großen, was man von Amerika sagt. Es mag wohl Masse, Kraft, Üppigkeit, Mannigfaltigkeit darin wunderbar gehäuft sein, aber es ist nicht menschlich und nicht göttlich, das Riesengerippe einer wilden, das Leben im Leben erstickenden Natur. In Griechenland hat mich Kreta immer sehr angezogen. Geschichtliche Spuren gibt es kaum irgend dort, den Griechen war es fast ein Barbarenland. Aber es ist die Wiege aller frühesten

264



Mythologie, und mir ist es immer, als wenn etwas dieses mystischen Altertums noch müßte in den Bergspitzen und Wäldern geahndet werden.

Wenn Du das Buch der Staël gar nicht läsest, wäre es allerdings schade, allein, daß Du es bloß später liesest, ist kein Verlust. Ich bleibe dabei, daß es schwach ist. Freilich mag auch ich mich geändert haben. Als wir zusammen in Paris waren, nahm ich viel mehr Interesse an dieser Art schriftstellerischer Eigentümlichkeit, wie sie in den räsonnierenden Werken der Staël, in Mirabeau, Diderot und anderen aus der nämlichen Zeit ist. Es ist gewiß nicht ganz unwichtig, sich einmal damit zu beschäftigen, allein es ist auch immer nur ein untergeordnetes Interesse. Es ist nie ein wahres Absondern des Gegenstandes von sich selbst darin, und nie ein recht tiefes Eingehen in die eigene Individualität, sondern ein ewiges Vermischen von beiden. Man bleibt daher immer in der unseligen Mitte stehen, wo Einbildungskraft und Empfindung, wenn sie je angeregt werden, doch immer nur dem Verstand dienen, es wird ein künstliches Spiel mit der Sprache getrieben, bei dem man den Worten ihre natürliche und einfache Bedeutung nimmt und ihnen eine geschrobene und alambiquante unterschiebt, und wenn man noch so viel von diesen Produkten gelesen hat, so behält man doch nur als reines Resultat gewöhnliche Gedanken und schaaale Empfindungen mit einer Menge unhaltbarer Behauptungen und schielender Vergleichen. Es kann wirklich keine große Prosa ohne wahre Poesie in einer Nation geben. Wenn ich mit Dir wirklich längere Zeit allein leben sollte, freue ich mich sehr, wieder viel mit Dir zu lesen. Die ganze Zeit, die ich hier bin, ist mir nichts deutsches Neues zugekommen, und Dir ist es vermutlich nicht besser gegangen, liebe Seele.





Sch habe jetzt dem Staatskanzler geschrieben, kurz, äußerst dringend, bloß über mein Weggehen, und mit bestimmtem Verlangen, die Zeit zu wissen. Dabei habe ich mich an Rother gewandt und ihn gebeten, mir genau zu sagen, wie die Dinge stünden. Meinen Brief an den Kanzler schreibe ich Dir wieder und diesmal ohne alle Auslassungen ab:

Je Vous demande mille fois pardon, mon cher Prince, de Vous incommoder de nouveau de l'affaire de mon rappel. Mais je ne saurais assez Vous exprimer, combien je me trouve dans une situation pénible et embarrassante. Les nouvelles qui me parviennent de ma femme, loins d'être plus satisfaisantes, prouvent au contraire toujours plus que son mal menace de devenir sérieux, si l'on ne prend pas les plus grands soins pour l'éviter. Il est donc de toute impossibilité qu'elle vienne à Londres, et je serai nécessairement séparé d'elle, autant que Vous m'obligez, mon cher Prince, à rester ici. Cette séparation, surtout dans un moment où ma présence serait doublement utile à ma femme, m'est douloureuse à un degré qu'il me serait difficile à Vous dépeindre. Je Vous supplie instamment, et vous conjure d'y mettre fin, et de faire de sorte que je puisse quitter ce pays du moins à la fin du mois d'octobre. Il y a cependant bien peu de semaines jusque là, et quoique je Vous aye adressé, mon cher Prince, ma première demande au commencement d'Avril, je n'ai pas même encore la certitude que le Roi a accordé ma prière et j'ignore, si Vous avez eu la bonté de penser sérieusement au choix de mon successeur. Si en effet il n'est pas désigné encore, si je dois attendre l'arrivée de la personne à qui Vous destinez ma place, une partie de l'hiver peut s'écouler avant que je puisse me mettre en route. Je Vous prie, mon cher Prince, de ne pas m'exposer

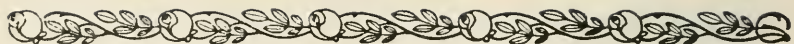
266



à un pareil retard. Si Vous croyez devoir Vous entendre avec moi, ainsi que Vous aviez commencé à le faire dans Votre dernière lettre sur ma destination future (quoique je Vous répète que je ne forme aucune demande à cet égard) commencez toujours par mon rappel d'ici. Tout le reste peut être arrangé après. Si le choix de mon successeur éprouve des difficultés, ne pourriez-Vous pas confier en attendant la direction de la mission à un chargé d'affaires, ainsi que cela s'est fait avant mon arrivée ici? Faites-moi la grâce de m'écrire, ou de me faire écrire deux mots là-dessus, et de me dire au moins à peu près, à quelle époque Vous pouvez me faire espérer de partir d'ici? Un grand nombre d'arrangements domestiques et de famille dépendent de cela. Je conçois à la vérité que Vous voudrez parler au Roi sur cette affaire, et je Vous avais tant prié pour cela, mon cher Prince, de profiter du temps où Vous étiez avec Sa Majesté à Berlin. Mais le Roi aura pourtant répondu quelque-chose, lorsque Vous lui avez envoyé ma lettre, et d'ailleurs Vous êtes bien sûr qu'il ne suivra que Votre avis, de façon qu'avant de lui parler, il Vous sera facile de me tirer de l'incertitude cruelle dans laquelle je me trouve. Vous ne pouvez jamais me donner de preuve plus convaincante et plus agréable de Votre bienveillance et de Votre amitié.

Nachher habe ich von einigen Geschäften und Vorgängen hier gesprochen. Von Rother wenigstens hoffe ich bald Antwort zu haben. Er und der Staatskanzler sind jetzt so nahe, daß es nur an ihnen liegt, wenn sie nicht gleich schreiben. Wenn ich nur überhaupt erst von hier fort bin, so wird sich das Fernere doch schon machen. Darauf allein muß ich jetzt alles verwenden, und dahin allein geht meine innerste und tiefste Sehnsucht.

Vermutlich hat Bülow Gabrielen schon geschrieben, daß vorigen Dienstag der Prinz-Regent wieder bei mir gegessen hat. Es machte



sich von selbst und durch ihn. Ich schrieb Dir, daß ich in sehr kleiner Gesellschaft bei ihm auf dem Lande war. Da äußerte er, daß er gern noch einmal bei mir essen würde, daß er aber wünsche, daß es nur mit wenigen Personen sei. Ich habe also bloß außer ihm und drei seiner gewöhnlichen und vertrauesten Tischgenossen, unter denen auch sein Hauskaplan ist, Lord Castlereagh, den Herzog Wellington, der gerade hier war, und zwei andere nicht gerade sehr vornehme, aber gescheite Leute gebeten, die er gern hat, und von denen der eine ihm seine Bilderkäufe besorgt. Er war vergnügter als man ihn seit langer Zeit gesehen hatte, gleich beim Hinsitzen versicherte er, man hätte bei mir immer ein vorzügliches Diner, und den ganzen Tisch über hat er fast allein gesprochen. Er war auch wohl darum noch aufgeräumter, weil er immer Englisch reden konnte und ganz unter Leuten war, die er immer sieht, ohne Fremde. Er war so freundlich, daß er noch beim Aufstehen mit meinem alten Haushofmeister sprach. Es ist mir auch merkwürdig gewesen, wie er in dieser Gesellschaft von viel ernsthafteren und interessanteren Dingen sprach, als wenn er sonst unter uns ist. Es ist den ganzen Mittag nicht ein bloß frivoles Wort gefallen.

Ein sehr kühnes Unternehmen bei diesem Diner war es, daß ich keinen der Botschafter gebeten hatte. Münster sagte, als ich es ihm vor seiner Abreise erzählte, sie würden sagen, ich wollte den Prinzen monopolisieren. Wirklich mag es bis jetzt ohne Beispiel sein, daß der Regent in so kleiner Gesellschaft und ohne alles corps diplomatique und ohne Fremde bei einem Gesandten ist.



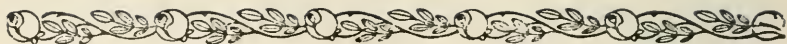


Wie bin ich doch so sehr reich! Ich bin vorgestern abend angekommen, meine süße Seele, und habe vier Briefe von Dir vorgefunden. Ich muß mich sehr freuen, den Entschluß gefaßt zu haben, wieder herzukommen, wo ich alle mögliche Pflege und an de Matheis einen sorgsamen Arzt habe, denn es sind diese Wochen für meine Gesundheit vielleicht bedeutend. Ich litt wieder so recht brennende Schmerzen, gleichsam im innersten Mark der Glieder. . . .

Ich bin gestern zum Testaccio herausgefahren, ich sehnte mich nach dem lieben Ort. Es ist mir unaussprechlich viel wert, diese Tage noch einmal hier zu sein. Vorig Jahr war ich in Neapel, vielmehr in Ischia. Es liegt ein wunderbarer Zauber in dem Wiederkommen der Jahreszeiten, der Monden und Tage, sie gehen gleichsam nach ewigen Gesetzen unveränderlichen Gang, ob sie Glück, ob sie den tiefsten Schmerz bringen! Ach, und zuletzt neigt man sich vor dem, was einem kalt und streng erschien — vor dem Unveränderlichen und findet allen Trost darin, mit inbegriffen zu sein — ein Tropfen in dem Meere, in dem ewig flutenden Strom, den man Zeit nennt. Zeit — Ewigkeit? ist es nicht alles eins?

Ich habe die Tage her sehr viel Schönes gesehen, und wenn ich so vor den Werken dieser Menschen gestanden bin, deren Name kaum je noch zu uns herübergekommen ist, so habe ich immer, immer denken müssen, wie doch gewiß gar nichts verloren geht, kein Gefühl der Liebe, kein tiefes Erkennen, nichts, denn es trifft wieder eine andere Liebe, ein anderes Erkennen, und so wird das lebende Geschlecht überliefernd, und es geht eine ununterbrochene geistige Zeugung und Belebung vor.

In dieser symbolischen Malerei ist ein wunderbarer Zauber, viel Großes und Außerordentliches ist mit so kindischer Unbehilf-



lichkeit, oft ohne alle eigentliche Wissenschaft, ausgedrückt, und der Phantasie wird so viel Spielraum gelassen, daß man nicht weiß, ob man die Menschen oder ihre Werke mehr lieben und verehren soll. Ich habe mir manches aufgezeichnet, und Du wirst es gewiß gern einen Augenblick ansehen.

Stein schreibt mir auch: „Humboldt muß nirgend als in Berlin sein,“ und wütet, Du kannst Dir denken, gegen wen. Mit einer Explikation, die bevorstehen kann mit dem Höchsten, bin ich nicht ganz Deiner Meinung. Verunglimpfen mußt Du Dich nicht lassen, es soll nicht zu einer Stelle, überhaupt zu nichts führen, allein Deinen Charakter und Dein Betragen wünsche ich im reinsten Lichte zu sehen.



110. Caroline an Humboldt

Rom, 11. August 1818

Ich habe die Tage nichts getan, nichts gesehen, ich bin bloß einmal bei der Pyramide gewesen und habe mich gepflegt. Ach, ich habe gestern mit so tiefer Rührung gedacht, wie es der letzte Tag war, wo Du Wilhelm lebend gesehen hast — und ich — lebend sah ich ihn freilich noch den 14., aber dem Tode war er doch schon verfallen. Ich begleitete die Kinder damals hinunter in die caretella, wo Keller*) und Vincenza mit ihnen einfaßen und — lebensfroh eilte er dahin, von wo er nicht mehr zurückkam! Heute ritten er und Theodor nach Genzano, wo sie doch wohl beide sich die schweren Krankheiten geholt haben. Theodor heiratet vielleicht in diesen Tagen — Wilhelm liegt so tief im Schoß der Erde, daß keine Stimme der Liebe zu ihm dringen

*) Bildhauer, vgl. Bd. II, S. 117.



kann, und von Theodor reicht keine zu mir, der im Leben und im Licht ist. —

Meine Büste von Thormwaldsen ist vor meiner Reise nach Nocera nicht fertig geworden. Thormwaldsen ward krank, er ward bettlägerig, und ich reiste ab. Jetzt fand ich sie unfertig wie sie ist, er hat etwa vier Stunden in allem daran gearbeitet, geformt und sie in seinem kleinen Hausatelier aufgestellt. Die Kinder sind wütend darüber, ich glaube auch, daß ich schwerlich so aussehen kann, denn es ist ein altes männliches Gesicht mit weiblichen Locken. Was daraus werden soll, weiß ich nicht, denn Thormwaldsen reist dieser Tage nach Toscana, er ist wirklich sehr krank gewesen und muß eine Reise machen. Aber ein eigenes Schicksal ist es mit meiner Büste, das ist gewiß. Die Hoffnung ist in Marmor angefangen, und es soll ein sehr schönes Stück Marmor dazu genommen sein.

Ich habe mit Bewunderung gelesen, was Du über Dich und über die wahrscheinliche Beurteilung Deiner bei andern sagst. Es mag wohl so sein. Ehemals war es mir schmerzlich, wenn ich dachte, Du würdest verkannt. Jetzt bin ich ruhiger darüber. Aber falsche, unwahre Absichten laß Dir nicht bei dem einen unter-schieben, ich bitte Dich.

Laroche's Brief ist gar sehr vernünftig, und er sieht Deine Lage mit unbefangenen Augen an. Laroché ist doch gar ein treuer Freund. Eben kommt Dein Brief Nr. 125 [vom 21. Juli]. Also Du hast nichts bekommen, und er ist abgereist ohne alle weitere Nachricht. Adieu!





111. Caroline an Humboldt

Rom, 13. August 1818

Mein theures Herz, mein geliebter Wilhelm!

Ich beantworte heute Deinen vorgestern empfangenen Brief, den ich in dem Augenblick bekam, wo ich den meinen schloß. — —

Der arme Fohr war baden gegangen. Sie waren schon mit Baden fertig und wollten nun, er und zwei seiner Freunde, herein zur Kuppelbeleuchtung gehen, als der Kupferstecher Bart äußerte, er wolle noch einmal über die Tiber schwimmen. Dieser Bart, ein Hildburghäuser, soll ein trefflicher Schwimmer sein. Fohr schwamm nur wenig, hatte überdem, obgleich er sehr groß war, eine eingedrückte Brust. Er sagt, er wolle mit. Bart bittet ihn, es nicht zu tun, allein er geht auf einer langen Erdzunge, die da in der Tiber gegenüber der Villa Mellini ist, hinter Bart her in das Wasser hinein. Bart hört ihn nach ein paar Sekunden um Hilfe rufen, wendet sogleich um, faßt ihn bei den Haaren, die er ausnehmend schön hatte, schwimmt um ihn herum und faßt seine Hand. Er sucht ein Ufer mit ihm zu erreichen, allein Fohr hilft sich nicht mehr (es ist wahrscheinlich, daß er einen heftigen Krampf hatte), faßt nicht einmal mehr Barts Hand, und der Bart kann ihn nicht aus dem Strudel herausbringen, den die Tiber da macht. Fohr war sehr groß, Bart ein kleiner Mensch. Mit einem Wort, der unglückliche Bart rettet sich selbst nur wie durch ein Wunder, und zwei andere Freunde, die mit baden gegangen waren, aber nicht schwimmen konnten, ziehen den Bart an der Spitze der Erdzunge, vor der Fohr vor ihren Augen untergegangen war, halbtot aus dem Wasser. Unterhalb St. Paul hat man ihn erst am 3. Julius wiedergefunden und nur an den schönen braunen Haaren erkannt, so unkenntlich war er durch die Stöße, die er wahrscheinlich im Wasser bekommen hat an der Brücke. Man wird ihm ein Denk-



mal sehen. Der Tod, der allen Neid auslöscht, gibt ihm einstimmig unter allen Künstlern das Zeugniß, daß keiner ihn an Phantasie und eigentümlicher Auffassung der Natur erreichte. Aber er wäre dabei nicht stehengeblieben. Der Ritter, von dem ich Dir schrieb, der Hagen aus dem Nibelungenlied, dem die Wassernixen den Tod verkünden, war schön wie ein Dürer. Cornelius selbst macht keine solche Figur, und Fohr war 22 Jahr alt. Ich sollte eine besondere Zuneigung zu ihm haben. Man gab ihm allgemein einige Roheit und Streitsucht schuld. Seit einigen Monaten hatte er das abgelegt, er war auffallend mild und fein im Umgang geworden, und zu Lengerich hatte er einmal im Winter gesagt, er wäre jetzt glücklicher als er je gewesen wäre, seitdem er zu mir kommen dürfte, denn nun hätte er doch einen Zweck, warum er sich all das Heidelberger Studentenwesen abgewöhnte, er fühle wohl, wie das gar nicht in die Nähe edler Frauen passe, und man solle ihm gewiß nichts mehr der Art vorzuerwerfen haben. Ich übte eine Gewalt über ihn aus, die er sich gar nicht zu erklären wisse, aber der er gern folge. Lengerich hat mir das erzählt, wie er zu uns nach Nocera kam.

Wir fahren morgen hinaus nach Genzano. Wir werden in demselben Hause mit der Schlegel und Herz wohnen und ein acht Tage draußen bleiben, theils weil es kühler ist, theils weil es uns Freude macht, so einige Tage mit den Damen zu sein und die gewohnten Gegenden zu sehen. Ach, ich bin auch schon einmal am 14. August hinausgefahren — — und ich werde das Casino wiedersehen! O Wilhelm! Wilhelm! Einzig schöner holder Knabe, wo bist Du nun?

Das Benehmen des Staatskanzlers in Hinsicht Deiner, auch in Hinsicht des Postens, den Du bekleidest, ist wirklich unerklärbar, unbegreiflich.

Caroline Wolzogen habe ich kürzlich geschrieben. Ihr Brief



ist interessant, indessen muß man bei ihr nicht aus den Augen lassen, wie sie an vorgefaßten Ideen hängt. Die wirkliche Welt hat gar wenig gemein mit der ihrer Phantasie. Dann liebe ich in ihr das Drängen zu politischen Beurteilungen nicht. Mit dem Herzen mag ich's wohl, daß eine Frau die Politik berühre, mit dem Verstande nicht.

Ich muß schließen. Adieu, Seele!



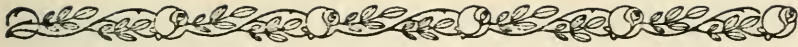
112. Humboldt an Caroline

London, 18. August 1818

Ich habe die Freude gehabt, gestern, liebe Li, Deinen Brief vom 23. vorigen Monats zu empfangen. . . . Wie mich das Besserwerden Deines Fußes freut, kann ich Dir nicht sagen. Die Gicht wäre etwas sehr Unangenehmes und Trauriges für Dich. Schon im Gehen gehemmt zu sein, würde Dir verdrießlicher sein als mir. Du bist viel beweglicher, süßes Herz, und das ist sehr hübsch an Dir. Der Scherz wird uns gewiß nicht ausbleiben, wenn wir erst wieder zusammen sind. Aber daran, daran allein hängt alles.

In Nocera muß der ennui groß sein. Doch ist das im Grunde die einzige Empfindung, wofür ich keine volle Sympathie habe. Ich ennuyiere mich eigentlich nie, es ist im Grunde alles in der Welt plaisant, was nicht geradezu traurig ist. Das ist wirklich meine Überzeugung und meine Erfahrung. Kann man den ennui und das Verdrießlichsein los werden, so behält man bloß Empfindungen im Leben, die Freude oder würdigen Schmerz geben.

Vom Großherzog von Mecklenburg habe ich einen Brief, in dem eine merkwürdige Stelle ist. Er schreibt folgendes: „Wie es



physisch und deshalb auch moralisch mit dem armen . . . *) steht (Du wirst leicht finden, wen er meint), werden Sie wahrscheinlich besser wissen und noch lebendiger empfunden haben als ich. Es ist daher recht gut, jetzt in Berlin zu leben, denn die Abwesenden können sich weder frisch im Andenken erhalten, noch auch immer gegen Schliche und Kniffe sich sichern, wie auf der Stelle, und das ist der Sinn des guten alten Sprichworts: *que les absents ont tort.*“

Ich habe ihm gleich geantwortet. Es ist natürlich, daß Feinde und Neider meine Abwesenheit benutzen, und sie haben leichtes Spiel. Es ist dies auch auf keine Weise angenehm. Allein es beunruhigt mich weiter nicht. Mein Ruf, und namentlich für die Geschäfte, ist gegründet, selbst viel mehr als ich selbst darauf gebe, und wenn ich auch hier wenig zu tun gehabt habe, so hat es doch auch hier immer einige Gelegenheit gegeben, wo man sich zeigen konnte. Namentlich hat ein *Mémoire* von mir über die Barbaresten (wovon man mir aus Berlin nie das Mindeste geschrieben, und was das Departement auch vielleicht nie erhalten hat, weil es der Staatskanzler eine Zeitlang verframt hatte) in Petersburg, wo man mich wirklich nicht liebt, sehr viel Aufsehen gemacht. Dies weiß ich durch Lieven und Lebzeltern. Einen Entwurf zu einem Vertrag darüber hat man selbst in Berlin sehr gelobt. Eine Arbeit, die Schweden betrifft, habe ich jetzt eben gemacht. Bei den Konferenzen hier habe ich allein gearbeitet, zuletzt selbst Castlereagh nicht. Man hat es mir immer zugeschoben, und ich habe es nie abgelehnt. Das also wird man den Leuten nie aus dem Kopf bringen, wie sie mich auch sonst beurteilen, hassen und beneiden mögen, daß ich fähiger bin als viele andere. Gegen den König werde ich mich ganz schlicht und ganz ernst nehmen. Mein Weggehen ist durch den Zustand meiner Gesundheit, mein Nichtannehmen eines Ministeriums durch Grundsätze, die ich genau dar-

*) Hardenberg.



legen kann, mein Deprezieren einer anderen Gesandtenstelle durch mein schon langes Dienen als Gesandter und durch meine Familienlage gerechtfertigt. In diesen Grenzen halte ich mich und lasse sie an mich kommen. Ich muß doch irgendeine Antwort erhalten. Ich sagte Dir, daß ich dem König nicht ausdrücklich schreiben wollte. Da mir aber die Herzogin von York neulich einen Auftrag für ihn gab, und ich ihm schreiben mußte, habe ich folgendes hinzugesetzt:

„V. M. daignera pardonner, si j'ose à cette occasion Lui rappeller la très-humble prière que je Lui ai soumise dans ma lettre du 4 Avril de cette année que le Prince de H. Lui aura fait parvenir. La santé de ma femme ne lui permettant pas de me suivre à Londres, je me suis vu forcé de prier V. M. de me faire la grâce de me rappeler de mon poste d'ici, et de me permettre de retourner dans ma patrie. Malheureusement les nouvelles que j'ai depuis de ma femme ne sont guère assez bonnes pour que je puisse risquer de la faire venir dans un climat particulièrement nuisible quand on souffre du mal dont elle est attaquée. Je me vois en conséquence séparé d'elle aussi longtemps que ma place m'oblige à séjourner ici. Cette séparation m'est d'autant plus douloureuse que depuis l'été de l'année 1813 je n'ai pu me trouver que pendant à peu près six mois avec ma famille. Je le regarderais donc comme la marque la plus précieuse que V. M. pourrait me donner de Ses bonnes grâces et de Sa bienveillance, si Elle daignait m'accorder mon rappel de manière que je puisse quitter l'Angleterre encore cet automne.“

Diesen Brief habe ich am 13. geradezu nach Berlin abgehen lassen. Er wird immer mitwirken, und wenn sich der König vielleicht auch mit über mich ärgert, was wohl sein kann, so wird er doch auch das späte Abgeben meines Briefes empfinden und in sich denken, daß er alles zuletzt erfährt.

Zum Schluß noch eine Neuigkeit, die curiosste von allen, die
276



ich selbst erst weiß, seit ich diesen Brief schreibe. Die große Gräfin ist hier, die Schlabrendorffin*)! Sie schreibt mir einigermaßen gütig, weil ich ihr vor vielen Monaten freundlich nach Paris geschrieben hatte, aber immer pikiert, weil wir ihr in Berlin nicht genug angetan haben; sie fragt, wann sie die erfreuliche Ehre haben kann, mich zu besuchen. Ich habe ihr gleich geantwortet, ich würde noch heute kommen, dann sie zum Essen gebeten. Kommt sie heute, ist sie glücklich, sie findet Reste eines gestrigen Diners, das sehr klein aber wirklich über die Maßen gut war. Ich habe ihr angeboten, sie mit meinem Wagen abzuholen. Noch habe ich keine Antwort. Sie war nicht zu Hause. Sie läuft gewiß auch wie die Offizierdamen mit Siebenmeilenstiefeln in den Straßen herum. Ich freue mich eigentlich, sie zu sehen, auch von Schlabrendorff zu hören.

Nun lebe wohl, allergeliebtestes Herz, umarme die Mädchen.

Ewig Dein H.



113. Caroline an Humboldt

Genzano, 19. August 1818

Ich bin seit vorigen Freitag abends hier, wo ich in demselben Hause der Schlegel und der Herz wohne. Die Damen wohnen hier sehr ruhig und hübsch, jede hat ein eigenes Zimmer, und ein Salon ist zur allgemeinen Vereinigung da. Die Herz führt die Wirtschaft für alle und hat mich auch für diese Tage in die Kost genommen. Auf eine andere Weise hätte es mich geniert, sechs Tage lang hier zu sein, da sie alle nicht reich sind und es nicht übrig haben.

Die Schlegel hat auf ihre Söhne und auf die ganze deutsche Gesellschaft (Künstlergesellschaft meine ich) den wohlthätigsten Einfluß durch ihr liebevolles und verständiges Betragen. Alle sind

*) Nichte des Grafen Gustav Schlabrendorff, geborene Gräfin Ralckreuth.



freundlicher, verträglicher geworden. Die Söhne bedurften das am meisten, bei großem, entschiedenem Talent waren sie nicht glücklich und von vielen nicht geliebt. Die Schlegel ist wirklich eine recht liebe und recht vorzügliche Frau. Dich liebt und verehrt sie ganz ausnehmend.

Wir waren im Palast Cesarini, wo wir die göttlichste Aussicht genossen. Eine wundervolle Klarheit umfloß Himmel und Erde. Etwas rechts auf der Meeresfläche hin entdeckten wir die Umrisse von Ischia und des hohen Epomeo. Es war gerade heute ein Jahr, wo wir es verließen. Meine Augen füllten sich mit Tränen der Freude und des Dankes, als ich die geliebte, schöne, feenhafte Insel wieder sah. Je tiefer die Sonne sank, je klarer trat sie hervor.

Der den Brief mitnimmt, will fort.

Ewig Deine treue Li.



114. Humboldt an Caroline

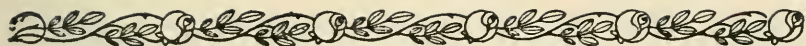
London, 21. August 1818



teure, geliebteste Seele, Du leidest also wieder . . .

Die Schilderung, die Du mir von Gabrielen machst, hat mich tief gerührt. Es ist ein holdes, liebes Kind, und die weit mehr inneren Gehalt und eigentliche Tiefe hat als ein Mädchen, vorzüglich in ihrem Alter, leicht besitzt. Aus einem Briefe von der lieben Adelsheid sah ich neulich auch, daß sie und August sie gleichfalls so ansehen, gewissermaßen idealischer, vielleicht sogar höher als sie selbst.

Nibbio erhält, was er zu empfangen denkt, so spät, daß, wie ich es von hier ansehe, alle Hoffnung des Gelingens vergeblich ist. Es ist sehr sonderbar. Man hat fast überall eine gute und selbst vorzügliche Meinung von den Fähigkeiten der Menschen, die bei uns angestellt sind, und von den Arbeiten, die von uns, sei es aus

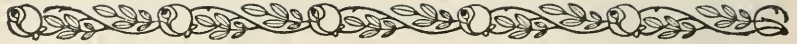


Berlin, sei es in der Fremde, herkommen. Aber das Ansehen des Staats, als eines, der mit Schnelligkeit, Konsequenz, dem gehörigen Maß und der gehörigen Festigkeit zugleich handelt, ist gesunken, und darum hält das Gelingen überall schwer.

Die Schlabrendorffin hat denn vorgestern bei uns gegessen. Nein, man hat keinen Begriff davon! Sie sieht exakt wie eine Vogelscheuche aus, und die Pflögetochter, Virginia, ist ein kleiner Knirps mit Haaren zwischen Flachs und Fuchsfarbe. Sie bleiben vier Wochen hier. Virginia hat auf dem Schiff sich sehr übel befunden. Sie ist still und ganz ordentlich. Nur hat sie bei mir einen Krieg mit den Bedienten gehabt. Ein englischer Bedienter hält es nämlich für eine ungeheuer schmutzige Sache, wenn einer ein Messer behalten will, mit dem er nur irgend etwas angerührt hat, und nimmt es allemal weg. Virginia, die solche Grandeur nicht gewohnt ist, ließ ihr Messer nicht auf dem Teller, sondern wischte es mit Brot sauber ab und legte es ganz ordentlich aufs Tischtuch. Der Bediente nahm es immer weg. Ein paarmal ließ sie es sich gefallen. Darauf aber griff sie zu und verteidigte es. Bülow und ich dachten, wir sollten plagen, aber sie mußte sich ergeben.

Der große Justizrat Heyer wollte neulich absolut das Wasser trinken, was man hier jedem hinsetzt, sein Glas, wenn man getrunken hat, hineinzustürzen. Ich mochte ihm es erklären wie ich wollte, er fuhr immer wieder drauf los.

Aber von der Gräfin hast Du, ich wiederhole es, keinen Begriff. Sie spricht in einem fort, ist die *chronique scandaleuse* von allen Menschen, die man nennt, vagiert mit den Händen; mit ihr auf der Straße zu gehen, ist hier gewiß lebensgefährlich. Sie konnte neulich in der ersten halben Stunde gar nicht dazu kommen, nur ihre Suppe zu essen. Du hättest den Wunder der Leute und besonders meines alten französischen Haushofmeisters sehen sollen. So ein Ungetüm war ihm noch nie vor-



gekommen. Wie sie aber nach langer Zeit einmal Französisch sprach, und da sie etwas erzählte, sich Gräfin nannte, glaubte ich, er ließe die Teller fallen. Sie erzählt einem ewig, auch mitunter interessante Dinge, wenigstens curiöse. Aber es ist gar nicht möglich, etwas nachzuerzählen, denn man wird ganz wüß im Kopf bei ihr und hat Mühe, nur noch selbst einige Gedanken zu behalten. Die alten Adelpyhasen gehen nur immerfort. Die Rahel in Karlsruhe hat sie immer affectiert vor den Leuten Gräfin genannt. „Schmeißen Sie nur nicht so mit der Gräfin um sich. Ich will nichts Gemachtes sein. Einen, der einen Herrn von Schlabrendorff gemacht hätte, kennt man gar nicht, und einen Herrn von Ralckreuth auch nicht.“*) Eine göttliche Phrase hat sie auch von einer hiesigen Buchhändlerfrau, die gebrochen Deutsch spricht und in Deutschland gewesen ist und die Kunstfachen dort viel schöner gefunden hat. Die soll gesagt haben: „Oh, die Gemälde und die Figuren hier und die ganze englische Kunst geht von hinten heraus.“ Die arme Frau hat sagen wollen, daß sie zurücksteht. Es ist aber wirklich, um es in ein Sprichwort zu verwandeln.

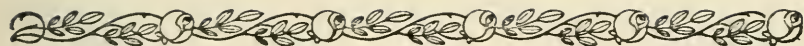
Von Gustav**) erfährt man nie das Rechte von ihr. Doch soll er sehr wohl sein. Aber er geht gar nicht aus. Wie sie versichert, so trägt er jetzt nie weder Hemd noch Strümpfe, sondern nichts als den gewissen großen dunklen Matin, und da dieser die Brust sehr frei läßt, so wird die vom Bart bedeckt, der bis auf den Gürtel gehen soll.

Nun lebe wohl, mein teures Herz.



*) Beiden uradligen Familien war 1786 der Grafentitel verliehen worden.

**) Graf Schlabrendorff.

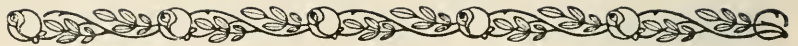


Die Zeitungen sagen jetzt, und zwar auch die deutschen, auf einmal, daß ich, Stein, Anstetten*) und Alopäus**) nach Vlachien kommen würden. Von Alopäus ist es schon wahr geworden. Er ist wirklich da, aber nur, um die Wohnung für den Kaiser Alexander einzurichten. Von Anstetten ist es sehr glaublich, nicht eben zur Arbeit beim Kongreß, aber um dem Kaiser seine Cour zu machen, und Steinen einzuladen hinzukommen würde ganz in den Gefinnungen des Kaisers liegen, der ihn wirklich liebt. Überhaupt ist mir dieser Zeitungsartikel aufgefallen, weil die Zeitungen seit vielen Monaten über mich ein tiefes Stillschweigen beobachtet haben, das schwerlich ganz von ihnen selbst herkam. Es ist überhaupt gar nicht zu leugnen, daß man seit dem Ende des vorigen Jahres an allen deutschen einen starken Einfluß der Regierungen bemerkt. In vieler Rücksicht ist das sehr gut. Die Lizenz ging zu weit.

Die Schlabrendorffin treibt ihr wüstes Wesen hier fort. Glücklicherweise sehe ich sie wenig. Ich hat sie vorgestern, mit mir zu essen. Sie antwortete mir aber, gewiß ohne unhöflich sein zu wollen, in ihrer jetzigen Manier: „Ich bin hier, um London zu sehen, und dazu kann mir das Essen bei Ihnen nichts helfen.“ Ich war darauf gestern bei ihr und sagte ihr ganz demütig, sie möchte mir nur selbst sagen, wenn sie bei mir sein wollte. Nun hat sie nächsten Freitag erwählt. Natürlich ganz allein, denn wen könnte man zu ihr bitten? Einer fällt mir zwar eben ein, ein Prediger Schwabe aus Erfurt, der hier Prediger ist und durch

*) Johann Portasius v. Anstett, geb. 1766, † 1835, russischer Diplomat, hatte an den Kongressen von Prag und Wien und den Pariser Friedensunterhandlungen teilgenommen, wurde 1818 russischer Gesandter bei dem Bundestag in Frankfurt a. M.

**) David Graf Alopäus, geb. 1769, † 1831, russischer Gesandter in Berlin.



mich wieder dort angestellt sein will, was auch wohl gehen wird. Diesen, einen höchst uninteressanten Menschen, hat sie kennen gelernt und will zu seiner Familie auf 14 Tage aufs Land gehen. Ich habe dem guten Mann nie angesehen, daß er mir solch Heil bringen würde.

Ich habe ausgehen müssen und finde beim Zurückkommen Deinen lieben Brief vom 8. August. . . . Mit Deinem Brief habe ich auch welche von Türl und Hermann und von Alexander bekommen. . . . Alexander schreibt mir eine ganz abenteuerliche Nachricht. Der Staatskanzler solle in Hamburg gewesen sein, um Bernstorff*) zu bereden, in preußische Dienste zu gehen und bei uns Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu werden. So lautet Alexanders Text. Wer ist nun dieser Bernstorff? Der Gesandter mit mir in Wien war, wohl nicht, denn den kannte und hatte er in Berlin. Auch hat er keine Güter bei Hamburg. Bülow aber meint, es gäbe einen dritten Bruder, der Güter bei Hamburg habe. Ich glaube an die ganze Sache nicht. Es wird hinzugesetzt, daß er es tue, damit dadurch erleichtert werde, daß ein Däne bei uns eine große Stelle bekommen, so auch sein Sohn in Dänemark das gleiche Los habe. Alles das sind schlechte Erfindungen und weiter nichts. Das ist meine bestimmte Meinung darüber.

Ich muß mich anziehen, teures Wesen, es ist heut am St. Louis-tag ein großes Diner beim französischen Botschafter. Lebe innigst wohl, mein Einziggeliebtes. Ewig Dein H.

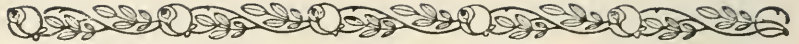


*) Christian Günther Graf Bernstorff, geb. 1769, † 1835, 1811 bis 1816 dänischer Gesandter in Wien, 1818 bis 1832 preußischer Minister des Auswärtigen.



Gestern, liebe Li, ist Dein Brief von Ussisi angekommen und hat mir auch durch die hübschen Worte, die Du über die Bilder sagst, überaus große Freude gemacht. Du bist ein einziges Kind, immer lebendig in Dir, immer mit dem Höchsten und Tiefsten beschäftigt, und was Du in Kunst und Natur siehst, Dir so aneignend, daß es zu etwas Schönerem wird, als es vorher war. Carolinens Wiederherstellung und daß Du wieder so viel Großes und Schönes gesehen hast, wird mich ewig mit Freude an Deine jetzige Reise und selbst mit Beruhigung an unsere Trennung die Zeit über denken lassen, wie schmerzlich sie uns beiden gewesen ist. Ich hätte Dir nichts bieten können, was Dir Ersatz gewesen wäre für das, was wir jetzt Italien schuldig sind, und es ist unbeschreiblich wehmütig süß, daß derselbe Boden, der zwei geliebte Kinder freundlich deckt, einem dritten, gleich innig geliebten, Leben und Gesundheit wiedergibt.

Ich schloß meinen letzten Brief mit der Geschichte von Bernstorff, die ich für eine Fabel hielt. Ich muß heute diesen damit anfangen. Die Sache scheint doch nicht unwahr, nur ist wirklich von dem Bernstorff die Rede, der mit uns in Wien war und jetzt in Berlin ist. Gestern abend lese ich mit einem Male in einer hiesigen Zeitung unter dem Artikel Hamburg: „Es heißt, daß (nun bin ich genannt) Erlaubnis sich zurückzuziehen nachgesucht und erhalten hat. Der Graf Bernstorff, dänischer Gesandter in Berlin, wird, sagt man, in preussische Dienste gehen und Vizestaatskanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten werden.“ Nehme ich nun das mit demjenigen zusammen, was mir Alexander schrieb, so kann ich die Sache nicht so ganz wegwerfen. Wie käme ein Zeitungsschreiber auf ein so sonderbares, in sich selbst so unwahrscheinliches Gerücht? Auch hat man jetzt die Zeitungen, wie ich



Dir schon neulich sagte, mehr unter Aufsicht. Dann ist die Zusammenstellung höchst bedeutend. Ich ziehe mich zurück, und er wird Minister. Die einzig verknüpfende Mittelidee ist da doch, daß ich es also nicht werde, da ich es doch hätte werden können oder müssen. Es sieht also wie ein Artikel aus, den man als Vorläufer in die Welt sendet, für mich sowohl als andere. Innere Wahrscheinlichkeit hat übrigens die Sache allerdings von seiten des Staatskanzlers, aber gar keine von seiten Bernstorffs. Jener befördert gern einen, der einen großen Familiennamen hat, sein und Blüchers Verwandter, ein Fremder, die er immer vorzieht, ist. Bernstorff hat einen verdienten Ruf von Edelmuth und Liberalität, der Staatskanzler greift außerdem in der Verlegenheit überall herum und ist ungeduldig, zu beweisen, daß er mich entbehren kann. Allein, wie es Bernstorff tut, ist etwas anderes. Würde er bloß mein Nachfolger hier, begriffe ich es sehr und wunderte mich bloß, daß er, da sein König ihn eben sehr begünstigt hat, den jetzt verlasse. Allein, daß er, der alles bei uns kennt und mir oft davon gesprochen hat, solche Stellen bei uns annehmen, daß er, der heftig und eigensinnig ist und sich mit seinem eigenen König in der Zeit entzweit hatte, nicht einsehen sollte, daß dies neue Verhältniß, wenn er sich nicht umkehrt, nicht sechs Monate dauern kann, das ist schwer zu begreifen. Wenn die Sache wahr ist, so ist mir Bernstorff zehntausendmal lieber als jeder andere. Auch wegen Bülow ist er für uns vortrefflich. Allein an sich ist es keine zu billigende Wahl. Bernstorff ist kein vorzüglicher Geschäftsmann und ein Fremder. So etwas beleidigt den Nationalstolz immer, und selbst von denen, die jetzt gegen mich sind, werden viele umwenden, sobald dies ausgeführt ist und ich in Burgörner lebe.

Ich werde, wenn diese Dinge richtig sind, vermutlich nun eine einfache Gewährung meines Gesuchs erhalten, mehr oder minder trocken, gnädiger oder ungnädiger. Meine Antwort werde ich na-

284



türlich nach der Art richten, wie man mir schreibt. Ich werde gewiß sagen, was nötig ist, aber mich hüten, auch nur ein einziges Wort weiterzugehen. Ich habe jetzt immer zu fürchten, daß man denkt und sagt, daß ich im Ärger, meinen Plan nicht durchgesetzt zu haben, rede und andere angreife. Die Menschen werden viel mehr durch die Erfahrung der Zeit als durch Worte belehrt, und das wird auch hier selbst bei dem Ersten der Fall sein.

Komme ich, wie ich immer für möglich gehalten habe und jetzt fest glaube, in völlige Freiheit, so werde ich mich von vielen Seiten sehr glücklich fühlen, allein vorzüglich von einer. Ich kann dann ganz und ausschließlich für Dich leben, kein Geschäft und keine Pflicht trennen oder hindern mich dann mehr, ich kann sein, wo Du willst, brauche keine andere Sorge zu hegen, als Deine Gesundheit, Deine Heiterkeit, Dein frohes und glückliches Dasein. Mein Leben schließt sich wie es begonnen hat, und da die Jahre nie fruchtlos an einem vorübergehen, so gelingt mir vielleicht jetzt noch besser, was ich immer gewollt, wonach ich mich immer gesehnt habe, aber worin ich doch auch oft noch mit mir selbst unzufrieden und über Deine unendliche Güte und Nachsicht tief gerührt war. Ja, teures, geliebtes Herz, ich leugne es nicht, ich gehe unserem einsameren und stilleren Leben mit einer Freudigkeit und einem Vertrauen, Dich glücklich zu machen, entgegen, die ich Dir kaum beschreiben kann. Ich weiß, daß Du es immer warst, da Du so gut und so liebend bist, aber wir mußten doch beide in den Jahren, seitdem wir Berlin verlassen haben, fühlen, daß uns die Umstände und unsere äußere Lage hinderten, so wie wir wollten, für einander zu leben.

Sollten wir je noch einmal in Italien sein, wollen wir nicht versäumen, Assisi zu besuchen. Es muß höchst merkwürdig sein. Die wenigen Worte, die Deine beiden Briefe über die Malereien dort enthalten, deuten ihren Charakter, und wie Du sie aufgenommen hast, auf das Lebendigste an, und ich freue mich sehr, zu sehen,



was Du darüber aufgesetzt zu haben sagst. Wohl hast Du unendlich recht, daß nichts verloren und auch nichts unfruchtbar bleibt, was einmal in Zusammenhang und Einklang mit dem, was in Gedanken und Gefühlen ewig ist, gedacht, erkannt und empfunden worden ist. Darum hat das Leben, und das bloße Leben, selbst ohne in die Augen fallende Tätigkeit, einen so hohen Wert, weil es, so wie man es aufzunehmen und sich ihm zu überlassen versteht, immer neue Anschauungen, Gedanken und Empfindungen wie aus dem Nichts schafft und hervorruft. Dies im einzelnen oft unbemerkte Anklingen des Geistigen aller Zonen und Zeiten, diese geheimnisvolle Belebung und Erzeugung ist größer und schöner als vieles, was sich in einzelnen Taten und Werken darstellt, und bedarf eigentlich dieser nicht. Der Unterschied ist fast nur, daß man die Urheber dieser namentlich kennt, da die jener stillen Fortbildung sich in dem Ganzen verlieren und nur ungenannt in dem fort-dauern, was ihnen angehört. Das Letzte ist meinem Gefühl immer das Liebste und Höchste gewesen.

Was Dir, geliebtes Herz, das Zurückdenken in der Mitte dieses Monats gewesen sein muß, habe ich hier tief gefühlt. Die Zeit ist gewiß das Wunderbarste in der irdischen Existenz. Alles, Freud und Leid, hängt sich an sie, und sie windet sich, unbekümmert um alles als um ihr eigenes Gesetz, unaufhörlich auf und ab. Sie ist das Tröstlichste, was ich im größten Unglück mir denken kann. Man darf nur von den Sachen ab und auf sie gehen, und man findet sich so verloren in dem Gedanken, daß alles, was einem geschehen mag, durch ihr ewiges Weiterrollen und immer und immer Neues Herbeiführen, seine brennende Farbe verliert und wie etwas Gewöhnliches und Natürliches in der Vergangenheit verschwindet; und wieder, wenn man eben diese Vergangenheit betrauert, wenn man großes Glück und durchgekämpften Schmerz, als beide einmal dem Busen vertraut und befreundet geworden, festhalten will, so

286



erneuert und erfrischt sie das Ungedenken, indem sie den gleichen Tag und die gleiche Stunde herbeiführt. Sie ist das reinste Sinnbild ewiger und unwandelbarer Ordnung, da man sie nur am Unwandelbaren ewig richtig messen kann.

Ich sehe eben eine andere Zeitung an, eigentlich die beste und parteiloseste. Sie hat die Nachricht auf dieselbe Weise unterm 15. August aus Hamburg. Daß Stein und Ribbio mich billigen, ist mir lieb. Ich fürchtete, sie würden für Frankfurt sein. Erzähle Ribbio das Jezige. Er kennt Bernstorff genau und urteilt vermutlich wie ich über ihn. Ribbio liebe ich wie Du, er ist wirklich gut und rechtlich und von der umfassendsten Gelehrsamkeit.

Du hast ganz recht, liebe Seele, daß ich mich auf keine Weise muß verunglimpfen lassen. Aber man muß auch nicht alles für Verunglimpfung nehmen. Und sei sicher, was sie tun, sogar in Zeitungen hier und da verbreiten mögen, die Meinung ist bei vielen und wird nicht vernichtet werden, daß ich bei einem Geschäft und beim Dienst überhaupt bleibe, solange ich eine Möglichkeit sehe, daß es geht und daß, wenn ich es verlasse, es nicht mehr geht. Das hat mir neulich die Schlabrendorffin von ihrem Bruder in Schlesien, der mich nie liebte und ein schroffer, absprechender Mensch ist, gesagt. Wenn sie viel Schlimmes erzählte und ahndete, hat er ihr geantwortet: „So arg muß es doch nicht sein, sonst würde Humboldt nicht bleiben.“ Wie ich im Jahre 1810 nach Wien ging, sagte Knobelsdorff*) schon Kohlrauschen**): „Es muß hier nicht mehr gut sein, sonst würde er nicht gehen.“ Ohne daß vielleicht viele mich sonderlich lieben, ohne daß ich eben eine Partei habe, denken die Leute dies von mir, und man mag nun zehnmal sagen,

*) Friedrich Wilhelm v. Knobelsdorff, geb. 1751, † 1820, Militär und Diplomat.

**) Geheimer Ober-Medizinalrat. Vgl. Bd. II, S. 114f.



daß ich meinen Abschied gesucht, daß ich es getan habe, um zu studieren oder aus Verdruß, weil ich diesen oder jenen nicht stürzen konnte; es wird nichts helfen, man wird nicht daran glauben, sondern wissen und bald genug sagen, was die wahren Gründe sind. Wie ich Dir sage, teure Seele, ein sehr einfaches Betragen ist das Beste. Doch sei sicher, daß ich das wirklich Notwendige nicht versäumen werde. Ich kümmere mich im Inneren wenig darum und ließe da vieles ungerügt, aber ich fühle allerdings, daß es doch nicht immer der äußeren Umstände wegen angeht.

Neulich aß, wie ich Dir, glaube ich, schrieb, ein Rheinländer und ein Halberstädter Justizrat bei mir. Nein, solchen Kontrast sieht man nicht. Und wie der erstere sprach! Dir würde so etwas ganz neu sein. Doch war der Mann nicht französisch, nicht jakobinisch gesinnt und sagte in der Regel Dinge, die es schwer gewesen sein würde zu widerlegen. Ein Wort fiel mir besonders auf: „Die Rheinländer“, sagte er, „sind gern zu Deutschland zurückgekehrt, sie waren empört, wie es einmal hieß, der Rhein bleibe die Grenze, sie glaubten sich verraten und verkauft, aber sie wollten nicht Preußen, nicht Österreicher, sondern Deutsche werden, und das sitzt noch in den Köpfen.“

Unsere tapfere Gräfin, die nicht dabei war und der ich es nicht erzählt habe, sagte mir neulich auch in den kräftigsten Ausdrücken: „Ich mag Preußen nicht, ich bin froh, daß Schlessen nur zum Bunde gehört, ich mag keine Preußin sein, ich bin eine deutsche Frau!“ Und dabei fährt sie mit den Arminius-Urmen herum, daß es nur eine Art hat. Sie aß gestern wieder hier. Eine wichtige Bemerkung über England ist, daß die Frauenröcke keine Keile haben. Ich wußte gar nicht, was ein Keil ist. Vielleicht bist Du ebenso unwissend wie ich. Mit dem Prediger Schwabe ist es wieder vorbei. Er hat ihr unterderhand sagen lassen, er fürchtete, sein Haus werde zu klein sein. Er hat unstreitig den Spielraum



bedacht, den die Windmühlenflügel, mit denen sie immer vagiert, brauchen, um nicht Rind und Regel umzuschmeißen.

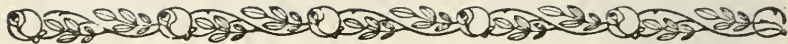
Nun lebe wohl!



117. Humboldt an Caroline

London, 1. September 1818

ch habe immer nichts. Allein die große Neuigkeit ist die von Bernstorff. Er ist denn wirklich Minister der auswärtigen Angelegenheiten bei uns. Man hat Bourke, dem dänischen Gesandten hier, offiziell angezeigt, daß er in unsere Dienste getreten ist. Für mich ist es mir lieber, daß er an der Stelle ist, als jeder andere. Bernstorff und ich kennen uns von Jugend auf, er hat immer Freundschaft für mich gehabt, wie ich für ihn, es ist nicht abzusehen, warum er jetzt geändert sein sollte. Für mich kann es mir sehr gleichgültig sein, ich brauche nicht ihn und niemanden. Allein für Bülow ist es sehr wichtig. Dem kann er sogar mehr behilflich sein als ich. Über die Wahl von Bernstorff kannst Du Dir vorstellen, wie ich denke. Dazu raten hätte man nie können. Ein Fremder in solchem Posten und so auf einmal! Es wird, glaube ich, keinen guten Eindruck machen, obgleich man dem Menschen persönlich eher wohl will. Allein auch persönlich hat er, sein Außeres und den Ruf der Loyalität abgerechnet, nichts, was den Leuten imponiert, nichts, was ihnen ein Pfand ist, daß in solchen oder solchen Gesinnungen regiert werden wird. Unsere Gräfin hier ist wütend, sie sieht diese Ernennung als einen großen Affront für mich an. Das kann ich nicht finden. Ich meine im Gegenteil, daß der Zeitungsartikel, von dem ich Dir neulich schrieb, eigentlich schmeichelhaft war. Erst ehe man von Bernstorff sprach, mußte man meinen Abgang erwähnen, als wäre die Stelle nicht



eher leer gewesen, und wie ich nun abgehe, muß man einen Fremden nehmen. Das ist für das Land nicht süß zu hören, aber für mich ist es anders. Möchte nur der erste Teil des Zeitungsartikels wahr sein, daß ich meine Entlassung hätte. Allein, ich weiß kein Wort. Der Kanzler, Rother, alle verstummen.

Ich habe dem Staatskanzler heute geschrieben und ihn so gutmütig, aber auch so dringend wie möglich um die schleunigste Zurückberufung gebeten. Ich habe es auch deshalb getan, weil sie sich vielleicht einbilden, daß, so wie ich weiß, daß ich nun nicht einmal Minister werden kann, und man mich da zu remplacieren gewußt hat, ich nachgiebiger für das Hierbleiben oder die Annahme eines anderen Postens sein werde. Das Schlimmste nun aber ist der Entschluß zu Deiner Abreise. Du wolltest und mußt fast in der ersten Hälfte des Oktobers gehen. Ich werde schwerlich vor dem 15. Oktober nur wissen, wie es mit mir steht, wer weiß, ob dann? Wenn ich einer Eingebung folgen sollte, so möchte ich Dir raten, nicht zu eilen und Dich lieber der Gefahr auszusetzen, bis zum Frühjahr bleiben zu müssen. Ich sehe mich seit Bernstorffs Ernennung als entschieden aus allem Dienstverhältnis. Ich glaube nicht einmal, daß ich beim Staatsrat bleibe. Der Staatskanzler in seinen Ideen muß alles anwenden, daß ich nicht darin sei. Er muß mich als einen entschiedenen Gegner der jetzigen Verfahrensart ansehen und weiß, daß ich in diesem Verhältnis meine Meinung geltend machen kann. Darauf zu dringen, würde mir selbst indiskret erscheinen, und ich habe darum in meinem ersten Besuch gleich es gewissermaßen in des Königs Wahl gelassen. Ich kann nicht leugnen, daß ich gern ausscheide. Es gibt jetzt, und das gilt von ganz Europa fast, keine freudige öffentliche Tätigkeit. Die Köpfe sind verwirrt, Altes und Neues ist im Streit, man hat meist nur die Wahl des geringeren Übels. Mein eigenes Dasein ist viel mehr ein Ganzes, wenn ich jetzt abtrete, als später. Ich bin

290



jezt noch in voller Kraft, ich habe noch einen Lebensheil vor mir, den man nur ſich ſelbſt widmen kann. Ich gehe ohne alle innere Unruhe, ohne allen Vorwurf gegen mich ſelbſt ab. Ich hätte nach meiner Denkfungsart vollkommen unrecht gehabt und hätte Tadel verdient und gewiß eingeerntet, wenn ich Miniſter geworden wäre. Auch wird mir das kein Guter vorwerfen. Aber, wie die Welt iſt, ſo werden manche tadeln, daß ich nicht mit mehr Weſen und Geſchrei gehe. Das aber liegt nicht in meiner Natur. Wenn man eine Regierung oder Verwaltung nicht beſſer machen kann, muß man ſie nicht ſtören. Man muß ſeine Meinung ſagen und danach handeln und dann es ruhig auf die Folgen ankommen laſſen. Nur dem König denke ich allerdings noch einige Worte zu ſagen, aber dazu muß ich erſt abwarten, daß er mir antwortet. Wenn ich nur von hier einmal frei bin, iſt mir auf keine Weiſe bange. Auch nicht für unſer Auskommen. Wir haben beide darin ſehr mäßige Bedürfniſſe und Wünſche, und für die Kinder, die auch nicht unbeſcheiden ſind, auch immer genug. Theodor iſt denn verheiratet*), wie es ſcheint, am 28. Julius . . .

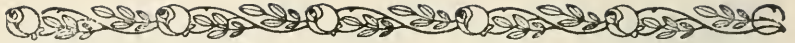


118. Caroline an Humboldt

Rom, 2. September 1818

Ich habe Deinen Brief, Nr. 131, empfangen, teures, geliebtes Herz, und freue mich, zu hören, daß Du ein paar Tage auf dem Lande warſt. Der lange Aufenthalt in einer eigentlich großen modernen Stadt (Rom macht darin in der Welt eine Ausnahme, wie in ſo vielem anderen) gibt einem eigentlich immer etwas Trockenes. In Wien mußte ich mich gleichſam be-

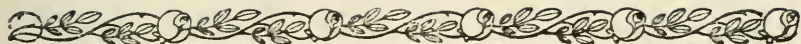
*) Vgl. S. 169.



sinnen, wie es recht in freier Natur wäre, wieviel mehr mag das in dem immensen London der Fall sein! Ja, und die Sterne sind ein einziger Trost. Wenn man auch in einer recht schlechten, recht gemeinen Gegend ist, und die Nacht alles einschließt, so haben sie mich oft getröstet, die so ewig unwandelbar herunterblicken. Doch ist ihr Glanz wohl hie und da verschieden, und schöner sah ich ihn nirgends als in Ischia. Wie ein Strom ausgegossenen Lichtes flammte die Milchstraße durch den nächtlichen Himmel, und ich habe oft nicht gewußt, wie ich von unserer Terrasse hinein und zu Bett gehen wollte, so zog der Himmel mich an und das gleichmäßige Rauschen des Meeres, das mir immer wie der Pulsschlag der lebendigen ruhenden Erde vorkommt. In Nocera waren auch die heiligen Nächte nur ein geringer Trost, nur der, daß man die Häßlichkeit der Gegend nicht sah. Nach Morgen und Mittag hin saßen die Berge so nah, daß man wie aus einer Vertiefung nach den Sternen des Zeniths sah und hinaufschaute. Das gute Nocera! Ich glaube doch, das sehe ich nie wieder.

Du sprichst bei Gelegenheit der Sehnsucht, die Dich nach der Küste treibt, von der schönen Stelle in Schillers Trauerspiel, wo er sie sagen läßt: „Eilende Wolken, Segler der Lüfte!“ Ja, niemand verstand so wie Schiller, sich in einen Zustand hineinzu-denken, er selbst, seine Individualität verschwindet mehr in seinen Dichtungen, als Goethe seine in seinen Werken. Legthin in Nocera las ich wieder der unglücklichen Königin Leben von Geng^{*)}. Es ist darin eine große Kunst, die Sachen, die er eigentlich nicht sagen durfte, um das volle Interesse an ihr rege zu erhalten, doch ahnden zu lassen, meisterhaft beschreibt er den leidenschaftlichen Zustand ihres Gemüths. Sie muß unbeschreiblich unglücklich gewesen

^{*)} Maria, Königin von Schottland, eine der besten Schriften des bekannten Publizisten und Staatsmannes Friedrich v. Geng, geb. 1764, † 1832.



sein, die Natur hatte sie reich ausgestattet, man möchte wohl oft ausrufen, „daß zur Tugend auch noch Glück gehört“, und Glück hat die arme, tief zerrissene Fürstin nie gehabt.

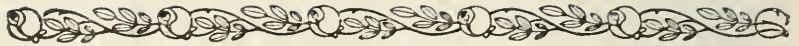


119. Humboldt an Caroline

London, 8. September 1818

Vom Departement mit Lottums Unterschrift habe ich jetzt fast posttäglich Briefe, natürlich nicht sehr bedeutenden Inhalts, aber in den süßesten und schmeichelhaftesten Ausdrücken, ewiges Lob. Ist das nicht sehr charakteristisch?

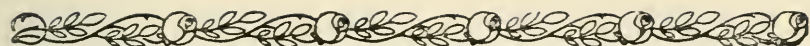
Ich habe (das soll aber das strengste Geheimniß bleiben) einen Brief von Roßher aus Aachen vom 31. August bekommen, der mir wenigstens genug Aufschlüsse gibt, um unsere Maßregeln leiten zu können. Der Inhalt ist der unerwartetste, der hätte kommen können. Er fängt damit an, daß Christian Bernstorff zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt ist und während des Kongresses in Aachen sein wird. Dann sagt er, diese Ernennung habe auch Veranlassung gegeben, über meine zukünftige Bestimmung mehrmalige Unterhaltungen anzuknüpfen, von welchen das Resultat bis jetzt noch (merke auf den Zusatz) feststehe, daß ich eine Anstellung in Berlin und zwar als Stellvertreter des Fürsten im Staatsrat erhalten solle. Der Fürst wolle mir selbst seine detaillierten Vorschläge darüber machen, er wolle die Sache bei der Ankunft des Königs in Aachen zur Sprache bringen, und werde daher meine Zustimmung einholen. Die Sache müsse ein strenges Geheimniß bleiben, damit sie nicht durch andere Ansichten und Einwirkungen vereitelt werde. Herr v. Altenstein, der jetzt diese Funktionen ausübt, werde sich vielleicht sehr gekränkt fühlen, indes müsse



er einsehen, daß es ihm bei seinem Ministerium zuviel werde. Ich möge ja nicht ausschlagen. In jedem Fall werde ich London noch diesen Herbst verlassen können. Von meinem Nachfolger hier oder einer interimistischen Einleitung sei übrigens noch nicht die Rede gewesen. Soweit Rother.

Der Schritt, mich zu unterrichten, ist wirklich freundschaftlich. Auch spricht er im Briefe von seiner unbegrenzten Liebe zu mir, dies sind die Ausdrücke. Ich habe Dir immer gesagt, daß dieser Mann doch für den Staat besorgt ist und fühlt, daß man einer Hilfe bedarf, und daß alle Umgebungen des Fürsten doch noch, wenn er einmal nicht mehr ist, auch für sich selbst mehr auf mich als auf sonst wen rechnen. Ich bekam den Brief gestern und habe ihm heute geantwortet. Die Sache sei mir ganz unerwartet gekommen, ich habe, da der Fürst meinen Vorschlag mit dem Staatsrat gar nicht beachtet habe, am wenigsten vorausgesetzt, daß man mich da wünsche. Die Sache sei nur eine Modifikation meines Vorschlages, also könne ich an sich keine Bedenken finden, sie anzunehmen. Ich hätte nie meine gänzliche Entlassung gesucht und nie Muße verlangt, obgleich diese meiner Neigung mehr entspräche und ich jene mit Vergnügen annehmen würde. Ich hätte nur gefühlt und gesagt, daß ich meiner Überzeugung nach nirgends anders als im Staatsrat dienen könnte. Es käme also nur darauf an, ob man an den Vorschlag Bedingungen knüpfte, die ich nicht eingehen könnte. Solche wären, wenn ich zu gleicher Zeit Mitglied des Ministeriums sein sollte, was ich nie tun würde, oder wenn man meine Freiheit in meiner Geschäftstätigkeit beschränken wolle. Wenn ich aber weiter keine Rücksicht auf mich nähme, so sähe ich doch bei der Sache viele Bedenken. Zuerst wisse der Fürst, daß ich in mehreren Dingen verschiedener Meinung mit ihm wäre. Er möge also wohl und reiflich überlegen, ob er mich dauernd gern an dieser Stelle haben würde. Dann wäre es gar nicht gleich-

294



gültig, Herrn v. Altenstein zu kränken. Er sei ein verdienstvoller Mann und mein Freund. Ferner wären ältere Minister, Generale, die höheren Rang hätten als ich, der Feldmarschall, im Staatsrat. Wie diese es ansehen würden, daß ich den Vorsitz hätte? Endlich schaffte man, da ich keine andere Stelle hätte, einen neuen Posten. Wozu solle das alles? Ich könne als bloßes Mitglied dieselben Dienste leisten und wäre zufrieden, wenn der König mich zurückriefe und mich als Mitglied, was ich schon sei, fortarbeiten ließe.

Das ist meine wahre Meinung, und ich hoffe, geliebte Seele, daß Du damit übereinstimmst. Auszuschlagen kann ich dies nicht. Es ist gar kein vernünftiger Grund dazu da, und ich könnte das Ausschlagen nicht rechtfertigen. Es ist die ehrenvollste Anstellung, die man mir anbieten könnte, und weit ehrenvoller als ein einzelnes Ministerium. Es ist sogar recht merkwürdig, daß der Fürst nicht aufgeben will, daß ich gewissermaßen immer an seiner Seite erscheine. Allein ich hätte sehr unklug gehandelt, wenn ich nicht alle Bedenken erregt hätte, die es hat. Aus Gründen, die es zu weitläufig ist, zu schreiben, die Du aber fühlst, ist es mir lieber, wenn die Sache fällt und ich bloß als Mitglied arbeite. Es wäre, glaube es mir gewiß, viel besser. Unsere Privatlage wäre etwas unvorteilhafter, da wir keine Besoldung hätten, allein das scheue ich gar nicht, und Du denkst, weiß ich, übereinstimmend mit mir darin.

Das Nützliche, was wir aus dem Briefe für unsere Pläne ziehen können, ist, dünkt mich, folgendes:

1. Ich gehe gewiß nicht nach Vlachien. Bernstorff kann nicht wollen, daß es so aussehe, als müsse er jemand an der Seite haben; man wird auch mich und ihn, da ich bei uns älterer Minister bin und er das Departement hat, nicht gern bei demselben Geschäft zusammenbringen. Wäre die mindeste Idee davon gewesen, so würde es Rother erwähnt haben.

2. Es ist ebensowenig glaublich, daß man mich zu irgendeinem



anderen diplomatischen Geschäft nach dem Kongreß am Rhein wird brauchen wollen. Rothers Brief zeigt deutlich, daß man darauf Verzicht leistet, mich binden zu wollen, ferner im Ausland zu dienen.

3. Es ist nun so gut als gewiß, daß ich, ohne daß man mir Hindernisse in den Weg legt, werde im Staatsrat arbeiten können, und daß man dies verlangen wird. Denn geht man auch wieder von dem Einfall mit dem Vorsitz (den ich noch gar nicht für so fest halte) ab, oder stimmt der König darin nicht ein, so wird man immer den Wunsch äußern, daß ich so und als bloßes Mitglied tätig sein möge.

4. Wie früh oder wie spät ich hier fortkomme, bleibt leider noch immer höchst zweifelhaft, obgleich die Sitzungen des Staatsrats eigentlich Ende Oktober angehen sollen.

Bei dem allen bitte und beschwöre ich Dich inständigst, doch immer noch reiflich und ernstlich zu überlegen, ob Du gut tust, Deiner Gesundheit wegen Rom zu verlassen.

Was Du mir von Fohr und Deinem Einfluß auf ihn schreibst, ist sehr hübsch und rührend. Der Tod nimmt immer das Größte und Beste. Deine Anwesenheit in Rom, geliebtes Kind, ist eine wahre Wohltat für viele gewesen, eine segensvolle Erscheinung aus dem Norden.

Über Caroline Wolzogen hast Du sehr recht. Sie gewinnt nicht mit den Jahren. Die Phantasie wird nicht weniger wesenlos, indem sie an Zartheit und Frische verliert. Ich weiß auch nicht, ob viel von ihrer Tragödie zu erwarten ist. Upropos bei den Schriftstellerinnen. Die Kalb^{*)} hat mir bezahlt!

Bonaparte hat neulich seinen französischen Koch abgeschafft und hat nun einen Chinesen. Der abgeschaffte hat gesagt, Napoleon sei das einerlei, er äße nur Bouillon und eine Schüssel

^{*)} Charlotte v. Kalb, geb. 1761, † 1843, Schillers Freundin. Vgl. Bd. V, S. 390 f.



oder nur Kartoffeln. Wenn die Damen (die Bertrand und die M.) Sonntags mit ihm essen, sind sie in großer Parure, jedoch nicht mit Schleißen.

Die schreckliche Gräfin ist noch immer hier. Sie behauptet, daß alle Baumwollwaren hier für nichts zu haben sind, namentlich Strümpfe, Bettdecken. Sie macht so viel Provisionen, als sie um ihren großen Leib wickeln kann (sie geht von hier nach Ostende), und hat auch einen eigenen Dolch zur Verteidigung dieser neuen Art von Keuschheit gekauft. Bei allem diesem Heroismus ist sie doch aber schrecklich langweilig.

Lebe wohl, innigst geliebte Seele.

Ewig Dein H.



120. Caroline an Humboldt

Rom, 8. September 1818

Mein süßes Herz! Deine Briefe vom 18. und 21. August sind jetzt eben bei mir angekommen . . .

Ich sehe zu meinem Wunder, daß Du den 21. August noch nicht wußtest, daß Theodor in Berlin und beinahe einen Monat verheiratet sei. Ich bewundere, wie man mit uns umgeht, meine liebe Seele. Gestern kam wieder die Post aus Deutschland, aber für mich nichts. Die arme Mathilde wird nun unter Theodors Zucht wohl auch nicht mehr schreiben dürfen.

An meinen leidenden Zustand gewöhne ich mich nachgerade. Ich bin selten ohne Schmerzen, aber meiner Heiterkeit schaden sie nicht mehr. Der Husten ist indes milder und mäßiger geworden. Die Schmerzen in den Füßen sind am stärksten. Wenn sie nur nicht in die Knie kommen, da sind sie am unausstehlichsten.

Über die Schlabrendorff habe ich laut auflachen müssen. Ach, wenn sie mir hier aus den Wolken gefallen wäre, das Ungetüm,



was hätte ich begonnen! Wie wird die große Gräfin die großen Glieder geschlagen haben. Wenn die Frauen alle so wären, ginge die Welt in Trümmer, ein Geschlecht der Lästrygonen. Nein, von Gustav erfährt man durch sie nie etwas. Den nur möchte ich noch einmal wiedersehen!

Lebe wohl, süße Seele.

Deine Li.

In der allgemeinen Zeitung steht ja, Bernstorff käme als Vizestaatskanzler und Minister der auswärtigen Geschäfte in unsere Dienste?



121. Humboldt an Caroline

London, 11. September 1818



Ich hoffe, liebe Li, daß Du meinen Brief vom vorigen Posttage erhalten haben wirst, in dem ich Dir meldete, daß Rother mir geschrieben hatte. Heute, vor einer halben Stunde, bekomme ich den verheißenen Brief vom Fürsten, der aber so sonderbaren Inhalts ist, daß ich am besten tue, ihn Dir ganz abzuschreiben.

Aix la Chapelle, le 4 Septembre 1818

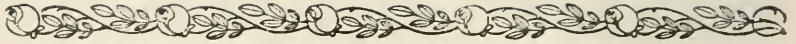
Mon cher H. Je Vous dois depuis longtemps une réponse, et Vous pouvez sans doute me reprocher de n'avoir pas mis encore sous les yeux du Roi le placet par lequel Vous demandez Votre retraite. Mais pesez mûrement les circonstances, et Vous ne me blamerez pas, Vous conviendrez que j'ai agi comme votre ami. D'abord je Vous avouerai franchement que Votre résolution très-inattendue de quitter Votre poste où Vous êtes si peu de temps, doit naturellement frapper le Roi. Il connaît ce que Vous valez, Vous lui avez rendu de très grands services; mais il vient de les récompenser, et certes il n'aura pas cru que dans la vigueur de l'âge et doué de tous les moyens de lui en rendre de nouveaux



Vous eussiez pu prendre la résolution de Vous y soustraire et insister sur cette résolution, malgré toutes les offres que je Vous ai faites, et qui éloigneraient les difficultés que Vous trouvez dans Votre présent poste relativement à Votre famille. J'ai donc hésité de faire parvenir Votre requête par écrit à Sa Majesté et pense mûrement à un moyen de lui présenter la chose sous un aspect plus favorable, en proposant une destination qui, tout en remplissant Votre but et satisfaisant à Vos désirs, prouvât au Roi, que Vous voulez continuer de le servir plus que nominalelement. Il faut de toute nécessité que le plan que j'ai soit exposé de bouche au Roi, et que Vous Même l'approuviez. Commencez donc par demander une permission de Vous absenter par congé. Nous nous concerterons ensuite sur la marche à suivre. Je crois Vous avoir donné assez de preuves de mon véritable attachement pour pouvoir croire que Vous ne douterez pas un moment de la part sincère que je prends à Votre satisfaction et de la peine que je ressentirais de Vous perdre. Vous Vous êtes refusé à tous les plans que j'avais conçu pour Vous. Je conviens que celui de vivre au sein de Votre famille pour les sciences que Vous cultivez avec tant de succès, est beau, et que je Vous trouverai digne d'envie, mais pour Vous dire vrai, il y aura toujours quelque chose qui me fera regretter que Vous l'ayez suivi.

Pardon, cher H. de la sincérité avec laquelle je Vous parle. C'est le langage de l'amitié véritable. Je vais demain dans la province mais je serai bientôt de retour. A jamais tout à Vous H.

Dieß ist der ganze Brief, kein Wort mehr, keins weniger. Zugleich ist einer von Rother angekommen. Nur wenige Zeilen. Er kenne den Inhalt des Briefes des Fürsten nicht. Dann folgende Worte: Das Schatzministerium und die Generalkontrolle sollen den Grafen Lottum zum Chef erhalten. Hierauf folgt, wie Du denken kannst, eine Phrase des Mißvergnügens.



Ich kann Dir in diesem Augenblick nicht sagen, welche Partie ich ergreifen werde. Nur soviel schwebt mir dunkel vor. Den Vorschlag einzugehen, daß der König meinen alten Brief gar nicht sieht, und ich ein bloßes Urlaubsgesuch mache, tue ich nicht leicht. Ich kann es selbst kaum, da ich dem König direkt von meinem Briefe vom April geschrieben habe. Auf der anderen Seite das Mittel, das mich schnell hier fortbringen kann, aufzugeben, wäre auch nicht klug. Ich muß also einen Mittelweg finden. Vermutlich schreibe ich einen zweiten Brief an den König, nicht an der Stelle des alten, sondern als Zugabe dazu, um die Idee zu benehmen, daß ich außer Dienst gehen will.

Ich kann Dir nicht beschreiben, wie unendlich mich die Art ärgert, wie der Fürst die Sache nimmt. Was ich auch sagen mag, so spricht er von retraite und von den Wissenschaften. Dabei tut er, als nähme er nichts übel, ist immer anscheinend freundlich und redet von den besten Absichten. Auseinander wird und muß die Sache kommen, und der König wird erfahren, wie sie zusammenhängt. Allein es kann aus allem dem Trödeln herkommen, daß ich noch monatelang hierbleiben muß. Auch der Aachener Kongreß ist mir jetzt im Wege. Wie soll ich einen Urlaub verlangen, solange er dauert? Es sähe ja aus, als hätte ich es nicht lassen können, dort zu sein.

Der Inhalt von Rothers Brief ist gar merkwürdig. Welche Anstellung wieder! Und zugleich siehst Du das eigenmächtige, gegen alle gleich mißtrauische, vor allen gleich heimlich handelnde Wesen.

Findest Du nicht auch in dem Brief, den ich Dir abgeschrieben, sichtbare Spuren des Alters? Mir kommt es so vor, doch vielleicht irre ich mich.

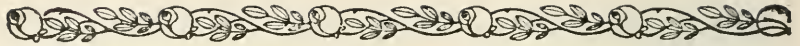




Mein geliebtes Herz! Dein lieber Brief vom 21. August ist mein letzter, und ich warte nun wieder auf den 14. oder 15., der mir neue Nachrichten bringen muß.

Die Nachricht, die ich Dir letzstens so en passant schrieb, scheint mir einigen Glauben zu gewinnen. Viele Dinge wären mir in dieser Wahl doch ganz unerklärbar, von anderen zu schweigen, und wenn ich das Aussehen berechne, das sie in Deutschland machen müßte, nach dem, was ich sehe, das sie unter der Handvoll Deutscher macht, die hier sind, so wäre es sehr groß. Ich wäre sehr geneigt, aus Ursachen, die ich aus Bernstorffs Persönlichkeit schöpfe, nicht daran zu glauben, allein die Eitelkeit bestricht die Leute oft, wer weiß, zu was sie Bernstorff beredet hat. Wie Niebuhr darüber denkt, darüber lege ich Dir einen Ausschnitt eines Billetts bei. Er ist auf dem Lande.

„Bernstorff ist unser gemeinschaftlicher Freund, und Sie können also meine Äußerungen nicht mißverstehen. Als unser Gesandter an einem bedeutenden Hof wüßte ich ihn gern, aber mir ist entsetzlich beklommen bei dem Gedanken, daß er die Führung unserer Verhältnisse erhielte. Am unwahrscheinlichsten bleibt es mir, daß er sich selbst verkennen und auf einen Platz stellen sollte, wo es ihm nicht verborgen sein kann, daß die allgemeine Stimme einen anderen hinruft. Liebenswürdigkeit und Edelmut sind doch nicht hinreichend, wo Arbeitsamkeit, Kraft und Kenntnisse fehlen, und wenn man sich vierzehn Jahre lang höchst unglücklich auf dem Theater der Provinz versucht hat, so sollte man es nicht versuchen, erste Rollen in der Hauptstadt spielen zu wollen. Ich glaube nicht, daß Sie mir hierin unrecht geben werden. Ich bin wohl sehr unparteiisch, denn das Herz eines vieljährigen Freundes, wie Graf



Bernstorff, der freilich weiß, daß ich seine Schwächen kenne und nicht für gleichgültig achte, wird mir persönlich nur Gutes und Liebes erzeigen.“

In Deinem letzten Briefe sind so unendlich liebe Stellen über unsere Zukunft und Deine Wünsche, nur alles einzurichten, wie ich es am liebsten habe, daß ich aufs neue aufs tiefste davon ergriffen worden bin, obgleich es mir doch gar nichts Neues war. Denn ich habe ja diese Deine einzig zarte Liebe und Sorgfalt mein ganzes Leben hindurch erfahren und bin ganz davon durchdrungen. Wir werden bald wieder zusammen sein, so hoffe ich gewiß.

. . . Ja, es gibt viel kuriöse Dinge. Aber, wenn die wahr wäre, von der ich anfangs des Briefes schrieb, so wäre sie überkuriös. Wie sollte denn der Strom von Palästina*) das zugegeben haben? Ah, che paura hanno avuto di te, povera gente!**)

Ich habe die letzte Nacht ganz außerordentliche Schmerzen im Fuß gehabt. Lebe wohl, meine süße Seele. Ich umarme Dich mit treuer Liebe.



123. Humboldt an Caroline

London, 15. September 1818

Ich fange heute sehr spät zu schreiben an, da mir die Antworten an den Kanzler und Rother und der Brief an den König viel Zeit weggenommen haben . . . Ich will also heute von nichts anderem reden, sondern Dir meine Briefe, soweit es geht, abschreiben.

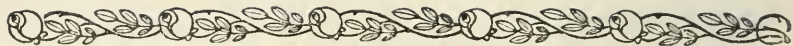
Also zuerst der an den König: „Ich wage es, Eure Majestät um die Erlaubnis zu bitten, meinem (ich lasse die Höflichkeits-

*) Jordan.

**) Ach, welche Angst haben sie vor dir gehabt, die armen Leute.



phrasen weg) Gesuch um meine Zurückberufung von meinem hiesigen Posten vom 4. April dieses Jahres, da seitdem so viele Monate verstrichen sind, noch einige Worte zur Unterstützung und Rechtfertigung desselben hinzusetzen zu dürfen. Der Gesundheitszustand meiner Frau, die völlige Unmöglichkeit, in der sie sich befindet, mir hierher zu folgen, und die daraus entspringende Nothwendigkeit meiner Trennung von ihr und meiner Familie, solange ich meinen jetzigen Posten bekleide, sind, wie ich Eurer Majestät mit Wahrheit versichern kann, die einzigen Gründe meiner Bitte. Allein ich darf mich auf das eigene Gefühl Eurer Majestät berufen, ob eben diese Gründe nicht auch mein Gesuch vollkommen rechtfertigen, und noch sicherer darf ich diese Überzeugung hegen, wenn Eure Majestät mir erlauben, Ihr die Umstände kurz zurückzurufen, unter welchen ich meine hiesige Stelle erhalten habe. Ich habe von jeher geglaubt, daß sie meiner häuslichen Verhältnisse wegen durchaus unangemessen für mich wäre. Als daher Eure Majestät mir die Gnade erzeigten, mir im Sommer 1816 durch den Staatskanzler, Fürsten S., die Wahl zwischen dem Pariser und Londoner Posten anbieten zu lassen, bat ich, mich von dem letzteren zu entbinden, und wenn ich ihn einige Monate später, da ich den Pariser nicht erhalten konnte, dennoch annahm, so geschah es einzig und allein, um Eurer Majestät Befehlen zu gehorchen, um mich in die Einrichtungen, die damals getroffen wurden, pflichtmäßig zu fügen, und um jeden Anschein einer Empfindlichkeit darüber zu vermeiden, daß ich den Pariser Posten, gewiß ohne meine Schuld, indem ich nur durch Eifer für Eurer Majestät Nutzen dem Französischen Hofe mißfallen haben konnte, verloren hatte. Ich kann Eurer Majestät auch mit Wahrheit versichern, daß der hiesige Gesandtenposten, weil der Berührungen zwischen beiden Staaten nur wenige sind und die hiesige Politik auch viel weniger fremde Einwirkung zuläßt, zu denjenigen gehört, bei denen am wenigsten zu ver-



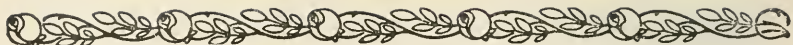
handeln ist. Ich bin, seitdem ich das Glück habe, Eurer Majestät zu dienen, nie ein Jahr so wenig beschäftigt gewesen und entbehre daher auch der Genugthuung, die mir immer die erste und vorzüglichste sein wird, Eurer Majestät hier in irgendeinem vorzüglichem Grade nützlich zu sein. Hierüber kann ich mich auf das Zeugnis der Akten alle meine Dienstjahre hindurch beziehen. Wenn ich daher nunmehr, nachdem ich diesem Posten ein Jahr vorgestanden und redlich versucht habe, ob ich ihn nur mit der Bedingung, ohne die weder mein inneres Glück noch selbst meine äußere Haushaltung bestehen kann, [behalten kann], Eure Majestät, weil ich finde, daß dies unmöglich ist, um meine Zurückberufung bitte, so darf ich gewiß nicht fürchten, mir dadurch Ihren Unwillen zuzuziehen, sondern vielmehr mit gerechtem Vertrauen der Erfüllung meiner Bitte entgegensehen. Mit großem Schmerze habe ich bemerkt, daß, da ein mir unbekannter aber sicherlich zuerst nicht von mir veranlaßter Zufall mein Zurückberufungsgesuch hat bekannt werden lassen, man mich dergestalt mißverstanden hat, als wollte ich Eurer Majestät Dienste freiwillig verlassen und nur eigen gewählten Beschäftigungen leben. Ich kann Eure Majestät auf das Heiligste versichern und bin bereit, es durch die That zu beweisen, daß ich keine solche Absicht hege, sondern den ernstesten Willen habe, mich Eurer Majestät Dienst, solange Sie mich dazu fähig halten, überall da zu widmen, wo es nur irgend mit meiner Privatlage zu vereinigen ist, und wo mir nicht die Überzeugung abgeht, daß ich Eurer Majestät nach Pflicht und Gewissen für die Verwaltung meines Amtes verantwortlich sein kann. Dies stimmt schon an sich mit meiner Gesinnung und meinem Pflichtgefühl überhaupt überein, allein meine tiefe und wahre Abhänglichkeit an Eurer Majestät allerhöchste Person und die Beweise der Gnade und des Vertrauens, die ich von Ihnen empfangen habe, legen es mir noch ernstlicher und dringender ans Herz. Eure Majestät werden mich nie da vermissen, wo ich die Überzeugung

304



hegen kann, Ihnen und dem Wohle des Staats wahrhaft nützlich zu sein. Ich war nie einer andern Meinung, als ich Eurer Majestät am 4. April zu schreiben wagte; ich erbot mich ausdrücklich und ernstlich zur Arbeit im Staatsrat und verwahrte mich bloß gegen die mögliche Voraussetzung, daß ich meine hiesige Stelle bloß mit einer einflußreicheren vertauschen wolle. Zugleich aber war es und ist es, wie ich nicht leugne, meine Absicht, Eure Majestät zu bitten, mich von der Annahme fernerer Gesandtenposten zu entbinden. Ich bin jetzt, sehr kurze Zwischenräume abgerechnet, 16 Jahre mit solchen beauftragt gewesen, und Eure Majestät finden es gewiß verzeihlich, wenn ich mich nunmehr, da ich über 50 Jahre alt, sehne, nicht länger von meinen schon etablierten Kindern und meinen Besitzungen entfernt zu sein, und wenn es mich schmerzen würde, durch längeres Leben im Auslande gewissermaßen Eurer Majestät und meinem Vaterlande fremd zu werden. Ich kann auch dreist behaupten, daß ich imstande sein werde, im Lande Eurer Majestät nützlichere Dienste zu leisten, da bei Gesandtenposten immer eine Menge Zeit mit bloßen gesellschaftlichen Verbindungen verloren geht, diese Stellen immer nur von Zeit zu Zeit wichtig beschäftigt sind, und der jedesmalige Zweck gar sehr durch genaue, zweckmäßige und zur rechten Zeit gegebene Instruktionen gefördert werden kann.

Unter diesen Umständen schien es mir am angemessensten, daß ich, da Eure Majestät geruht haben, mich zum Mitglied des Staatsrats zu ernennen, in dieser Eigenschaft tätig bliebe, und wenn ich mich in meinem früheren Schreiben bloß dazu erbot, so wage ich jetzt, Eure Majestät darum zu bitten. Es ist unleugbar und ist oft im Staatsrat und Ministerium geäußert worden, daß die jetzige Lage des Staats Änderungen in vielen Teilen der Gesetzgebung notwendig machen wird. Es kann daher dem Staatsrat nicht an Arbeiten fehlen. Ich glaube auch, zu denselben um so weniger unfähig zu sein, als ich mit der juristischen Laufbahn angefangen



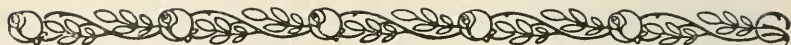
habe und durch die Gnade Eurer Majestät in einigen anderen Zweigen des Inneren gebraucht worden bin. Man kann allerdings als Mitglied des Staatsrats sehr unbeschäftigt sein, allein es hängt lediglich vom Präsidenten ab, jeden so viel zu beschäftigen, als er Willen zur Tätigkeit bezeigt, und ich bin von dem ernstlichsten befeelt und werde es immer für meine Pflicht halten, mich jeder Arbeit zu unterziehen, die Eure Majestät mir mittelbar oder unmittelbar aufzutragen geruhen werden. Ich weiß sehr wohl, daß ich bei diesem Tausch eine glänzender scheinende Stelle und bedeutende äußere Vorteile aufgebe, allein mein Wunsch ist, indem ich in meiner Heimat leben kann, zu arbeiten und Eurer Majestät zu dienen, und Ihre Gnade hat mich in den Stand gesetzt, bloß diesen Rücksichten folgen zu können. Wenn daher Eure Majestät mir ein Urtheil über mich selbst und über die Lage und Verhältnisse der obersten Behörde zuzutrauen geruhen, so haben Sie die Gnade, mir diese Bestimmung zu geben. Ich kann Ihnen mit Wahrheit versichern, daß ich darin nützlich und nützlicher sein werde, als ich es hier mit dem besten Willen und angestrengtesten Bemühen zu sein imstande bin.

Ich muß Eure Majestät um Verzeihung bitten, so lange und so ausführlich von mir gesprochen zu haben, allein es war mir ein angelegentliches Bedürfnis, mein Benehmen vor Eurer Majestät zu rechtfertigen. Ich wage es jetzt, Sie ebenso ehrfurchtsvoll als dringend zu ersuchen, meine Zurückberufung, soviel es immer die Umstände erlauben, zu beschleunigen, und wenn Eure Majestät vielleicht der Verhältnisse beider Höfe wegen es nicht für ratsam halten sollten, mich vor der wirklichen Ernennung eines neuen Gesandten abzuverufen, doch mir wenigstens zu erlauben, vor Ende des Jahres und sobald es sein könnte, unter Form eines Urlaubs zurückzukehren. Ich ersterbe u.s.w."

Jetzt der Brief an den Fürsten, ich lasse alle cher Prince aus:

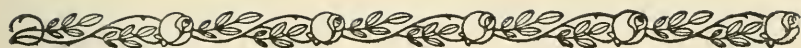


„J'ai reçu avant quelques jours Votre lettre du 4. et il me serait difficile de Vous dépeindre au juste l'impression qu'elle m'a faite. J'attache, et Vous n'en sauriez douter après les années que nous avons passées ensemble, le plus grand prix à Votre bienveillance et à Votre amitié; ainsi le ton amical qui règne dans Vos lignes, la bonté de Vos observations, les assurances que Vous me donnez de penser à ce que Vous me croyez véritablement utile, tout cela m'a vraiment touché et je Vous en remercie sincèrement. Mais de l'autre côté je vois que le Roi n'a pas même encore ma lettre, que Vous ne semblez pas avoir pensé seulement au choix de mon successeur, que tout le temps qui s'est écoulé depuis le mois d'Avril a été perdu pour mon but, et que c'est comme si je ne commençais qu'aujourd'hui à faire des démarches. Je Vous disais positivement en Vous priant dans ma lettre du mois de Mai de ne pas attendre le retour de Sa Majesté pour arranger mon affaire, que ce délai me rendrait vraiment malheureux, et malgré cela Vous avez laissé entièrement dormir l'affaire en attendant. Si au moins Vous aviez eu la charité de me dire, ce qui ne Vous coûtait vraiment que deux mots, que Vous trouviez mieux de ne pas envoyer mon placet au Roi, si Vous m'aviez proposé alors de demander un congé, j'aurais pu le faire pleinement d'après Votre idée à cette époque, j'aurais pu Vous adresser mes représentations, j'aurais pu prendre moi-même des mesures. Aprésent j'ai perdu un temps qui m'est si infiniment précieux, et même ma situation vis à vis du Roi est moins bonne, puisque Sa Majesté sans avoir vu la véritable tenue de ma demande doit avoir entendu tous les bruits qu'on s'est plu à répandre sur mon compte. Je ne doute pas un moment que Vous n'ayez agi dans les intentions les plus amicales envers moi, mais pardonnez si je Vous dis malgré cela franchement que Vous m'avez causé un mal beaucoup plus sensible que je ne puis



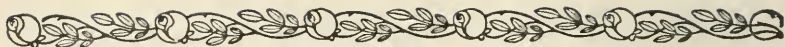
Vous le dépeindre. Daignez du moins le réparer à présent par la promptitude de Vos mesures et terminez un objet dont la durée devient déjà pénible par les bruits qui circulent même dans les papiers publics. J'ai délibéré mûrement de nouveau sur le contenu de Votre lettre et sur ma position, et je me flatte que Vous approuverez le parti que j'ai pris. Si cependant cela n'était pas le cas, je dois pourtant Vous supplier de faire exactement quant à mes démarches auprès du Roi ce dont je Vous prierai. J'agis avec réflexion et je n'accuserai jamais que moi si mes démarches n'ont pas le succès auquel je m'attends. Votre lettre renferme trois points principaux, Vos réflexions sur ma prétendue résolution de quitter le service, Votre proposition que je dois demander une permission de m'absenter par congé, et les plans que Vous dites avoir formés pour moi. Permettez que je réponde à chacun de ces points en particulier. Je suis désolé réellement que Vous continuiez toujours à dire que je veux quitter le service, et que je veux vivre uniquement pour les sciences au sein de ma famille. Si ma première lettre particulière a pu Vous induire une erreur là-dessus (quoiqu'aussi dans celle-là je disais simplement que je ne rechercherais ni ne demanderais de place) celle du mois de Mai aurait dû nécessairement Vous en détromper. Elle est claire et positive. Vous ne pouvez certainement jamais me parler avec trop de franchise, je mériterais d'être blâmé si j'avais l'intention que Vous me supposez, mais de la manière dont je Vous ai sincèrement exposé ma situation, je n'hésite pas à dire que Votre accusation est injuste. Il est inexact de dire que je me refuse à servir; et il l'est encore plus qu'autant que je décline en effet certaines places, ce soit un acte de ma volonté. Je m'offre à servir très-réellement et je ne décline les places dont je parle que puisque je ne puis pas les accepter. Rien ne me chagrine autant que lorsque Vous me dites que je refuse tous Vos plans;

308



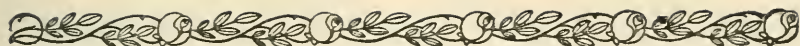
personne n'a été plus docile pendant tout le temps qu'il sert, que moi, je ne voudrais jamais refuser les plans du Roi, ni jamais les efforts de Vos bontés. Mais parlons-en avec la franchise qui est conforme à nos sentiments mutuels et avec le sérieux qui convient à Votre plan et à ma situation. J'ai décliné l'année passée à Berlin . . . Cette manière d'offrir mes services m'étant fermée, une seconde étaient les missions étrangères. Quant à celle-ci il est vrai que je crois pouvoir faire valoir des raisons personnelles pour les décliner, mais ces raisons sont telles qu'il faudrait vraiment être bien injuste pour ne pas les trouver équitables. Il serait en effet plus que dur, si, puisque je ne puis pas être ministre à Berlin, je devrais plutôt que de me borner au travail au Conseil d'Etat faire tous les sacrifices qui dans ma situation sont inséparables d'une Mission étrangère; et si je parle de ma situation, je parle de mes inclinations. A mon âge, avec le goût que j'ai pour des occupations sérieuses, il ne peut plus me convenir de perdre ma journée aux cours, dans des sociétés frivoles et des visites dénuées d'intérêt. Aussi de toutes les missions que je pourrais avoir, il n'y a que celle de Francfort qui soit importante et quant à celle-là je Vous en ai parlé longuement dans ma lettre du mois de Mai. Je ne pourrais jamais me résoudre à la prendre à présent dans un instant, où, si (ce que j'ignore) les choses vont tolérablement bien, il serait cruel de m'imposer des sacrifices aussi pénibles, et où, si elles allaient mal, ce ne seront plus les talents d'un individu, qu'au reste on exagère toujours, qui les relèveront.

Mais il reste outre le Ministère et les Missions étrangères une occupation utile et importante, le travail au Conseil d'Etat, et c'est celui pour lequel je m'offre avec la volonté la plus sérieuse d'y travailler réellement. Vous paraissiez dans Votre lettre nommer cela servir nominalement. Mais ne dépend-il pas, je



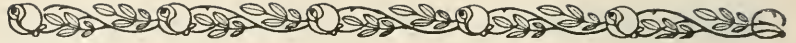
Vous en prie, de Vous et de celui qui préside en Votre place, d'employer chaque membre autant qu'il veut? N'ai-je donc pas servi réellement et plus que nominalement au printemps de l'an 1817 et ai-je été autre chose que membre du Conseil d'Etat? Ne pouvez-Vous pas me donner en même temps tout autre travail, me consulter sur toute chose qui Vous intéresse? Me suis-je donc jamais refusé à un travail quel qu'il fût? Il n'existe pas le moindre doute pour moi que je suis plus utile à l'Etat comme membre du Conseil d'Etat, qu'à aucune Mission à l'étranger. Lorsque Vous me proposez de commencer par demander une absence en congé, Votre idée paraît être que mon placet de rappel ne doit pas du tout être remis à présent. Mais cela me serait entièrement impossible de faire. Comme je partirais toujours d'ici avec la ferme intention de ne pas retourner à mon poste, je ne croirais pas bien agir envers Sa Majesté si je ne Lui annonçais pas positivement cette intention, mais formais une demande qui ne serait qu'un prétexte. Je ne pourrais pas non plus demander un congé pendant le temps du Congrès. Le public croirait d'ailleurs qu'ayant la manie et l'inquiétude des Congrès, dont heureusement je ne suis pas atteint, je voudrais coûte que coûte assister d'une manière où d'une autre à l'entrevue des Souverains. Demander mon congé par cette raison pour le temps où le Roi et Vous serez de retour à Berlin, serait me remettre de nouveau à des incertitudes et des délais, qui, je Vous le répète, me sont plus pénibles que tout ce qui peut m'arriver d'ailleurs. Enfin le Roi sait que je Lui ai adressé un placet de rappel; je le Lui ai marqué en date du 13 Août, lorsque j'écrivais à Sa Majesté pour une commission de la Duchesse d'York. Je Vous envoie ci-joint une copie littérale du passage de cette lettre qui me regardait. Si je n'avais pas écrit cette lettre, le Roi n'en saurait pas moins que j'ai demandé mon rappel, par les bruits publics, et les gazettes,

310



puisqu'à une époque où je n'avais pas même découvert mes projets à mes enfants Rose et Ompteda en écrivaient déjà ici, et que Vous avez laissé passer tant de temps pour me proposer la demande d'un congé qu'on a parlé en attendant partout de mon rappel. Qu'est-ce donc que Sa Majesté devrait croire de la conséquence ou de la franchise de ma conduite, si sans parler de rappel, je lui demandais à présent simplement un congé? Ce que Vous me dites sur l'impression que l'idée que je voulais me retirer du service, produirait sur le Roi, et dont je Vous suis sincèrement obligé, m'a fait d'ailleurs naître des réflexions très sérieuses. J'ai senti la nécessité de convaincre le Roi que cela n'a jamais été mon idée. Comme cela a été dit cependant, comme les gazettes ont répété, même avec affectation que j'avais demandé, et déjà obtenu ma retraite, je ne puis point vis à vis du Roi y opposer le silence seulement. Il faut que je m'explique, et que je m'explique moi-même. J'ai donc écrit à Sa Majesté une seconde lettre, dont je joins également la copie, et ai assuré au Roi d'après l'exacte vérité, que je n'ai jamais eu le projet de me soustraire à Son service. Je n'y ai pas parlé explicitement de l'idée d'entrer au Ministère. Comme Vous ne m'avez jamais fait cette proposition au nom du Roi, et qu'aucune place de Ministre, autant que je sache, n'est plus vacante, cela m'a paru superflu.

Je Vous prie à présent de consigner à Sa Majesté mes deux lettres, celle du 4 Avril et celle d'aujourd'hui instantanément après son arrivée à Aix-la-Chapelle. Je le demande d'abord à Votre amitié à laquelle je voudrais tout devoir, et je Vous le demande encore comme sujet du Roi, à qui Vous accordez certainement le droit de mettre sous les yeux de Sa Majesté ce qu'il croit nécessaire de Lui exposer. Je suis entièrement tranquille sur l'effet que mes lettres produiront sur le Roi. Si Sa



Majesté considère mes raisons et se rappelle les circonstances par lesquelles la place de Londres m'a été donnée malgré moi, Elle est trop juste pour m'en vouloir que je demande mon rappel après l'avoir eue une année. Elle consentira aussi, à ce que je me flatte, à ce que je ne me charge pas d'une autre Mission, et elle ne pourra en aucun cas, après mes assurances et mes développements, croire que je veuille seulement servir nominalelement. Elle verra, puisque Vous faites mention de cette circonstance, que je ne méconnaissais pas les effets de Sa générosité, et que, quoique persuadé que Sa Majesté en me les conférant n'a pensé qu'aux services qu'Elle croyait que je Lui avais déjà rendus alors, je les regarde comme un moyen de pouvoir continuer à Le servir, sans être à charge à l'Etat et sans faire des exceptions aux règles établies au Conseil d'Etat. J'ai en même temps suggéré pour le cas qu'on ne voulût pas laisser la Mission d'ici pendant quelques mois sans une nouvelle nomination, Votre idée d'un congé. C'était la seule manière dont je le pouvais dans ce moment; mais je trouve la mention que j'en ai faite aussi entièrement suffisante ainsi. Dès que ce n'est pas moi qui demande le congé, mais Vous qui m'ordonnez de venir, toutes mes difficultés cessent. Cela est en effet bien aisé dès que Vous voulez me parler. Vous savez que je suis dans ce moment tout à fait désœuvré. Je ne puis néanmoins Vous dissimuler que je ne quitterais pas volontiers l'Angleterre sans avoir vraiment mon rappel; mais je le ferais pourtant et le préférerais même si cela était un moyen de rester moins longtemps ici. D'ailleurs le Prince Régent a eu tant de bontés pour moi que je me congédierais volontiers en personne de lui, et n'aimerais pas lui dire que je reviendrai sachant positivement le contraire.

Pour en venir enfin aux plans que Vous me dites former pour moi, je Vous en témoigne d'avance toute ma sensibilité.



Comme je Vous ai tant prié de ne pas me presser d'accepter une Mission à l'étranger et qu'il peut encore moins être question de mon entrée dans le Ministère, je suppose que ni l'un ni l'autre peut se trouver dans ces plans, et si cela est le cas, je ne vois presque pas, comment il pourrait se faire que je ne les acceptasse avec plaisir et reconnaissance. Vous trouvez cependant avec raison Vous-même nécessaire que je les connaisse premièrement. Ce que j'ai écrit au Roi ne peut en rien leur être contraire. Le travail comme membre du Conseil d'Etat s'allie avec toute autre destination ou fonction.

Je Vous demande mille fois pardon de la longueur de cette lettre, je ne le fais pas de ma franchise. Je sais que Vous l'aimez et que Vous l'approuvez. Je ne Vous demande plus rien que de terminer; il serait si facile de me rappeler d'ici; tout le monde s'y attend, tout le monde le regarde comme certain, cela ne frapperait personne, et tout ce qui concerne ma destination future, pourrait être arrangé dans la suite.

Agréez etc.

P. S. Il me vient dans ce moment même une idée dont Vous pourriez peut être juger à propos de faire usage. Il est probable que Vous parviendrez à l'instance d'Aix-la-Chapelle au point qu'on pourra enfin faire le récéès qui doit être le complément des travaux dont j'ai été chargé à Francfort . . . Le récéès . . . doit se faire à Francfort. Or Vous Vous souviendrez qu'en quittant cette ville je Vous avais prié expressément de me réserver de concourir à la confection de ce récéès, ayant eu tant de travail de la négociation, et de le signer, et que Vous me l'avez tellement promis officiellement que Vous avez ajouté que je devais même venir pour cela d'Angleterre en Allemagne. Je suis prêt à le faire si Vous croyez que cela arrangera mieux mon départ et mon rappel d'ici, et je me livrerai volontiers au travail de ce récéès qui ne



saurait être long. Mais je Vous prie de croire que je ne forme cette demande que dans la supposition que Vous ne rencontriez sans cela des difficultés de pouvoir me faire quitter Londres cette année. Car d'ailleurs je suis plus utile au service du Roi et je préfère pour moi de venir d'abord à Berlin. Daignez réfléchir là dessus, mais ne tardez pas pour cela, je Vous en prie, à remettre mes lettres au Roi. Il m'importe infiniment que Sa Majesté les reçoive aussi tôt que possible.

So weit für heute, geliebteste Seele. Ich kann nichts mehr hinzusetzen. Du siehst, daß ich alles getan habe, um nicht den Winter hierzubleiben. Mit nächster Post mehr. Von Mathilden und Theodor habe ich einen Brief aus Berlin vom 15. September. Lebe wohl und gesünder, süßes, ewig teures Herz. Ewig Dein H.

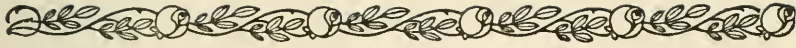


124. Humboldt an Caroline

London, 18. September 1818

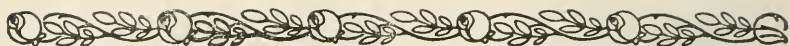


So lang auch mein letzter Brief war, liebe Li, so enthielt er doch kaum einige Worte von mir an Dich. Das lange Abschreiben hatte mir alle Zeit weggenommen. Es hat mir leid getan, die eine Stelle auslassen zu müssen. Sie sagt klar und ganz heraus, wie es mit uns beiden in Geschäften zusammen steht. Ich bin überzeugt, sie wird ihn frappieren. Ob sie gleich nichts Neues enthält, so hat er es sich doch wohl nie so bestimmt und deutlich gedacht. Wenn ich mich in seinem Charakter nicht irre, und wenn er ganz allein handeln kann und nicht der, den er doch darüber fragen muß, eine Änderung hineinbringt, so läßt er mich jetzt nicht den Winter hier, sondern tut alles, um mich noch so nah mit ihm und seiner Geschäftsführung zu verbinden, als er unter den Um-



ständen kann. Die einzige Manier ist da die, von der mir Rother schrieb, und diese zieht er auch gewiß vor, schon einzig darum, daß ich sein Stellvertreter heiße. Dies, glaube mir, macht unendlich viel. Denn es kommt ihm, ganz umgekehrt als er sagt, nicht darauf an, daß ich wirklich diene, aber keinen Namen davon habe, sondern es kommt ihm alles auf den Namen an. Vielleicht auch ergreift er die Sache von Frankfurt. Allein die steht nicht ganz in seiner Hand. Denn es ist noch die Frage, ob es zu diesem Rezeß, der dort zu machen ist, wirklich kommt. Du wirst es vielleicht am allerbedenklichsten und zweifelhaftesten finden, teures Kind, ob er nun meine Briefe dem König gibt. Allein das kann er doch nun nicht anders, und jetzt würde ich keine Umstände weiter machen, sondern sie dem König geradezu selbst schicken. Ich hatte einen Augenblick Lust, das schon mit dem jetzigen zu tun. Allein ich wollte doch lieber dies in diesem Augenblick noch schonen. Es ist immer meine Manier, und die ich immer gut gefunden habe, langsam zu den letzten Maßregeln zu schreiten. Die Krise ist einmal jetzt da und kann nun nicht mehr fehlen, wie er sie auch hinhalten mag, zur Entscheidung zu kommen. Ich habe mich ausgesprochen, meinen Gang bestimmt angegeben und brauche ihn jetzt nur mit Festigkeit zu verfolgen. Mein Benehmen muß vor jedem gerechtfertigt daliegen.

Freilich fühle ich sehr gut, daß, wenn ich, wie ich als unterschieden ansehe, nicht aus dem Anteil an Geschäften herauskomme, nun auch erst die Schwierigkeit für mich anhebt. Denn ich trete nun in eine eigene Sphäre, wo man also auch andere Anforderungen an mich machen wird. Ich wirke viel unmittelbarer auf das, was den Staat in seinen wesentlichsten Teilen betrifft. Allein dies Wagen muß ich übernehmen und tue es gern. Ohne dies ist es auch nicht möglich, weder seine eigenen Ideen durchzusetzen, noch wahrhaft Gutes zu stiften. Ich bin einmal zu tief in Staats-



geschäfte gekommen, um sie bloß wie eine Nebenbeschäftigung anzusehen, und es widerspricht das auch meiner innersten Gesinnung. So stehe ich also jetzt noch wie auf der Schwelle. Läßt man mich gehen oder beschäftigt man mich, ohne meine Schuld, unbedeutend, so scheide ich auch vermutlich auf immer aus; geschieht das Gegenteil, so trete ich in ein neues für meine Ruhe und Genugthuung und meinen äußeren Ruf mehr gefährliches Feld.

Goeben erhalte ich einen Brief von Alexander vom 13. Er wollte den 14. abreisen und in fünf bis sechs Tagen hier sein. Er kann also heute oder morgen kommen. Er enthielt folgende merkwürdige Stelle: Mais on me dit que tu as reçu un courier (das ist nicht wahr) que tu seras Président du Conseil d'Etat (das sollte ein großes Geheimniß sein) et que tu vas à Aix la Chapelle (davon weiß ich nichts, allein die Sache mit Bernstorff erfuhr ich auch zuerst durch Alexander, und sie war auch wahr). Ist es aber nicht schändlich, daß so alles verschwast wird? Alexander will von hier nach Aachen gehen.



125. Caroline an Humboldt

Rom, 22. September 1818



Ich setzte mich eben hin, Dir zu schreiben, mein teuerstes Herz, als Dein Brief vom 1. September ankam. Ich hatte einige sehr kranke Tage und mußte ganz im Bett bleiben . . . Das alles ist eine sehr langweilige Sache, und mein Gemüt ist durch die Trennung von Dir beunruhigt, durch die Umstände, die vorfallen könnten, ich kann's nicht leugnen, es wirkt auf meinen Körper zurück. So lag ich diese Nacht, wo mir der Husten Ruhe ließ, und dachte an alles, was vorfallen könnte, und an verschiedene Äußerungen, die der Arzt über meine Reise jenseit der Alpen dem Winter entgegen hat fallen lassen, und all diese Gedanken, das Gefühl meiner Schwäche



und abnehmenden Kräfte trugen nicht dazu bei, mich in Schlaf zu wiegen. Da kam heut morgen Dein lieber Brief. Oh, welch einen Schatz an Liebe und Treue habe ich an Dir, glaube nur, daß ich es ganz erkenne. Ich nehme beinah für entschieden und ausgemacht an, daß Du nicht zum Kongreß gerufen wirst, wie wenig sie es eingestehen wollen, aber es gibt gewiß Leute, die sehr verlegen in ihrem Inneren gegen Dich sind. Ich will darüber schweigen.

Ich billige alles, was Du getan hast, Dein nochmaliges Schreiben an den Kanzler, denn leicht könnten sie denken, Du würdest jetzt Dich beruhigen, nachdem die neue Stelle in Berlin durch Bernstorff gemacht und gefüllt ist. Nur das eine billige ich nicht, daß Du Dich auch vom Staatsrat wegdrängen lassen willst. Tue das nicht. Glaube es mir, tue es nicht. Wer weiß, was sie alles von Dir in der Welt herumschwazen. Eine Person, die Dir und Bernstorff sehr wohl will, hat als Vergleich zwischen Dir und ihm folgendes hierher geschrieben. „Nichts ist heterogener als diese beiden außerordentlichen Männer. Allein Dänemark verliert ohne Ersatz, und Bernstorff, ein unerschütterlicher Anhänger der Monarchie, ist für den König, der ihn verliert, ein so großer Verlust, weil er bei den festesten Grundsätzen gegen die allgemein herrschenden Ideen doch Liebe und Vertrauen einflößt. Humboldt wird gerade von der antimonarchischen Partei am meisten regrettiert, und der König, der ihn verliert, depopularisiert sich. Humboldt wäre nur in England an seiner wahren Stelle.“

Woher kommen die Leute auf solche Gedanken? Mir schwindelt, wenn ich denke, was sie alles jetzt von Dir schwazen und schreiben. Ja, meine Seele, Du kannst ruhig dem allen zusehen, allein eine so entschieden andere Farbe ließ ich mir doch nicht geben. Rein und offen liege dem König Dein Betragen vor Augen.

Die Wahl Bernstorffs kann ich nicht billigen. Sie kränkt und beleidigt mit Recht den Nationalstolz, und wie er den Posten an-



genommen, erklärt wohl nur seine Eitelkeit. Ich theile nicht die Wut der großen Gräfin, allein ich finde doch unverzeihlich, daß man Dir nicht einmal seit so vielen Monaten geantwortet.

Von Theodor wußte ich, wie meine Briefe Dir gesagt haben werden. Einzig inkonsequent finde ich es von ihm, daß, nachdem er uns ganz beseitigt, wir ihn au fait von unserem Vermögen und Testament sehen sollen. In sieben Tagen ist der Monat zu Ende, und von ihm und Mathilde habe ich nichts vernommen! Die Hölzernheit des Gemüths tut mir, wo ich sie finde, je länger ich lebe, immer mehr weh.

Lebe nun wohl, meine Seele, für heute muß ich schließen.

Ewig Dein.



126. Humboldt an Caroline

London, 22. September 1818

Ich habe, geliebteste Seele, Deine beiden Briefe Nr. 130 und 131 bekommen. Du schreibst über Deine Sehnsucht, wieder mit mir vereint zu sein, mit so treuer und unendlicher Liebe, daß es mich tief gerührt hat. Trotz aller Innigkeit, mit der Du an Italien hängst, willst Du doch lieber mit mir unter dem grauen Himmel sein. Ich weiß gar nicht, wie ich Dir das werde vergelten können. Wie kann man einem den Himmel und die ewigen Gestirne ersetzen? Dein Scheiden aus Rom tut mir gleich weh als Dir. Es ist ein wunderbares Geschick, das den Menschen in äußeren Verhältnissen und inneren Empfindungen, in Pflicht und Neigung immer in Streit und Entbehrung erhält, und dies führt, wenn man irgend etwas Höheres in sich fühlt, offenbar dahin, sich nur an das Glück recht festzuhalten, was man sich gegenseitig einander gibt. Meine wahre Beruhigung und meine einzige dabei ist, daß ich, wenn wir wieder zusammen sind, bloß und einzig

318



für Dich werde leben können, und daß mich selbst meine Geschäftslage daran weniger hindern wird. Überhaupt wird es sich bald entscheiden, ob ich tiefer hinein oder mehr herauskomme, und ich glaube das letztere. Die Elemente, mit denen ich mich mischen müßte, sind zu ungleichartig mit mir, und die mir eigentümliche Art des nicht nachgebenden und auch wieder nicht durch lautes Entgegensetzen Spannung und Streit erregenden Widerstrebens löst nach und nach ab. Glaube mir, daß es nichts schadet. Bei manchen brauchbaren Eigenschaften, die ich dazu habe, bin ich doch nicht für das äußere Wirken geboren. Man muß dazu eine bestimmtere und mehr elastische Kraft haben und auch mehr in der Wirklichkeit befangen sein.

Ich habe eine Antwort vom König erhalten, allein nur auf die Stelle meines unmittelbaren Briefes an ihn, des französischen. Sie lautet so: „Ich kann das Ihrem Schreiben vom 13. v. M. angehängte Gesuch um Ihre Zurückberufung in diesem Augenblick nicht bewilligen, behalte mir aber vor, bei der Zusammenkunft in Aachen mit dem Staatskanzler Rücksprache darüber zu nehmen und Ihnen alsdann meinen weiteren Beschluß zu eröffnen. Ich bedaure übrigens sehr, daß Krankheit Ihrer Frau von der Wiederholung Ihres Gesuchs die Veranlassung ist. Berlin, 2. Sept.“

Ich bin mit diesem Brief sehr zufrieden. Erstlich ist der König höflicher als der Staatskanzler, denn er bedauert doch, daß Du krank bist, und geht in die Lage ein. Dann ist es sehr viel, daß er geantwortet hat. Ich erwartete es gar nicht, und es muß sein eigener Antrieb gewesen sein, weil mein Brief, der einen von der Herzogin von York enthielt, keiner von denen war, die ihm Albrecht*) vorlegt. In der Sache konnte ich nichts auf dem Wege erwarten. Er wußte ja gar nichts von meinem Gesuch und mußte natürlich mit dem Staatskanzler sprechen. Allein schon daraus, daß er ge-

*) Geheimer Kabinettsrat Friedrich Wilhelms III.



antwortet hat, sieht man, daß er diesem das Aufhalten des Briefes doch fühlbar machen wird. Der Staatskanzler wird die Briefe diesmal übergeben müssen, und mag er immer vielleicht wieder seinen neuen Plan für mich aus Verdruß fallen lassen. Es ist mir ganz einerlei. Mein letzter Brief hat mich gegen ihn ganz ausgesprochen. Er mag nun sehen, ob wir weiter zusammengehen können.

Golz aus Paris schreibt mir auf einmal einen langen eigenhändigen Brief, bedauert, daß ich den Dienst verlassen will und erwähnt der unerwarteten Ernennung Bernstorffs. Jordan soll sie, schreibt er, erst bei seiner letzten Durchreise durch Frankfurt erfahren haben.

Alexander versichert zu wissen, daß Bernstorffs Ernennung in Berlin und am Rhein sehr übel aufgenommen sei, es ist wirklich unbegreiflich, wie sich ein sonst verständiger Mann hat in diese Lage begeben können. Alexander ist vorigen Sonnabend (heute ist Dienstag) ziemlich spät hier angekommen, und ist wirklich sehr lebenswürdig. Der kleine Mr. Valenciennes*) unbedeutend, aber unschädlich. Alexander wird bis zum 20. Oktober ungefähr bleiben. Er hat fast mehr als das letztemal seine gewöhnliche Lebendigkeit, und es ist mir sehr lieb, ihn hier zu haben, ob er mich gleich behindert hat, aufs Land zu gehen.

Gestern aß Rothschild bei mir, der ein ganz roher und ganz ungebildeter Mensch ist, aber sehr viel Verstand und für das Geld wirklich Genie hat. Den Major Martens, der auch hier aß und immer alles Französische lobte, hat er einige Male himmlisch abgeführt. Unter anderem apitoyierte sich Martens auf eine albern sentimentale Weise über das Unglück der Kriege und die vielen Geblienen. „Ach,“ sagte Rothschild, „wenn die Leute nicht alle gestorben wären, Herr Major, wären Sie ja vermutlich noch Sam-

*) Achille Valenciennes, geb. 1794, † 1864 als Professor der Zoologie. Mitarbeiter Cuviers.



bour.“ Daß Gesicht von Martens hättest Du sehen sollen. Zugleich war ein Lotteriedirektor Bornemann*) hier, der wegen unserer Geldgeschäfte hergekommen ist. Dieser hat die plattdeutschen Kriegsklieder gemacht, die Du Dich vielleicht erinnerst, und in denen sehr hübsche Sachen sind. Von diesen habe ich ihn einiges bei Tisch hersagen lassen. Der kleine Mr. Valenciennes muß das alles ertragen. Sie haben doch auch Alexandern gefallen, obgleich ihn seine lange Abwesenheit so fremd gemacht hat, daß man ihm einiges erklären mußte. Dieser Bornemann ist zwar auch in Prosa etwas platt, aber er hat doch einigen Verstand und erzählte über Berlin nicht nachzuerzählende Dinge, die den Zustand nicht schön schildern.

Der [Gneisenau], auf den Du das Geld für die Kupferstiche angewiesen, hat Alexandern einen langen Brief geschrieben. Er ist im tiefsten Geheimnis dessen, was man, wie du weißt, mit mir vor hat und durch die unmittelbarsten Quellen. Er schreibt, man wolle mich allgemein und auf alle Fälle haben. Die Worte, mit denen man sich an mich wende, seien: „Ein Mann voll Kraft, der (das ist nun merkwürdig daran) unsere Bande kühn zerreißt“ (er schreibt, wie sich's versteht, ganz im ministeriellen Sinne, nicht gegen die Regierung und setzt hinzu), man könne die Geister nicht mehr bändigen, die man beschworen. Daß ich nun gerade der sein sollte, der ihnen zurufen könnte: Beseu, Beseu, seid's gewesen! möchte ich auch nicht behaupten. Ich stehe mit diesem in gar keinem Briefwechsel. So einzeln und abgesondert diese Notizen sind, so geben sie leider immer ein Bild des Zustandes.

Ich schreibe heute noch nach Rom, weil ich denke, daß Dich der Brief gewiß noch treffen soll. Ja, auf Sizilien und Athen hätte ich große Lust. Wer weiß, wo einen einmal die Erde freundlich deckt. Es ist am wenigsten für Dich und mich aller Tage

*) Wilhelm Bornemann, geb. 1766, † 1851, niederdeutscher Dialekt-dichter.



Abend gekommen. Himmel und Erde sind der große unendliche Trost im Leben, wohin man verschlagen werde, oder wo man gebannt bleibe. Er immer schön, sie überall treu, das müde Dasein in dem willigen Schoß aufzunehmen. Lebe wohl!



127. Humboldt an Caroline

London, 25. September 1818

ch weiß natürlich noch nichts weiter über mich . . . Es ist übrigens nun gewiß, daß Lottum*) Schatzminister geworden ist. Welche Wahl! Weil ein Mensch einige Lumpen tausend Taler Privatvermögen schuldenfrei mit einiger Aukauferei zu halten versteht, (denn dies wird ausdrücklich als Grund angegeben), soll er die Finanzen eines großen Staats zu regieren wissen. Dagegen ist auch etwas Gutes geschehen, was aber bloß ein Werk des Königs ist: Gneisenau ist Gouverneur von Berlin geworden.

August schreibt sehr hübsch, so daß ich Dir eine Stelle abschreiben muß: „Graf Bernstorff hat das Portefeuille erhalten und soll dem Staatskanzler in seinen Geschäften Beistand leisten, man glaubt, daß dieser sich zurückziehen wolle, und Bernstorff ganz dann in seine Stelle treten dürfe. Bei aller Achtung, die er verdient, kann man dem Publikum nicht verdenken, wenn es tief empfindet, daß in einer großen selbständigen Nation, die vielen vorangegangen ist in wissenschaftlicher Kultur und keiner nachsteht im Gefühl ihres eigentümlichen Werts, niemand war, dem man glaubte, die erste Stelle der Verwaltung anvertrauen zu können, und daß alles Zutrauen auf einen fremden Mann gerichtet ist, der uns nicht kennt, der das Herz zu uns nicht haben kann, als sei er mit uns durch all unsere Trübsale, durch die Nacht der vergangenen Jahre zu

*) Vgl. S. 191.



dem erträumten Sonnenblick der Gegenwart hindurchgegangen. Mir ist das Gefühl so schmerzlich und drückend, wie es jedem ist und sein muß, der an seinem guten preussischen Namen hängt, und gottlob, noch ist mir niemand vorgekommen, der nicht ebenso dächte.“ Es ist wirklich eine sehr hübsche Stelle, eine wahre und edle Empfindung auf eine ergreifende und natürliche Weise ausgedrückt.

Von wo ich sonst Nachrichten habe, ist das Urtheil immer dasselbe. Es ist wirklich unbegreiflich, wie sich der gute Bernstorff hat dazu hergeben können. Es ist überhaupt eine sonderbare Manier, in einem fremden Lande auf einmal Minister zu werden. Ich habe keinen Begriff, wie man es anders kann, als wenn man das innere Gefühl hat, am Wohl dieses Landes und dieses Volkes arbeiten zu wollen. Wie kann einem aber diese Empfindung kommen, wenn man neu ist und ein eigenes Vaterland hat, und mag immer Bernstorff ein Deutscher sein, da seine Güter in Mecklenburg liegen, so war Dänemark durch den Ruhm und den Namen seines Vaters und seine Dienstlaufbahn doch sein Vaterland, und er wird immer ein Däne heißen, und man wird es auch da, wo er herkommt, nicht dankbar nennen, daß er nicht selbst ferner so heißen will.

Ich war gestern mit Alexander beim Prinz-Regenten. Er nahm uns ganz allein und im Frack an und behielt uns über eine Stunde bei sich. Du glaubst nicht, wie freundschaftlich er über mich, mit mir, und über mein Weggehen gesprochen hat, noch beim Weggehen bedauert, daß er wegen des Zustandes der Königin*) den Bruder seines Freundes nicht so aufnehmen könne, als er gewünscht hätte, kurz, die ausgesuchtesten Aufmerksamkeit und Freundschaftsäußerungen. Die Königin ist, kann man sagen, in jedem Augenblick im Sterben, aber sie lebt schon im Grunde Monate so. Sie hat entschiedene Brustwassersucht, vermutlich noch bestimmter im Herzbeutel. Sie kommt schon lange nicht mehr von ihrem Stuhl

*) Vgl. S. 44.



auf und nie in ein Bett. Sie muß immer aufrecht und sogar vornüber gebeugt in lauter Rissen, die hinten noch von Personen, die sich abwechseln, immer gehalten werden, sitzen. Der Prinz-Regent besucht sie regelmäßig alle Tage.

Alexander grüßt Dich und die lieben Mädchen herzlich. Wir sind sehr gut miteinander, er ist, außer der gewöhnlichen Zärtlichkeit, sehr gut und sanft und aufgeweckt und lustig.



128. Caroline an Humboldt

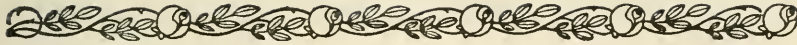
Rom, 26. September 1818

ch habe gestern in einem die armen, lieben Mädchen wirklich beunruhigenden Zustand von Schwäche Deinen süßen, lieben Brief vom 4. September empfangen, teuerstes Herz, und er hat mich gestärkt. Der Husten ließ mir keine Ruhe mehr, ich mußte mich, da auch Schmerzen in der Tiefe der Brust sich dazu gesellt hatten, Donnerstag früh zu einem Aderlaß entschließen. Ich tat es, verfiel aber in einen Zustand der Schwäche und Abspannung, daß ich sagen kann, ich habe träumend gelebt . . .

Liebstes Herz, ich glaube, ich bin es Dir und mir schuldig, unter den Umständen nicht allein die Rückreise anzutreten. Seht sich meine Gesundheit, und finde ich eine andere Reisegesellschaft, so will ich, je nachdem Deine Briefe mich leiten, abreisen, finde ich keine solche, und werde nicht viel wohler und kräftiger, so will ich vorderhand bleiben. Es ist mir eine so beunruhigende Idee, daß ich unterwegs an einem fremden Orte krank werden könnte, daß ich's nicht aussprechen kann.

Adieu, süßes Leben, ich bin noch so matt, aber ich umarme Dich mit allerinnigster Liebe. Ewig Dein.





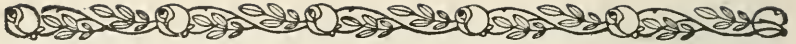
129. Humboldt an Caroline

London, 29. September 1818

In meinen Angelegenheiten ist nichts vorgefallen als Zeitungsartikel, die aber mich nicht nennen. Viele über Bernstorff; immer der alte Refrain, man sei mit seiner Ernennung unzufrieden, da er ein Fremder sei, und bekannte fähige Personen zu der Stelle dagewesen wären, allein gegen seine Person habe man nichts. Ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung ist albern genug. Er spricht wieder davon, daß Bernstorff Vizelkanzler sein würde, und setzt hinzu, daß im äußeren Benehmen nur er Hardenbergen ersetzen könne (dies ließe sich schlecht kommentieren), und daß jetzt alle Erwartungen wegen der Konstitution auf ihn gerichtet wären. Bernstorff ist wirklich zu bedauern, wenn er diesen Erwartungen entsprechen soll, und der Preussische Staat auch, wenn er das, was ihn am innerlichsten angeht, von außenher bekommen soll.

Alexander ist vergnügt und wirklich sehr liebenswürdig. Er geht in seiner gewöhnlichen Tätigkeit sehr viel herum und ist gerade jetzt auch ein paar Tage nicht bei mir. Sonst sind wir meistens zusammen.

Ich habe, geliebte Seele, Deinen Brief vom 8. bekommen. Es hat mich tief gerührt, daß Du, armes Kind, sagst, daß Du Dich an Deinen leidenden Zustand, da Du selten ohne Schmerzen bist, nach und nach gewöhnst. Ich hege auch die Hoffnung, daß, wenn Du diese Periode überstanden hast, Du wieder ganz stark und blühend von Gesundheit werden wirst, ich habe sogar eine vollkommene Zuversicht dazu, da Du wirklich eine der vollkommensten Naturen an Körper, Geist und Gemüt bist, die je geboren worden sind. Ich denke eigentlich, die vollkommenste aller und wahrhaft einzig. Es mag wohl eine Täuschung bei einem gewissen Grade der Liebe und augenblicklich geben, allein die wahre, das ganze Wesen durchdringende Liebe und in der Länge der Jahre, gibt



eigentlich erst dem Menschen das Auge, die Wahrheit zu schauen, und so bin ich sicher, daß ich mich nicht täusche. Es hat nie eine so vollkommene und so vollständig weibliche Natur gegeben, als Du bist, und zwar, was dies gerade beweist und Dich auszeichnet, immer zugleich im höchsten wie im schlichsten Verstande des Wortes. Davon ist eine starke und dauerhafte körperliche Konstitution nicht nur unzertrennlich, sondern gewissermaßen die Grundlage. Körper und Gemüt bilden sich ohne störende zufällige Umstände doch harmonisch aus und noch mehr vielleicht bei Frauen als bei dem Mann. Diese wundervolle Harmonie Deines Wesens, die doch zugleich so natürlich ist, als müsse es gerade so sein, gibt dem, den Du liebst, eine Sicherheit, die man mit keinem anderen Gefühle der Welt vergleichen kann. Es ist einem fest und unwandelbar, als müßte diese Harmonie das Schicksal sich erbilden, als müsse ihr stilles Walten überall herrschend werden. Daher, so lange Du lebst und mich liebst, was eins ist, habe ich eine innere Ruhe, für die es keinen anderen Ausdruck als den einer himmlischen gibt, aus der alles Glück in einem entspringt, und in die wieder aller Kummer sich auflöst. Allein eben darum wäre auch, wie ich Dich nicht mehr besitze, alles für mich dahin; und doch kann ich wieder nicht sagen dahin, aber plötzlich in eine andere und ganz andere Sphäre gestellt. Statt der Bewegung und Heiterkeit der Gegenwart und der Freude des Genusses kann es dann nur Stillstand und Wehmut der Erinnerung und Schmerz des Entbehrens geben, der größte und von dem das Gemüt jetzt nicht einmal eine Vorstellung hat, aber auch der wohlthätigste, weil er das Wesen bald still auflösen würde. Ich glaube nicht, daß ich je mehr fähig wäre, etwas Äußeres zu tun und zu treiben. Wenn das, dem man angehört, entrisen ist, bleibt keine eigentliche Rückkehr zum Leben mehr übrig. Wenige Männer können davon einen Begriff haben, weil wenige so glücklich sind. Ich habe seit früher Jugend in und mit Dir ge-

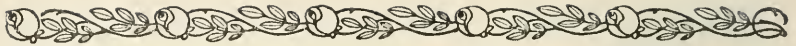
326



lebt, alles aus Dir geschöpft und Dir alles gegeben, nichts höher, heiliger und lieber gehabt als Dich; wie kann, wenn das zerrissen wird, das Leben etwas anderes mehr sein als ein Richten der Schritte zum Grabe, ein Suchen des kürzesten, sich aus dem Inneren des Gemüths selbst entwickelnden Pfades?

Alles dies, teuerstes, innigstgeliebtes Herz, ist mir lange und immer gleich klar, und ich fühle so sehr die Wahrheit davon, daß mir das eigentlich der Urquell aller Wahrheit ist. Nur insofern etwas ein diesem ähnliches Gefühl hervorbringt, ist es selbst wahr. Dabei weiß ich recht wohl, daß auch Du, liebeß, teures Herz, manchmal kleine und unbedeutende Schwachheiten hast, und könnte ordentlich wünschen, daß es doch eine darunter geben möchte, die es einige Mühe machte, zu tragen. Es ist etwas Hübsches und Liebliches darin, so etwas zu kennen und zu verstehen, zu schonen und zu tragen, und man liebt es wie das Ganze, zu dem es gehört. Es hat schwerlich je ein Mensch über einen anderen so viel nachgedacht, als ich über Dich, es gibt keinen schöneren Stoff des Nachdenkens als eine große menschliche Natur.

In diesem Augenblick kommt Dein Brief vom 12. an, ich habe es immer gern, wenn die Blätter Deiner Hand kommen, wenn ich eben schreibe. Aber, daß Du wieder so gewaltige Schmerzen gehabt hast, arme, liebe Seele, wenn es Dir nur doch nicht schadet, daß Du jetzt nach Deutschland gehst. In Deinen beiden Briefen ist die Neuigkeit von Bernstorffs Anstellung natürlich und mit Grund vorherrschend, so daß auch ich darauf zurückkommen muß. Wohl hast Du recht, daß es *povera gente* mit ihrer *paura di me* ist. Sie haben auch nicht den mindesten Begriff von mir, ich möchte sagen, nicht einmal einen falschen. Wenn sie wüßten auf der einen Seite, wie so gar nichts ich mir aus aller ihrer Grandeur und dem anscheinend wichtigen und in sich so nichtigen Treiben mache, und auf der anderen, wie ich so ganz natürlich den besten



und reinsten Willen habe, an dem, was sie doch als Zweck im Munde führen, zu arbeiten, allein nur mit vernünftigen Leuten zusammen, und mit Preußen, das heißt mit Leuten, die nicht erst das Interesse am Lande durch Grundsätze und Raisonnement zu bekommen brauchen, sondern es haben, weil sie, die Ihrigen, selbst ihr Hab und Gut, mit ihm stehen und fallen. Das ist so einfach, daß jeder Bauer das begreift und Sinn dafür hat. Aber dieser Sinn ist es gerade, an dem es ihnen mangelt. Zum Theil mag mit Schuld an mir sein. Man muß in der Welt, davon bin ich fest überzeugt, einigermaßen pathetisch und gravitatisch sein und sein eigenes Treiben und Tun für etwas ausgeben und sogar für etwas selbst halten, man muß es auch nicht gering achten, eine Partei zu haben. Die Menschen, die dies tun, gelangen in solchen Dingen, von denen wir hier sprechen, zu dem, was man das Ziel nennt; außer ihnen die Mittelmäßigen, leicht Nachgebenden und nicht Gefürchteten. Ich gehöre gerade weder zu den einen noch zu den anderen. Zu den ersten könnte ich es leicht, da es mir nicht an der Gabe fehlt, das zu tun, wozu mich meine Natur nicht führt, allein der Himmel soll mich davor bewahren. Das einzige, was mich dahin bringen könnte, wäre die Absicht, die Sachen besser zu halten, als es mir scheint, daß sie sich jetzt halten können. Allein auch hierin habe ich wieder einen mir doch durch viele Erfahrung von anderen und durch die Geschichte selbst betätigten Grundsatz, daß das Gute nie auf einem Wege bezweckt werden muß, der schon durch sich selbst mit sich führt, daß es nur unrein, halb oder schief gelingen kann. Übrigens, weißt Du, habe ich, da er einmal da ist, nichts gegen Bernstorff, sein Fremdsein ist schlimm, vorzüglich für den, der selbst ein Fremder, ihn vorgeschlagen haben muß, und in dem man dies nicht als ein Zeichen eines preussischen Gemüths betrachten wird, aber es ist ein Hinderniß, das er, wenn er Talent und nur einiges Glück hat, leicht heben kann. Zwei Jahre ausgezeichnetes Amts-

328



führung geben ihm ein sehr ehrenvolles Bürgerrecht. Ich werde mich also gewiß nicht gleichsam als seinen Widersacher erklären, da ich es nicht bin. Allein das bleibt fest in mir, daß ich (außer dem einfachen Mitglied des Staatsrats) keine Stelle annehme, in der ich (außer Hardenberg selbst, gegen den ich nach unserm langen Umgang eine innere Scheu habe, ohne die dringendste Not mich zu erklären) unter einem anderen als unmittelbar unter dem König stehe. Das ist, seitdem es einen Staatskanzler gegeben hat, meine Meinung und mein fester Vorsatz. Mitglied im Staatsrat zu sein, ist, wenn man einmal dazu berufen ist, eine Art Bürgerpflicht, der es in jeder Art ein Unrecht wäre, sich zu entziehen. Man ist nur für seine Stimme verantwortlich und kann durch diese, wenn man es ernstlich meint, viel bewirken, man könnte das Unglück haben, mit allem unzufrieden zu sein, was vorginge, und müßte nur um so eher bleiben, weil man durch diese Stellung nicht teilzunehmen genötigt ist, sondern vielmehr im Gegenteil instand gesetzt wird, sich sogar entgegengesetzt auszusprechen. Es ist, wie ich reiflich überlegt habe, die Stellung, die für mich jetzt die allein wünschenswürdige sein kann, und ich würde es sehr ungern sehen, wenn ich statt dessen auch den Vorsitz im Staatsrat führen müßte.



130. Humboldt an Caroline

London, 2. Oktober 1818

Es hat mir gut geschienen, liebe Seele, dem König auf den Brief, den er mir neulich schrieb, zu antworten, und ich teile Dir die Antwort, damit Du alles genau beurteilen kannst, mit.

„J'ai reçu la lettre de Votre Majesté du 2. du mois passé, et ne puis me dispenser de mettre à Ses pieds l'hommage de



ma profonde reconnaissance de l'espoir qu'Elle me fait la grâce de me donner de vouloir s'occuper à Aix-la-Chapelle de ma demande de rappel, et de la part qu'Elle daigne prendre à la santé de ma femme. Les nouvelles que j'en ai, continuent malheureusement à être peu satisfaisantes, mais elle doit être dans ce moment en route pour l'Allemagne. J'ose me flatter que Votre Majesté aura daigné accueillir avec la même bienveillance dont je tiens tant de preuves précieuses de Sa part, le second placet que j'ai eu la liberté de lui adresser par le Prince de H. en date du 14 Septembre et dont le but est uniquement de justifier ma demande aux yeux de Votre Majesté. Le bruit s'étant répandu que je désirais obtenir non pas seulement mon rappel du poste que j'occupe ici, mais ma retraite entière, il m'importait trop d'exposer et d'assurer à Votre Majesté que je n'ai point eu cette intention là, mais que je suis animé du zèle le plus ardent de me vouer à Son service aussi longtemps qu'Elle daignera vouloir m'y conserver, et de tâcher de répondre par là au moins en quelque façon aux marques multipliées de Sa bonté dont Elle m'a fait la grâce de me combler. Je suis etc."

Diesen Brief, der, wie Du siehst, keine Antwort von seiten des Königs bedarf, schicke ich durch die Post geradezu.

Wie die große Gräfin*) von Bernstorffs Ernennung hörte, stelle Dir vor, fand sie gleich, daß einer ihrer beiden Brüder hätte die Stelle haben sollen. Einer nun ist ganz unfähig dazu, und der andere durch Einsamkeit auf dem Lande und Widerspruchsgeist so versauert, daß man auch nichts mit anfangen kann. Allein klar ist mir doch dabei geworden, daß es eine Menge Menschen bei uns geben mag, die meinen, daß ihre Väter, Brüder, Söhne und Vettern immer noch, als Einheimische, vorzuziehen gewesen wären. Es ist immer schlimm, eine solche Masse von Leid zu überwinden

*) Schlabrendorff.



zu haben. Mir ist noch niemand, Preußen und Fremde, vorgekommen, der nicht über diese Wahl ganz wie in seinen Gedanken verwirrt wäre, wie einer, der gar keinen Zusammenhang und keinen Grund davon auffinden kann.

... August und Adelsheid sind wundergut untereinander und gegen uns. Es wird mir, solange ich lebe, ein frohes und beglückendes Gefühl geben, daß ich diese Verbindung durch meinen Umgang mit August herbeigeführt habe. Es ist auch eine Frucht der unglücklichen Zeit, die einen mit wehmütiger Frohheit an sie erinnert. Denn wäre ich nicht nach Königsberg gekommen, und dies hing doch nur daran, so wäre nie ein so freundschaftliches Verhältnis zwischen August und mir entstanden.

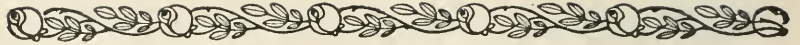


131. Caroline an Humboldt

Rom, 3. Oktober 1818

Mir geht es langsam, aber es geht doch leidlicher, mein teuerstes Herz . . . Nur die Mattigkeit kann ich noch nicht überwinden. Sie ist enorm. Ich kann z. B. nicht nacheinanderweg solch eine Seite herunterschreiben.

Deinen teuren Brief vom 11. September habe ich gestern erhalten. Der Brief, den Du mir abschreibst, hat mich sonderbar frappiert. Ist das Altersschwäche, böser Wille, oder was ist es, daß man Dir andere Worte in den Mund legt als die, die Du gesagt und geschrieben hast? Das kommt mir doch ganz toll vor. Ach nein, ich glaube nicht, daß man aus zarter Sorgfalt für Dich Dein Besuch nicht an den K[önig] gebracht, da steckt wohl etwas anderes dahinter. Das hätte man Dich dann lieber früher wissen lassen, sich durchaus und grad refüsieren sollen, es zu tun. Ich



bin eigentlich indigniert über das alles. Allein, das rate ich Dir, wenn Du es noch nicht getan haben solltest, den Rat anzunehmen und einen Urlaub zu begehren. Du bist entfernt, und Gott weiß, was sie gegen Dich schmieden. Du wirst sagen, Du willst nichts, und sie gewähren lassen. Wolle nichts, das bin ich gar gern zufrieden, allein Deinen Namen und Charakter dürfen sie nicht verunglimpfen. Du wirst bemerken, welche Winke in den Briefen sind, als zeihe man Dich der Undankbarkeit. Ich bin, ich wiederhole es, indigniert. Warum müssen denn die, die immer absichtsvoll handeln, nicht einmal glauben, daß es Menschen gibt, deren Benehmen absichtslos ist? Ich bin auf Deine nächsten Briefe sehr begierig.

In dem bewußten Briefe ist eine Art repentir. Zuerst ist von einem Plan die Rede, und dann sattelt er^{*)} um und findet es besser, Dein Betragen erst ganz zu desapprouvieren als jenen zu entwickeln. Ich wiederhole Dir, sei nicht zu gut, zu unbefangen! er ist nicht wahr, noch treu. Laß die Dinge rein sich ausscheiden, und der König] erfahre doch zuletzt wie die Wahrheit ist. Sehr naiv finde ich, daß er sich so gendarmiert über Dein kurzes Bleibenwollen in London, da er Dir einmal den 14. April 1817 von dem Termin eines Jahres wie von dem äußersten in London sprach.



132. Humboldt an Caroline

London, 6. Oktober 1818



Ich habe gestern und vorgestern mit Alexander viel unternommen. Wir fuhren vorgestern so um 2 Uhr nach Datlands zur Herzogin von York. Alexander, der immer tätig und lebendig ist, ging gleich, einige ausländische Tiere im

^{*)} Hardenberg.



Park zu sehen. Er fand überaus seltene Tiere da, die, wie er versichert, man sonst nie sieht. Gegen 8 gingen wir an Tisch. Die Herzogin, neben der ich saß, und die immer sehr freundlich mit mir ist, war es besonders diesen Tag. Sie hatte zum Andenken an das Vaterland sogar wollen Mohnpiehlchen machen lassen, die wir einmal bei der Gräfin Voß*) gegessen haben, sie hatte aber nur schwarzen Mohn finden können, und der, meinte sie, hätte ihr zu furchtbar geschienen.

Gestern früh verließen wir Datlands bei sehr schönem Wetter. Wir besuchten einen Sohn von Lord Tankerville, der eine der reichsten Conchilien- und Muschelsammlungen und sehr schöne Treibhäuser mit seltenen Pflanzen hat. Alexander hielt sich ziemlich lange Zeit dort auf, und ich ging theils allein, theils mit der Frau des Hauses dabei herum. So viel Wesen man von diesen Landsitzen macht, kann ich Dir versichern, teures Kind, und Alexander war meiner Meinung, daß sie nicht hübscher sind wie Tegel, und viele nicht so hübsch. Die Muscheln mit ihren wunderbaren Farben und Formen, die Korallenbäume und Kristalle erinnern mich immer an die Paläste der Prinzessin Bradrulbudor in der Tausend und eine Nacht. Es ist dies wahrhaft das Feengebiet der Natur. Und was einen daran sehr ernstlich ergreift, warum und wozu dies Versenken der schönsten Gestalten, der brennendsten Farben in den tiefen Meeresgrund? Ja, wie entstehen sie nur, da die Tiere immer leben, wo die Sonne, der Quell aller Farbe, niemals hindringt? Und geht man wieder zu den Pflanzen, so findet man oft im unscheinbarsten Blümchen die wundervollste Gestalt, die regelmässigste Farbenabstufung und überall Symmetrie in Zahl und Gestalt. Es ist offenbar, daß das nicht gerade gemacht ist, daß Menschen es sehen und genießen, es ist auch nicht notwendig zur Erhaltung und

*) Sophie Gräfin Voß, geborene v. Pannewitz, geb. 1729, † 1814, die bekannte Oberhofmeisterin der Königin Luise.

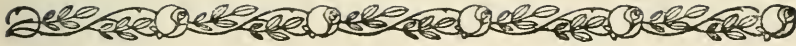


zum Leben der Geschöpfe, es ist unleugbar etwas Tieferes und wahrhaft Unergründliches dahinter. Es kann nichts anderes sein, als daß die reinen Ideen der Symmetrie und Harmonie, der Schönheit und der gesetzmäßig gestalteten Fülle und Äppigkeit, die herrschenden im ganzen Weltall sind, in welcher Gestalt sie auch rein an sich ihr Dasein haben mögen, und daß sie eins und dasselbe sind mit denen der gewöhnlichen und natürlichen Bildung und Lebenserhaltung, so daß nichts wachsen, nichts gedeihen, nichts sich verändern kann, ohne daß es nicht nach ihren Gesetzen geschieht, und ohne daß ihre Form es wie von selbst, und als eine zufällige Erscheinung, eine bloße reiche Zugabe der Naturkräfte umkleide.

Unterwegs habe ich viel mit Alexander über uns und ihn gesprochen. Er ist ganz entschieden, in einem Jahr etwa, wie er mit seinem Werk fertig ist, nach Ostindien zu gehen. Nach Tibet wird es schwerlich möglich sein, weil die Chinesen jetzt da herrschen, die niemanden einlassen. Die Sache mit dem Geld zur Reise wird in Aachen abgemacht werden. Nach dieser Reise denkt er nicht wieder nach Paris zurückzugehen, sondern die indische Reise englisch zu schreiben und dazu in London zu bleiben. Das wird in Deutschland weniger mißfallen und eine versöhnende Maßregel sein. Allerdings ist es immer nicht deutsch, aber man muß gestehen, daß bei den Dingen, die er treibt, dies auch eine eigene Schwierigkeit hat. Er muß beinahe in Paris und London, wenn er so etwas arbeitet, leben. Nur in diesen Städten sind die Mittel da, solche Werke ans Licht zu bringen und Vorteil daraus zu ziehen, und ist dies einmal, so läßt sich nicht gut in einer fremden Sprache (nämlich fremd für diese Orte) schreiben. Wirklich sind auch nur in diesen viele und mannigfaltige Gegenstände aus anderen Weltteilen, die man doch immer wieder bei solcher Arbeit sehen und um sich haben muß.

Wir kamen um 5 hierher zurück, und um 7 aß der Großfürst Michael bei mir. Wegen des Königs und der Prinzessin Charlotte

334



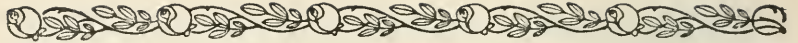
ließ es sich nicht umgehen. Er war auch äußerst freundschaftlich und hat mich besonders gebeten, nach Petersburg zu kommen. Dabei habe ich aber gedacht, wie im Oberon steht: „Die Jungfer hat gut winken!“ Dahin brächte mich niemand. Noch lieber im Nebeldunkel als im Schneelicht.



133. Humboldt an Caroline

London, 9. Oktober 1818

Alexander ist plötzlich gestern abend weggereist und zwar geradezu nach Aachen. Er hat die Reise in einigen Teilen Englands aufgegeben. Vorgestern stand in einer der besten hiesigen Zeitungen, daß die Räumung Frankreichs nunmehr nicht bloß beschlossen worden, sondern bestimmt ausgesprochen sei, und daß die Souveräne schon am 15., wenn auch die Minister länger blieben, ihre Zusammenkunft aufheben würden. Alexanders Sache steht nun so, daß ihm alles daran liegen muß, daß die Unterstützung, die man ihm zur neuen Reise geben will, durch eine wirklich unterschriebene Kabinettsorder in Aachen, wo König und Staatskanzler zusammen sind, festgestellt werde. Versäumt er dies, so ist er wieder allen Zögerungen des Kanzlers ausgesetzt, die wir nun besser als je kennen. Ich habe dies Alexandern dringend vorgestellt, denn er hatte eigentlich Lust, seinem früheren Plan zu folgen, noch in England herumzureisen und erst am 25. ungefähr in Aachen anzukommen. Was meine Sache betrifft, so habe ich ihn vollständig in Kenntniß gesetzt, ihm alle Briefe vorgelesen und ihn gebeten, nur auf zwei Sachen acht zu haben, erstlich auf mein allerbaldigstes Wegkommen zu dringen und zweitens genau zu erfahren, ob der König meine Briefe bekommen hat, und womöglich mit ihm selbst wenigstens davon zu sprechen. Vermutlich erhalte ich durch



Alexander die erste ordentliche Nachricht über das, was man jetzt mit mir vorhaben mag.

Da die Zeitungsnachricht denn doch aber auch falsch sein konnte, so nahm Alexander keinen festen Entschluß bis gestern nach 4 Uhr. Da erst war er entschieden, nach Dover zur Abfahrt zu gehen, und um $\frac{1}{2}8$ saß er in der Diligence. Dazwischen aßen noch einige Deutsche bei uns. Du siehst also, daß er seine Anstalten ungeheuer schnell gemacht hat. Bülow und ich haben ihn zur Diligence hinbegleitet und abfahren sehen, wie Du auch immer tust. Er hatte nur für sich und Valenciennes zwei Plätze auf der Außenseite bekommen können, aber er ist darin himmlisch. Weder Unbequemlichkeit noch sogenannte Unannehmlichkeit halten ihn je auf. Den Mittag hatte ich ihm noch den alten Mann gebeten, von dem ich Dir einmal geschrieben zu haben glaube, der, da wir sehr kleine Kinder waren, mit meinem Vater oft auf der Jagd gewesen ist. Auch darin ist Alexander sehr hübsch. Obgleich der Mann nichts weniger als amüsam ist, hat er alle mögliche Aufmerksamkeit für ihn gehabt, und dem Mann hat es gewiß auf ein paar Jahre Stoff zum Amüsement gegeben, uns hier so zusammen wiederzusehen.

Ich wollte einen Teil der nun von Alexander aufgegebenen Reise mitmachen, aber ich reise nun nicht. Mag ich immer Portsmouth und Plymouth nicht sehen. Ich habe von Natur gar keine Neugier, das ist wirklich für einen, der immer fast auf Reisen gewesen und der Gesandter ist, im Grunde ein Fehler, und es ist eine Kunst in mir, mehr das Ansehen und die Folgen dieses Fehlers zu vermeiden, als mich zu zwingen, ihn zu verbessern. Ich habe auch nicht unrecht gehabt, das nicht zu tun. Ich hätte durch das, was man durch immer auf äußere Gegenstände gerichtete Aufmerksamkeit ausrichtet, es nie weit gebracht. Ich bin von Natur und von Kindheit an mehr von einer innerlichen Natur gewesen.



Meine äußeren Sinne selbst schon sind weder sehr scharf noch gerade ausgebildet, und das wäre noch das wenigste. Allein in der Seele selbst entspricht ihnen etwas, das erst eigentlich macht, daß man wirklich scharf sieht und hört. Ich übersehe leicht, oder erkläre mir, was ich zu sehen glaube, auf diese oder jene Weise und sehe daher falsch. Unsere Erziehung war eigentlich gemacht, das zu befördern. Alexanders ganz entgegengesetzte Natur hat sich davon losgemacht, und die Schranken, die man ihm von dieser Seite entgegensetzte, durchbrochen. Ich habe die Erziehung, die man mir gab, in meiner Manier aufgenommen und diese verstärkt. Caroline ist mir unter unsern Kindern darin sehr ähnlich.

Das Brieffstückchen, das Du mir neulich schicktest, hat mir sehr viel Spaß gemacht. Es war sehr bitter und das Pikanteste, was sich sagen läßt, allein leider nur zu wahr. In der Beurteilung des Entschlusses, den der*), von dem darin die Rede ist, nehmen würde, hat sich der Schreiber wie ich geirrt. Die Menschen sind wunderbar und wissen selten ihr eigenes Bestes. Es ist auch schwer zu wissen, und ich mag mich auch manchmal geirrt haben und noch irren, allein darum halte ich so unendlich viel darauf, seine Handlungsweise nur so viel als möglich nach notwendigen Motiven zu richten, sie so einfach als möglich zu machen, und ja nicht viel positiv vorzunehmen mit sich, um sich in diese oder jene Lage zu bringen, da aber, wo man handeln muß, rechte und durchaus reine Triebfedern zu haben. Man erleichtert sich so das Durchkommen, kann wohl etwas versäumen und verfehlen, aber nicht leicht verderben.



*) Bernstorff. Vgl. S. 301.



liebes, teures Herz!

Ich habe Deinen lieben, teuren Brief vom 15. September erhalten, in dem Du mir die noch ungeschriebenen Briefe mittheilst. Ich kann Dir gar nicht genug sagen, wie sehr ich sie approviere. Du hast würdig und ganz den Umständen angemessen geschrieben, und ich vermute, daß noch mehrere Stellen mit Fleiß ausgelassen waren. Ich bin auf den Erfolg aller dieser Briefe, wie Du denken kannst, äußerst begierig. Gern würde ich abreisen, denn lange kann es in dieser Ungewißheit mit Dir nicht bleiben, allein de Mattheis erklärt mir, daß er mich in dieser wechselnden Jahreszeit nicht reisen läßt, und ich fühle mich auch nicht mutig genug, es zu tun. Die Äquinoktialstürme wüthen fürchterlich und spielen auf meinem Körper wie auf einem Instrument. Hier im Hause studiert die Buti auf alles, was mir gesund sein kann und schmachhaft ist. Die Kinder verziehen mich ihrerseits, und Caroline möchte mich in Baumwolle packen, um mir alles empfangene Gute wiederzugeben. An dem Eindruck, den alles, was mich moralisch angreift, mir physisch macht, fühle ich recht, wie schwach ich sein muß. Vorgestern bekam ich den ersten Brief von Mathilden*), lieb, gut und freundlich wie sie ist. Nach der Introduction und einiger Entschuldigung über die späte Anzeige ihrer Verbindung sagt sie (der Brief ist vom 13. September): „Aber da ich weiß, wie lieb es Dir sein würde, meinen Brief von einigen Zeilen seiner Hand begleitet zu sehen, so gab ich seinem Willen immer nach und hoffte von Tag zu Tag, daß sich derselbe ändern würde. Sein Schweigen gegen Dich ist mir in der That ganz räthselhaft, es ist die einzige Schattenseite meines Glückes. Theodor beweist mir sonst in allen Stücken die innigste Liebe, die zärtlichste

*) Schwiegertochter. Vgl. S. 169 und 230.



Sorge für meine Zufriedenheit, nur diesen, ach! meinen sehnlichsten Wunsch, will er nicht erfüllen.“ —

Sie sagt es nicht, aber ich bin beinah gewiß, sie hat den Brief heimlich geschrieben. Ich kann und mag Dir gar nicht sagen, wie sehr weh mir der Brief getan hat. Ich werde ihr sehr freundlich antworten, wie ich es wahrlich tief im Herzen gegen sie gesinnt bin, und keine Klage über Theodors Betragen fallen lassen. Für Mathilde wäre das eine embarassante Lage, zwischen Mann und Mutter zu stehen, der ich sie nicht aussetzen will. Mir aber bleibt nichts übrig, als Theodors Gemüt dem zu empfehlen, der alle Verworrenheit lösen kann und lösen wird.



135. Humboldt an Caroline

London, 13. Oktober 1818

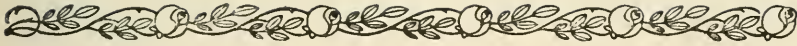
Carl (Laroché) aus Berlin schreibt mir viel Liebes und Gutes über Dich, Besorgniß über Deine Gesundheit, Freude, daß sie Dich unterwegs glauben, dann Stellen über mich, die ich abschreibe: „Hier hat sich die Nachricht verbreitet, daß Du Boissdeslandes geschrieben habest, Dein Gehalt pro Oktober bis auf weitere Nachricht nicht zu heben. (Ich schrieb Dir, denke ich daß ich das tun würde.) Das macht großes Aufsehen, weil die Leute glauben, Du müßtest wie die andern sein, die nur darauf denken, dem Staat noch einige Tausende abzuzwacken und sich gut pensionieren zu lassen. Daran denkt keiner, dereinst ganz frei und großartig dazustehen, dann mit vollem Vertrauen aufgenommen zu werden und zu handeln, daß die andern in Ehrfurcht und reiner Unerkenntniß folgen müssen. Es muß und wird aber die Zeit kommen, alles bereitet sie vor, wo ein solcher Mann hochgehalten



werden wird, und wohl dem, der dann an der weiteren Vorbereitung jener Zeit keinen näheren Anteil hatte, denn aufhalten kann es doch kein einzelner. Ich sehe die Sache und Deinen Entschluß als ein großes Glück, als eine Fügung des Himmels an und freue mich unsäglich darüber. Laß Dir nur nichts weiß machen, und bleibe fest. Du magst wohl recht über mich lachen (das tue ich wahrlich nicht, er ist sehr gut und lieb, wenn er auch die Dinge zu feierlich nimmt), aber erkennst doch, daß ich es eigentlich recht im Grunde treu meine.“

Später heißt es: „Ich habe von einer dilatorischen Antwort gehört, welche Du auf Dein Abschiedsgesuch (Du siehst, daß auch er es so nennt) erhalten haben sollst. Sei standhaft, und treibe die elenden Gemüther lustig und großartig da hinein, wohin sie gehören. Man zweifelt übrigens nicht, daß Du den Abschied und von freien Stücken eine tüchtige Pension erhalten wirst, wie so viele bekommen. Mir wäre letztere recht traurig, ich wollte, Du nähmst keine Pension (darin hat er recht, Du weißt nun auch schon, daß ich dem König geschrieben, daß ich ohne Gehalt beim Staatsrat dienen will), damit Deine Widersacher recht vor den Kopf geschlagen würden und stillschweigen müßten. Ich wäre außer mir vor Freude, und was sind denn ein paar lumpige tausend Taler, die von allen angeschrien werden. Die Zeit wird kommen, wo man Dich bittend wiederruft, und dann wirst Du Großes wirken, ehrfürchtig (das Wort liebt er sehr in diesem Brief) und mit Vertrauen aufgenommen werden. Du freust Dich in persönlicher Rücksicht über Bernstorffs Wahl. Man sagt allgemein, daß er ein braver Mann ist, doch hätte man lieber einen Inländer gehabt. Nur wenige sind so gehässig gegen Dich, daß ihre Freude, Dich nicht an der Stelle zu sehen, die andere Stimmung überwiegt. Es ist ein liebes Wesen in der Welt. Gott bessere es! Komm nur bald zu uns, und dann komme ich einmal zu Euch nach Burgörner, lustig und freudig, wie

340



Goldschmidts Junge (muß wohl ein Sprichwort sein). Du wirst wieder Referendarius, ich Eleve; Caroline ist wohl, die Kinder auch, wir sind alle wie sonst.“ Es ist eine sehr gute, treue, liebe Seele in ihm.

Dann habe ich gestern auch einen Brief von Bernstorff gehabt, er ist kurz, ich muß ihn Dir abschreiben:

„Aachen, 4. Oktober 1818. Ich muß es Ihnen selbst sagen, mein teuerster Freund, wie sehr mich, wenn Sie wirklich darauf beharren, Ihr Austrreten aus dem Dienst, in den ich übergetreten bin, schmerzt. Denn fühle ich es auch gar wohl, daß unser Verhältniß, wenn Sie blieben (er meint also Gesandter blieben), ein verkehrtes sein würde, so hätte ich doch in jedem gemeinschaftlichen Streben mit Ihnen, unter welcher Form und Bedingung es auch gewesen wäre, immer Belehrung, Aufmunterung und Freude gefunden. Wie wirksam und fruchtbringend Ihre Tätigkeit auch in England gewesen, wie der Wert derselben dort anerkannt worden, und welche Achtung Sie Sich daselbst erworben, wußte ich zwar schon, ist mir aber hier zu meiner großen Befriedigung von Castlereagh auf das kräftigste bestätigt worden. Empfangen Sie die Versicherung meiner treuen Ergebenheit, und entziehen Sie mir ein Wohlwollen nicht, welches ich immer nach seinem alten Werte zu schätzen gewußt habe.“

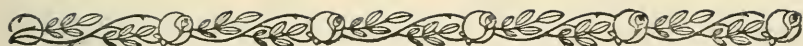
Der Brief ist gut und hübsch, und ich habe nicht Ursach, damit unzufrieden zu sein. Allein ein anderer hätte über dieselbe Sache etwas mehr und mehr zum Zweck Führendes gesagt, wohl auch seine eigene Lage, seine Nation, seine Erwartungen berührt. Ich werde antworten, wie er geschrieben hat, sehr freundlich, aber dringend, daß er meine baldigste Zurückberufung bewirkt.

Den 16.

Ich habe Bernstorffen heut geschrieben und teile Dir die Stelle über mich mit: „Es ist ungemein freundlich und lieb von Ihnen, teuerster Graf, daß Sie mir, ungeachtet der Geschäfte, die Sie in



Uachen haben müssen, sogleich geschrieben haben. Hätte ich Ihren Brief einige Tage später erhalten, so wäre ich Ihnen zuvorgekommen. Ich danke Ihnen herzlich für alles Gütige und Freundschaftliche, daß Sie mir sagen. Glauben Sie mir, daß auch mir jedes Zusammenwirken mit Ihnen immer im höchsten Grade erfreulich sein wird, und daß ich lebhaft wünschte, ich wäre die ganze Zeit meines hiesigen Aufenthalts über in dem Verhältniß zu Ihnen gewesen, in dem ich jetzt stehe, und von dem ich nie zugeben kann, daß Sie es ein verkehrtes nennen. Sie wissen aus eigener Erfahrung, daß eine einsichtsvolle und regelmäßige Leitung des Departements das erste und wesentlichste Erforderniß zu einer angenehmen Tätigkeit in einem Gesandtenposten ist. Wie aber meine häusliche Lage ist, so muß ich dabei beharren, meine Zurückberufung von hier und meinen Austritt, nicht aus dem Dienst, was mir nie eingefallen ist, aber aus dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten nachzusuchen. Ich wende mich in dieser Sache sogar jetzt recht eigentlich an Sie, lieber Graf, da Sie Chef des Departements sind, und ich tue es gern und mit Zuversicht. Sie kennen mich lange, kennen mich in meinem Familienleben und werden also an mir und meiner wirklich sehr traurigen Lage Anteil nehmen. Meine Frau ist seit vorigem Winter bestimmt krank, sie kann nicht hierherkommen, und ihren letzten Briefen nach macht mir ihre Krankheit noch mehr als vorher Besorgniß. Ich bitte Sie dringend und inständigst, nehmen Sie sich meiner hierin an. Seit dem 4. April hält man mich auf eine Weise, mit deren Erzählung ich Ihnen keine Langerweile machen will, dergestalt hin, daß ich noch heute nicht einmal die Antwort habe, daß ich zurückgerufen werden soll. Der König hat mir zwar im September auf einen Brief in einer anderen Angelegenheit, bei der ich der meinigen erwähnte, sehr gnädig und wirklich teilnehmend geantwortet, allein es war ihm damals noch kein Vortrag in der Sache gemacht worden, und er mußte also selbst natürlich erst Rück-

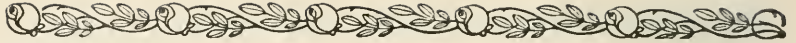


sprache nehmen. Ich weiß wohl, daß man mir meine Zurückberufung nicht abschlagen wird, aber man kann mich durch verzögerte Ernennung eines Nachfolgers und dadurch, daß man kein interimistisches Arrangement macht, hinhalten und mich noch den Winter hier lassen. Dadurch wird der Staat nicht gewinnen, aber mich wird man sehr unglücklich machen. Wenn Sie Freundschaft für mich haben, theurer Graf, so verhindern Sie das. Man scheint über die Lage zu berathschlagen, in die ich kommen soll, allein dies kann man ja später tun, und überdies ist diese Lage auf eine Weise gegeben, mit der ich überzufrieden bin. Ich bin Mitglied des Staatsrats und verlange nichts anderes; und meine Tätigkeit, die mich dort auch wieder mit Ihnen zusammenführt, ist da nützlicher als in irgendeinem Gesandtenposten, zu dem ich nach sechzehn-jähriger Entfernung von meinem Vaterlande jetzt, da die Kränklichkeit meiner Frau mich ein stilles häusliches Geschäftsleben und kein zerstreut gesellschaftliches suchen läßt, da einige meiner Kinder etabliert sind, und selbst meine Güter meine Sorgfalt fordern, nicht länger aufgelegt sein kann. Da Sie selbst mehr als irgend jemand hierfür ein Herz haben, so helfen Sie mir darin. Ich werde Ihnen ewig dankbar dafür sein."

Des Staatskanzlers Benehmen ist wirklich das unfreundschaftlichste, was man sich nur immer denken kann, indes muß die Sache doch nun zu einer Entscheidung kommen, und Bernstorff wird entweder für mich handeln oder mir eingestehen müssen, daß er, trotz seiner Stelle, zu wenig Einfluß auf eine solche Sache hat.

Ich sehe es als ganz gewiß an, daß Du nun vor dem Frühjahr nicht Italien verläßt. Die Reise würde mich entsetzlich ängstigen, so weh mir die Trennung tut.

Alexander muß gestern in Vachen angekommen sein. Er schreibt mir von Calais über seinen hiesigen Aufenthalt: tu deviens tous les ans plus aimable. Das beweist nicht viel für die vergangene



Zeit, aber da wir leider schon über ein Jahr getrennt sind, siehst Du, was Du zu erwarten hast, wenn ich komme. Möchte es nur schon da sein!



136. Caroline an Humboldt.

Rom, 17. Oktober 1818

Das Wetter hat sich seit dem ungeheueren vierundzwanzigstündigen Gewitter des 8. ganz gereinigt (Du wirst gewiß in den Zeitungen von dem hohen Wasserstand der Tiber und dem zwischen Rom und Civita Vecchia ertrunkenen Briefkurier hören), die milden, klaren Oktobertage sind besonders seit dem 12. eingetreten, allein ich verspüre noch nicht die volle Wirkung einer so reinen Luft. Der Druck auf der Brust hat abgenommen, allein völlig gewichen ist er noch nicht. Ich bin aber die Tage her ausgefahren und fühle Stärkung und zurückkommende Kräfte. Gestern habe ich mir unterstanden, die hohen Treppen des Vatikans zu machen und eine schöne Stunde in den Sälen Vorgia zuzubringen. Ich ging nachher in dem einsamen, durchaus durch hohe Hecken geschützten Garten des Papstes spazieren. Wir waren mehrmal zusammen darin, und einmal bestiegen wir den alten Turm aus dem Mittelalter, der darin steht. Jetzt ist er immer verschlossen. Dann fuhren wir zur Porta Angelica hinaus und zur Porta del Popolo wieder herein. Die Berge lagen im goldensten Schein des Abends, eine Pracht, die nicht zu beschreiben ist! Oh, könnte ich Dir meine Sehnsucht ausdrücken, Dich an meiner Seite gesehen und solchen Anblick genossen zu haben! Ich weiß nicht, was ich darum gäbe. Was ist's, das so mit Tränen und Freude mir die Seele füllt, wenn ich diese Berge, diese Linien am Himmel sehe, die sich, ach, mit ihm verschmelzen, die die Seele ziehen in ein fernes, fremdes Wunderland, in ein sehnsuchtsvolles Auflösen des ganzen Wesens,

344



auflösen in das All der Natur, in das All, das nicht an diesem Boden klebt, aber das man empfindet, wenn man aufblickt zum ewigen Sternenhimmel. Wie herrlich ist er jetzt, dieser Himmel! Der Jupiter groß und schön, wie ich ihn nie sah. — Mondlicht überdem. Oh, das ruhende Rom, wenn ich es so abends aus meinen Fenstern betrachte, mit welcher Stille und Majestät ist es doch geschmückt! Welche Gegend ich je gesehen habe, wie zauberisch Neapel und seine Umgebungen, aber diesen tiefen Zusammenklang mit meinem Gemüt habe ich nie empfunden wie mit Rom.

Ich billige es gar sehr, daß Du dem König antwortest und für seine gnädigen Zeilen dankst. Ich bin nun gar sehr begierig auf die Antwort, die Dir nach der Unterredung mit dem Staatskanzler zukommen wird — ma, ci vuol pazienza. Also Lottum Schatzminister, da wird ja wohl Rother sehr ungehalten sein? Es gehen doch nirgend so viel Veränderungen vor als bei uns, ewig ist die Szene mit neuauftretenden Personen besetzt.

Die Prinzessin Luise schreibt mir auch einen besorgten Brief aus Posen, die Freunde sind im eigentlichsten Sinne alle sotto sopra. Wie sich nur Bernstorff dazu prätirt hat? Man begreift gewisse Dinge nicht, und wenn man sie auch mit offenen Augen sieht. Ich umarme Dich, mein teuerstes Leben, mit der tiefsten und innigsten Liebe und Sehnsucht. Deine Li.

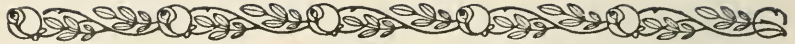


137. Humboldt an Caroline

London, 20. Oktober 1818



Es ist mir sehr leid, daß ich Dir nicht mit dem neulichen, allerdings schwer richtig zu bezeichnenden Briefe meine Antwort schicken konnte. Du mußt eigentlich erst drei Briefe von mir haben, ehe Du vollständig mein Benehmen beurteilen



kannst. Ich denke aber doch, Du wirst mit meinen Antworten, selbst so verstümmelt ich die eine nur habe schicken können, zufrieden sein. Du sagst zwar, den Rat nähme ich an, einen Urlaub zu fordern, und von dieser Seite billigst Du mich vielleicht nicht ganz. Allein den Rat des Staatskanzlers ganz zu befolgen, hielt ich für sehr schädlich. Es mag sein, daß er dabei nicht gerade absichtlich gehandelt hat, aber wenn er es bedacht hätte, hätte er selbst finden müssen, daß es ein perfider Rat war. Er ging darauf aus, daß nichts von mir dem König übergeben werde, daß ich nur von frischem anfangen und statt Zurückberufung den Urlaub fordern sollte. Indes hatte der König doch aber alle Gerüchte gehört, alle Zeitungen lesen können, man hatte Zeit gehabt, alle Insinuationen zu machen, und ich stand auf jede Weise ungerechtfertigt da.

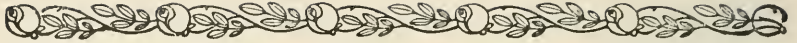
Glaube überdies nicht, daß das Zurückkommen in Rücksicht auf die Rechtfertigung bei dem König viel hilft. Es ist nicht leicht, den König über Geschäfte zu sprechen. Man kann allerdings eine Audienz fordern, und er würde sie mir wohl auch nicht abschlagen. Aber es ist eine außerordentliche Maßregel und nimmt als solche ihn schon gegen die Sache ein. Er bittet einen auch wohl nur darauf zu Tisch, und man hat bloß einige und nicht unbewachte Augenblicke. Dagegen findet er es ganz natürlich, wenn man ihm schreibt, er liest immer und alles, ein Brief kann einmal beiseite gelegt und wieder vorgenommen werden. Selbst wenn ich in Berlin wäre, würde ich wohl geschrieben haben.

Die Hauptsache bei meinem letzten Schritte war, wie Du gesehen haben wirst, daß ich zu einer unmittelbaren Erklärung über meine Handlungsweise mit dem König komme. Das war an sich notwendig und auch darum gut, weil es dem andern zeigt, daß ich weiter meine Lage und das Urtheil des Königs über mich in seinen Händen lassen will und unabhängig von den Hoffnungen bin, die er mir erregt



und erregen läßt. Der Staatskanzler muß schon jetzt fühlen, daß die beschwichtigende Methode, die ihm bei den meisten anderen gelingt, bei mir unwirksam bleibt. Ich habe es ihm schwer gemacht, meine beiden Briefe nicht zu übergeben. Der König weiß auch jetzt, daß beide existieren. Ob er sie übergeben hat, erfahre ich unstreitig durch Alexander, hat er es nicht getan, und tut er es nicht, so ist es mir ganz gleich, dann schreibe ich einen neuen ausführlichen, in dem ich alles berühre, und schicke ihn ohne Umschweife dem König geradezu. Da der Kanzler behauptete, aus Rücksichten für mich meinen ersten Brief nicht übergeben zu haben, so mochte ich es diesmal nicht tun. Aber da ich ihm jetzt ausdrücklich geschrieben, alle Rücksichten auf mich fahren zu lassen, und da ich ihn an mein Recht erinnert habe, an den König, was ich für notwendig halte, zu bringen, so fällt nun auch alle Schonung hinweg. Der Kanzler muß schon jetzt sehen, daß er den zweiten Brief verhindert hätte, wenn er den ersten übergeben hätte, und wie die Sibylle für dasselbe Geld immer weniger Bücher gab, so kommt durch mich meine Sache bei jedem Zögerungsschritt immer ausführlicher und klarer dahin, wohin sie gelangen soll.

Bülow behauptet, daß ich eine Passion für Perspektive habe. Man kriegt aber hier bei dem Nebel auch eine solche Lust, durch den Nebel hindurchzusehen, daß man immer, wenn einmal ein heiterer Augenblick ist, ihn bis ins letzte Sichtbare verfolgen möchte. Ich habe jetzt ein ganz wunderbares Perspektiv gekauft. Es ist nur sehr wenig länger als eine Lorgnette, hat einen Stand zum Einlegen, man kann es also als Teleskop und ohne den Stock als Lorgnette brauchen. Es hat viel Vergrößerungen, die man abwechselnd, wie man will, hervorbringen kann, und ein schwarzes Glas für die Sonne. Die größte Vergrößerung zeigt die Jupiter-Trabanten. Braucht man nun dies im Theater, so sieht man einem unglücklichen Akteur mit diesem Trabanteninstrument fast bis in die



Eingeweide hinein. Er kann kein Härchen im Gesicht haben, das nicht lebendig vor mir steht, und ganz tief in dem Mund kann man die hohlen Zähne erkennen. Das Unglück ist nur, daß das Feld so klein ist, daß ein Akteur mit seinem Kopf es ganz füllt, und daß man nach ihm sehen muß wie nach einem Stern. Zum Genuß im Theater oder in Galerien ist so ein Glas nicht, aber der Mond sieht allerliebste dadurch aus. Außerdem habe ich mir auch eine Lupe gekauft, durch die ich Deine hübschen Siegel ansehe. Vor allen Dingen aber bedenke ich immer, wie gut Dir die Lupe sein müßte, um meine Briefe zu lesen. Wüßte ich nur einen Reisenden, schickte ich sie Dir wirklich. Manchmal untersuche ich selbst meine Schrift damit, finde aber dann zu meinem großen Erstaunen, daß, wie groß auch das Gefäßel wird, die Buchstaben doch nicht da stehen, die ich ausgelassen habe. Nun habe ich aber auch alles von Gläsern, was ich fürs Leben brauche, und es muß höchst amüsant sein, in Burgörner aus dem Fenster Deine Pflanzungen auf dem Lindenberg zu betrachten. Kein Käfer kann einem entgehen.

. . . Sie kriegen gewiß viel Kinder. Das pflegte immer die selige Mama zu sagen, wenn sie gegen eine Heirat war. Es ist sehr merkwürdig, daß sie immer Angst vor dem Verarmen hatte. Sie wird gewiß nie gedacht haben, daß wir uns nur je noch in so gute Umstände brächten, als wir getan haben. Mein Vater war dagegen wie Alexander, immer ausgehend und immer reich in der Idee. Indes wußte er auch in Wahrheit zu erwerben und ohne kleinliche Mittel.

Lebe wohl, mein Innigst- und Ewiggeliebtes! Warum bin ich nicht bei Dir.

Ewig Dein S.





Bernstorffs und Lottums Ernennungen stehen jetzt offiziell in den Berlinischen Zeitungen. Sie sind als eine Erleichterung des Staatskanzlers angekündigt, und es ist gewissermaßen als ein Wunsch des Königs ausgedrückt, daß der Staatskanzler außer seiner allgemeinen Oberaufsicht als solcher noch möge diesen beiden Departements besonders seine Aufmerksamkeit widmen. Welch ein halbes, verwickeltes, wunderbares Verhältniß!

Setzt der Staatskanzler seine ehemalige Tätigkeit im Einmischen fort, so können die Minister nicht mit ihrer vollen Verantwortlichkeit verwalten, machen sie sich, wie ich nach den Aspekten glaube, nach und nach los, so ist es gewissermaßen gegen die Abrede, und so wird doch wieder nichts Festes und Ganzes daraus. Ich kann sehr froh sein, in so etwas nicht eingegangen zu sein. Auf das auswärtige Ministerium mag indes diese Einrichtung noch weniger schlimm wirken. Allein mit den anderen ist es viel bedenklicher. Bleibt Rother beim Staatskanzler, und ist er nicht wenigstens zugleich Lottum untergeben, so ist eine Art Gegenminister da; ist er zugleich bei Lottum, so kann er in einer Qualität bestreiten, was ihm in seiner anderen aufgetragen wird. Daß er ganz vom Staatskanzler wegläme und allein unter Lottum stünde, wäre noch das einzig Vernünftige, allein nicht das Wahrscheinlichste, was geschehen wird. Auf eine ähnliche Weise ist es mit Jordan und Bernstorff. Es ist unbegreiflich, wie man Lust zu solchen Halbheiten, Verwickelungen und ewigen Kollisionen haben und so alle Geschäftsform verachten kann. Das rächt sich immer, und bei uns sieht man täglich die nachteiligen Folgen davon.

Du hast gewiß auch in diesen Tagen des 18. Oktobers und jener Zeiten gedacht. Hier ist natürlich keine Art der Feier des Tages. Allein selbst als bloßer Abschnitt im Privatleben bleibt



einem doch alles, was mit jenen Begebenheiten zusammenhängt, unvergeßlich. Damals hatte unsere Trennung eben erst angefangen, und ich habe keine Zeit so in tiefer Einsamkeit zugebracht, als die in diesem anscheinenden Gewühl. Es kommt einem manchmal vor, als wären die Menschen damals anders, kräftiger und bereitwilliger zum Guten und Rechten, einfacher gewesen, allein ganz ist das wenigstens schwerlich wahr. Die Andersdenkenden kamen damals nur nicht zum Vorschein, sie hatten sich zum Theil anderswohin verflochten, oder wenn man sie sah, hielten sie ihre Äußerungen zurück. Das hat sich natürlich hernach verändert, und die alte Zuversicht ist wiedergekehrt. Das hat dann zugleich auf die Besseren zurückgewirkt, sie bitter und fordernder gemacht, so daß man manchmal selbst mit ihnen unzufrieden sein muß. Überhaupt ist es sehr schlimm, wenn einmal eine Spaltung in einer Nation ist; in Frankreich ist sie unleugbar, es sind natürlich die am Alten und die am Neuen Hängenden, und die Spaltung hat sich ganz von Ideen entfernt, ist rein verkörpert, da dieselbe die Verlierenden und Gewinnenden sind.

In Deutschland und bei uns hängt es glücklicherweise noch nur an Meinungen, Urteilen, Wünschen, und alles, was wie dies auf Ideen beruht, ist nicht bloß versöhnbar, sondern immer zum höher Besseren, als das Verhindern des bloßen materiellen Übels ist, zu führen, wenn es verständig begonnen und mit Konsequenz durchgeführt wird. Der Charakter der Nation selbst wird das gar sehr erleichtern. Denn sie hat doch eine viel sichtbarere Richtung nach Ideen, und es ist durch Ideen mehr mit ihr anzufangen, als mit irgendeiner anderen.

Ich glaube wirklich, daß der deutsche Charakter, auch in der Masse, durchaus der menschlichste und mithin edelste ist. Er hat gewiß am wenigsten von der Hefigkeit und Gewaltthätigkeit, die im einzelnen tierisch, und in der Masse wie eine



Naturmacht, Sturm und Ungewitter erscheint. Es ist selbst gut in ihm, daß er, ohne Not, nicht einmal als Masse zu handeln liebt, das individuelle Dasein vorzieht, und daß nur wenig dazu gehört, damit er in diesem sich vom bloßen Materiellen zu einiger, mehr oder minder hohen Ideenbeschäftigung erhebt. Er ist auch weit weniger subjektiv, läßt vielmehr die Dinge auf sich wirken, schaut ruhiger an und ist empfänglicher dafür, über Nuancen zu zweifeln, über die andere Nationen leichtsinnig oder rauh hinwegsehen. Gerade in England, unter einem sehr nahe verwandten und doch total verschiedenen Volk, hat man die erwünschteste Gelegenheit, dies sehr oft zu fühlen, und man kann wohl sagen, sich dessen zu erfreuen. Mit Leuten darüber zu reden, ist zwar nicht leicht. Engländer, die nur für diese Art der Ansicht Sinn hätten, sind mir im Grunde noch nicht vorgekommen, und Deutsche kamen nur so zufällig her.

Recht viel Freude macht mir aber doch ein gewisser Bopp*), ein Bayer, den seine Regierung und der Kronprinz hierher geschickt haben, um die indische Sprache zu studieren, und der viel Sinn für Sprachvergleichung hat und in jeder Hinsicht ein guter Kopf ist. Er ist oft ganz allein mit uns, und ich habe ihn, trotz mancher äußeren Unbehilflichkeit, die ihm anklebt, sehr gern.

Ich sehe aus den heutigen englischen Zeitungen, daß die Sache zwischen Bayern und Baden**) wirklich beendet sein soll, und es kommt mir dies an sich so wahrscheinlich vor, daß ich es nicht für eine bloße Zeitungsnachricht halte. Wenn das nun ist, so steht der Abschluß des Traktats, der eine Folge meiner Verhandlungen in Frankfurt ist, nichts mehr entgegen, und es wird mir daher

*) Franz Bopp, geb. 1791, † 1867, Begründer der indogermanischen Sprachwissenschaft.

**) Vgl. Bd. V, S. 93.



immer wahrscheinlicher, daß man mich dahin gehen lassen wird, um über die Wintersitzungen des Staatsrats unter diesem Vorwande mit guter Manier wegzukommen.



139. Caroline an Humboldt

Rom, 24. Oktober 1818

Ich habe gestern Deinen lieben Brief vom 2. Oktober empfangen. Deine Antwort an den König ist vortrefflich und ganz den Umständen angemessen. Die Mutter der Dame, die Dich ehemals immer ihren Romeo nannte, schreibt mir über Bernstorff eine lange Geschichte, Doléancen über das Entwurzeln aus dem heimischen Boden usw. und, sagt sie, sie hätte mir erst schreiben wollen, wenn sie aus sicherer Quelle in Erfahrung gebracht haben würde, wie das alles zusammenhinge. Bernstorff sei es nie, auch nicht im Traume eingefallen, auf das Eintreten in preußische Dienste zu denken, allein im Frühjahr habe man ihm deshalb Vorschläge gemacht, die er rein abgelehnt. Einige Wochen darauf habe man die Vorschläge dringender wiederholt und auf dieselbe abschlägige Antwort von Bernstorff erwidert, er möge wohl bedenken, daß er seinem Könige und Vaterland als preußischer Vize-Staatskanzler mehr nützen könne als in seiner jetzigen Stelle*), und man werde sich nun an seinen König wenden. Darauf habe sich Bernstorff erklärt, daß er letzteres ernstlich verbäte, allein selbst mit seinem König reden wolle, und habe diesen, statt nach Karlsbad zu reisen, in Schleswig gesehen. Der König von Dänemark habe entschieden, ja, er solle die Stelle annehmen, weil er dort seinem Vaterlande mehr nützen könne, die Trennung sei schmerzhaft gewesen, denn Bernstorff liebe den König zärtlich usw.

*) Als deutscher Gesandter in Berlin.



Wie findest Du diese Idylle von Diplomatie? Man muß über Dinge der Welt so borniert sein, wie jene gute Frau ist, um mit einer Art Religiosität an solche Geschichten zu glauben. Wer der Negoziateur dieser Idylle ist, wen sie unter dem man versteht, sagt sie nicht.

Ich bin tiefgerührt über Deinen lieben, süßen Brief, mein teuerstes Herz. Ach, nur das wisse, daß ich mich dieses Lobes nicht überhebe, vielleicht ist das von allem Trefflichen, was Deine Liebe in mir erkennt, das einzig Wahre, allein das ist's. Dein Lob macht mich nur demütiger, nicht unzufriedener mit mir — man kann ja einmal nicht aus seiner Natur heraus — aber erkennender, was ich sein sollte, um es einigermaßen zu verdienen.

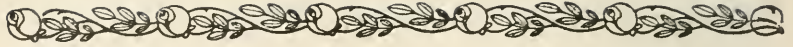


140. Humboldt an Caroline

London, 27. Oktober 1818

Der Zauber ist endlich gelöst, liebe Li, und ich gehe den 30. von hier nach Aachen und dann nach Frankfurt. Der arme Bülow muß noch hier bleiben, und die Ehre, Geschäftsträger zu sein, scheint ihn doch nicht sehr dabei zu trösten. Gut ist es nun allerdings, daß ich fortkomme, allein in der Sache ist sehr wenig gewonnen, und alles hängt erst von der Geschicklichkeit und dem Glück ab, mit dem ich in Aachen beim König handeln kann. Ich lege Dir zuerst die Aktenstücke vor, wie ich sie bekommen habe. Die Hauptsache ist folgende vom König eigenhändig unterschriebene Kabinettsorder:

„Je serai bien aise de concilier le bien de Mon service et le désir que J'ai de Vous y voir placé conformément à Vos talents avec le Vôtre de quitter le poste d'Angleterre et de Vous réunir à Votre famille; mais Je compte d'un autre côté trop sur



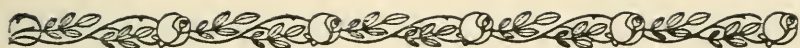
le zèle qui Vous anime pour Votre patrie et sur Votre attachement à Ma personne pour ne pas me persuader que Vous ne soyez prêt à entrer dans des modifications, sans insister sur Votre rappel instantané. Vous avez travaillé avec succès à plusieurs objets qui sont encore sur le tapis. Leur importance Me fait souhaiter que Vous les acheviez, et Je sais, que la Cour d'Angleterre attache un grand prix à la continuation de Votre concurrence à la question de la médiation entre l'Espagne et ses colonies, à celle relative aux barbaresques, et aux arrangements entre le Danemark et la Suède. Tous ces objets vont être repris incessamment. En attendant on va s'occuper à Francfort des différences entre la Bavière et Bade. Le Grand Duc nous annonce de nouvelles propositions qu'on renverra aux Ministres des quatre puissances qui s'en sont occupés précédemment. Il faut espérer qu'on terminera cette fâcheuse affaire et que par conséquent on pourra mettre la dernière main à celle dont Vous avez été chargé. Vous Vous rendrez donc le plutôt possible à Francfort sur le Main et en passant par ici les premiers jours du mois prochain Vous pourrez y prendre Vos instructions et convenir avec le Chancelier d'Etat de Votre destination future. J'attendrai son rapport pour Vous faire connaître Ma détermination finale . . .

Fréd. . . .“

Damit kommen, alles durch einen Kurier, folgende Zeilen des Staatskanzlers.

„J'espère, mon chère H. que Vous ne serez pas mécontent de l'inclus, et envisageant la perspective de Vous voir bientôt ici, je me borne à peu de lignes, d'autant plus que j'ai beaucoup d'affaires sur les bras. Je me réjouis infiniment de Vous revoir. Vous trouverez Votre frère, qui accompagne le Roi à Paris mais sera de retour les premiers jours de Novembre. Tout à Vous.“

Die Rabinetttsorder und diese Zeilen sind vom 19. d.



Eine Stelle in einem Privatbrief Alexanders ist noch sehr wichtig:

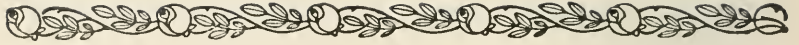
„Tes deux lettres ont été données au Roi. On t'a dépeint comme un homme cassant, difficile à vivre, voulant se retirer complètement. J'ai tout expliqué au Roi et ne l'ai pas trouvé irrité contre toi, quoiqu'on eût voulu me faire croire le contraire. J'ai été traité très amicalement par le Chancelier et Bernstorff. La santé du premier est bien chancelante . . .“

Dem König habe ich jetzt gar nicht geantwortet. Dem Staatskanzler offiziell folgendes:

„C'est avec une bien vive peine que j'ai vu qu'il est l'intention du Roi que je revienne ici après avoir terminé les affaires dont Sa Majesté me fait la grâce de me charger à Francfort. J'aime à me flatter que V. A. voudra bien me prêter sa puissante intervention pour que Sa Majesté daigne me dispenser de la nécessité de faire le plus pénible sacrifice qu'elle pourrait m'imposer pour des affaires bien faiblement liées aux intérêts de la Prusse. Je me réserve d'adresser dès mon arrivée à Aix-la-Chapelle à Sa Majesté mes très-humbles instances à cet égard.“

Privatim habe ich ihm folgendes geschrieben:

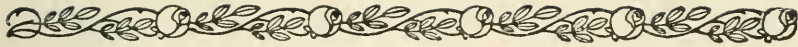
„J'ai reçu les lignes par lesquelles Vous avez bien voulu accompagner les ordres du Roi. Je partirai le 30 et compte être chez Vous le 4 ou 5 Novembre. Je me réjouis infiniment de Vous revoir et de causer avec Vous, et je Vous remercie bien vivement de m'en avoir donné l'occasion. D'ailleurs je ne saurais Vous nier que je ne vois pas clair dans les ordres qui me sont parvenus et qui ne sont guère une réponse à mes lettres. Je dois aller à Francfort pour la négociation de la Bavière avec Bade. Mais si, comme il paraît presque par la lettre du Roi, Vous n'avez pas vraiment déjà terminé cette affaire à Aix-la-Chapelle, comment les Ministres à Francfort réussiraient-ils à



l'arranger sans employer pour cela même plusieurs mois, ne fût-ce qu'à cause de la lecture et de la longueur des communications. Malgré cela je dois, est-il dit, retourner de Francfort à Londres. Ceci m'a vraiment attristé. Mes instances les plus vives n'ont donc pas pû obtenir de Votre amitié de renoncer dès à présent à cette idée? D'ailleurs je ne Vous nie pas qu'il est bien humiliant pour moi que Vous ne savez plus autre chose à laquelle je suis bon qu'à traiter sur les colonies espagnoles, la dette Norvégienne et les Barbaresques. Que voulez-Vous que je pense après celà de Vos assurances que Vous croyez mes services d'une si grande importance pour l'Etat? Je ne m'étends pas là-dessus. Je suis sûr ou que Vos affaires ne Vous ont pas permis de penser bien sérieusement à tout cela, ou que Vous avez crû qu'il était bon pour la cour d'Angleterre qu'il fût encore dit que je reviendrai ici, ou enfin qu'il y a des mésentendus entre nous. Une explication verbale arrangera tout cela, et je me flatte, à notre satisfaction commune. Seulement ne daignez pas compter sur mon retour ici. Il m'est en effet impossible et le sacrifice que je ferais n'aurait aucune utilité pour l'Etat. Je ferai donc tout ce qui dépendra de moi pour obtenir de Sa Majesté qu'Elle n'insiste point sur ce plan."

So stehen die Dinge. Es ist wohl möglich, daß der Staatskanzler es mit dem Zurückkommen hierher so ernstlich nicht meint, allein man kann auch nicht das Gegenteil wissen. Er kann den Plan mit dem Staatsrat ebenso, wie eine Lockspeise, als ehemals das Ministerium hinhalten und denken, daß indes ein neues Jahr in London verschlendert wird. Meinte er es nicht ernstlich, so konnte er ein Wort darüber in seinem Privatschreiben sagen. Das aber hat er nicht getan.



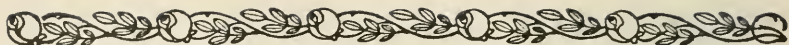


141. Humboldt an Caroline

London, 29. Oktober 1818

Der Wagen ist gepackt, liebe Li, und ich reise morgen früh ab. Ich war gestern noch beim Regenten. Er nahm mich in seiner Wohnstube an und war ganz in Morgenkleidern, er behielt mich drittehalb Stunden in einem Gespräch. Er hat mir gesagt, daß man ihm aus Vlachien geschrieben, ich werde, wie ich hinkäme, den Schwarzen Adlerorden bekommen. Er fing damit an, wie ich in die Stube trat. Ich antwortete: „c'est une manière ordinaire, Monseigneur, de consoler les disgraciés.“ Er versicherte aber darauf, daß es das nicht wäre, aber man werde mir den Orden geben, um mich zu bewegen, wieder hierherzukommen. Mit dem Orden glaube ich die Sache nicht. Allein Castlereagh tut gewiß alles, um mich hier zu behalten. Es ist ihm schon für die europäischen Sachen angenehm, weil, wenn ich nicht da bin, er die Aufsätze machen muß (da unter den anderen Gesandten keiner ist, dem er es anvertraut), die ich jetzt gemacht habe. Die Kabinettsorder, die ich bekomme, ist, als ob sie Castlereagh diktiert hätte. Nun wird er geraten haben, mir irgendeine Aufmunterung zu geben, und wird sich schmeicheln, daß das geschehen wird. Mir wäre der Orden in diesem Augenblick wirklich nur ein Band, das mir nur Spaß machen könnte, weil ich dann (Staatskanzler will ich nie werden) alles Erreichbare erreicht hätte, und weil der Schwarze Adlerorden mit meinem Eisernen Kreuz auch die nobelste aller Decorationen wäre. Die Gelegenheit aber wäre jetzt die unbedeutendste.

Ich war heute noch eine Stunde bei den Elginschen Marmorn und habe von allen Abschied genommen. Sie ziehen einen wie lebendige Wesen und höher und tiefer als Menschen an. Ich habe mir gedacht, daß das Schönste wäre, wenn ich noch je selbst nach Athen käme und die anderen sähe, die dort geblieben sind. Athen zu sehen, müßte unendlich viel wert sein.



Jetzt gehe ich also zum letztenmal in London zu Bett. Ich kann es kein frohes Jahr nennen, doch bin ich dem Lande nicht abhold, noch weniger den Menschen, und den Statuen verdanke ich sehr viel. Was kann auch das arme Land dafür, daß Du, einziggeliebtes Herz, mir fehltest. Mit Dir wäre ich recht gern hier gewesen. Aber herzlich danken muß ich Dir für die unendliche Freude und das Glück, das Du mir durch Dein treues Schreiben gegeben hast, das regelmäßig ist wie die Gestirne, und immer sich gleich, immer so lieb und gut und immer in demselben Geist und Gemüt. Ich schreibe wohl auch regelmäßig, aber ich weiß nicht, es hat kein rechtes Verdienst in einem Manne. Er ist einmal gewohnt, die Dinge in einer gewissen Folge zu tun, und wenigstens hat es einen ganz anderen Reiz bei Dir. Ich sehe oft lange nur die Aufschriften Deiner Briefe an. Sie tragen einen so rührenden Ausdruck der Treue in der Handschrift an sich, daß ich es Dir nicht sagen kann.

Lebe nun wohl, teure, innigstgeliebte Seele.

Ewig Dein H.



142. Caroline an Humboldt

Rom, 29. Oktober 1818

Ich habe Deinen lieben Brief vom 6. Oktober erhalten und gestern einen Brief von Koreff vom 17. Oktober empfangen. Bartholdy*) war angekommen, und hatte ihm den meinen überbracht und wahrscheinlich gesagt, wie übel ich gerade damals ausseh und wirklich war, als er von hier abreiste. Koreff schreibt mir ganz aus dem Herzen, mit dem innigsten Anteil. Er will selbst

*) Jakob Salomo Bartholdy, geb. 1779, † 1825, seit 1815 preussischer Generalkonsul in Rom.



kommen mich pflegen, wenn ich ihn losmachen kann, er will mir einen Arzt senden, wenn ich es begehre uſw. Am Ende des Briefes kommt folgende merkwürdige Stelle vor: „Alexander iſt hier, und Ihr Herr Gemahl wird vielleicht auch hier durchkommen. Noch iſt es nicht gewiß. Wir alle wünſchen es ſehr, damit ſein Gemüt wieder beruhigt und jedes Mißverhältnis ausgeglichen werde.“ Mir iſt dieſe Stelle merkwürdig genug, und ich habe meine eigenen Gedanken darüber und glaube beinahe, der Kanzler hat dem König Deine beiden Briefe nicht gegeben. Aber das laß Dir nicht gefallen, es werde auch wie es wolle. Aber wie wenig kennen ſie Dich! Dein Gemüt beruhigt! Wäre doch das ihre ſo ruhig, wie das Deine iſt und ſein darf! Zugleich aber hat auch der Brief die Hoffnung in mir rege gemacht, daß Du Ende Oktober oder Anfang November aus England loſkommſt. Und ich ſiße hier — genieße nicht einmal Rom — und bin wieder auch nicht bei Dir. Und doch fühle ich's, jezt dürfte ich nicht gereizt ſein. Es will mir gar nicht gut gehen. Der Krampf im Kopf hat mich bittre ſchlafloſe Nächte zubringen machen, und die Folge iſt immer eine Art Betäubung, ein Nicht-beſinnen-können.

Du haſt mich ſehr lachen machen mit den Mohnpiehlchen, denn ohngefähr zu gleicher Zeit wie Du mit der Herzogin v. Vork von ihnen ſprachſt, redeten hier mehrere Preußen davon wie von einer Panazee, wie von Ambroſia.

Ich kann in Alexanders Anſichten, mit dem Schreiben ſeiner Reiſen immer in fremden Sprachen, nicht eingehen. Ich würde es nie tun, wenn ich das Talent und die Kenntniß zum Schreiben hätte.

Mein ſüßes Leben, verzeih nur, wenn ich Dir heute ſo konfuſ ſchreibe, ich bin wirklich von gehabtem Schmerz, ſchlafloſen Nächten wie träumend, wie halb trunken . . .

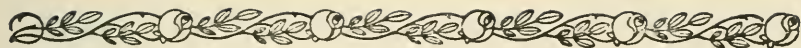




Endlich geht es wirklich besser mit mir, teuerstes Herz . . . So hoffe ich, wird es wieder aufwärts gehen, und was mich nur unaussprechlich schmerzt, ist die Unruhe, die ich Dir, geliebtestes Wesen, habe machen müssen. Ich habe Deinen Brief Nr. 149 [112] vorigen Dienstag bekommen. Er folgte in allem ganz der Reihe Deiner geliebten, süßen Briefe, die mein Trost, meine Freude, meine Beruhigung sind. Ich bin von jetzt an sehr auf die Entscheidung Deiner Lage gespannt. Ich habe Dir lezthm geschrieben, was Koreff mir schrieb, daraus schien mir doch hervorzugehen, daß der Kanzler, dessen Vertrauen er ganz zu besitzen scheint, eben vor hatte, sich mit Dir zu beschäftigen. Wohl weil es unabwendbar war. Ohne die Zusammenkunft in Vlahen, ohne des Rieß*) Erscheinen dort, wer weiß, wie lang es gedauert hätte. Ich kann mich irren, aber ich bin noch immer der Meinung, daß nicht alles in des Königs Händen war, was darin sein sollte. Bernstorffs Brief ist freundlich und hübsch, beinah unbefangen, aber er hat wohl die Billettform mit Fleiß gewählt, um in keine Entwicklung seiner Motive einzugehen.

Jemand, der immer sehr gute Nachrichten hat, hat aus Berlin geschrieben, daß vor drei Monaten dort ein Staatsmann zum andern sagte: „Daß Herr von Humboldt nun nicht hierherkommt, dafür ist nun auch gesorgt.“ Ich kann Dir gar nicht sagen, welch einen tiefen Ekel dieses Getreibe der Menschen, diese aufgedeckte Befriedigung ihrer kleinen und gehässigen Leidenschaften bei mir erregt. Ich bin sehr spät zu der Einsicht, zu der traurigen Menschenkenntnis gekommen. Du wirst Dich erinnern, daß ich sie noch in den Jahren 11, 12, 13 nicht hatte. Ich bereue es nicht. Es ist ein schönes Vorrecht der Frauennatur, daß sie verständig sein

*) Alexander v. Humboldt.

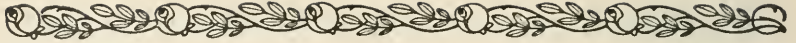


können, ohne weltklug zu sein. Ich werde es auch nie eigentlich werden.

Alles Liebe, Innige, Tröstende, was Dein süßer Brief in so reichem Maße enthält, o meine Seele, wie empfinde ich das!

Ich merkte auch wohl an meinen Freunden und Bekannten, wie sehr sie es mir zu verbergen suchten, daß sie sehr besorgt um mich waren. Eine nahe Gefahr habe ich nie geglaubt, aber vor einem Krankwerden der Lungen schien ich mir nicht sicher und fühle noch, daß es wohl eine günstige Fügung gewesen ist, daß diese Lebensperiode mich hier betroffen hat. Gestern war hier nach dem ununterbrochensten schönen aber kalten, klaren Wetter seit dem 9. Oktober der erste Regentag, aber schon am Nachmittag wieder eine Milde und Klarheit der Luft, wie Frühlingsodem bei uns. Mich kann oft ein tiefer Schmerz anwandeln, daß Du das alles nicht mit mir teilst, Du, der Du die ganze unaussprechliche Schönheit dieses Himmels früher, tiefer als ich empfunden hast. Ich kann nur wünschen, daß Du herkommen, daß wir das Schönste zusammen wiedersehen und zusammen zurückgehen möchten. Aber ich unterwerfe meinen Wunsch den Umständen. Ich gestehe, daß ich diesen Moment die Krise den anderen nicht erleichtern möchte. Es liegt mir daran, daß Du so ganz unverdunkelt dastehst. Apropos, auch Bernstorff wußte also den 4. Oktober nicht, daß Du Deinen Abschied nie gefordert? Das ist sehr hübsch!

Carls Brief ist ganz außerordentlich hübsch und enthält nichts wie Wahres in seiner ihm eigenen Manier ausgedrückt. Wie man aber in Berlin alles wieder erfährt, alles, den Brief des Königs, Dein Nichtbeziehen Deines Oktobergehalts. Es ist doch ein Schwaßort, das liebe Berlin . . . Ein Berliner Kammergerichtsrat ist hier, der sagte lezthm: „Ja, Verge haben sie (nämlich die Römer), das kann man nicht leugnen, aber die Spree, die fehlt doch“!!



Es ist mir auch sehr lieb, einmal wieder von der eingeschlafenen Dotation zu hören. Ottmachau gefiele mir sehr, wenn die Gegend schön wäre. Unsere Nachkommen sind mehr in dieser Angelegenheit zu betrachten als wir selbst. Werden wir sehr alt, so wollte ich beinah wetten, daß wir nicht in Ottmachau noch in Burgörner das Ende des Lebens herannahen sehen. Stirbt einer von uns beiden in den nächsten zehn Jahren, so ist mir wahrscheinlich, daß wir in Deutschland bleiben, denn schwer verläßt man den Ort, wo man den letzten Blick des geliebtesten Wesens aufgefaßt und in sein Inneres verwebt hat. Ich kann's nicht leugnen — warum sollt ich auch —, L'Uriccia, das kleine Casino mit der einsam stehenden Zypresse, das Zimmer hier im Palazzo Tomati, wo ich während dem langen Todesröcheln Gustavs so innig betete, sein Geist möge gelöst werden aus diesen Schmerzensbanden, fesseln noch jetzt mein Gemüt mehr wie alle Salons und Zimmer der Welt.





Zweiter Abschnitt.

Von Humboldts Ankunft auf dem Kongreß in Aachen bis zum Eintreffen der Seinigen in Frankfurt a. M., und einige Briefe zwischen Ems und Frankfurt

Anfang November 1818 bis Juli 1819



144. Humboldt an Caroline

Aachen, 4. November 1818

Verzeih mir ja, liebe Li, daß Du einen Posttag ohne Briefe von mir geblieben sein wirst. Ich bin aber so schnell gereist, daß es mir durchaus unmöglich war, unterwegs zu schreiben. Ich ging am 30. von London nach Dover in meinem neuen englischen Wagen, der die Bequemlichkeit selber ist. Am 31. nahm ich ein eigenes sehr kleines und leichtes Paketboot und schiffte mich um 10 ein. Es war ein sehr günstiger und durchaus stetiger, sehr heftiger Wind. Der Kapitän spannte alle Segel auf, legte das Schiff



dem Winde nach auf die Seite, und so trieb er uns ohne einige Veränderung in etwas über drei Stunden nach Calais. Das Schwancken des kleinen Paketboots war sehr stark, und man saß manchmal scheinbar so tief in den Wellen, daß man von den vorübersegelnden andern Schiffen nur die Masten sah, aber Lust*) und ich sind keinen Augenblick krank geworden. Ich habe mich sehr gut amüßiert und die ganze Zeit am Steuerruder gesessen, in Gedanken vertieft, und mich an dem Spiel der Wellen und dem Gange des Schiffes, das die kleinen Wasserberge hinauf und hinunter glitt, erfreut. Es ist das Hübscheste, was es geben kann, auf der See zu sein, und ich habe Dich tausendmal an meine Seite gewünscht. Auch das Anlanden trafen wir sehr hübsch. Wir kamen mit der Flut an und brauchten uns also nicht, wie sonst der Fall ist, in kleinen Böten näher heranzufahren oder durch Menschen tragen zu lassen. Noch denselben Abend gingen wir bis St. Omer, den 1. nach Aeth, wo wir die dritte Nacht zubrachten, und dann fuhren wir, ohne weiter anzuhalten, hierher, wo wir gestern morgen ankamen. Ich hätte auch diese Nacht ruhig geschlafen, aber die Kaiserin-Mutter**) sollte den andern Tag die nämliche Straße kommen, und da hätten wir unfehlbar der Pferde wegen liegen bleiben müssen.

Von den beiden Tagen hier ist es schwer, Dir einen Begriff zu machen. Beim Kanzler die gewöhnliche Freundlichkeit und Liebe, die ich erwidert habe. Ich habe beide Mittage bei ihm gegessen und gesucht, die alte Heiterkeit herzustellen. Über Geschäfte haben wir noch nicht gesprochen. Vermutlich ist es morgen der Fall, wo er mich gebeten hat, um 10 Uhr bei ihm zu sein. Ich werde in der Sache nichts schonen und nichts nachgeben, aber sanft, freundschaftlich und bedauernd reden.

Bernstorff ist ganz wie sonst und immer ohne Verlegenheit

*) Vgl. S. 21.

**) Marie Feodorowna, Prinzessin von Württemberg, geb. 1759, † 1828.



und mit scheinbarem Vertrauen zu mir. Die andern Männer um den Kanzler stürmen alle, jeder auf seine Weise, auf mich ein. Da sie mich als den notorisch Unzufriedenen ansehen, so sucht natürlich jeder mich für sich zu gewinnen und seine Zwecke durch mich durchzusetzen. Ich höre alle an und kenne daher schon heute die Lage der Dinge sehr gut, ich bleibe für mich bei meinem einfachen Gang und sage jedem unverhohlen, daß er gewiß sein wird, mir zu begegnen, wo sein Weg dem Staat vorteilhaft ist.

Daß ich nach England zurückginge, daran ist nicht zu denken. Nach der Art, wie ich mich widersetzen werde, wird man nicht darauf bestehen. Der Kanzler soll es schon selbst fühlen. Die Idee mit dem Präsidieren des Staatsrats scheint, wie ich höre, der Kanzler nicht mehr zu haben. Er soll sie plötzlich, natürlich durch Eingebung, verloren haben. Mir ist es gleichviel. Mache ich nur, daß ich nicht nach England zurückgehe und in Frankfurt nicht zu lange aufgehalten werde, so daß ich noch im Winter einige Zeit beim Staatsrat sein kann, so kann mir das niemand wehren, und wenn ich darin bin, ist es gleichviel, ob ich der erste oder der letzte bin. Ich bin der Wirkung, die ich wünsche, immer gewiß.

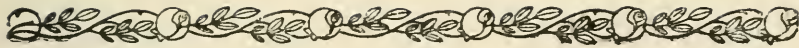
Der einzige, der ganz im Vertrauen des Kanzlers ist, ist der, der mit Dir und der Ramdohr in Wien war [Koreff]. Er ist auch der einzige, der meine Briefe an ihn, und zwar alle, gelesen hat. Die Briefe hat der gute alte Mann tragisch genommen. „Sehen Sie,“ hat er gesagt, „so werde ich auch von dem verkannt.“ Der andere sagt, ihm bewiesen zu haben, daß das nicht in den Briefen stehe. Wie dieser mir sagt, so ist es gerade, wie wir es uns immer gedacht haben. Der Kanzler, der immer mißtrauisch war, ist es durch das Alter doppelt geworden. Er fürchtet, mich an der Spitze einer Opposition stehen zu sehen, und scheint selbst zu besorgen, daß die anderen, die ihn noch jetzt umgeben, die aber alle mehr oder weniger mit ihm entzweit sind, mich gleichsam als ihr Werkzeug



gebrauchen und ihre Machinationen hinter meinem Namen verstecken. Diese Grillen, da sie wirklich nur das sind, werde ich leicht durch Offenheit vertreiben können, aber darum ist doch auf den Mann in seiner jetzigen Lage kein Verlaß. Er ist — das ist das einstimmige Urtheil — von einer unbegreiflichen Schwäche. Einen Plan mit mir hatte der auch sehr unzufriedene Palästinastrom*) gehabt. Ich sollte in London Gesandter bleiben, aber einen beständigen Chargé d'affaires bei mir haben, und so oft und so lange ich wollte ohne Anfrage weggehen, in Berlin und beim Staatsrat sein können. Ist so etwas erhört? Was man alles für ungeheure Pläne ausheckt, um einen einfachen einzelnen Menschen, wie ich bin, nicht gefährlich werden zu lassen! Davon kann natürlich nicht die Rede sein. Dagegen bietet man mir vermutlich an, daß ich soll, wie ich will, jetzt nach Berlin gehen können, wenn ich in Frankfurt fertig bin, aber daß ich meine Stelle in London und mein Gehalt behalten soll. Dabei beabsichtigt man zweierlei. Erstlich mich durch die Befoldung in der Abhängigkeit zu erhalten und zweitens mich bei dem ersten Vorwande einer Unterhandlung nach London zurückschicken zu können. Aber man fängt mich nicht.

Mit der Ernennung Bernstorffs ist's, wie Dir Nibbio gesagt hat. Die erste Idee ist dem Kanzler fremd. Indes ist keine Nötigung dabei gewesen. Der arme Bernstorff ist übrigens schon jetzt sehr gedrückt und sieht ein, daß er gefehlt hat. Er hat sich gar keine Bedingungen gemacht, ist bis jetzt wie eine Null und kennt schlechterdings nicht, wie seine Lage sein wird. Er muß sie erst nun in Berlin schaffen. Auf dem Kongreß hier ist nach aller Urtheil unsere Gesandtschaft so gut als nicht da. Keine Arbeit ist von ihr ausgegangen, kein Wort, als in einigen Geldarrangements, von ihr gefallen. Jeder macht heimlich, und zum Theil laut, die Bemerkung, daß es auf den vorigen Kongressen anders war. Ge-

*) Jordan, Staatsrat.



rade preußische Geschäfte haben dadurch nicht gelitten, da eben keine solche hier vorgekommen sind. Aber es ist immer sehr schlimm, wenn auch in europäischen Dingen der Einfluß und die Achtung Preußens sinken.

Der König kommt erst morgen, alsdann Alexander auch. Alexander hat eine Kabinettsorder bekommen, die ihm auf vier bis fünf Jahre 12 000 Taler in Gold jährlich für die indische Reise zusichert. Außerdem soll er alle Instrumente anschaffen, brauchen und dann erst dem Staat zurückgeben können. Der Kanzler hat sich dabei sehr hübsch genommen.

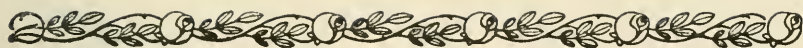
Stein ist auch hier. Du kannst nicht glauben, mit welcher Liebe er mich aufgenommen hat. Ich glaube wirklich, daß ich auf keinen Menschen so viel rechnen kann, wie auf ihn. Erst in Boyens Gegenwart und dann allein hat er mir gesagt, daß mir eigentlich meine Freunde vorzüglich schaden. „Sie sprechen immer,“ sagt er, „von Humboldts Talent, Kenntnissen und Geist, das ist aber nicht das Feld, wo man ihn verteidigen muß. Seine Feinde greifen seinen Charakter an, nennen ihn geizig, hart, unverträglich, eigensüchtig, da er gerade wohlthätig, freundlich und uneigennützig ist und sich vielmehr zerreißt, um den Leuten zu dienen. Das muß man sagen und verbreiten.“ Nach Dir, teures Herz, hat er mit der größten Teilnahme gefragt. Er wird Dir durch mich antworten. Er hätte es längst getan, er hatte aber nicht recht gewußt, ob Du noch in Rom warst. Gegen den Staatskanzler hegt er die Dir bekannten Gesinnungen. Er wollte gar nicht einmal zu ihm gehen, allein der letztere sagt mir doch, daß er morgen bei ihm essen würde.

Ich kann Dir auch jetzt, geliebte Seele, schon von einer Unterredung mit dem Staatskanzler sprechen. Sie ist in alle Tiefen der Sache hineingegangen, aber doch sehr freundlich und selbst freundschaftlich geblieben, und die Resultate sind mir wenigstens vollkommen klar. Er ist schon jetzt mit mir darüber einig, daß ich



nicht nach London zurückgehen werde, und ich werde die Sache jetzt nur ganz kurz mit dem König abmachen. Über das Fernere sind wir nun freilich noch weit auseinander, allein ich sehe demungeachtet, daß ich meinen Zweck erreiche. Er will schlechterdings, daß ich Antheil an der Verwaltung nehmen soll. Er hat mir bestimmt den Antrag gemacht (dies bleibt aber ganz unter uns) dirigierender Minister der Rheinprovinzen in völliger Unabhängigkeit von den Ministerien zu werden. Du kannst denken, daß ich das gleich ausgeschlagen habe. Ich habe bloß als Ursache angegeben, daß ich der Verwaltung durchaus fremd sei. Aber ich habe für mich noch viele andere Gründe. Eine solche Isolierung einiger Provinzen kann nicht heilsam sein. Es würde Kollisionen über Kollisionen geben, und bei der Engigkeit der jetzigen Verwaltung im ganzen würde ich mir gleich entweder den Haß der Provinzen zuziehen oder in Berlin in den Verdacht kommen, mich mit ihnen unabhängig machen zu wollen und eine Revolution anzufangen. Er hat mir hernach deutlich zu verstehen gegeben, daß ich auch ein anderes Ministerium als das Bernstorffische nehmen könnte, und darin, daß sie schon besetzt sind, wenig Schwierigkeit gefunden. Gegen den Staatsrat hat er sich eigentlich ganz erklärt. Ich werde da, ohne und gegen meinen Willen, ein Mittelpunkt einer Opposition werden. Ich habe ihm vorgestellt, daß ich ja nur eine einzelne Stimme habe. Er bleibt aber dabei, daß die hinreichend sei, um die Mehrzahl an sich zu schließen. Ich habe bis zuletzt behauptet, daß ich nach Berlin gehen würde und da erwarten, ob man mich aus dem Staatsrat ausschließen werde. Er ist so weit gegangen, zu sagen, daß der König die Liste der Mitglieder verändern könne. Darauf habe ich gesagt, daß der König allerdings Herr sei, daß ich aber dann ruhig zu Hause gehen würde, und wolle man mich allein ausschließen, so würde ich mein Recht durchzusetzen wissen. Er hat natürlich dann eingelenkt und versichert, zu solchen Extremitäten solle es nie kommen,

368



er wolle ja nur verhindern, daß ich außer Dienst ginge, aber es müsse eine Stellung in der Administration geben, die ich annehmen könnte. Er hat darauf angespielt, daß er Bülow wohl entfernen könne, sich von mir auseinandersetzen lassen, wie, meiner Meinung nach, das Ministerium organisiert sein müsse. Endlich sind wir so geschieden, daß ich gesagt habe, er möge es jetzt ruhig gehen lassen. Wie ich in Frankfurt fertig sei, werde ich nach Berlin kommen, und dann würden wir sehen. Ich habe nicht geschworen, nie ins Ministerium zu gehen, änderten sich die Verhältnisse, könnte ich es wohl tun. Allein immer müsse ich ihm sagen, daß ich eigentlich nur auswärtiger Minister sein könne, es sei das einzige, was ich je ordentlich und planmäßig studiert und getrieben habe. Er seinerseits ist dabei geblieben, daß sich noch etwas anderes ausfinden lassen müsse, und so sind wir in der größten Freundschaft auseinandergegangen. Des Punktes der Besoldung ist auch gedacht worden. Er sagte, es sei dem König nicht anständig, mich ohne Besoldung zu lassen, ich habe aber deutlich gesehen, daß er nur fürchtete, daß das mich für mich unabhängiger und im ganzen populärer mache.

Das Gespräch hat mir gezeigt, daß er geradezu keinen bösen Willen eben gegen mich hat, aber eine Furcht vor dem, was ich in den Weg legen könnte, die über jede Beschreibung geht, und daß mein Plan schon darum der beste ist, weil er so heftig dagegen arbeitet. Ich meinerseits muß jetzt mit Ruhe handeln, und wie ich erlangt habe, daß ich nicht wieder nach England zu gehen brauche, bloß im stillen und heimlichen dahin arbeiten, daß ich nicht in Frankfurt zu lange aufgehalten werde, dann aber ohne weiteres nach Berlin gehen. Daß ich die Meinung doch da für mich habe, ist mir nicht zweifelhaft. (Eichhorn*), (Clausen**), Pfuell, die alle

*) Johann Albert Friedrich Eichhorn, geb. 1779, † 1856, seit 1817 Staatsrat, von 1840 bis 1848 Kultusminister.

**) Karl v. Clausen, geb. 1770, † 1841, General.



hier sind, versichern es mir. Stein hat mir zwar versichert, ich hätte mehr Feinde als ich dächte, und nennt als einen der größten und bittersten den, der Dir so schöne Phrasen über Dein Glänzen im Mittelpunkt schrieb*). Das achte ich nun eben so sehr nicht, weil ich überzeugt bin, daß da doch Irrtum und Übertreibung dabei sein kann, und auf jeden Fall kann ich es nicht vermeiden, meinen angefangenen Gang fortzugehen und mich, sobald ich kann, in Berlin einzufinden.

Ich habe Dir das alles, teures Herz, so ausführlich erzählt, weil Du genau wissen mußt, wie es steht, und um auf das zu kommen, was meine innigste Sehnsucht und meine Lieblingsidee ist, den Plan, Dich in Italien abzuholen. Ich könnte mit diesem alle Schwierigkeiten wie mit einem Zauberwort lösen, der Staatskanzler, der offenbar schon froh ist, mich durch Frankfurt auf einige Zeit loszuwerden, würde nun einen ganzen Winter, gerade die Zeit der Staatsratssitzungen, frei. Allein eben deswegen habe ich mich sehr gehütet, jetzt davon zu reden. Ich habe alles reiflich überlegt. Gehe ich, wenn die Sache in Frankfurt beendet ist, nicht nach Berlin ohne einen wahren Grund der Notwendigkeit zu haben, sondern machte gleich die Reise nach Rom, so schadete ich mir unwiederbringlich. Gerade jetzt ist die Aufmerksamkeit auf mich gespannt, und am wenigsten jetzt darf ich sie täuschen, wenn ich Einfluß haben und Gutes wirken will. Aber die Arbeiten des Staatsrats haben immer eine Unterbrechung von einigen Monaten im Sommer, und da könnte ich kommen, wenn Du so lange da wärst. Ich glaube also, die würdigste Art für mich und Dich und auch die, die Du am meisten billigst, da Du es mir ausdrücklich geschrieben hast, mich nicht vom Staatsrat verdrängen zu lassen, ist die, daß ich erst diesen Versuch mache und den Plan meiner öffentlichen Tätigkeit, wie sie nun einmal jetzt sein kann, verfolge, allein meine Reise

*) Gneisenau, siehe Brief Nr. 99 vom 9. Juli 1818, S. 241.



immer im Sinn behalte und den ersten Augenblick dazu benutze, wo es, ohne jenem Plan Schaden zu tun, angeht. Doch freilich tue ich das nur, wenn die Nachrichten von Dir fortdauernd besser sind. Ist das nicht, so hält mich nichts auf, und so lasse ich jede andere Rücksicht fahren. Denn Dich, einzig liebe, teure Seele, pflegen und hegen, meine eigene Sehnsucht stillen, die Deinige befriedigen zu können, dadurch, wo ich kann, zu Deiner Besserung beizutragen, oder, wenn Du leiden mußt, Dir es wenigstens zu erleichtern, ist mir doch immer das Liebste, das Wichtigste, und ich kann wohl sagen, das einzige Lebensziel.

Lebe wohl, ewig Geliebtes, umarme die süßen Mädchen.

Ewig Dein H.

5. abends.



145. Humboldt an Caroline

Aachen, 10. November 1818

Der König ist gekommen. Ich habe mich gleich bei ihm melden lassen, und er hat mich, wie er gewöhnlich tut, zum Essen bitten lassen. Es waren sehr viel Menschen da, und keine Möglichkeit, allein mit ihm zu reden. Er war indes sehr freundlich, sprach mehrere Male mit mir und scherzte wie sonst. Ich suche nun durch Alexander eine eigene Unterredung mit ihm zu haben. Es ist aber die Frage, ob er sie nicht ablehnt. Er hat eine gewisse Scheu und Abneigung gegen alles solches Reden. Sieht er mich, so werde ich mich bloß darauf beschränken, auch von ihm gleich jetzt zu erhalten, daß meine Zurückberufung von dem englischen Posten ausgesprochen wird. Auf mehr werde ich mich nicht einlassen, als nur, wenn er selbst mir die Veranlassung dazu geben sollte. Du selbst, teure Seele, wirst finden, daß ich darin recht habe. Alles Arbeiten gegen mich, die eigentlichen Feinde abgerechnet,



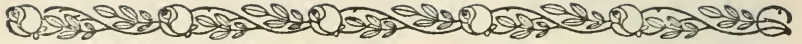
ist reine Eifersucht und Furcht. Wenn ich Furcht sage, so meine ich nicht eigentlich die, daß man Gefahren auch nur persönlich für sich fürchtet. Es ist nur die Besorgnis, daß ich durch Widerspruch, durch das Ansehen, dessen ich genieße, die Anhänger, die ich natürlich finde, ihnen das Urbeiten in ihrer gewöhnlichen Manier erschwere. Man hat sich darüber eine Art System gebildet. Es ist, sagt man, allgemein bekannt, daß ich nicht ins Ministerium, wie es jetzt ist, eintreten will, es folgt daraus wie von selbst, daß ich mit dem Ministerium unzufrieden bin. Dies ist geflüstertlich von Feinden und Freunden verbreitet worden. Wenn ich, sagt man ferner, nun in den Staatsrath trete, ohne im Ministerium zu sein, so werde ich, selbst, wenn ich es nicht wollte, ein Haupt einer Opposition werden und die Sachen dadurch noch mehr zurückbringen statt sie zu befördern. In diesem Raisonnement liegt nur eins, das wahr sein könnte, nämlich, daß es wirklich Menschen geben mag in Berlin, die allerdings mich wohl gern gebrauchten, um das jetzige Ministerium ganz eigentlich zu stürzen. Sonst ist die Widerlegung leicht, nur, da man mit eingewurzelttem Vorurteil zu kämpfen hat, fruchtlos. Wie ich bin, werde ich nie eine andere Opposition machen als gegen Sachen, nicht gegen Personen, und auch gegen Sachen nur da, wo es meine Überzeugung ist, und wo ich es außerdem für schlechterdings notwendig halte, sonst nicht. Haupt einer Partei wird immer nur, wer es will und sucht, und daß ich mich sollte gegen meinen Willen als Werkzeug brauchen lassen, ist eine wirkliche Abgeschmacktheit. Nichtsdestoweniger ist dies Raisonnement gefährlich, wie Du gleich sehen wirst. Hier haben es mir vorzüglich gemacht der Staatskanzler und Altenstein, der erste mehr in der Absicht, mir die Notwendigkeit zu zeigen, ins Ministerium zu gehen, weil der Staatskanzler immer alle Verhältnisse wieder auflösbar und daher jedes Unmögliche für möglich hält. Altenstein, der die augenblickliche Unmöglichkeit einsieht, mehr



um mir zu zeigen, daß es besser sei, eine Veränderung, die gewiß entstehen werde, irgend wo anders als im Staatsrat und in Berlin abzuwarten. Altenstein hat mich darin am meisten gewundert. In ihm ist es wahre Überzeugung, er ist ein redlicher Mann und mir an sich gut. Darum gerade ist seine Meinung gefährlicher, weil, wenn er sie lauter ausspricht, sie bei Schwachen wirklich Eingang finden und von den feindlich Gesinnten benutzt werden wird. Sie kann dem König um so eher plausibel gemacht werden, als diejenigen, die regieren, natürlich nichts so sehr hassen als Zwist und Uneinigkeit unter den ersten Behörden.

Dies ist ungefähr eine Darstellung dessen, nicht, was gegen mich in Tätigkeit ist (denn das ist sicherlich viel mehr), aber dessen, was man davon eingesteht, es sind die sichtbaren Waffen gegen mich. Die nun, die für mich sind, namentlich Boyen, sagen im Gegenteil, daß ich in den Staatsrat gehen und auf alle Fälle nach Berlin kommen soll. In dieser Lage der Dinge scheint mir nur der Weg, den ich einschlagen muß, folgender: Bloß hier noch fest abmachen, daß ich nicht nach London zurückkehre, allein von weiterem nie selbst anzufangen, sondern an mich kommen zu lassen; soviel ich kann, dahin zu wirken, daß auch in Frankfurt der Aufenthalt nicht lange dauere; wenn ich in Frankfurt fertig bin, ohne weiteres nach Berlin, sowie ich in Berlin bin, in den Staatsrat zu gehen, bis dahin aber mich möglichst alles Sprechens über diese künftigen Plane zu enthalten. Je mehr ich rede, je mehr wecke ich nur die Aufmerksamkeit, die Eifersucht und Besorgnis, und je mehr reizt die Gegenpartei auf Mittel, gegen meine Plane zu denken.

Eine Tatsache ist, daß der König Boyen, kurz ehe er nach Rußland gegangen ist, sehr vorteilhaft von mir gesprochen hat. Seitdem nun kann höchstens die unangenehme Meinung bei ihm entstanden sein, daß ich unruhig sei, neue Dinge wolle ußf. Der Kronprinz ist zwar sehr freundlich gegen mich und hat wirklich in



der Viertelstunde, wo ich ihn allein gesehen, ernsthafte und vernünftige Fragen über England an mich gemacht. Aber ich weiß doch mit Gewißheit, daß ihm sehr starkes Vorurteil gegen mich beigebracht worden ist. Dies ist alles, was ich bis jetzt über meine Lage sagen kann.

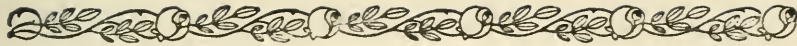
Stein ist heute nach Frankfurt abgereist. Er ist fortbauernnd sehr gut mit mir gewesen. Wie sehr er Dich liebt, und wie viel er auf Dich hält, davon hast Du keine Vorstellung. Er meint, daß ich immer sehr unrecht hätte, wenn ich nicht Deinem Rat unbedingt folgte. Das habe ich nicht bestritten, aber Du weißt, liebes Herz, daß ich es auch immer tue. Er behauptet gar, Du seiest dagegen gewesen, daß ich nach London gegangen sei, und ich wäre Dir nicht gefolgt. Ich hätte schon damals tun sollen, was ich jetzt täte. Ich erinnere mich aber gar nicht, daß Du eine bestimmte Meinung geäußert hast. Dann weißt Du auch, daß ich damals gar nicht so handeln konnte. Selbst meine öffentliche Lage hat sich erst ganz anders gebildet, seitdem der Staatsrat errichtet ist, und in unserer Privatlage waren gleichfalls Hindernisse, wobei ich Dich nur an die Dotation erinnern darf.

Mit dieser naht es sich nun sehr der Entscheidung. Mos^{*)} und Kerffenbrock raten beide, Ottmachau anzunehmen, und ich glaube selbst, daß es so kommen wird.

In London hat sich ein höchst wunderbares Ereignis zugetragen. Eins der wichtigsten Mitglieder der Opposition, der berühmteste Advokat in London, wo Advokaten ganz etwas anderes als bei uns sind, und einer der angesehensten Männer im Lande, der vermutlich Kanzler geworden sein würde, Sir Samuel Romilly^{**)} hat sich mit einem Schermesser entleibt, weil er den Tod seiner Frau nicht überleben wollte. Sie war schon, als ich wegriefe, sehr krank,

^{*)} Siehe S. 51.

^{**)} Siehe S. 227.



er in London, sie auf der Insel Wight. Bei der Nachricht, daß es gefährlicher würde, verfiel er in ein hitziges Fieber, indes starb sie, und wie es nun heißt, vermutlich aber nicht ist, in einem Unfall von Raserei hat er die That begangen. Die Tochter saß an seinem Bett, ging weg, ließ ihn einige Augenblicke allein, und er sprang auf und griff zum Messer. Du siehst, daß weder die Tochter ihn verlassen, noch er dies abgewartet haben würde, wenn er nicht bei Verstande gewesen wäre. Er war ein Mann zwischen 50 und 60 meine ich, sie hatten erwachsene Kinder, die Frau (ich habe bei ihnen manchmal gegessen) mußte sehr schön gewesen sein, und er liebte sie außerordentlich. Er schien aber sonst der kälteste und ruhigste Mensch. Es ist gewiß ganz recht, daß man sich nicht lange überlebt, allein das Gewaltsame hat doch immer etwas Schauderhaftes, es ist, als traute man nicht der eigenen Kraft des Schmerzes. —

Lebe wohl, innigst geliebtes Herz.

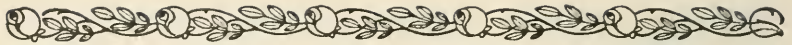
Ewig Dein H.



146. Humboldt an Caroline

Uachen, 13. November 1818

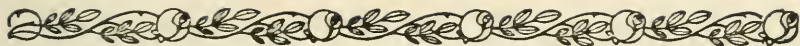
Sch war gestern morgen beim König, etwa eine starke Viertelstunde lang und allein. Er war überaus freundlich und hat mir mehr Schmeichelhaftes gesagt, als ich mich je erinnere, von ihm gehört zu haben. Er fragte mich erst nach einigen Dingen, die mein nächstes Geschäft in Frankfurt betreffen, dann sagte ich ihm, daß ich dringend wünschte, nicht nach London zurückzugehen. Er lobte außerordentlich die Art, wie ich mich dort benommen hätte, mein gutes Vernehmen mit dem Prinzen-Regenten und den Ministern, sagte, daß es für die Geschäfte zu



wünschen gewesen wäre, daß ich hätte da bleiben wollen, allein wenn es meinen Wünschen nicht entspräche, und Deine Gesundheit nicht mir zu folgen erlaubte, so wolle er mir nicht hinderlich sein, und ich möge ihm nur schreiben. Bei dieser Gelegenheit erkundigte er sich genau nach Deinem Befinden. Ich sagte ihm darauf, daß der Staatskanzler auch schon mit der Sache einverstanden sei, er erwiderte, daß er schon mit ihm davon gesprochen, und daß, indes ich in Frankfurt sei, man darauf denken würde, mir eine passende Stelle zu suchen. Wie er dies sagte, lobte er wieder in den freundlichsten Ausdrücken, was ich bisher getan, meine Arbeitsamkeit, meine Kenntnisse und Umsicht. Zuletzt setzte ich hinzu, daß, da er bisher immer mit mir zufrieden gewesen sei, er mir erlauben und verzeihen müsse, wenn ich bei Anträgen neuer Stellen behutsam und selbst ängstlich sei, um diese Zufriedenheit künftig in gleichem Maße zu genießen. Auf diese Weise ist dies sehr erwünscht für mich auseinandergegangen. Es ist ganz offenbar, daß, wenn man auch dem König mag Vorurteile gegen mich beibringen wollen, dies nicht sehr tiefen Eindruck gemacht und seine bisherigen Ideen über mich nicht verändert hat. Ich habe mit Fleiß bei ihm des Staatsrats erwähnt, damit auch er meine Absicht kennt und weiß.

Sehr merkwürdig ist es (unter uns gesagt), daß Bernstorff ernstlich auf eine Änderung im Ministerium zu denken scheint. Er hat mehrmals mit mir darüber gesprochen, und er sieht ein, daß es nicht gehn kann, wie es jetzt ist. Sein Wunsch wäre, daß ich Minister des Inneren würde, er geht natürlich dabei davon aus, daß die herauskommen müßten, mit denen ich nicht übereinstimme, und er hat mir mehrmals zu verstehen gegeben, daß seine Meinung sei, daß ich den vorzüglichsten Einfluß auf die ganze Verwaltung und Regierung habe. Ich bin überzeugt, daß er das ehrlich meint, allein ob er selbst bei solchem Beginnen Erfolg haben wird, ob er in Berlin nur ganz der nämlichen Meinung bleiben wird, alles

376



das ist mir sehr zweifelhaft. Ich würde mich sehr ungern dazu verstehen, ein Ministerium anzunehmen, dessen Geschäfte mir eigentlich fremd sind, und in dem also notwendigerweise ich selbst es eine Zeitlang bleiben muß. Allein ich weiß doch nicht, ob, wenn die Person, gegen die ich mich mit Recht erkläre*), heraussträte, und (denn freilich gehört auch das dazu) das Ministerium selbst in eine bessere Lage gegen den Staatskanzler käme, ich mich weigern könnte, es anzunehmen, da ich eine absolute Unfähigkeit dazu nicht vorschützen kann und ich mir selbst gestehen muß, daß ich mich mit einiger Mühe und Arbeit allerdings darin finden werde und auf jeden Fall gemacht bin, die Stelle besser auszufüllen als ein anderer. Bernstorff hat hierüber sogar schon mit Eichhorn gesprochen; der Staatskanzler hat mir zwar neulich gesagt, er wolle sich zu allem, nur nicht zu Personalveränderungen verstehen, da er in einem Alter sei, wo er niemandem weh tun wolle. Allein man merkt ihm doch an, daß ihm die Dinge im Kopf herumgehen, und zu einer Veränderung kommt es, wenn mich nicht alles täuscht, in diesem Winter doch. Entscheidend gut war es immer, daß ich hierher kam und machte, daß ich bleibe. Du kannst nicht glauben, wie ich alles in Bewegung gesetzt habe, ohne selbst kaum zu sprechen, bloß durch meine Gegenwart. Es ist ordentlich lächerlich, daß ein einzelner Mensch so viel Sensation erregen kann.

Gegen mich hat sich der Staatskanzler eine entsetzliche Blöße gegeben. Du erinnerst Dich, daß er mir nach London schrieb, er habe einen Plan, der alle meine Wünsche befriedige, über den er aber nur mit mir selbst reden könne. Du weißt auch, daß dies der Plan mit dem Präsidieren im Staatsrat war. Als er mit mir hier das erstemal ausführlich sprach, vergaß ich, ihn darauf zu bringen, da ich schon wußte, daß er den Plan aufgegeben hatte. Er sagte

*) Minister Graf Bülow.



mir aber, wie ich Dir im Vertrauen schrieb, vom Minister der Rheinprovinzen. Als ich darauf zum kleinen Doktor*) ging, sagte mir dieser, daß diese Idee von ihm herrühre und im Staatskanzler ganz neu durch ihn entstanden sei. Vorgestern war ich wieder beim Staatskanzler und fragte ihn nun bestimmt, was denn das für ein Plan gewesen sei, und er erwiderte stehenden Fußes und ohne alle Verlegenheit: Der mit den Rheinprovinzen.

Rother hat sein Vertrauen, wie es scheint, sehr verloren, und wie mir Eichhorn sagt, vorzüglich meinetwegen, weil der Staatskanzler bemerkt hat, daß er mit mir in Briefwechsel steht, und weil er sehr und zu sichtbar darauf gedrungen, daß ich im Staatsrat sein sollte.



147. Humboldt an Caroline

Aachen, 17. November 1818

Es sind seit meinem letzten Brief doch einige neue Sachen, aber nicht mit mir, vorgegangen. Bernstorff ist Jordan los. Jordan wird Gesandter in Dresden und ist, sowie dies ausgemacht war, hier, als wenn ihm der Kopf brennte, abgereist. Er tat, als wäre es ihm lieb, es war indes entweder die Zufriedenheit der Verzweiflung oder die Mattigkeit, eine Lage zu behaupten, die doch ein unaufhörlicher Streit gewesen wäre. Von dieser Seite hat sich also Bernstorff Freiheit verschafft.

Eine andere Änderung, die aber erst kommen wird und das tiefste Geheimnis bleiben muß, ist, daß Wittgenstein**) das Polizeiministerium niederlegt, und daß es Schuckmann gegeben wird.

*) Koreff.

**) Wilhelm Fürst zu Sayn-Wittgenstein, geb. 1770, † 1851, seit 1810 erster Oberkammerherr, seit 1814 Polizeiminister, 1814 Minister des kgl. Hauses.

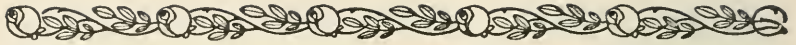


Ob dieser zugleich Minister des Inneren bleibt, ist weniger gewiß, ich glaube es aber. Daß der erste diesen Entschluß nimmt, muß Dich nicht zu sehr wundern. Den Einfluß behält er durch seine übrige Stellung, er gibt also nichts als das Geschäft ab. Man behauptet, und Leute, die es wissen können, er habe Besorgnisse, wie die Dinge werden, und wie es ihm dann ergehen könne, und die Gewißheit, daß ich nun doch nach Berlin komme, habe ihn jetzt bestimmt. Ist dieser panische Schrecken nicht höchst lächerlich?

Hier geht alles zum Ende. Der Kaiser von Rußland ist gestern abgereist. Seine Abneigung gegen mich hat er auch hier bewiesen. Wie ich herkam, hatte ich um eine Audienz bei beiden Kaisern gebeten. Beim österreichischen habe ich sie gleich am folgenden Tage erhalten, der Fürst Wolkonsky, der diese Dinge beim russischen besorgt, hat mir am folgenden Tage geantwortet, er habe es dem Kaiser gesagt und werde mir schreiben, wenn er mich sehen wolle. Es ist aber nie geschehen. Mit Richelieu bin ich auch beim gegenseitigen Kartenabgeben geblieben. Bei Metternich habe ich gegessen, und er tut, als sei er auf dem alten Fuß. Innerlich wissen wir, wie es ist, und er hat eigentlich noch mehr als die anderen zu meiner Entfernung in verschiedenen Zeiten sogar beigetragen.

Ich bleibe vermutlich bis zum 26. hier und gehe dann, was ungefähr acht Tage dauern wird, nach Frankfurt. In Frankfurt kann es in vier Wochen beendet sein, aber es ist sehr möglich, daß es auch länger dauert, wogegen ich vielleicht nichts machen kann. Ich muß dies erst an Ort und Stelle beurteilen.

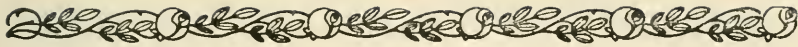
Du erwähnst Alexanders Sprechen mit dem König. Treu ist er darin im höchsten Grade und geschickt auch, und ich bin überzeugt, daß er durch beides sehr gut im ganzen gewirkt und allgemein gestimmt hat. Er ist übrigens ganz in der alten Vertrau-



lichkeit mit dem König und sieht ihn auch hier regelmäßig dreimal, beim Mittag-, Abendessen und Tee. Außerdem begleitet er ihn des Morgens, wenn er etwa ein Bild sieht, oder wenn er zu dem englischen Maler Lawrence geht, den der Prinz-Regent hergesandt hat, die Souveräne und mehrere Minister malen zu lassen.

Wohl ist es eine diplomatische Idylle, die Dir die Dame geschrieben hat. Allein halte sie nicht für so unwahr, Bernstorff selbst hat mir Gewisses ebenso erzählt, und wenn er das Übrige nicht hinzusetzte, so mag es sein, weil er doch darüber mit mir nicht so offen ist, weil auch einige Aus schmückung dabei sein mag, und weil er dann doch mir nicht geradezu sagen kann, daß er, seinem Vaterlande zu dienen, in unsere Dienste gegangen ist. Er hat mir bestimmt erzählt, man habe ihn gewissermaßen genötigt, es ihm über dem Kopf weggenommen, er habe aber doch vielleicht unrecht gehabt, die Stelle anzunehmen. Dann hat er mir bestimmter gesagt, daß erstemal habe er sie gänzlich abgelehnt und den Vorschlag nicht einmal wichtig genug gefunden, um ihn seinem König zu schreiben. So ungeheuer sei es ihm vorgekommen. Man habe sich aber darauf an seinen König selbst gewandt. Wie dem nun auch immer sein mag, so hat der gute Bernstorff sehr unrecht gehabt, in die Falle zu gehen, und fast noch mehr, hier beim Kongreß zu sein. Dieser Kongreß kann nie mit guten Augen angesehen werden, und am wenigsten bei uns. Das ließ sich voraussehen, daß Preußen hier nicht viel würde ausrichten können, weil man nach drei Jahren nur immer auf dem Boden auftreten kann, den man sich während der drei Jahre bereitet hat. Warum nun kam Bernstorff her? Es wäre gewiß nicht besser gegangen, wenn der Staatskanzler allein hier war, vielleicht auch nicht, wenn er mich, wie ehemals, an seiner Seite gehabt hätte, aber Bernstorff hätte wenigstens zu dem Reid, den er schon aufregt, und zu der Abneigung, die man gegen ihn als Fremden hat, nicht noch dies auf sich geladen. Auch ist es

380



gewiß, daß, wäre ich hier gewesen, Preußen wenigstens in den Debatten mehr gegolten, daß es ein Beförderungsmittel oder ein Hinderniß gewesen wäre. Jetzt ist es gewiß, und ich weiß es von mehreren, daß die anderen zu Preußen sagen: Vous ne comptez pas cette fois ici. Bernstorff ist zu neu in den Sachen und mit dem Staatskanzler, der, voll Mißtrauen, gar nicht leicht in solchem Verhältniß zu behandeln ist, wie ich sehr gut während der langen Jahre erfahren habe.

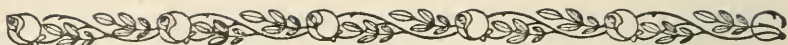
Man behauptet, und die Sache scheint gewiß, daß der Staatskanzler zum 1. Januar mit einer von ihm selbst ausgearbeiteten Konstitution vortreten werde. Davor würde ich mehr Angst haben als vor zehn Jahren ohne Konstitution. Nach solcher Zögerung solche Eil, und dies geheime Ausarbeiten von einem Mann und in seinem Alter! Krisen gehen gewiß, und zwar solche, die er selbst angibt, in diesem Winter vor. Denn, wie Du sehr gut gesagt hast, so läßt man diesem unglücklichen Staat keine Ruhe, sondern will, daß die Szene von Monat zu Monat wechseln soll.



148. Caroline an Humboldt

Rom, 16. November 1818

Ich habe Deine beiden lieben Briefe vom 27. und 29. Oktober bekommen, mein teuerstes Herz. Nun also, Du bist im eigentlichsten Sinne flott geworden? Du kannst wohl denken, wie ich mich freue, aber ich bin doch auch wieder recht traurig. Hätte ich im Anfang Oktober reisen können, so wäre ich jetzt mit Dir, in Deinem Schutze, in Deiner Nähe und Pflege. Du bist so zart und liebevoll, daß Du es nicht einmal berührst, aber ich denke doch nicht weniger daran. Und doch kann ich mir



nichts vorwerfen. Wer weiß, wie es geworden wäre, wenn ich mit der ermatteten Brust den Winterstürmen entgegengereist wäre. Wenn Schnee in der Luft ist und auf den Alpenninen fällt, wie es im Anfang dieses Monats der Fall war, so spüre ich es gleich. Im übrigen aber geht es mir leidlich . . .

Du kannst wohl denken, wie ich auf Deine nächsten Briefe aus Aachen gerichtet bin. Über die Lupe, anwendbar auf die Schriftzüge, habe ich sehr lachen müssen. Ich lese die Deine vorzüglich, allein für viele mag sie eine Art Chiffre sein.



149. Humboldt an Caroline

Aachen, 20. November 1818

Ich führe hier ein sehr einförmiges und wirklich langweiliges Leben. Ich gehe äußerst wenig aus, esse alle Mittag beim Staatskanzler, schlafe aber dafür recht gut und gern noch einmal so viel als in London. Bei dieser Lebensart habe ich dennoch weniger Zeit, als man denken sollte. Es kommen doch immer, meistens in Privat-, manchmal in öffentlichen Angelegenheiten eine Anzahl Briefe, und da niemand hier bei mir ist, muß ich alles selbst machen, zum Teil sogar abschreiben. Die Muße, die mir bleibt, wende ich an, um deutsche Bücher zu lesen, die ich durch Koreff leicht erhalte. Alexander ist gewöhnlich auch einige Stunden des Tages bei mir. Er ist überaus amüsam. Wenig Menschen haben in dem Grade das Talent, das Tun, Treiben und Reden derer, die sie um sich sehen, so zu schildern, nachzumachen und zu kommentieren, und da er viel ausgeht, so habe ich die Wiederholung des Tages morgens oder abends fast regelmäßig.

Mit dem Staatskanzler bleibt mein Verhältniß hier, wie es



am ersten Tage war. Meine Partie ist seit vorigem Sommer genommen. Ich bleibe freundlich und gut mit ihm als Privatmann, allein in Geschäften sind wir auf immer und unwiederbringlich getrennt. Es ist von seiner Seite Mißtrauen gegen mich, und von meiner die Überzeugung, daß man auf ihn mit keiner Art der Zuverlässigkeit, weder in Personen noch Sachen, bauen kann. Da nun genaue innere Verbindung bei so verschiedenen Gesinnungen, Beschäftigungen und Neigungen unmöglich ist, so ist es die Flachheit der Freundschaft. Sein Bemühen um das Zeigen davon ist unleugbar. Er ist nicht ruhig, wenn ich nicht alle Tage da esse, nicht bei ihm dann sitze, nicht den Wein trinke, den er am liebsten hat, und wenn ich einmal stiller bin als das andermal, so fragt er gleich und beklagt sich. Viele Menschen sehen darin Absicht, und wenn sie da ist, so erreicht sie ihren Endzweck, denn ich habe schon hie und da gehört, daß man sich sehr über dieses gute Vernehmen unter uns wundert.

Bernstorff äußert mir viel Vertrauen. Er hat mit mir ausführlich über die Lage der Dinge, über die Notwendigkeit, daß ich im Ministerium sei, gesprochen. Dabei führt er immer schon im Munde, daß er vermutlich in kurzem werde seinen Abschied nehmen müssen. Indem er einen Fuß in diesen wundervollen Staat setzt, zieht er den andern schon wieder heraus. Ich rede wahr und offen mit ihm, widerstrebe aber allem Annehmen eines Ministeriums, das nicht mein Fach ist, noch je gewesen ist. Fürs erste ist dies immer gut, selbst wenn man im Augenblick der wirklichen Wahl doch Gründe haben sollte, über dies Bedenken wegzugehen.

Beyme ist jetzt auch hier. Gegen den öffne ich mich gar nicht. Ich habe ehemals seine Geschwägigkeit und Unzuverlässigkeit erprobt. Beyme tut übrigens auch, als wenn er sehr wünschte, daß ich nach Berlin komme. Wie verschieden jedes einzelnen An- und Absichten sind, so findet jeder immer in meiner jetzigen Lage einen Punkt, auf



dem er mich als eine Stütze oder ein Hindernis ansieht. Daher läßt mich eben keiner unbeachtet. . . .

Beim König war ich gestern früh. Er ist heute abgereist, und ich ging zum Abschiednehmen hin. Er war ungemein freundlich. Er sprach mir von seiner Unpäßlichkeit, dann von Geschäften (er ist eigentlich der einzige, mit dem mir das hier ohne meine Veranlassung begegnet ist), beim Weggehen sagte er mir, daß er mich in Berlin wiedersehen würde. Ich konnte auf keine Weise mehr verlangen.

Bernstorff hat den Schwarzen Adlerorden bekommen, und das ist gestern bekannt geworden. Ich erfuhr es beim Staatskanzler kurz vor Tisch, es waren gerade sehr viele Menschen da, die Hasfeld*) mit ihren Töchtern, Richelieu, alle in ihren Orden. Ich hatte es nicht gewußt und hatte, wie gewöhnlich, bloß mein Eisernes Kreuz. Bernstorff scheint, und Alexander hat dieselbe Bemerkung gemacht, in Verlegenheit darüber zu sein, den Orden in diesem Augenblick, nach einem Kongreß, der außs mindeste unbedeutend gewesen ist, bekommen zu haben. Er hatte ihn nicht an, sondern bloß eine Orangeschleife im Knopfloch. Ich wünschte ihm sehr unbefangenen Glück, aber man sah, daß er ungern die Erwähnung hatte. Die Sache ist bis jetzt noch zu wenig bemerkt worden, als daß man sagen könnte, welchen Eindruck diese neue Gunst machen wird. Es ist aber vorauszusehen, daß sie mißfallen und Neid erregen wird, und es ist ein ungeschickter Dienst, den der Staatskanzler dadurch Bernstorffen leistet. Alexander ist wütend darüber und konnte den ganzen Tag nicht aufhören, davon zu reden. Er versichert immer, ich hätte doch zwei Frieden unterschrieben und die Kongresse gemacht. Mich hat es in meinem Gleichmut nicht gestört. Es gehört gar nicht zur Attitude eines Disgracierten, daß

*) Friderike, Gemahlin des preussischen Gesandten im Haag Fürsten v. Hasfeld, geborene Gräfin v. der Schulenburg-Rehnert, geb. 1779, † 1832.



er Orden bekommt. Doch habe ich selbst nicht geglaubt, daß man dies tun würde. Du siehst aber, wie falsch die Nachrichten des Prinzen-Regenten gewesen sind.



150. Humboldt an Caroline

Wachen, 24. November 1818

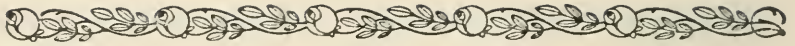
Die Abreise des Staatskanzlers ist nunmehr auf den 30. festgesetzt. Ich denke denselben Tag abzureisen. Der Kongreß ist vollkommen geschlossen, die Souveraine und die meisten Minister sind fort, und Du wirst in wenigen Tagen die Deklarationen in Zeitungen lesen, die das öffentliche Resultat der hiesigen Zusammenkunft sind. Diese wirst Du unstreitig etwas matt finden. Die Hauptsache ist, daß sich die Souveraine versprechen, die Grundsätze des Völkerrechts streng zu halten.

Von einigen Orden sprach ich Dir lezthm. Ich kann heute noch hinzufügen, daß auch Nesselrode*) den Schwarzen Adlerorden, und Bernstorff und Wittgenstein den Andreasorden, Genß den Roten Adlerorden zweiter Klasse und den Innenorden, und Pilat**), der aber nicht hier ist, den Roten Adlerorden dritter Klasse bekommen haben.

Du wirst von einer Verschwörung in Belgien hören, liebe Li, die zum Zweck gehabt habe, den Kaiser Alexander auf seiner Reise aufzuheben und nach Frankreich zu führen, um ihn dann zu zwingen, entweder Napoleon zurückzurufen, oder den kleinen Napoleon auf den französischen Thron zu setzen. Es sind zehn bis fünfzehn

*) Karl Robert Graf v. Nesselrode, geb. 1780, † 1862, russischer Minister und Kanzler.

**) v. Pilat, Literat und Redakteur des „Österreichischen Beobachter“.



Menschen, meist Franzosen, deshalb arretiert, aber lauter so obsture Namen, daß man daraus nichts entnehmen kann. Alle Anzeigen darüber kamen aus den niedrigsten Kneipen her. Auf jeden Fall ließe sich wohl etwas Wahnsinnigeres nicht denken.

Rother und Eichhorn sind nach Berlin zurückgegangen, beide sind mir durchaus zugetan. Bernstorff fährt fort, mit mir und Alexander über die Notwendigkeit zu reden, daß ich ins Ministerium komme, soll aber, wie Alexander, der überhaupt jetzt unbezahlbar ist, behauptet, mit einer Mutlosigkeit von seiner Lage sprechen, die alles übertreffen soll. Sie mag wohl in diesen letzten Tagen zugenommen haben. Obgleich am Tisch des Staatskanzlers selten über ernsthafte Dinge gesprochen und noch seltener gestritten wird, so ist die Spannung doch nur zu sichtbar, und Bernstorff muß fühlen, daß da seine Lage nicht die angenehmste sein kann. Was ich am meisten zu bedauern finde, ist, daß es ihm an aller Lebendigkeit zu fehlen scheint, an dem aktiven Mut, dem die Schwierigkeit zum Reiz und zum Anstoß wird, an der inneren Tätigkeit, die Pläne macht und im Augenblick des Handelns und Entschließens aus sich selbst Kraft schöpft. Sonst ist er sehr gut. Allein bei uns und jetzt wird man ohne jenes nicht leicht durchkommen, und die Nemesis, sich als Fremder in eine Nation eingedrängt zu haben, die keine Fremden braucht, wird auch nicht schlafen. Doch ist „eingedrängt“ zu viel. Er hat sich vielmehr in einem unbewachten Augenblick überreden lassen.

Da jetzt wieder viel davon gesprochen wird, daß ich ins Ministerium kommen müsse, und ich hier Muße habe, so habe ich es mir vielfältig überlegt und bin sehr fest darin geworden, daß ich nicht anders hineingehe als unter den drei folgenden Bedingungen: 1. Daß die beiden Personen nicht darin sind, die ich schon ehemals bezeichnet habe. Dies kann persönlich erscheinen, ist aber in der That unumgänglich notwendig. Auch außer den beiden sind

386

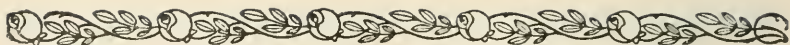


andere im Ministerium, die bei guten Absichten und ohne intrigieren zu wollen, sich doch leicht hinreißen lassen . . . Bleiben also jene oder nur einer von ihnen, so müßte man bloß die halben Maßregeln mit teilen, ohne das Bessere durchsetzen zu können.

2. Daß der Staatskanzler das Ministerium von sich selbst unabhängiger macht. Das, glaube ich, würde so schwierig nicht sein. Obgleich die, die in seinem Bureau jetzt sind, meine Freunde sind, so habe ich ihnen selbst gesagt, daß ich sie in dieser Stellung nie verteidigen kann, und es hat Eindruck gemacht.

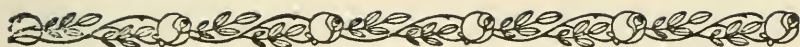
3. Daß ich in der Anciennität meines Ministerpatents eintrete. Die Art, wie der Neue hineingekommen ist, wie man ihn hier behandelt hat, und manches sonst, was sich nicht eben so in Worte kleiden läßt, gibt mir immer noch die Vermutung, daß man ihn gewissermaßen an die Spitze stellen will. Er selbst ist davon, wie wirklich von jeder eigensüchtigen Absicht, rein, er hat mir selbst gesagt, daß, wenn wir zusammen wirkten, seine Meinung ganz sei, daß ich den mehr leitenden Anteil hätte, aber es ist hier wichtiger, was andere denken. Das nun, auch nur den mindesten Vorzug, ließe ich mir nie gefallen. Ich setze mich lieber der Gefahr aus, eitel und eigensüchtig zu scheinen. Es ist dies eben gar kein Rangstreit, es ist für die Geschäfte wichtig, und man gibt immer auch einen Teil seines nützlichen Einflusses hin, wenn man vergißt, was man sich selbst in diesen Dingen schuldig ist. In diesem Fall aber, wenn Du daran denkst, wo der Mann herkommt, ist es mehr als ein bloßes persönliches Gefühl.

Applaniert man diese drei Schwierigkeiten, so würde ich das Anerbieten, das man mir machte, überlegen und mich dann entschließen. Allein ohne das weise ich alles zurück und beschränke mich auf den Staatsrat. Die Tätigkeit in diesem ist mir auch an



sich viel angemessener und lieber. Sie entspricht mehr meiner Neigung, sie setzt mich außer allem Streit, aller Rivalität mit den Ministern, sie hat eine ehrenvolle Unabhängigkeit, und sie besitzt noch einen Vorzug, den ich über alles schätze: Wir sind beide, geliebtes Herz, in dem Alter, wo man noch sehr lange leben kann, aber wo man doch des langen Lebens nicht mehr gewiß ist. Deine Gesundheit ist überdies leider jetzt sehr wankend. Ich könnte den Gedanken nicht ertragen, die letzten Jahre meines Lebens nicht ganz und ausschließend für Dich, oder was es viel wahrer und meiner Empfindung viel entsprechender ausdrückt, für mein Zusammensein mit Dir zu leben. Ich scheue mich daher, in ein Verhältniß einzugehen, wo angefangene Dinge einem sogar eine innerliche Verpflichtung auferlegen können, sie nicht zu verlassen. Beim Staatsrat kann das nie der Fall sein, allein bei einem Ministerium, das mithin eine Verwaltung ist, ist es sogar immer so. Überhaupt ist es das Schicksal des Lebens, daß es immer eine Macht gibt, die einen anfangs trägt, hebt, unterstützt, aber am Ende austritt und sagt, daß man ihr angehört, daß die Freiheit dahin ist, daß man der eigenen Empfindung, dem inneren Leben entsagen muß. Schiller, dessen Stücke ich hier wieder viel gelesen und zum Theil gesehen habe, hat diese Idee auf die mannigfaltigste Weise symbolisch dargestellt, sie kommt aber auch in jedem unbedeutenden Privatleben vor. Ich fühle lange eine Sehnsucht, mich dieser Macht zu entziehen, ohne sie zu verletzen, es ist nicht Furcht vor ihr, nicht Abneigung gegen das, wozu sie hinzieht, aber es ist die überhandnehmende Herrschaft des inneren Lebens, das, wie ein Strom, der dem Meere naht, immer höher und mächtiger schwillt, je mehr er der äußersten Rüste des irdischen Daseins zueilt. Ich stehe jetzt auf dem Punkte, wo die äußeren Umstände es vielleicht erlauben, und ich gehe daher mit behutsam zögernden Schritten, ehe ich neue Knoten schlinge, da ich nur die alten lösen

388



möchte. Ich kann auch nicht sagen, daß es mich gerade zu wissenschaftlichen Arbeiten ladet, obgleich man sich mit Wissenschaft und Kunst immer beschäftigt, da sie ja nur der erweiterte Kreis aller aus dem eigenen Gemüt springenden Gedanken und Empfindungen sind. Wenn ich wahr sein soll, so zieht es mich bloß zum heimlichsten, vertraulichsten Leben mit Dir hin, geliebte Seele, zu einem Dasein, das durch nichts Bestimmtes erfüllt wird, scheinbar zu keinem Ziele führt, und in dem doch kein Moment leer und kein Gefühl ohne Frucht ist.

Eben bekomme ich durch Bülow Deine zwei Briefe vom 29. und 31. Oktober. Du warst also wieder sehr leidend. Ich habe es Koreff mitgeteilt. . . .

Koreffs Stelle über mich ist göttlich. Niemand ist im Gemüt ruhiger und jener Dinge wegen selbst heiterer wie ich. Seit einiger Zeit spricht er nicht mit mir über mich, und ich fange auch nicht an. Vorher in einigen Gesprächen sagte er immer, es sei mir durch des Neuen Ernennung ein ungeheures Unrecht geschehen, das man gutmachen müsse, der, bei dem er ist, sei aber (dies drückte er verdeckter aus) nicht schuld daran, er habe aber zum System immer die Schuld des Ersten auf sich zu nehmen, er sei ganz rein und treu in seiner Freundschaft gegen mich. Darauf habe ich natürlich geantwortet, daß ich gar nicht mich als einen ansähe, dem man Unrecht getan habe, und daß es mit der treuen Freundschaft doch bei diesem Stillschweigen viele Monate hindurch, diesem Inhalt aller Briefe, diesem nicht abzuleugnenden Mißtrauen ein wenig sonderbar stehe, daß mir der, von dem er rede, leid tue, aber daß ich ihm nicht mehr zu helfen wisse. Und so ist es. Es konnten alle Dinge geschehen, wie sie geschehen (über die habe ich nie geklagt), aber er konnte sie offen erklären, offen sagen, daß nicht er, oder warum er so gehandelt habe. Von meiner Seite kehrt das Vertrauen nie zurück. Ich bin nicht heftig und nicht zürnend, aber ich



sehe die Sachen, wie sie sind, und sie wirken auf mich nicht anders als sie sind. Dessen kann jeder, wie er sein mag, auch mit mir gewiß sein.

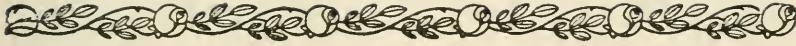


151. Humboldt an Caroline

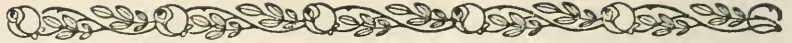
Alachen, 27. November 1818

Du glaubst nicht, wie amüſant Alexander war. In Geſellſchaft gar nicht. Er ſpricht da bald zu wenig, manchmal zu viel, ſelten ſehr pikant, meiſt mit einer Art trockenen Ernſtes, bisweilen ſtreitet er auch lebhaft. So hat er mit Altenſtein einmal einen langen und heftigen Streit über die Stände gehabt, von dem er hernach göttliche Dinge erzählte. Nur mit mir allein war er ganz der Alte, voller Wiß und Lebendigkeit, und äußerſt komiſch, alles was er den Tag über gehört hatte, wieder vorzutragen. Er iſt mit ſeinem Aufenthalt hier ſehr zufrieden geweſen, auch in Abſicht ſeiner Geldoperationen. Er hat ſeine Reiſe hierher und von hier nach Paris und für ſeinen hieſigen Aufenthalt Diäten hier bezahlt bekommen, es machte etwas über 700 Taler. Dabei hätteſt Du ihn ſehen müſſen, auf der einen Seite die Gewiſſenhaftigkeit, nicht zu viel zu fordern, er lief ſelbſt bei den Feldjägern herum, ſich zu erkundigen, wieviel man anſetzen könne; auf der anderen Seite die Freude, daß es ſo viel machte, und dann immer eine kindiſche Furcht, daß man ihm einen ſolchen Eröſus nicht geben würde. Wie er ihn endlich hatte, hat er mir gleich zurückgezahlt, was er in London von mir geliehen hatte, ſo daß er mir wirklich nur noch 500 Franks ſchuldig iſt.

Mit ſeinem Vermögen iſt er nun endlich ganz im klaren. Er beſiſt, wie Du vielleicht weiſt, jezt ſchon nicht mehr als 45000 Taler auf Ringenwalde und 7500 Taler auf einem polniſchen Gute, wo



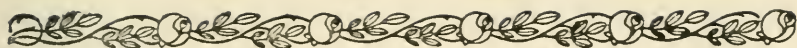
das Kapital höchst unsicher steht. Die 45000 werden jetzt zurückgezahlt, er bezahlt seine Schulden und wird dann als sein ganzes sicheres Vermögen ungefähr (nach seiner Berechnung, die wohl auch irrig sein mag) 12 bis 15000 Taler behalten. Über diese Idee, so im reinen zu sein und ein Kapital zu haben, das er gleich ausgeben kann, ist er nun so glücklich, wie ein anderer über wahren Reichtum sein würde. Er teilt sein Leben in drei Perioden, eine vor der Ostindischen Reise, während derselben und nach derselben. Die Periode vor der Reise ist gesichert. Er hat 2500 Taler vom König und bekommt auf sein Buch (ohne das, was ihm nachgezahlt werden muß) 500 Franks monatlich. Davon lebt er, außerordentliche Vorfälle abgerechnet. Während der Reise hat er keine Besorgnis, da, wie ich Dir schrieb, der König ihn wirklich reichlich ausgestattet hat. Nach der Reise überläßt er sich dem Zufall und meint, daß man nachher immer hinreichend für ihn sorgen würde. Auch hat er immerfort die 2500 Taler und dann die Herausgabe der neuen Reise. Über den Vermögensrest von 12 bis 15000 Taler habe ich nun sehr mit ihm gestritten. Der Druck seines Werks leidet in Absicht des Geldes allerlei Hindernisse und Stockungen, und er will nun, um früher abreisen zu können, dies kleine Kapital da hineinstecken, wo es unstreitig verloren ist. Denn, theils weil die Pariser Buchhändler für solche Unternehmungen nicht gehörig reich sind, theils wegen der Zeitumstände, theils endlich wegen seiner höchst unvorsichtigen Arrangements geht diese Sache sehr schlecht. Ich habe ihm nun geraten, lieber ein Jahr später zu reisen und dies Geld aufzubewahren, ohne Zinsen davon zu nehmen. Dadurch kann er es vielleicht verdoppeln, und ich habe ihm vorgestellt, daß es ihm nach seiner Rückkunft, wo er nicht wieder eine Reise leicht machen werde, lieb sein könne, das Kapital zu einem eigentlichen Etablissement zu haben, sei es auch nicht ein Gut oder ein Haus, doch eine Bibliothek oder Instrumente zu kaufen. Er meint aber,



dazwischen könne der bittre Tod kommen, und dann sei es doch jammerschade, das Kapital nicht genossen zu haben. Bei allem diesem ist das Beruhigende, daß seine Existenz wirklich auch mir vollständig gesichert scheint. Was er aber immer für Geld ausgibt, ist entsetzlich.

Der Staatskanzler hat mit Alexander vor dieser Abreise noch eine sehr lange und sehr liebevolle Unterredung vorzüglich über mich gehabt. Er hat ihm gesagt, er könne noch einen großen Dienst leisten, indem er mich beredete, eine Stelle im Ministerium und zwar die eines Ministers der Rheinprovinzen (dies bleibt ganz unter uns) anzunehmen. Wollte ich das nicht, so könnte ich auch vielleicht das Ministerium des Innern haben, doch sei das viel schwieriger. Er hat nicht aufgehört, bei dieser Gelegenheit von seiner Liebe zu mir zu sprechen, hat Alexandern umarmt u. s. w. Hernach hat der, den Du in Wien kennen lernst*), Alexandern in eben der Art gesprochen, gesagt, wenn ich nicht ins Ministerium käme, würde ich von den Unzufriedenen gebraucht werden, das würde der Staatskanzler nicht ertragen, er würde vor Schmerz darüber sterben. Bei so viel Sentimentalität hätte ich in Briefen und während meines Aufenthaltes in England ein freundschaftlicheres Betragen erwarten können. Der Staatskanzler selbst hat mir gesagt, er müsse noch ein ausführliches Gespräch mit mir haben. Ich werde bis zum letzten Tag hier warten, daß er mich dazu einladet, dann aber allerdings es verlangen. Die Bestimmung nach den Rheinprovinzen nehme ich nicht an. Alexander war zwar sehr dafür, und allerdings hätte sie viel reizende Seiten. Aber es ist eine Stellung, die niemand aushalten kann, wie die Dinge jetzt stehen. Selbst wenn man mir die ausgedehntesten Vollmachten geben wollte, die je ein Mensch gehabt hat, so müßte ich notwendig in die allerunangenehmsten und gefährlichsten Kollisionen kommen. Ein Teil

*) Koresff.



eines Staats kann nicht durchaus anders regiert werden als der ganze Staat. Ich hielte auch jetzt eine solche Absonderung, die anfangs sehr gut gewesen wäre, für verderblich in sich. Und solltest Du glauben, wen man eigentlich fürchtet? Gar nicht eben große Opposition vieler Mitglieder des Staatsrats, nein, ein Paar unzufriedene und mit Recht unzufriedene Räte, die Du leicht erraten wirst.

Im Privatleben ist Bernstorff ganz und durchaus der alte. Ich war neulich einen Abend mit ihm bei Gens zusammen, wo wir sehr viel von unserm jugendlichen Zusammenleben in Berlin sprachen, auch von dem Abend, wo ich Berlin zu unserer Hochzeit verließ, und Bernstorff und Gens mit anderen mich bis Schöneberg begleiteten. Er sagte da mit einer Naivität, die die Überzeugung der Wahrheit gab, daß niemand ihm je so imponiert habe und noch so imponiere, als ich.



152. Caroline an Humboldt

Rom, 28. November 1818

Endlich, geliebtestes, teuerstes Herz, habe ich vorgestern Deinen lieben Brief vom 4. und 5. d. M. aus Aachen bekommen. Ich kann Dir gar meine Freude nicht ausdrücken, denn ohne Deine Briefe komme ich mir ganz verwaist und verlassen vor. Ach, wäre ich doch bei Dir, hätte ich doch abreisen können!

Ich habe Deinen Brief mit großem Interesse gelesen, wie Du denken kannst. So lange ich nicht abnehme, daß der Bewußte Dich gern in der natürlichen Funktion sieht, die Dir bliebe, wenn Du Deinen jetzigen Posten niederlegst, so kann ich ihm alle seine Offerten nicht glauben. Ich sehe sie durchaus als leere Vorspiege-



lungen an, und er hat sich, wie mich dünkt, sehr verraten, indem er sich so sehr gegen Dein Auftreten dort erklärt hat. Eine große Charakterschwäche leuchtet aus allem, was Du mir schreibst, seinerseits hervor, Altersschwäche außerdem. Stein kann ich mir denken, ich fürchte aber, daß er mit seiner Heftigkeit mehr verdirbt als nützt. Bernstorff bedaure ich eigentlich. Il s'est mis dans de mauvais draps.



153. Caroline an Humboldt

Rom, 1. Dezember 1818

Ich habe gestern Deinen lieben Brief vom 10. November bekommen, mein teuerstes Herz. Ich danke Dir für alles, was Du mir sagst, und habe einen ziemlich klaren Begriff Deiner Lage und Deiner Verhältnisse. Die Anerbietungen des Chefs*) des Palästinastroms halte ich alle für trügerisch und bloß in der Absicht gemacht, Zeit zu gewinnen. Er hat eine unbedingte Furcht gegen Dich. Er wähnt, daß Du ihn entweder noch bei Lebzeiten aus dem Sattel heben willst, oder er fürchtet das Kontrastierende, was seine Verwaltung im ganzen mit dem Gang haben würde, den Du einem, dem Departement geben würdest, dem Du vorstündest. Er hat eine Art Gewissen seiner Nachlässigkeit, das ist wohl ausgemacht.

Ich habe sehr lachen müssen über unseres guten alten Stein Behauptung, daß Du mir unbedingt folgen müßtest. Nein, süßes, geliebtes Herz, darin hat er unrecht. Du verstehst die Dinge viel besser. Das Einzige, glaube ich, wovor Du Dich hüten mußt, ist, nicht zu weit in der Besorgnis zu gehen, Deinen Namen zu kompromittieren. Mit dem Bewußtsein, das Du in Dir trägst, darfst

*) Sardenberg.



Du das nicht scheuen. Aber es ist die Bedingung alles Wirklichen, ins Leben tätig Eingreifenden, daß es eine Stufe tiefer als das Ideelle steht. Mit jedem Geisteswerk ist es dasselbe. Kein Dichter drückt das in der Sprache aus, was er fühlt, wovon ihm der Busen schwillt, kein Maler oder Bildhauer stellt durch Marmor oder Farbe das Bild dar, das er in sich getragen. Aber wer das Hohe, Reine, das Vortreffliche erkannt hat, stellt es doch annähernd in dem Geschäft auf, was er auf Erden treibt. Daß ich dagegen gewesen sei, daß Du 1817 nach London gingst, erinnere ich mich so unbedingt gar nicht. Ich glaube wohl, der liebe Stein hat das so zusammenkomponiert. Mich dünkt vielmehr, wie die Dinge damals lagen, konntest Du es, wenn es sich nicht von selbst durch Deine Tätigkeit im Staatsrat anders machte, nicht umgehen.

Morgen hoffe ich auf einen Brief von Dir. Sieh doch einmal am Abendhimmel die schöne Zusammenstellung der Venus und des Jupiters an und denke an mich.

Ewig mit innigster Liebe Dein.

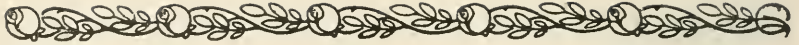


154. Humboldt an Caroline

Aachen, 1. Dezember 1818

Ich glaube, ich schrieb Dir, liebe Li, daß ich gestern von hier abreißen wollte. Der Staatskanzler hat aber seine Abreise bis morgen aufgeschoben, und so bleibe auch ich hier. Er hält darauf, wie er denn dem Kieß*) geradezu gesagt hat, daß er mich vorzüglich der öffentlichen Meinung wegen herberufen hätte, um zu zeigen, daß wir in gutem Vernehmen miteinander ständen.

*) Alexander v. Humboldt.

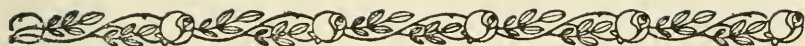


Außerdem hat die Gewohnheit, mich täglich zu sehen, seine alte Neigung zu mir wieder hervorgerufen, und er findet mich amüsanter als seine gewöhnlichen Umgebungen. Da ich keinen Schatten der Bitterkeit gegen ihn in der Seele habe, und sogar, wenn ich sie hätte, sie unterdrücken würde, so mag ich ihm diese persönliche Genugthuung nicht versagen. Ich habe denn übrigens gestern das langerwartete Gespräch mit ihm gehabt, was, ob es gleich zu keinem Resultat führen konnte, doch im höchsten Grade merkwürdig war. Nach einer langen Vorrede von seinem Wunsch, mich zweckmäßig anzustellen, seiner Freundschaft zu mir u. s. w. hat er mir folgende vier verschiedene Anträge gemacht, die natürlich alle im strengsten Geheimnis unter uns bleiben:

1. und am dringendsten, als allein dirigierender Minister die Rheinprovinzen zu verwalten. Ich sollte alles haben außer der Justiz und dem Militär und nur unter dem König stehen. Als Mitglied des Ministeriums sollte ich ein paar Monate im Winter in Berlin sein, dort die allgemeinen Verwaltungspläne mit verabreden und dann das übrige Jahr ungestört für mich verwalten.

Ich habe ihm meine Einwürfe dagegen gemacht, daß ich eine solche Absonderung einer Provinz nicht ratsam hielte, daß es eher angehen würde, wenn ich mit dem Ministerio einig wäre und Vertrauen darauf hätte, als so, daß ich, da es nur zu offenbar sei, daß man Mißtrauen gegen mich habe und erzeuge, in ein sehr schlimmes Gedränge kommen würde, vorzüglich aber, daß ich nicht den Mut habe, da ich nie verwaltet hätte, meinen Probeversuch an etwa vier Millionen Menschen und der Hälfte des Königreichs zu machen. Das ist zwar wahr, indes leugne ich nicht, daß mich das gerade auch an dem Plan reizt. Das Eisen zieht immer den Mann an, und ich habe von jeher gern meine Kräfte an Verschiedenem versucht. Allein meine Hauptbetrachtung ist, daß an einem kränkenden Körper kein Glied gesund sein kann, und daß,

396



da unter dem König stehen immer nur ein Name ist, weil der König doch andere Werkzeuge brauchen muß, ich immer mit der Verwaltung in Berlin in eine Kollision und Gemeinschaft komme, die ich gerade vermeiden will. Endlich glaube ich wirklich, daß in meiner individuellen Lage diese Stelle jetzt anzunehmen ein so waghalsiges Unternehmen wäre, daß meine Widersacher schon über die Annahme eine eigene Freude haben würden.

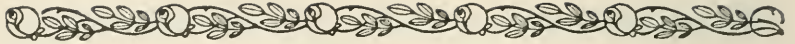
2. Durch Veränderungen, von denen es zu weitläufig sein würde zu schreiben, will er den, mit dem ich den Streit hatte*), entfernen, den andern**), gegen den ich mich erklärt, aber beibehalten und mir einen großen Teil des Ministeriums des Innern geben.

Darauf, begreift Du leicht, habe ich mich noch weniger eingelassen.

3. Von der Idee ausgehend, daß er Zeit brauche, um die von mir verlangten Veränderungen zu machen, hat er mir vorgestellt, daß ein Hauptgrund, warum ich London verlassen habe, doch die Unmöglichkeit sei, von meiner Besoldung eine doppelte Wirtschaft zu unterhalten, daß er daher, wenn ich nur noch auf ein Jahr zurückkehren wollte, mir für dies Jahr die reichlichste Zulage als Entschädigung geben wolle, die ich nur verlangen könnte. Dieser Vorschlag, gestehe ich Dir, hätte mich, wenn ich ein anderer wäre als ich bin, recht eigentlich erbittert, weil er eine so gänzliche Unkenntnis meiner verrät. Es fiel mir aber gleich ein, daß es ein lächerliches Verlangen sei, daß er mich kennen solle, und ich habe ihm trocken erwidert, daß ich diesen Grund nur vorgebracht habe, weil es einem, der wirklich fühlte, immer unangenehm sei, von Empfindungen in Berichten und Depeschen zu reden, daß in der That aber der Fall sei, daß ich nicht von Dir getrennt bleiben wolle, daß ich sonst, da Du für Dich und Deine beiden Töchter so mäßig

*) Finanzminister Graf Bülow.

**) Schmuckmann.



in Deinen Ausgaben wärst, dem Staate dies Opfer ohne Zulage bringen würde, daß also kein Geld mich je bewegen könnte, noch einmal nach London zurückzugehen und unsere Trennung zu verlängern.

4. hat er mir einen anderen interimistischen Vorschlag gemacht, den nicht anzunehmen mich unendlich viel gekostet hat. Die Unterhandlung an dem Ort*), wo Nibbio sei, sei so wichtig, daß vielleicht es jetzt keine wichtigere gäbe, Nibbio werde sie nie zustande bringen. Ich solle in Frankfurt schnell endigen, dann auf wenige Wochen zu weiterer Verabredung nach Berlin kommen und unmittelbar abgehen. Hierauf habe ich geantwortet, daß er fühlen müsse, daß ich unmöglich Nibbio diesen Vort tun könne, daß ich an jenen Ort nach vollendetem Staatsrat und bis zum Ende Oktober so gehen wolle, daß ich mich jedem Auftrag an Nibbio und auch selbst einer Art Teilnahme, in der er immer die Hauptsache behielte, gern unterziehen werde, mich aber schwer entschließen könne, früher zu gehen oder auf unbestimmte Zeit zu bleiben. Es hat mich, ich wiederhole es, unendlich gekostet, ich glaube aber, Du wirst es billigen. Ich muß jetzt schlechterdings einen Gang gehen, den ich nach allgemeinen Gründen rechtfertigen kann, und der Ort, von dem hier die Rede ist, ist, wie Du sehr gut einmal gesagt hast, nicht jetzt mein Platz. Es ist mir auch Ernst mit dem, was ich über Nibbio gesagt habe. Er würde sich auf jeden Fall gekränkt fühlen und dann entweder viel leiden oder einen übereilten Schritt tun, dem seine äußere Lage doch nicht zusagt.

Dieser letzte Vorschlag brachte nun die Sache der eigentlichen Wahrheit zu nahe, es war zu sichtbar, daß man mich nicht im Staatsrat wolle. Ich sprach also, und stark, dafür. Er wiederholte die alten Dinge, ich müßte, wenn ich von Frankfurt nach Berlin käme, schon eine feste und bekannte Bestimmung haben, wenn ich

*) Rom.



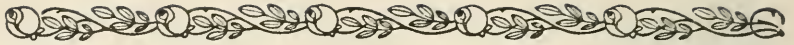
bloß im Staatsrat sei, wo ich keine Besoldung haben könne, werde es sehr übel auf die öffentliche Meinung wirken. Man werde immer sagen, warum einer wie ich nicht eine wirkliche Stelle habe? Ich erwiderte ihm darauf, daß man dem nie entgehen würde, die öffentliche Meinung sei gewiß, daß ich eigentlich und recht nur für das auswärtige Departement und den Staatsrat tauge, bei jeder anderen Bestimmung werde sie also fragen: Warum schiebt man ihn dahin, wo es nicht seines Faches ist? Auf die Besoldung kam er wohl dreimal zurück, und ich sah, daß ihn dieser Punkt am meisten beunruhigte. Er sagte einmal sogar, wenn ich ohne Besoldung im Staatsrat sei, habe ich eine zu unabhängige Stellung vor den Augen der Leute und gegen das Ministerium. So ging unsere Unterredung auseinander. Ich kann nicht leugnen, daß er mir gewissermaßen leid getan hat. Er fühlt den hilflosen Zustand und hat nicht den Mut, ihm abzuhelpen. Du kannst denken, daß in der Unterredung eine Menge von Dingen vorgekommen sind, die man nicht gut wiederholen kann. Ich habe nichts verschwiegen, was es gerade gut war, zu sagen.

Bartholdy ist außer dem Generalkonsulat, das ihm die Freiheit gibt, wo er will, in Italien zu wohnen, Chargé d'affaires in Florenz geworden. Der Neue hat keinen Teil daran, man hat es ihm nicht einmal gesagt, er hat es nur durch mich erfahren, und war sehr entrüstet darüber.

Merkwürdig ist mir gewesen, daß der hier Erste nur sehr mäßige Ideen von der Kraft und dem Talent des Neuen hat. Der Kleine*), den Du in Wien kennen lernst, ist jetzt der einzige Vertraute, aber der Vertraute über alles, nun kannst Du den Zusammenhang mit Bartholdy leicht begreifen.

Von Bernstorff's Brief brauchst Du mit recht das Wort unbefangen. Im Grunde kommt es dem ganzen Menschen zu. Der

*) Koreff.



Kieß war eigentlich böse auf ihn, er hält auf die Familie und auf mich, und die weltlichen Dinge lassen ihn viel weniger kalt. Bernstorff ist abgereist, er hat noch ein ausführliches Gespräch mit mir gehabt, aus dem ziemlich klar, ja mit seinen eigenen Worten hervorging, daß er glaubt, daß auch er genötigt sein würde, wieder zu gehen, wenn er nicht eine Stütze an mir habe. Für Bülow hat er mir alles mögliche versprochen. Er hat mir ganz eigen gesagt: „Sie können ja wohl denken, wie gern ich eine Gelegenheit finde, Ihnen etwas Unangenehmes zu machen,“ und man hörte dem Ton an, daß er damit viel mehr als das Gewöhnliche sagen wollte, und daß unser ganzes unausgesprochenes Verhältnis dabei im Hintergrunde war.

Was Du über die Frauen sagst, daß es ihr schönes Vorrecht ist, verständig sein zu können, ohne weltklug zu sein, ist äußerst hübsch. Wohl ist es so. Allein die Freude in Berlin ist nicht lange gewesen. Ich komme gewiß hin. Es ist aber jetzt offenbar, daß weder sie noch der Erste hier mich gekannt haben. Sie haben dem leichten Schein vertraut, daß ich, wenn eins nicht gehe, leicht ein anderes nähme oder behielte, daß ich zum Aufgeben von allem aber nicht leicht käme. Jetzt ist ihnen nichts so furchtbar als mein Schweigen, mein Nichtklagen, Nichtfordern, meine Ruhe, die aber doch auf einen Punkt fest zugeht. Es ist überaus kleinlich. Aber ich kenne bei uns kein Beispiel, daß ein einzelner Mensch so gefürchtet worden wäre. Und die Furcht ist ganz eitel. Denn ich würde und werde nichts tun, bloß ruhig die Dinge walten lassen.



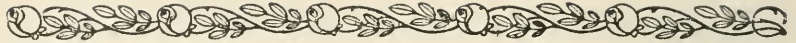


Ich bin heute nachmittag hier angekommen und habe die himmlische Gegend zwischen Bonn und hier ganz genießen können. Ich wünsche doch sehr, daß Du einmal die Rheingegend sehen mögest. Die Berge und die alten Schlösser darauf waren heute unnachahmlich schön. Ich habe über mich selbst lachen müssen, daß mir doch ein paarmal eingefallen ist, daß es wohl der Mühe wert sei, hier zu regieren.

Der Staatskanzler ist ein paar Stunden vor mir angekommen, und wir sind hier bis 6 Uhr zusammen gewesen. Morgen bleibt er noch bis Mittag und ich auch, um das freundlich Begonnene freundlich zu beschließen. Indes möchte die Freundlichkeit so tief nicht gehen. Ich sehe erst in diesen allerletzten Tagen offenbar, daß er unbegreiflicherweise sich doch muß Hoffnung gemacht haben, daß ich einen seiner Vorschläge annehmen, ja vielleicht wohl gar nach London zurückkehren würde. Ohne gegen mich gerade verändert zu sein, ist er seit dem Tage nachdenkender, stiller und gleichsam angegriffen.

In Bonn besuchte ich gestern Schlegel, nämlich August Wilhelm, der dort Professor geworden ist. Ich fand ihn ganz wie wir ihn zuletzt in Wien gesehen haben, immer und ewig mit sich beschäftigt, und nur von sich und seinen Unternehmungen redend. Aber in diesen letzteren scheint er mir jetzt gar keine glückliche Wahl getroffen zu haben. Er beschäftigt sich mit Sprachuntersuchungen, vorzüglich dem Indischen, und macht von seinem höheren Talent eigentlich keinen Gebrauch. Er lebt jetzt noch in Bonn ohne seine Frau. Du weißt aber vielleicht nicht, daß er Paulus*) Tochter geheiratet hat. Er bewohnt ein eigen gemietetes großes Haus, spricht von großen Gesellschaften, alles in der höchsten Grandeur. Wie sich

*) Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, geb. 1761, † 1851, Professor der orientalischen Sprachen und der Theologie.



daß mit der gar nicht so großen Besoldung zusammen reimen wird, muß man auch abwarten. Ich war mit Koreff dort, der der Schöpfer aller dieser Größen ist und so verehrt wird. Ich für mich bin indeß recht sehr mit Koreff zufrieden, ob er gleich in gewissen Dingen voll der göttlichsten Inkonsequenzen ist. So kam er neulich in Vlach zu mir, sprach über den Plan, daß ich mit Nibbio unterhandeln solle, als über seine Idee, die er nicht einmal dem Ersten sagen wolle, wenn sie mir nicht annehmbar scheine. Wie ich ihm nun geradezu äußere, daß ich sie wirklich nicht annehmbar fände, so gern ich auch bald und lange in Italien mit Dir sein würde, so trägt mir der andere dennoch die Sache der Länge nach vor. Was soll man nun davon denken? Ach! Du glaubst nicht, geliebtes Kind, was es mir doch lieb ist, aus den Umgebungen herauszukommen, in denen ich in Vlach unaufhörlich war. Es wird einem ganz unheimlich.

Ich werde übermorgen früh meine Kreuzfahrt nach Trier antreten. Ich denke einen ganzen Tag zu bleiben. Es scheint mir in jeder Weise gut, Theodor in seiner eigenen Wirtschaft zu besuchen. Es wird auch gut sein, mit ihm über einige Punkte zu reden. Mathilde hat übrigens wie ein Meteor von Burgörner bis Trier geleuchtet. Ihre Schönheit hat in der ganzen Gegend Aufsehen gemacht, wie Helenas durch Hellas und Argos.

Es kostet mich unendlich, gegen die Plane [mit den Geschäften in Rom beauftragt zu werden] zu arbeiten, ja sie nicht selbst zu befördern. Aber ich weiß doch, daß Du selbst es nicht anders möchtest. Es ist der letzte Kampf mit den äußeren Lagen, und der wohl geendigt sein will. Dann sind wir auf immer zusammen und trennen uns nicht mehr. Es ist das der einzige Gedanke, in dem ich wahrhaft ausruhe. Es öffnet sich mir diese Aussicht, wie die eines neuen Lebens, und alle meine Wünsche streben nur dahin zusammen. Es ist mir, als könnte mir dann nichts Widriges mehr



begegnen. Auch darum habe ich so wenig Neigung zu einem eigentlichen Posten. Ich möchte nur das, was ich immer selbst, wie es Deine Gesundheit, Deine Wünsche verlangten, abbrechen könnte. Es gibt doch immer selten zwei Menschen, die in und durch einander leben wie wir. Die Meisten, wie nah sie sich sein mögen, bedürfen doch mehr äußerer Verhältnisse, um sich in diesen zu berühren. Darum sollten wir es auch ganz und ohne alle Störung genießen. Aber das Schicksal reißt einen wunderbar und ohne alle Rücksicht auf Willen und Neigung mit sich fort. Ehe wir nach Rom gingen, schien es ordentlich schwer, nur sogar eine unbedeutende Stelle zu finden, und jetzt wird es mir schwerer gemacht, als jedem anderen, herauszukommen, und das ist wieder ein Schicksal. Denn die, welche es mir schwer machen, haben auch an meinem Bleiben kein Interesse. Könnten sie machen, daß ich herauskäme, und niemand spräche davon, wäre es ihnen ganz recht. So handeln ich und die andern in dieser Sache eigentlich gegen unsern Willen und können doch beiderseits nicht anders. Ich würde noch eher unzufrieden damit sein, wenn ich eine rechte Hoffnung zu glücklichen Erfolgen, nicht für mich, ich suche nichts, aber für das Ganze fassen könnte. Aber bis jetzt kann ich es nicht. Die Umgebung, in der ich den letzten Monat gelebt habe, muß freilich so wirken. Es kann nichts Aufspannenderes und Deprimierenderes geben.



156. Caroline an Humboldt

Rom, 5. Dezember 1818



eine teure Seele!

Vorgestern habe ich Deinen lieben Brief vom 13. empfangen, und die Hoffnung, die Du mir aufs neue machst, mich vielleicht abholen zu können, macht mich sehr glücklich. . .



Deine Unterredung mit dem König hat mich sehr gefreut. Was mich frappiert, ist, daß Du gar keine Besorgnis zu haben scheinst, daß man Dich in Frankfurt länger und mit Fleiß aufhalte. Ich gestehe, daß ich darüber doch mancherlei Gedanken habe. In die Idee des Grafen Bernstorff gehe ich ein, denn ich denke immer, einen festen Fuß mußt Du durchaus fassen, um dem Staat wirklich nützen zu können, um sehr viele, die jetzt klaffen und bellen, zum Schweigen zu bringen. Wer mit Theil an dem Regieren der Erde nehmen will, der muß sie berühren. Ich bin auch für den Minister des Inneren portiert, wie Dir mein letzter Brief schon wird gesagt haben. Wenn Du es aber willst, so mußt Du es mit dem Staatskanzler sehr ernstlich nehmen. Was Du mir schreibst, zeigt mir recht, wie alles nur Dunst ist, den er Dir und vielleicht für Augenblicke sich selbst vormachen will. Mit dem Minister der Rheinprovinzen hat er sich gegen Dich eine arge Blöße gegeben. Friedrich Schlegel schreibt seiner Frau hierher sehr bitter über den, der jetzt alles vermag, wie es scheint, und mit dem Du über mich gesprochen hast [Korreff]. Er nennt ihn den ersten Palliazzo der preussischen Monarchie. Der hat überhaupt eine große Bitterkeit im Leibe. Die Versammlung*), zu der er in untergeordneten Verhältnissen vor kurzem gehörte, nennt er eine schlechte Hundekomödie.



157. Caroline an Humboldt

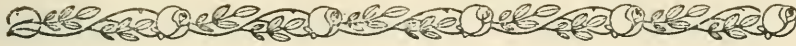
Rom, 9. Dezember 1818



Dein lieber Brief vom 17. November ist mein letzter. Also Jordan ist Gesandter in Dresden. Die andere Nachricht, die Du mir in demselben Brief gibst, vom Niederlegen des Ministeriums des Bewußten**), hat mich mehr frappiert, denn

*) Österreichische Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt.

**) Wittgenstein.



ich setze sie in immediate Verbindung mit der Nachricht, die Du mir zum Neujahrsgeſchenk*) ankündigſt, und die mich tief, tief traurig gemacht hat. Was wird daraus werden? Sollen denn ganz unberechenbare Folgen aus der Befriedigung der Eitelkeit eines Menschen entstehen? Denn ich geſtehe Dir, der hat nicht die Mittel in ſich, ein ſolches Werk zu entwerfen und zu gründen. Und Keiner hat das. Die Beſten ſollen es beraten, nicht einer. Jener legt ſein Miniſterium nieder, weil er weiß, daß dies hervortritt. Seine Feigheit iſt bekannt und ſeine namenloſe Angſt vor dem Neujahrsgeſchenk. Der Schythe**) bekommt das Geſchäft, das er biſher betrieb? Du weißt, ich wünſche, daß Du das übernähmeſt, wovon der Schythe jezt den Namen führt. Gott iſt mein Zeuge daß mich kein eitles Wollen treibt, auch weiß ich, daß Du Dich auf kein Roſenbett legſt, allein ohne eine Stelle der Ar, faſſeſt Du kein Segel des ſchwankenden Schiffs. Und doch, wie Du ſtehſt, kannſt Du es auch nicht verlaſſen. Ja, Du ſchadeſt ſogar. Das iſt meine Anſicht. Meine Liebe wäre, mit Dir in tiefer Einſamkeit zu leben und in dem ſtillen Burgörner, aber es geht nicht. Ende dies Schwanken. Laß ſie nicht alles wieder ändern und Dich excluſiv. Dein Sein in Frankfurt iſt mir außerordentlich zuwider in dieſem Moment. Sie werden Dir kleine Verhinderungen über den Hals ſchicken, die Abſicht iſt, Dich den ganzen Winter dort zu halten, glaube es mir. Du biſt viel zu gutmütig und trauſt noch dem, deſſen Benehmen ein einziges Gewebe von Falschheit, Lüge und Abſichten gegen Dich iſt. Mich kann er nicht mehr trügen. In den verſchiedenen Projekten Deiner künftigen Tätigkeit hat er ſich mir ganz bloß gegeben. Lauter Dunſt. Und das einzige wahre tiefe, darum auch nie auszugleichende Motiv iſt ſeine Eitelkeit. Sie iſt unerſättlich. Das Neujahrsgeſchenk be-

*) Die von Hardenberg entworfene Verfaſſung.

**) Schuckmann, Miniſter des Inneren.



weist es mir. O wie wahr sagst Du: „Das Schicksal ist wenigstens selten zu nachsichtsvoll. Es läßt am Ende fast niemals mehr in den Menschen zurück, als was es ihnen nicht zu entreißen vermag.“ Wie wahr und tief! Wohl uns, uns hat es den heiteren Sinn, die selige Ergebung in einen höheren ordnenden Willen, und Demut, und durch Demut Anerkennung alles Besseren gelassen. Lieber, einziger Wilhelm, überlege alles wohl und lasse es, wenn Du Dich zum tätigen Handeln entschließe, nicht so hingehn. Spanne alle Segel auf. Wolle, wozu Du Dich entschlossen, zwinge den Bewußten, Ernst mit den Verheißungen zu machen, oder zwinge ihn anzuerkennen, daß es weltkundig werde, er wolle Dich nirgends. Glaube mir, das ist's, was er vor allem fürchtet. Aber er hat einen feigen Charakter, und alle Streiche, die er führt, sollen heimlich sein. Auf Dich will er den Tadel laden. Laß ihm nicht den Sieg. Er stehe in seiner Blöße da.

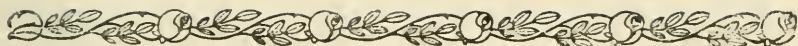


158. Caroline an Humboldt

Rom, 16. Dezember 1818

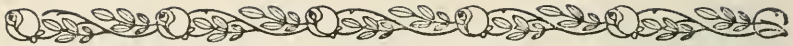
Ich habe vorgestern Deinen lieben Brief mit der Einlage von Alexander empfangen. Alexanders Brief hat mich eigentlich traurig gemacht. Französisch — mir! Ich werde ihm künftige Woche antworten, aber deutsch. Jeder schreibt in seiner Sprache.

Dein letzter Brief ist mir, wie jeder, sehr wichtig und womöglich noch mehr. Du hast indessen den meinigen bekommen und hast gesehen, wie ich über die Dinge und Verhältnisse denke. Ich teile Deine Sehnsucht, aus allen Banden des Geschäftslebens heraus in schöner, tiefer Einsamkeit das Leben zu



beschließen, allein ich sage mir, daß Du es nicht kannst, und daß das Verhältniß, wie es jetzt ist, nur eine fortgesetzte Quälerei ist. Vergib, geliebte Seele, wenn ich vielleicht mit Deiner Ansicht nicht ganz zusammenstimme. Du bist 51 Jahre alt. Meine Gesundheit, da sie die Krise überstanden hat, setzt sich nun wahrscheinlich wieder ganz. In Deiner Stelle faßte ich den Entschluß, noch sechs bis sieben Jahre dem Staat zu dienen, aber in der Tat, in der Wirklichkeit, nicht an einer Stelle, wohin Mißgunst und Mangel an Vertrauen mich stellten. Wolltest Du das — und kaum kannst Du etwas anderes wollen — so finde ich doch, ist es unzweckmäßig, das verkrüppelte Verhältniß mit dem St[aa]tskanzler fortzusetzen. Ich finde noch außer, daß es unzweckmäßig ist, daß es sogar schadet. Ins Publikum dringt genug von der äußeren Erscheinung Deines Zusammenseins mit ihm, um daß es sich ein Urteil erlaube. Sollte man nun nicht Deiner Langmut, Deiner Geduld andere, falsche, der Würde Deines Charakters unangemessene Motive unterschieben? Eine entschiedene und entscheidende Trennung ist etwas ganz anderes als ein leidenschaftlicher Bruch, über den bist Du weit erhaben, aber jene, glaube ich, bist Du Dir schuldig, und zwar mit Vorwissen des Königs. Entweder trittst Du dann in die Stelle, die Dir gebührt, oder es ist offenkundig, wer Dein Gegner ist, und Du stehst dann rein da, wenn er einmal austritt. Mit der Manier des Menagierens mit dem Staatskanzler wirst Du nie weiterkommen. Und Du sollst auch nicht, wenn es auf eine Weise ist, die Dir in Deinem Inneren nicht genügt, aber der König wisse es.

Ich freue mich sehr, daß der König Dich so gnädig entlassen hat, ich glaube nicht, daß ich imstande gewesen wäre, es ihm bei diesem Ersehen zu verschweigen. Verzeih mir, wenn ich unrecht habe. Es stammt aus dem Gefühl des wirklich empörenden Betragens gegen Dich, denn was soll all diese Freundlichkeit, dies Besorgtfsein um Dich, anderes bezwecken, als anderen Ununterrichteten Sand in die



Augen zu streuen? Du erkennst es und duldest es, weil Du etwas zu gleichgültig gegen dies alles bist, und Dir Dein eigenes Bewußtsein genügt. Ich aber kann es nicht so ansehen und spreche es unverhohlen aus, weil mich kein irdisches Verlangen nach Geld, Gut oder Ansehen treibt. Ich rede dafür, Gott! und wie viel lieber lebte ich mit Dir hier oder in Burgörner in schöner tiefer Einsamkeit!!

Wovor ich keine Ruh in mir habe, ist vor dem, was Du mir als Neujahrgeschenk angekündigt hast. Es ist von unberechenbaren Folgen, und ich weiß nicht, ob Du nicht Deine Stimme laut dagegen erheben solltest. Ich sitze überhaupt auf brennenden Kohlen, Dich in Frankfurt und nicht in Berlin zu wissen. Wie angenehm schreibt Rieß darüber, wie tief gleichgültig. Ach, ich kann das nicht sein, woran das Wohl und Weh so vieler hängt — die Entwicklung einer ganzen und edlen Nation! Ich sagte, sechs bis acht Jahre solltest Du Dich dem Staate widmen. Ich weiß wohl, daß das nicht eine lange Zeit ist, obgleich sie dem Individuum lang werden kann. Aber bei so vielen Dingen ist es so notwendig, ist das meiste getan, wenn es nur erst eingeleitet, gepflanzt, in die Wirklichkeit getreten ist. Es gedeiht und reift dann von selbst und treibt weitwuchernde Wurzeln wie oben prangende Kronen.

Bernstorffs Verlegenheit über das Empfangen des Schwarzen Adlerordens fühle und teile ich. Du, mein Herz, würdest ihn bekommen haben, wenn Du Dich willig gefunden hättest, nach London zurückzugehen. Castlereagh würde es dann wohl begehrt haben. So machen sich die Dinge!

Was Du mir über Bernstorff sagst, habe ich immer gedacht. Wie gut er ist, auch edel, so ist er den Ansprüchen, die die Zeit und die Nation macht, der er sich angeschlossen, nicht gewachsen. Er war vielleicht ein Stern erster Größe an jenem Himmel, wo er



stand, aber nicht an dem. Ich halte ihn aber eines edlen Entschlusses über sich selbst mit der Aufopferung, die ein Mißgriff immer nach sich zieht, fähig. Er tut mir eigentlich recht leid.



159. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 18. Dezember 1818

Beyme, ich glaube, ich sprach Dir nicht von ihm, war einige Tage in Aachen. Da seine Natur der meinigen nie zugefagt hat, so habe ich nicht über mich und die Dinge mit ihm gesprochen. Aber er hat viel getan, um sich mir zu nähern, und mich sehr getrieben, ja bald nach Berlin zu kommen. Wenn es von Herzen kam, war es nur, weil er auch nicht zufrieden ist und auch rühren möchte. Ich dagegen lebe sehr ruhig hier und fast nach gewohnter Weise und rühre mich recht wenig. Ich habe diesmal keine eigene Wohnung genommen, es wird nicht so lange dauern. Ich wohne nun im Schwan . . .

Ich glaube, ich komme nach Italien und hole Dich ab. Es ist mir, als sähe ich Dich früher, wenn ich zu Dir komme, als wenn ich Dich erwarte. Zum Teil mag es wahr sein, und dann täuscht es auch die Ungeduld in der Phantasie, und in der lebt man doch eigentlich immer und allein. Von mir ist das buchstäblich wahr, obgleich gewiß keinem so wenig von der Wirklichkeit verloren geht als mir. Aber es gibt eine Art, die Wirklichkeit zu nehmen, wie sie immer mehr in sich trägt als die Zeit und die Schranke des Daseins faßt. Mit der Kunst ist das offenbar. Aber im Leben braucht es nicht anders zu sein. Es ist alles erst das, was es ist, und dann ist es außerdem noch Symbol dessen, was es wohl auch in seinem tiefen inneren Wesen, im Zusammenhange mit allem



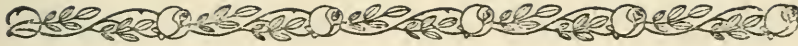
Übrigen ist, was es aber nie in diesem oder jenem Moment ganz und zugleich sein kann. Wer nun am meisten fähig ist, alle Dinge immer und immer zugleich in ihrer wirklichen und symbolischen Natur zu empfinden, wer diese beiden Naturen am meisten und in der vollkommensten Wahrheit zusammenschmelzen läßt, der erreicht am besten die Tiefen und Höhen des Lebens, und hat den meisten Genuß am Dasein.

Der Mann mit der Spree ist himmlisch. So eigensinnig zu sein, nicht mit Wasser zufrieden zu sein, sondern gerade Spreewasser haben zu wollen, dies geht weit. Aber Achilles sehnte sich auch nach dem Fluß, dem er die Jugendlocke geweiht hatte, und um Troja herum war es gewiß auch ein schönerer Himmel. Alles geht rückwärts der Heimat zu. —

Da ich mich einmal moquiere, süßes Kind, so muß ich es auch über Dich tun. Weißt Du, wie Du in dem Briefe, den ich vor mir habe, geschrieben hast, und so deutlich und schön: die entferntesten, Bergketten. So viel T hat doch die deutsche Sprache nicht. Verzeih aber ja, das ist nur so en passant, und Du wirst Dich schon wieder rächen.

18.

Der Kaiser kommt allerdings nach Rom, und Metternich mit ihm. Er hat mir in Vlahen sehr zugeredet, alsdann doch auch da zu sein. Überhaupt hat er sichtbar den Schein angenommen, mich sehr gern zu haben, mich, wenn wir zusammen waren, laut gebeten, mich zu ihm zu setzen, mich oft bei sich haben wollen uff. Da ich aber die eigentlichen Empfindungen kenne, habe ich, unter dem Vorwande, beim Staatskanzler sein zu müssen, nur einmal bei ihm gegessen. Er hat sich im Äußeren sehr und nicht zu seinem Vorteil verändert. Er ist alt geworden und die Züge hängender. Auch sieht das eine Auge, was er im Grunde gar nicht brauchen kann, matt und wie erloschen aus.

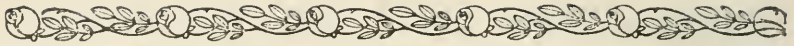


Mit der anderen Laufbahn, die Schlegel ergreifen würde, fürchte ich, macht sich die gute Frau Illusionen. Man kann in solchen Dingen über niemand richten. Aber wenn sie gesucht hätte, sich still und sanft vom vorigen Mann*), den sie nicht liebte, zu trennen, und für sich zu leben, war es wohl besser. Es bestraft sich immer, wenn man, auf eingebildete höhere Ideen gestützt, den einfachen Weg gewöhnlicher Pflicht verläßt.

Geng hat erzählt, Bernstorff habe ihm bestimmt gesagt, daß er wieder seinen Abschied nähme, wenn ich nicht Minister werde. Wie inkonsequent, wenn es wahr ist. Man muß sich seine Lage schaffen, ehe man hineingeht. Es ist ein falsches Prinzip, seine Stellung sich schaffen zu wollen, wenn man darin ist. Alles wird unrein, was in ein unreines Gefäß gegossen wird.

Darin, daß ich ein Ministerium sogar suchen sollte, hat Nibbio sehr Unrecht. Früher hätte er Recht gehabt. Wenn man einmal verlangt, daß man von sich selbst voraussetzen soll, daß man vorzugsweise gemacht ist, den Staat zu retten, so kann man mich mit Recht beschuldigen, daß ich nicht alles, was von mir damals abhing (und was wirklich sehr viel war), getan habe, 1814 und 15 ins Ministerium zu kommen. Damals waren die Dinge in der Bildung, und es ließ sich ohne sonderliche Vorsicht hineingehen. Jetzt ist alles total anders, jetzt kann man nicht mehr und nicht weiter. Glaube auch nicht, süße Seele, daß ich zu viele und überflüssige Sorge habe, meinen Namen zu kompromittieren. Man muß nichts so hoch halten als ihn und kann es nie zu sehr. Wie man zugibt, daß sich die Leute gewöhnen, einen guten Namen mit einem schlechten zusammen zu nennen, ist's, als wenn man selbst einen matten Hauch darüber verbreitete. Nichts ist so verführerisch als der Grundsatz, unbedingt Nutzen stiften zu wollen, wie es auch immer kommen möge. Nur wenn man es sehr bedingt tut, kann es gelingen.

*) Simon Veit, Kaufmann.



In der Allgemeinen Zeitung steht, der König habe Bernstorffs Patent von dem Tage an gezeichnet, wo er dänischer Minister geworden sei, er sei also dadurch der älteste Minister geworden. Wenn das wahr ist, so ist es eine wahre Kränkung. Indes hat es für die Stelle, die ich in meiner Anciennität gerade habe, das Gute, daß er über Beyme ist, der nicht ungefährlich gewesen wäre. Doch ist auch Beyme nicht der älteste, sondern Altenstein. Unrecht bleibt dieser angeblich Bernstorffs erteilte Vorzug allemal.

Lebe wohl, süßes, innigstgeliebtes Herz. Ewig Dein H.



160. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 21. Dezember 1818



Ich habe Deinen lieben Brief vom 5. bekommen . . .

Du schreibst sehr hübsch, wer auf der Erde am Regieren teilnehmen will, der muß sie berühren. Das ist sehr wahr, und das scheue ich nicht zu tun, obgleich mir die Wirklichkeit als solche nie ein sehr zur That führendes Interesse einflößt. Du hast ganz recht, daß das Ministerium des Inneren etwas wäre, was man nicht ausschlagen dürfte, obgleich ich nicht leugne, daß ich darin meinen Kräften gar nicht vertraue, da es ein durchaus neues Geschäft für mich ist. Allein im Grunde müssen die Ministerien nicht handwerksmäßig geschieden sein, wer einmal Staatsmann sein will und kann, muß für alle Stellen in dem Grade und der Art taugen, die gerade auf einem Ministerposten nützlich ist. So ist es auch in England, wo derselbe Minister meistens durch viele Ministerien wandelt, und im Regieren bleibt England immer ein unerreichtes Muster.

Aber Du sagst auch selbst, daß ich es mit dem Staatskanzler sehr ernst nehmen muß, und darin hast Du vollkommen recht.



Das verträgt sich nun aber gar nicht mit dem, was Du von Nibbio schreibst, daß ich im Annehmen nicht zu sehr auf Bedingungen sehen, mehr auf meine Kraft und meinen Einfluß, nachher die Dinge besser zu stellen, rechnen müßte. Glaube mir, es ist gar kein wahrer Wille, mich zum Minister des Inneren zu haben, schon darum nicht, weil man doch den, der jetzt ist, nicht weg tun will. Man will bloß eine Art Teilung vornehmen, in die ich nie willigen kann, wenn man mir auch das Wichtigste gibt. Dies Wichtigste ist noch mehr das Schlüpfrigste, und zu gleicher Zeit will man mich nicht in die Lage setzen, in der allein ich noch auf diesem Boden stehen könnte. Ich habe alles genau und reiflich überlegt. Ich kann nicht Minister werden, wenn ich nicht in allen mich betreffenden Sachen allein und selbst beim König den Vortrag habe. Das heißt aber, die Macht des Staatskanzlers nicht bloß untergraben sondern vernichten. Das also wird nicht geschehen. Der*), mit dem allein ich hier vertraut spreche, ist darin ganz mit mir einig. Er geht aber weiter, er will, daß ich nichts annehme, bloß Mitglied des Staatsrats sei, wenn nicht der Staatskanzler abtritt. Das ist zu viel. Allein die Sache mit dem Vortrag ist unumgänglich nötig. Ich kann die Dinge nicht da, wo sie ihren entscheidenden Punkt erreichen, durch das trübe Organ eines schwachen Greises gehen lassen. Es kommt auch gar nicht bloß darauf an, dem König eine Unterschrift abzugewinnen. In den wichtigen Dingen, die jetzt das Ministerium des Inneren zu entscheiden hat, ist es notwendig, daß man die Ideen des Königs selbst erforscht, mit ihm bespricht, nach ihnen handelt. Denn der König ist es doch, der regieren soll, nicht die Minister. Dazu hilft nun nicht, daß man ihn bloß einzeln bei wichtigen Gelegenheiten sieht, man muß ihn habituell in Geschäften sprechen, damit die Ideen zusammengehen und man Vertrauen gewinnt. Ich weiß sehr wohl,

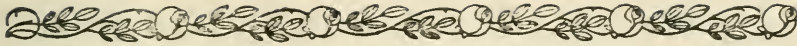
*) Stein.



daß ich an dieser Klippe auch scheitern kann, daß meine Sachen schlecht gehn können, weil es mit mir und dem König vielleicht nicht geht. Allein das schadet nicht. Dann folgt nur daraus, daß ich nicht Minister sein kann, aber der Versuch muß gemacht werden, und anders geht es auf keinen Fall. Aber Du siehst, daß dies die ganze Stellung der Dinge, wie sie jetzt ist, verändern würde. Also wirds nicht geschehn.

Mit dem Staatskanzler habe ich Lust, mich gar nicht mehr einzulassen. Sollte er mir noch privatim Vorschläge machen, werde ich ihm vermutlich sehr höflich und freundschaftlich schreiben, daß ich mich sehr gefreut hätte, zu sehen, daß unser Privatverhältnis ganz das alte sei, daß aber über öffentliche Geschäfte unsere Meinungen einmal so auseinandergingen, daß wir darin nie zusammenkommen würden. Es schiene mir also besser, beides zu trennen, uns so bloß über freundschaftliche Dinge zu schreiben, und ihn zu bitten, wenn er mir Geschäftsanträge zu machen habe, es bestimmt, offiziell, und im Namen des Königs zu tun. Ich würde dann dem König antworten. Die jetzige Manier habe den Nachteil, daß der König immer höre, daß ich Anträge ausgeschlagen, ohne je recht zu wissen, warum. Das früher zu tun, wäre nicht gut zu rechtfertigen gewesen. Aber nach der Art, wie er sich neuerlich gegen mich betragen, wäre es ganz in der Ordnung.

Wenn es wahr ist, daß man Bernstorff künstlich zum ältesten Minister gemacht hat, so sind auch tiefere Zwecke dahinter, und offenbar der, ihn nach und nach an die Stelle des Staatskanzlers zu setzen. Dann würde der jetzige Zustand dauernd, und wer wollte und könnte unter dieser Bedingung Minister sein? Nähme man also jetzt an, ohne, was ich eben sagte, gefordert zu haben, so müßte man bei dem Alter und der Ungewißheit der Gesundheit des Kanzlers vielleicht in Monaten wieder abtreten. Mit allem dem ist dem Staat nicht genügt. Wollte man sagen, die Forde-



rung wird zurückschrecken und alles vernichten, geht man aber ohne Forderung, so wie es ist, hinein, so wird sich nach und nach dasselbe erhalten lassen, so ist das erstlich sehr ungewiß, und diese Manier schon darum unanwendbar, weil gleich jetzt die wichtigsten Dinge gemacht werden müssen, und man nicht mit ihnen warten kann, bis man sich nach und nach die rechte Lage gebildet hat. Da Ribbio es gewiß gut und redlich meint, so kannst Du hierüber vertraut mit ihm sprechen.

Also den lutherischen Prediger soll ich loben? Nun, wenn Du willst und es sein muß, so will ich es tun. Aber verzeih mir, teures Leben, Rom war so hübsch, als es für mich so heidnisch war. Das katholische Wesen glitt nur so leise an einem vorbei, und ich hatte es so nicht ungern. Der Mann dringt einem ja in die Ohren und hat keine Ruhe, als bis man ihm ordentlich still hält. Der Palast Tomati hat nie diese Töne gehört, und wir waren doch recht gut und fromm da.

Bei Gelegenheit einer lateinischen Übersetzung der Elegie Schlegels auf Rom hat man in den Heidelberger Jahrbüchern eine gar nicht unebene Vergleichung meiner Stanzas mit der Elegie gemacht, die das hübsche hat, daß ich zufrieden bin und Schlegel es vielleicht auch sein wird. Man findet meine Stanzas sanfter und gefühlvoller, mit einem Anstrich christlicher Frömmigkeit. Siehst Du?

Du schreibst, ich breche ab, um auszufahren und den herrlichen, klaren Tag zu genießen. Ich kann sagen, ich breche ab, um auszugehen und mich in Demut in den dunklen grauen Nebel zu fassen. Aber es ist doch eher warm als kalt und kein Schnee.

Du erinnerst Dich so liebevoll unserer Ankunft in Rom. Wohl liegt viel dazwischen. Aber wie unendlich glücklich hast Du mich in der ganzen langen Zeit gemacht, wie unbeschreiblich gütig bist Du gegen mich gewesen. Auch vorher immer, aber Rom macht doch einen Abschnitt. Das Schicksal ist uns da zuerst ernst und



streng erschienen, und ich muß doch noch immer sein gütiges Walten preisen, uns die Macht der Erdenkräfte unter dem schönsten und wundervollsten Himmel gezeigt zu haben. Hier gesellt sich zu allem Unglück doch noch etwas ganz eigen Schauerliches.

Lebe wohl, mein teuerstes, innigstgeliebtes Wesen.



161. Humboldt an Caroline

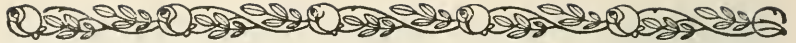
Frankfurt, 24. Dezember 1818

Ich bringe den Weihnachtsheiligenabend sehr einsam bei mir zu, liebe Li, und wünsche unendlich, bei Dir und den lieben Mädchen zu sein. Aber den nächsten sind wir gewiß vereint, und so tröstet die Hoffnung und hält hin.

Ich habe einen Brief von Mathilden vom 13., in dem sie mir sagt, daß Theodor Dir endlich wirklich den Tag vorher geschrieben hat. Theodor weiß von Mathildens Brief nichts. Man sieht es dem guten Kinde in ihrem Briefe an, wie peinlich ihr Theodors Schweigen gewesen ist. Sie schreibt mit unendlicher Freude und sehr gut und herzlich. Es gibt nichts besseres auf Erden als eine Frauennatur; wenn sie nur nicht ihre Natürlichkeit verlieren, so haben sie immer, auch bei der schlichsten Einfachheit, etwas Edleres und Tieferes als die Männer. Doch werden Frauen von an sich nicht schlimmen Männern oft ungerecht behandelt und sind, wenn sie glücklich sind, es meistens mehr durch innere Genügsamkeit und Selbstverleugnung als durch die äußere Lage. Aber so erfreulich das Glück ist, so macht es nicht immer gut. Ich habe von früh an den Grundsatz gehabt, es nicht zu achten, und für mich nie zu suchen, aber viel darauf gehalten, es anderen zu geben, wenn man auch darum manche andere Rücksicht versäumen sollte. Es geht dadurch auf einen selbst eine Art Gewissensruhe über, deren



Mangel vielleicht das einzige wahre Unglück ist. Je weniger ich aber, wie ich mit Wahrheit sagen kann, in allen Verhältnissen das Glück gesucht habe und noch suche, desto reichlicher ist es mir geworden, doch einzig durch Dich, mein innigstgeliebtes Herz. Es sind nicht so die einzelnen Freuden, der Genuß dieser oder jener Zeit, es ist wie ein himmlischer Segen, mit dem das Gefühl Deines Daseins und Deiner Liebe mich ewig umgibt. Es ist etwas, das nie scheidet, nie kommt und geht, sondern immer gegenwärtig ist, immer steigt und wächst. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich mich auf das wieder mit Dir Zusammenleben freue. Es ist mir nicht bloß die Rückkehr eines schon genossenen, es ist mir wie das Erscheinen eines ganz neuen Glücks. Es ist auch nicht zu leugnen, daß die, welche einmal Wert und Gehalt haben, durch die Reife der Jahre wachsen, daß das längere Leben in und mit sich immer noch reicher und gehaltvoller macht, und die Zeit wie an Wert gewinnt, wenn man sie als die ansieht, die ein glückliches Dasein glücklich beschließen soll, die der Zukunft wenig mehr anvertraut, aber gern auf der Vergangenheit ruht, nicht mit Heftigkeit und Parteilichkeit sondert und scheidet, sondern gern das Verschiedenartige im Leben zusammenknüpft, wie es in der Natur gleichfalls verbunden ist. Deine Briefe, die meine beste und höchste Freude sind, waren, dünkt mich, nie so schön, so voll der tiefsten Wahrheit, des reinsten und sichersten Gefühls über jeden Gegenstand, den Du berührst, als während unserer jetzigen Trennung. Ich lese oft dieselbe Stelle vielemale und bewundere, wie unnachahmlich so vieles gedacht, empfunden und gesagt ist. Ja, süße, liebe Li, laß uns nur wieder beisammen sein, und es soll gewiß meinem Glück nichts fehlen. Manchmal kommst Du mir jetzt ordentlich verlassen vor, obgleich Du eigentlich nie etwas Fremdes brauchst, Dich zu halten und zu beschäftigen, sondern immer Kraft und Lebendigkeit und Reichtum in allem in Dir selbst trägst. Aber eine gewisse Sicherheit mehr,

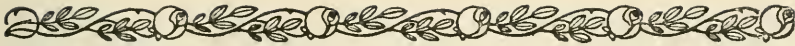


auch außer allem Genuß dessen, was man liebt, würde ich Dir doch mehr geben und mehr Heiterkeit um Dich verbreiten. Alle Dinge reizen und wecken anders, wenn man sie zusammen und miteinander erfährt.

Um auf Mathilden und Theodor zurückzukommen, so kannst Du mir sicher glauben, daß Mathilde ein überaus gutes Wesen ist, von einer Sanftheit und Weichheit, der es doch gar nicht an Kraft und Haltung fehlt. Ich habe wirklich gar keinen Schatten, möchte ich sagen, an ihr bemerkt, nicht die entfernteste Spur von Selbstsucht, von Eigenwillen, sie scheint immer genügsam und darin heiter und immer bereit, für andere zu handeln.

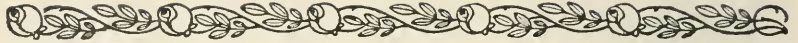
Vom Neujahrs Geschenk und dem Abtreten des Bewußten hört man nichts weiter, aber daß der Kanzler sein Bureau auflöst und Rother eine Präsidentenstelle in einer Provinz kriegen wird, heißt es in Zeitungen. Dabei zugleich, daß an die Stelle des Bureau's ein Ministerialrat treten würde, womit, wenn dies nicht das Ministerium selbst sein soll, es schwer ist, einen Begriff zu verbinden.

Ich danke Dir herzlich, liebes Kind, daß Du mir immer mit so warmem Anteil über meine künftige Bestimmung und über das schreibst, was ich selbst dazu tun soll. Aber ich kann, wie ich es überlegen möge, nicht finden, daß ich aus meinem angefangenen Wege heraustreten müßte. Du sagst, ich solle den, dem ich gewiß nicht mehr wie Du traue, zwingen, seine Verheißungen wahr zu machen. Aber dann müßte ich positiv etwas fordern, und das ist gerade, was er will. Denn er würde dann die Forderung erfüllen, aber die Sache wieder so schief stellen, daß ich doch nicht eingehen könnte oder in eine wirklich schiefe Lage geriete, lehnte ich dann deshalb ab, so würde die Sache wieder wie jetzt sein, ich aber hätte meine Stellung durch das Fordern weniger natürlich und würdig gemacht. Ich bin ganz mit Dir einig, daß ich Minister des Inneren werden würde, und daß dies geschehen sollte.



Aber ich will das halten, wie es ist. Es ist wahr, wäre ein anderer in dem, worin ich dazu taue, nur ungefähr gleich gut, und im Übrigen, was leicht ist, da es mir an Landeskenntnis fehlt, und ich auch dies Fach nie eigentlich studiert habe, besser wie ich, so würde ich ihm die Stelle lieber gönnen und für mich lieber im Staatsrat bleiben. Denn eigentlich taue ich doch nur halb zum Ministerium des Inneren und unendlich mehr zum Staatsrat. Wollte ich aber jetzt z. B. dies Ministerium eigentlich fordern, so ist erstlich der Schythe*) noch da, es ist also eine gehässige und unbescheidene Sache. Der würde nun gleich eine Teilung vorschlagen, erste Halbheit, ferner müßte ich dabei doch notwendig auf unmittelbaren Vortrag beim König bestehen, das würde man aber auch nicht ganz tun, obgleich jetzt vielleicht auch nicht ganz abschlagen, was die zweite Halbheit wäre. Bedenke nur, teure Seele, daß, um wirklich zu helfen, ich nicht ins Ministerium laufen muß, wie der neulich getan hat, unbesonnen und ohne seine Stellung zu kennen, sondern auf feste Bedingungen, ich muß wissen, wozu, mit wem, und wie ich arbeiten soll. Allein, um Bedingungen zu machen, muß man abwarten, daß man einen Vorschlag empfängt. Wer fordert, kann es eigentlich nie. Er erschwert seine Schritte und tritt sich selbst in den Weg, man sagt ihm gleich, mit diesen Bedingungen geht es nicht und wirft nun ebenso gut den Tadel auf ihn. Mein jetziger Weg ist sicher. Ich schlage alles aus, außer wenn man mir dies Ministerium anträgt. Geschieht das, so mache ich meine Bedingungen. Trägt man mir das nicht an, so komme ich nach Berlin, bin nichts, bin aber im Staatsrat. Ich bin dann ein schweigender Vorwurf für den, von dem wir reden, und er kann sich gegen diesen Vorwurf nur rechtfertigen, wenn er so gut verwaltet, daß man sieht, daß es ohne mich geht. Nun, diese Rache will ich ruhig abwarten und mir gern gefallen lassen.

*) Schuckmann.



Geht es aber wie jetzt fort, so wird selbst der Erste auf mich kommen, und dann bin ich stark und komme mit meinen Bedingungen durch. Jetzt, glaube mir, ist meine Stellung vortrefflich, und was es mir am meisten beweist, ist die Mühe, die sich die Widersacher geben, daß ich sie verlassen soll. Man weiß allgemein, daß ich nicht in die Verwaltung gehen will, weil ich sie für schlecht organisiert halte, man sieht mich also uneigennützig, und wenn man mir auch Ehrgeiz zuschreibt, doch von einem höheren und edleren befeelt, und von meinem Talent hat man eine viel größere Idee, als wahr ist. So lange ich die Dinge bei uns kenne, ist nicht einer in der gleichen Lage gewesen. Es kommt doch eine Zeit, wo sich die Gesinnungen und Umstände ändern, und ich habe die solideste Gewährleistung, daß man auf mich immer zurückkommen wird, die, daß man mich für einen der Fähigsten, und in gewisser Art doch unentbehrlich hält. So lange ich diese Meinung still und einfach durch mein Sein erhalte, so lange ich den Ruf der Festigkeit meines Charakters und des Muts, das Schlechte anzugreifen, den ich den Staatsratssitzungen von 17 danke, bewahre, kann ich gewiß sein, daß man mich nie vergessen wird.



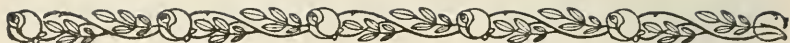
162. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 28. Dezember 1818

Soeben bekomme ich Deinen teuren Brief vom 16. . . . Über meine Lage und meinen Ruf, süßes Kind, sei nicht so besorgt. Gewiß habe ich keine zu große Gutmütigkeit gegen den Staatskanzler, gewiß traue ich ihm nicht und will nichts durch ihn. Meine Trennung von ihm ist entschieden, wie sie sein kann, vor allen Menschen. Denn es ist allgemein bekannt, daß



ich, und zur Zeit, wo noch die Stellen nicht besetzt waren, erklärt habe, in das von ihm geschaffene Ministerium nicht gehen zu wollen. Daß dies so bekannt ist, macht ja eben den Grund seiner Unruhe und seiner Furcht vor meiner Teilnahme am Staatsrat aus. Aber dies ist allerdings nur Trennung in Geschäften. Im Privatleben habe ich mich in Aachen nicht von ihm getrennt. Jedermann aber sah auch, daß dies nur eine Folge seines Bemühens war, und dann, verzeihe mir, aber eine solche Trennung von einem Mann, der doch in wichtiger Zeit Verdienst gehabt hat, mit dem man in vielen und merkwürdigen Lagen zusammen gewesen ist, der übrigens nicht aus Feindschaft, sondern nur aus Schwäche und Kleinlichkeit gegen mich handelt, könnte ich nie selbst billigen, sie widersteht mir innerlich. Ich habe nicht den mindesten Groll, nicht die mindeste Bitterkeit, ich finde mich nicht gekränkt. Ich bedaure den Staat und ihn, ich habe ihm ohne die mindeste Schonung gesagt, wie ich denke, und da er einmal mir vorwarf, daß ich durch meine Erklärung mich selbst ausgeschlossen habe, habe ich mit den eigenen Worten gesagt: Ich mußte so handeln, aber Sie haben gefehlt uff. Daß er innerlich schuld ist, daß er aus unreinen Motiven gegen mich gehandelt hat, weiß jeder, das glaube mir. Allein sonst kann er äußerlich sich wohl verteidigen. Er kann sagen, daß er andere Meinung von den Menschen und Sachen hat als ich, daß er mich für sehr fähig hält, aber nur, wenn ich dienen will, indem ich mich gewissen Bedingungen unterwerfe, sonst nicht; daß er mir unter solchen alles angeboten, und ich ausgeschlagen habe. Dann müssen wir auch nicht ungerecht sein. Er allein hat nicht, vielleicht am wenigsten gegen mich gehandelt. Die Sache kommt zugleich von anderen innerhalb, und von manchen draußen her. Er ist nicht der einzige, der mich unbequem gehalten hat. Er hätte die Sache mit Energie halten können, allein das ist doch wenigstens ein Vorwurf anderer Natur. Dienen will ich,



geliebtes Herz, nicht bloß eine bestimmte Zahl Jahre, sondern so lange Deine Gesundheit und meine Kräfte es erlauben. Das habe ich dem Staatskanzler und dem Ersten deutlich gesagt.

So, teures, liebes Wesen, liegt die Sache, ich glaube nicht einmal, daß wir im Grunde verschiedener Meinung über das sind, was zu erreichen ist, nur über die Mittel, aber ich kann darin jetzt nicht anders handeln. Auch sehe ich Stein viel und würde, wenn ein Schritt geschehen müßte, ihn immer um Rat fragen, wie ich schon in Aachen getan. Ich muß hier schließen. . . .



163. Caroline an Humboldt

Rom, 31. Dezember 1818

Ich will mein Jahr mit Dir beschließen, teuerstes Herz, geliebtes Wesen, so ist denn ein volles, rollendes Jahr vorüber, in dem ich Dich nicht gesehn, und in dem Du auch noch außerdem wohl in mancher Unruhe um mich gewesen bist. Es wird das letzte, hoffe ich gewiß, unseres getrennten Lebens sein. Habe Dank für alle Deine Liebe und Güte in dem verflossenen. Bald, hoffe ich, sehen wir uns nun in dem morgen neu angehenden. Denn entweder kommst Du mich abzuholen, oder ich lasse es nicht so aufs Ungewisse hingehen und reise in den ersten Tagen des Mai ab. Meine Gesundheit hat sich doch so gehoben daß ich alles Gute hoffe.

Dein Brief aus Trier hat mir, wie Du wohl glauben kannst, noch außer der immer gleich großen Freude, Nachricht von Dir zu erhalten, die süßeste durch die Nachrichten gegeben, die Du mir über Theodor und Mathilde gibst. Seit Du ihn das letztemal gesehen, d. h. weit über 15 Monate ist es das erste und einzige



Mal, daß ich eigentlich etwas über ihn höre, etwas, woran ich ein Bild in mir, von ihm, von seinem Zusammensein mit Mathilden knüpfen kann. Es ist mir auch eine unsägliche Beruhigung gewiß zu wissen, daß es nur Verlegenheit in ihm war, mir so lange nicht geschrieben zu haben. Ich will sie zu lösen suchen und ihm in diesen Tagen schreiben. Mein ganzes Herz sehnt sich danach, das viel Schmerzen um ihn gehabt hat.

Sage mir doch, ich bitte Dich, was ist eigentlich Koreff, welchen Titel hat er und seit wann? Was ist außer seinen ärztlichen Bemühungen sein avouiertes öffentliches Geschäft beim Kanzler? Welche ist seine Stellung in Berlin? Es gehen darüber hier so verschieden lautende Gerüchte. Ich möchte gern die Wahrheit wissen und bitte Dich, es mir zu schreiben.

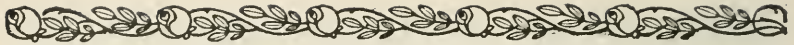
Ich breche hier ab. Aller Segen, alles Gute sei mit Dir, teuerstes Herz. Die Kinder küssen Dir die Hände und schreiben gewiß übermorgen selbst. Adieu! Ewig Dein. Bleibe mir immer gut.



164. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 1. Januar 1819

Diesen Tag also, liebes, teures, süßestes Herz, schreibe ich nicht wieder, als wenn Du an meiner Seite bist. Ach! Du glaubst nicht, wie glücklich mich der Gedanke macht, mit wie unendlicher Sehnsucht er aber auch mir den Busen schwellt. Möge nur dieses Jahr recht recht ungetrübt glücklich für Dich sein. Schone Dich ja recht, daß ich Dich stark und heiter finde, wenn uns der Frühling oder der Sommer wieder zusammenführt. Wenn Du nur gesund bist, so fürchte ich sonst weniger für Dein Glück. Du sollst in der schönsten und reinsten Freiheit leben, und dabei



sollen Dich meine Liebe und Sorgfalt immer und unaufhörlich umschweben. Die äußeren Ereignisse nehmen vielleicht auch eine mehr beruhigende Gestalt an. Auch fürchte ich im Grunde keins, wenn ich mit Dir zusammen bin. Die Dinge der Welt wogen und rollen aufwärts und abwärts, sie geben, da man sich von ihnen nicht einmal trennen möchte, Freude und Leid, aber für das Gemüt, das sie aufzunehmen und zu behandeln versteht, geht nichts in ihnen verloren, und wie sie sich gestalten mögen, wird es höher und tiefer durch sie, und wenn zwei durch die Liebe verbunden sind, die das ganze Dasein in eins verschmilzt, so geht selbst aus dem an sich Schmerzlichen eine noch immer süße Wehmut hervor; auch setzt man dann dem Geschick, wo es feindlich ist, eine mildere und mehr heitere Kraft entgegen, und ist schon darum des Erfolgs gewisser.

Amarme mir tausendmal, liebe Li, die beiden lieben Mädchen und wünsche ihnen das heiterste und schönste Glück im beginnenden Jahr; Carolinen vor allem, daß ihre Gesundheit so bleibt, wie sie ist, und sich noch mehr befestigt, Gabrielen, daß sie bald den in der Nähe besitze, nach dem sie sich sehnt. Dies Jahr muß für uns notwendig viel lösen und viel bestimmen, und insofern ist es vielleicht eins der entscheidendsten in meinem Leben. Es trifft mich gerade an einem Abschnitt der Tätigkeit, und es fragt sich nun, ob und wie eine neue beginnen soll? Ohne zu wagen wird ein solcher Entschluß nie im Leben genommen, und was man im öffentlichen gewesen sein und geleistet haben mag, so steht bei einem neuen Beginnen eigentlich immer wieder Alles, auch das längst Errungene, auf dem Spiel. Das ist gut und hübsch eigentlich, aber auch eine eigene und ernste Betrachtung. Im Handeln soll der Mensch, so lange er lebt, nichts Geborgenes und Gesichertes haben, er soll nie sagen können: das bin ich. In jeden einzelnen Moment soll er die ganze Vergangenheit tragen, und wenn er den



Moment fallen läßt, soll auch sie mit ihm hinsinken. Dagegen schützt auch kein Zurückziehen, kein Suchen der Einsamkeit. Denn ein solcher Schritt, willkürlich vorgenommen, ist ja auch einer in der Kette, die der Mensch, so lange er lebt, schwebend erhalten muß. Es frommt und hilft also nichts, als mit Kraft und Besonnenheit und vor allem mit Scheu vor ungerechter Zuversicht vorwärts gehen, und das ist das Einzige, wonach ich strebe. Aber ich fühle auch sehr gut, daß alles Bisherige nur sehr leicht war gegen das jetzt zu Behandelnde, und daß, wenn ich jetzt tadelfrei abtreten könnte, ich mich gewissermaßen spielend mit dem Schicksal über die Tätigkeit abgefunden hätte, die man ändern und sich selbst schuldig ist. Was meine Lage, liebe Li, jetzt im Innern so bedenklich macht, ist, daß ich jetzt werde übernehmen müssen, wovon es mir mit Recht ungewiß scheinen muß, ob ich ihm wirklich gewachsen bin. Darüber urteilen die Meisten, wenn sie über mich reden, zu leicht ab, und, wenn ich zweifle oder widerspreche, glauben sie nicht. Allein man kennt sich doch selbst, und so wie es im Körperlichen Lasten giebt, die man nicht heben, Dinge, die man nicht nachahmen kann, so, obgleich minder beschränkt, ist es im Geistigen. Ja selbst die Prüfung dabei ist schwer, da Besorgnis und Zuversicht zu weit führen können.

Von dieser Seite kann ich also nicht sagen, daß ich das neue Jahr mit zuversichtlicher Freudigkeit beginne. Aber auch darin ist mir die Gewißheit, mit Dir zusammen zu sein, ein unendlicher Trost, und viel mehr, als ich Dir sagen kann. Es ist eine eigene Kraft und eine höhere Klarheit, die sich nun einmal nicht weiter schildern und begreiflich machen lassen, die ich allemal aus dem Zusammensein mit Dir schöpfe, und immer eine höhere, geliebte Seele, je inniger und ungestörter das Zusammensein ist.

Ja, wohl wäre es schön, in tiefer Einsamkeit mit Dir in Burgörner oder Rom zu leben. Aber glaube ja nicht, geliebtestes Herz, daß



ich danach jetzt steure, oder es jetzt nur für leicht möglich halte. Ich theile darin ganz Deine Ansicht. Hätten sie mich ein zweites Mal bannen können, wäre wohl auch für das Innere ein Neuer gekommen. So glaube ich es nicht. Wie gesagt, sie fürchten, und sie müssen doch auch einen Halt haben. Die jetzigen Minister sind wie die indischen Götter, die die Welt tragen. Einer ruht immer auf dem andern, aber keiner auf etwas endlich Festem. Der Neue sagte ja, wo man es hören wollte, daß, wenn er mich nicht als Stütze hätte, er auch nicht bleiben könne. Es ist sehr närrisch, daß sie alle auf mich fallen, aber das ist nun einmal bei uns so. Wenn sie eines Namens habhaft werden, so lassen sie ihn nicht los, er muß dann zu allem passen, und ich bleibe noch dabei, daß ich zu vielen Dingen besser taue als zum Regieren, und viele andere dazu besser als ich. Allein ich habe Liebe und Interesse am Lande, Ernst und Willenskraft, und setze, wenn die Sache bedeutend ist, gewiß meine ganze Existenz daran.



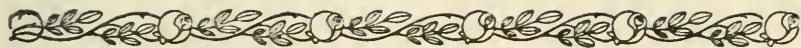
165. Caroline an Humboldt

Rom, 3. Januar 1819

Mein letzter Brief im verflossenen Jahre war für Dich, und mein erster ist es wieder, teuerstes Herz. . . .

Zum Sylvesterabend gab ich meinen Hausgenossen, einigen Fremden und anderen Künstlern ein kaltes Souper und Bischof, den ich selbst mache und darin excelliere. Wir waren 27 Personen, alle sehr heiter, und nach der Mitternacht wurde bis 2 Uhr getanzt, und die Gesellschaft trennte sich im heitersten Mut.

Zugleich mit Deinem Brief hatte ich einen von Theodor ohne Datum und einen von Mathilde in einem eigenen Couvert. Es



wird ihm sehr schwer zu schreiben: Ich bitte Dich recht von Herzen um Verzeihung. — Ich schicke Dir die Abschrift von Theodors Brief und meine Antwort. Ich weiß nicht, ob sie Dir so recht sein wird. Ich hätte vielleicht strenger schreiben sollen, denn sein Brief ist nicht liebend, wie ich mit tiefem Schmerz empfinde, allein ich habe gehofft, daß diese Milde, daß selbst ein Blick in mein wundtes Herz ihn endlich zurückführen, endlich in Liebe und Vertrauen öffnen werde. . . .

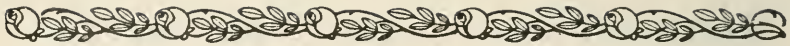
Du moquierst Dich auf die niedlichste Weise über mein Versprechen mit den vielen T in dem Wort entferntesten Vergleichen. Bei Dir, süßestes Leben, wird kein Gott noch Mensch Dich je überführen können, Dich je verschrieben zu haben, denn da alle Buchstaben eine so liebenswürdige Familienähnlichkeit haben, so möchte es schwer sein, den Beweis zu führen. Verzeih mir, teuerste Seele, aber da Du schon voraussetzest, daß ich mich rächen werde, so muß ich doch nicht hinter Deinen Erwartungen zurückbleiben!



166. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 7. Januar 1819

. . . **B**ei Gelegenheit, daß ich Dich so sehr gern um diese Sache selbst befragt hätte, fällt mir Stein ein. Er spricht sehr oft mit mir von Dir, und neulich noch hat er mir gesagt, daß es mir recht nötig wäre, Dich bei mir zu haben. Da ich erst glaubte, er scherzte und wollte etwas gegen mich sagen, so nahm ich das Wort „nötig“ auf, und er setzte nun wirklich sehr wahr und hübsch und mit eigentlicher Wärme auseinander, wie eine Frau wie Du jedem Manne und recht im eigentlichen Verstande nötig sei. Ach! Recht hat er auch in einem noch tieferen und eigen-



tümlicheren Sinne, den er vielleicht überhaupt nicht einmal ganz faßt, weil er wohl in seiner Häuslichkeit nie ein so tiefes Verhältniß gehabt hat. Recht, daß Deine Gegenwart mir im eigentlichsten und stärksten Sinne des Wortes nötig und unentbehrlich ist, unentbehrlich wie der beste Theil des eigenen inneren Lebens, so daß das Dasein selbst in dieser schmerzlichen Trennung nur halb ist. Er wünscht sehr Dich zu sehen, und da er glaubt, Du würdest gegen den Sommer hierher kommen, wenn ich dann noch hier wäre, so äußerte er neulich, daß er das sehr wünschte, obgleich er mich in anderer Rücksicht lieber in Berlin hätte.

Daß ich bis zum Frühjahr hier bleiben könnte, ist jetzt gar im Geringsten nicht glaublich, und mir wäre es sehr widrig. Ich glaube vielmehr, daß ich vor dem 15. des nächsten Monats gewiß wegkomme. Auch Wessenberg*) drängt sehr, weil er zu seinem Kaiser gehen soll, und dieser am 10. Februar Wien zur Reise nach Italien verläßt.

Eben, da ich dies schreibe, tritt Anstett**) zu mir in die Stube. Er hat Nachrichten bekommen, es könnte wohl länger währen. Der Bayrische Gesandte, ein gewisser Pfeffel, der, wie ich, noch Bayrischer Gesandter in London ist, kommt erst in 10 Tagen hier an. Es ist unbegreiflich, wie man die Sachen treibt. Mir ist dieser Aufenthalt sehr fatal, und sowie er von dieser Seite herkommt, für die ich eigentlich hergeschickt bin, ist es sehr schwer, etwas dagegen zu tun, besonders, da der Aufenthalt von der Art sein wird, daß es immer von Woche zu Woche heißen wird, daß es zu Ende geht.

Das Verlangen abgerechnet, das ich habe, in Berlin zu sein, meine Lage entschieden zu sehn und wirken zu können, befinde ich

*) Johann Philipp Freiherr v. Wessenberg-Impringen, geb. 1773, † 1858, österreichischer Staatsmann.

**) Vgl. E. 281.

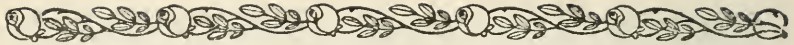


mich übrigens ganz wohl hier. Ich gehe sehr wenig aus, bin also den Tag über meist allein, den Abend aber einen um den andern Tag von 6 bis 11 bei Stein. Ich wende meine Zeit auch nicht übel an. Ich meine damit nicht gerade, daß ich für mich wie immer studiere, sondern auch, daß ich die Gelegenheit der Nähe Steins hier zu mehreren jetzt gerade bei uns wichtigen Dingen benutze. So hat er seit einem Jahr sich sehr mit den Ständischen Angelegenheiten Westfalens beschäftigt, und die alten Stände dort haben neue Plane in Vorstellungen an den König überreicht. Alle Verhandlungen lese und bespreche ich hier mit ihm. Man kann sich damit eigentlich kaum genug beschäftigen, und es sind in den Steinischen Papieren wirklich treffliche Aufsätze. So ist ein historisch raisonnierender über den Adel, den zwar*) . . . Schloffer**), der Arzt, aber ganz nach Steinischen Ideen und kleinen Aufsätzen geschrieben hat, der sehr geistreich ist. Du weißt gewiß, daß Stein viel auf den Adel hält. Dann habe ich ebenso auch die Verhandlungen hier gelesen, die die Gesandten mehrerer . . . Fürsten hier über die Verhältnisse mit dem Papst gemacht haben. In diesen hat Wangenheim viel gearbeitet, und das ganze scheint mir sehr gut. Es wäre nur zu wünschen, daß man von unserer Seite auch daran Teil genommen hätte, und nicht nur für sich soweit gekommen wäre.

Schrieb ich Dir, daß ich Adelsheid amarantenen Sammet habe kaufen lassen, genug zu einem Schleppkleid? Der Major Martens, der hier mit seiner eben geheirateten Frau durchging, hat ihn mitgenommen. Die neue Dame finden einige Leute hübsch, weil sie lebhaft Augen hat. Wie es aber immer geht, wenn man nichts als Augen hat, wenn sie sie zumacht, sieht sie geschworen wie eine Raße aus. Ich weiß wohl! die Augen zu schätzen und habe ja

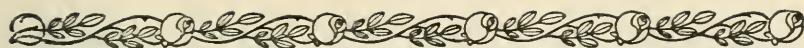
*) Abgerissene Stelle am Rand.

**) Vgl. E. 215.



Deine so unendlich lieb, aber wenn die Augen so das einzige in einem Gesicht sind, sind es nie die wahren und eigentlichen, und dann müssen die Augen auch keinen eigentlichen Theil der Schönheit ausmachen, sie müssen nur so auf die außer ihnen und ohne sie bestehende Schönheit den Glanz ausgießen, wie der Himmel auf die Erde. Sie sind ganz etwas anderes als die Schönheit, ein unmittelbares Ausstrahlen der Seele, ein unmittelbares Zusammenknüpfen von Körper und Gemüt auf unbegreifliche Weise. Darin haben nur die Lippen etwas Ähnliches, um die es bei geistvollen Menschen, die gerade diesen Ausdruck besitzen, auch ist, als umschwebte sie der Hauch des Seelenvollen der Rede, die sie gewohnt sind, zu empfangen, und als hinge er in einem Ausdruck, der sich nicht schildern läßt, unaufhörlich an ihnen. Ich habe nur zwei Menschen gefunden, die das in sehr hohem Grade hatten, Dich und Schiller. Bei ihm ist es fast noch in der Dannekerschen Büste sichtbar geblieben, obgleich er in ihr, wie in der Natur, eine etwas zu stark ausgedrückte männliche Schärfe in der Oberlippe hat.

Dies ist meine Theorie über die Augen, und wenn ich vor anderen manchmal im Scherz von dem Zumachen rede, so behalte ich die innerliche Lehre für mich. Solche innerlichen Lehren kann man bei sehr vielen, ja ich möchte sagen, bei allen Dingen haben, und es wird dadurch möglich, indem man sich bloß mit dem Äußeren und mit Anderen zu beschäftigen scheint, ein recht durch und durch inwendiges Leben zu führen. Das hat mein Glück von der frühesten Jugend, ja von der Kindheit an, gemacht. Alles in der Natur und im Treiben der Welt selbst läßt sich als Hieroglyphe ansehen, und ist es vielleicht, und jede innere Gedankenzeugung schmiegt sich wieder einem Bilde an. Es ist das das ewige Band, was die Welt und die Geister zusammenknüpft. Das gering Scheinende wird dadurch bedeutend, und manches, was man als bloß irdisch ansieht, ehrwürdig und heilig. Eine leichte Pforte scheidet dann



zwei ganz verschiedene und doch verwandte Gebiete, und wer des Weges durch sie gewohnt ist, geht vom Glanz heiterer Bilder zum besänftigenden Dunkel von Ideen über, und kehrt zurück und kommt wieder, und wiederholt so in einem Sinnbild, das immer zugleich tiefer ins Wesen führt, den letzten Weg vom Lichte zur Erde. Lebe wohl, mein süßes inniggeliebtes Kind. Umarme die lieben Mädchen.
Ewig Dein S.



167. Caroline an Humboldt

Rom, 11. Januar 1819

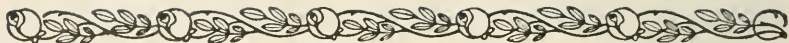
... **W**ir haben gestern von den Zimmern unseres Konsuls aus, Herrn Valentini, der ai S. S. Apostoli wohnt, den Leichenzug der Königin von Spanien*) mit angesehen, die von S. Maria Maggiore nach S. Peter gebracht wurde, nachdem sie in S. Maria Maggiore auf einem Paradebett unter einem Thronhimmel gelegen hatte. Sie war mit Krone und Szepter und königlichem Mantel geschmückt, zwanzig Bruderschaften gingen ihr voran, zehntausend Messen sind für sie gelesen worden und werden es noch („perchè à forza la vogliono spingere nel paradiso“**), sagte mir ein Römer). An der Bahre trugen oder hielten vielmehr das Leichentuch zur Rechten und zur Linken der Erbprinz von Neapel**), ihr Schwiegersohn, und ihr Enkel, der junge Herzog †), und alle Branden von Spanien, Kardinäle und Prälaten folgten zu Pferde. 25 000 Pfund Wachskerzen waren theils verteilt, theils in den Kirchen zur Beleuchtung. S. Maria Maggiore war un-

*) Luise, geb. 1751, † 1819, Tochter des Herzogs Philipp von Parma.

**) „Weil man sie mit Gewalt ins Paradies befördern will.“

***) Franz, geb. 1777, † 1830, als König beider Sizilien.

†) Ferdinand, Herzog von Noto, geb. 1810.



endlich schön drapiert und wahrhaft grandios beleuchtet. Wie eben der Zug aus der Kirche ging, ist der Courier angekommen, der die Nachricht des Todes der regierenden Königin*) von Spanien gebracht hat. Ist das nicht schauerlich?

Ich verdiene gar nicht, was Du über mein Brieffschreiben sagst, das Schreiben macht mir seit meinem Kranksein eine physische Mühe, die ich mir gar nicht recht erklären kann, die durchaus nervös sein muß. Es wird mir immerfort schwindlig und übel dabei, so daß ich oft aufstehen, ruhen, oder etwas anderes vornehmen muß. Wie sollte ich dabei nur irgend leidlich schreiben? Aber Deine Liebe, teures Herz, liest nicht allein heraus aus den Briefen, sie liest auch hinein. . . .

Mehrimalen habe ich nun schon bemerkt, daß 24 Stunden vorher, ehe Sturm eintritt, ich ungeheure Schmerzen in den Füßen empfinde. Dieser Schmerz ist etwas sehr Eigenes, er hat, wenn ich mich so ausdrücken darf, weniger Körperliches wie ein anderer, aber er zuckt gleichsam glühend im innersten Gebein. . . .



168. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 15. Januar 1819

Sch habe Dir heute, liebes Kind, eine wirklich außerordentliche Neuigkeit zu melden, die aber mehr die Neugierde, womit ich aber mehr meine, als das Wort gewöhnlich anzeigt, spannt, als befriedigt. Stell Dir vor, Mittwoch, 13. früh, bekomme ich eine Estafette aus Berlin, einen einzelnen ganz dünnen Brief von unbekannter Adresse. Du erinnerst Dich, wer der war, der im Jahre 1815 Theodorn in seiner damaligen unglücklichen

*) Marie Isabella, geb. 1797, † 1819, Tochter des Königs von Portugal.



Geschichte ausdrücklich zurückrief, nachdem er alle anderen weggeschickt hatte. Nun derjenige*), der jetzt dessen Stelle hat und Dir gewiß dem Namen nach bekannt ist, ist der, der mir schrieb und die Estafette schickte.

Der Brief selbst lautet ungefähr so: Wenn es keinem gleichgültig sein könne, in welche Hände die Führung des von Stürmen der Zeit hart bedrängten Staatsschiffs gelegt werde, so werde es mir verzeihlich scheinen, daß er mir seine innige Teilnahme wegen der mir angebotenen Bestimmung ausdrücke. (Dies deutet also auf ein Unerbieten, welches mir gemacht werden wird, bis heute habe ich keine Zeile.) Die Veranlassung seines Schreibens sei folgende: Verschiedene Verhältnisse erlaubten nicht, meinen Eintritt ins Ministerium an den Austritt von Personen zu knüpfen, dessen Notwendigkeit ich immer behauptet hätte. Daraus erzeuge sich die Besorgnis, ich möchte diese Ministerialveränderung als die *conditio sine qua non* betrachten und die mir angebotene Bestimmung ablehnen. Dies würde ein großes Unglück sein. Der mir zuge dachte Geschäftskreis sei, ohne Widerrede, in der jetzigen Zeit der wichtigste Teil der Verwaltung; daß ein Mann wie ich seinen Einfluß auf alle übrigen Branchen weder beschränken könne noch werde, sei natürlich. Meine abschlägige Antwort müsse, sie möge spät oder früh erfolgen, absichtlich oder zufällig ins Publikum kommen, die unglückliche Meinung hervorbringen und verstärken, der Zustand der Administration sei rettungslos, weil ein Mann von meinem Geist sich der Leitung nicht unterziehen wolle, oder die Regierung meine es mit ihren Absichten nicht ehrlich; dazu, solche Gerüchte und Meinungen zu veranlassen, werde ich mich

*) Obgleich der Name nie genannt wird und auch der Brief nicht mehr vorhanden ist, kann der Schreiber des Briefes nur der damalige Chef des Militärtabinetts und Generaladjutant des Königs sein: Job von Wigleben, geb. 1783, † 1837.

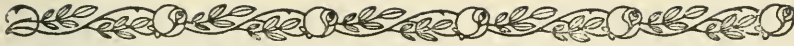


nicht hergeben. Der Grund, die Personenentfernung, könne diese Meinung nicht zerstören; die Lage der Sachen habe sich wirklich verändert, die Verwaltung sei (merkwürdige, aber so nicht ganz verständliche Worte) an andere übergegangen. Es sei allerdings die Frage, ob nicht mehr habe geschehen können, allein ich kenne die Welt und die Wirkung persönlicher Rücksichten. Schließlich gibt er mir den Rat, daß es unter allen Umständen gut sein würde, wenn ich, bevor ich eine bestimmte Entscheidung gäbe, selbst nach Berlin käme. Der Brief ist vom 10. Am 8. mußte man in der Stadt nichts wissen. Ich habe von diesem Tage einen Brief von August.

Das Wunderbarste an dieser Erscheinung war und ist mir noch der Brief selbst. Ich habe den Mann, den ich übrigens sehr achte, nur zweimal in meinem Leben gesprochen; hat er aus eigenem Antrieb geschrieben, so ist es ein höchst erfreulicher Beweis nicht bloß von seinem persönlichen, sondern von allgemeinem Vertrauen der Besseren. Allein über solche Sache schreibt einer nicht leicht allein und von selbst, und schickt noch weniger Estafetten, also ist der Brief wohl auf Veranlassung, wenigstens mit Vorwissen und Erlaubnis desjenigen*) geschrieben, bei dem der Schreibende unmittelbar in Geschäftstätigkeit ist. Denn für ein Organ des — — —**) halte ich ihn nicht. Die Sache selbst ist offenbar Versorgung der Einrichtung ständischer Verfassung. Da man glaubt, daß ich in Absicht dieser Sache die öffentliche Meinung von ganz Deutschland für mich habe, so meint man vermutlich, durch die Übertragung des Geschäfts an mich, eine Bürgschaft des Ernstes zu geben. Vielleicht hat man gar keine Verwaltung mit dem Anerbieten verknüpft, das glaube ich aber nicht. Ich denke mir eher einen Mischmasch, wie er des — — — würdig ist, irgendeine mir schon einmal angetragene Teilung und Zerstückelung des Ministeriums des Inneren.

*) Des Königs.

**) Staatskanzlers.

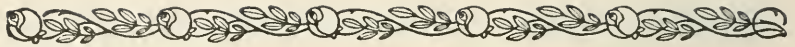


Ich sehe aus den Zeitungen, daß man das Ordensfest auf den 24. vom 18. verlegt hat. Dieß ist wohl nicht ohne Ursache geschehen, obgleich es ein bloßer, aber sehr hübscher Einfall des Königs sein könnte, weil es der Geburtstag Friedrichs II. ist. Hat es aber eine andere Ursache, so ist es wohl nur die, sechs Tage mehr zur Ankündigung der neuen Veränderungen zu gewinnen. Vielleicht bekomme ich also nichts als nach dieser Epoche. Wenn nur nicht zu dieser auch das Neujahrsgeschenk erscheint! Es ist wirklich schrecklich, daß man, solange der — — — herrscht, bei allem Neuen nur immer zittern kann.

Über meinen Entschluß habe ich bis jetzt nur einen gefaßt, den ich aus dem Briefe selbst gewonnen, der aber auch so immer der meinige gewesen wäre, nämlich schriftlich gar keine entscheidende Antwort abzugeben, sondern dieß erst in Berlin zu tun. Ich werde sehen, was man mir über mein Einkommen schreiben wird.

Daß, wie es nunmehr gewiß scheint, die beiden*) bleiben, ist unangenehm und schädlich. Allein ich glaube nicht, daß ich in die Verlegenheit kommen werde, doch gerade auf diesem Austritt zu bestehen. Es gibt wichtigere Bedingungen und vielleicht schwerere durchzusetzen. Ich muß den gewöhnlichen Vortrag beim König haben, und es muß für mich wenigstens aufhören, daß der Staatskanzler Verfügungen suspendieren und selbst machen kann. Ferner muß ich alle wesentlichen Teile des Ministeriums des Innern in mich vereinigen, ich kann nicht bloß wie ein Professor über ständische Verfassungen dastehen, eine solche Sache muß aus dem Leben hervorgehen, und man muß, um sie zu handhaben, also auch ins Leben eingreifen. Habe ich aber einen Teil, so muß ich auch alles haben, was mit dem Teile zusammenhängt. Damit aber ist der jetzige Minister des Inneren so gestürzt, daß ich nicht einmal weiß, wie man ihm den Namen lassen will. So sehe ich es an,

*) Bülow und Schuckmann.



und so sieht es der an, mit dem allein ich über diese Angelegenheit rede.

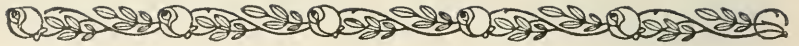
Unendlich danke ich Dir, teures, geliebtes Herz, daß Du mir in Deinem letzten Brief Deine eigene Meinung so klar dargelegt hast. Ich handle immer sehr ungern, ohne sie zu wissen. Sei überzeugt, daß ich nichts versäumen werde, was wirklich zum Ziel führen kann, daß ich auch nicht unnütz eigensinnig sein werde, noch weniger zu leichtgläubig gegen den — — —. Du siehst aber, süße Li, daß mich meine Berechnung nicht getäuscht hat. Die Anerbietungen mußten kommen, und ich stehe nun in der rechten Lage. Hätte ich die ersten Schritte getan, hätte ich mir unwiederbringlich geschadet. Ich hoffe, es soll so gehen. Aber die erste Festsetzung der Stellung wird unglaublich schwierig sein und das Gehen nach Berlin, so unumgänglich notwendig ich es halte, mich, wenn ich mich nicht sehr hüte, nur noch mehr verwirren. Jeder wird mir raten, jeder nach seiner Partei, nach seinem Wunsch, mich nur darin zu wissen oder mich als ein Mittel zu brauchen andere herauszubringen. Wie ich handeln mag, werde ich dem Vorwurf nicht entgehen, entweder zu eigensinnig abgeschlagen, oder meine Stellung, da man mich wirklich jetzt kaum entbehren kann, nicht genug benutzt zu haben.

Ein großer Trost, eine unendliche Beruhigung ist es mir, daß Du mich in der Stelle wünschest. Ich habe immer ein doppeltes Vertrauen, mich einer Sache zu widmen, wenn Du dafür stimmst. Wärfst Du dagegen, täte ich sie gewiß nicht. Aber schon Dein Schweigen lähmt, das kann ich Dir mit Wahrheit versichern, bis ins Innerste meine Kraft. Ich bin überzeugt, ich könnte, wenn Du einmal nicht mehr wärfst, auch nichts mehr leisten. Denn die Seele aller gelingenden Tätigkeit ist doch das tiefe Selbstvertrauen. Mit diesem sinkt alles hin.

Wärfst Du selbst in Aachen gewesen, teures Kind, würdest



Du die Unmöglichkeit eingesehen haben, mit dem Staatskanzler anders zu sein, als ich war. Die Entfernung in vielen wesentlichen Grundideen war sichtbar genug, unwahr war übrigens von meiner Seite das Verhältniß kaum zu nennen. Auf dem tieffreundschaftlichen Fuß bin ich nie mit ihm gewesen, und wie wäre das in solchen Verhältnissen möglich? Das flachere Verhältniß hat von meiner Seite nicht aufgehört. Daß bis jetzt mir das Gerücht, daß ich gut mit ihm gewesen sei, geschadet habe, davon habe ich keine Spur. Allein, liebes gutes Kind, sei überzeugt, über den Tadel kommt man nicht weg. Wenn ich ins Ministerium gehe und die beiden, ja auch nur den einen darin lasse, den Du und Ribbio darin wollen, so werde ich doch der Schwäche und des Nachgebens beschuldigt werden, und von gewisser Seite nicht mit Unrecht. Dann hat sich sichtbar in Aachen mein Verhältniß mit ihm erkaltet, wie auch, da ich ihm viel widrige Dinge sagen mußte, bei seiner nicht ganz unempfindlichen Natur natürlich war. Noch größeres Erkalten und weniger Sehen wird also in Berlin natürlich erscheinen. Beim Zurückkommen von London wäre es öffentlich gar nicht zu begreifen gewesen. Alles, was der Staatskanzler mir getan hat, ist privatim vorgefallen. Öffentlich kann er sich sehr rechtfertigen. Er hatte mir (einerlei ob ernsthaft oder nicht) eine Stelle im Ministerium angetragen, ich hatte sie an Bedingungen geknüpft, die nicht erfüllt wurden, ein anderer hat nun das Ministerium erhalten, ich war an einem äußerlich für wichtig gehaltenen und gewiß angesehenen Posten. Das ganze moralische Unwesen lag in dem, was keinem bekannt sein konnte. Dann mußte ich mich auch damals sehr hüten, daß ich nicht zu boudieren schiene, nicht Bernstorffs Platz zu haben. Dies wäre schädlich gewesen und ungeschickt. Du hast sehr recht, daß ich von Natur wohl über gewisse Dinge zu leicht weggehe, daß ich vorzüglich die, welche Abstoßung fordern, oft zu wenig ernst nehme, da ich, was ich gar



nicht lobe, die Welt wenig von dieser Seite und in dieser Art auf mich wirken lasse. Aber hier glaube ich in der That nicht unrichtig gehandelt zu haben. Mit dem Anerbieten der Rheinprovinzen, sagst Du ganz recht, war es ihm nicht ernst. Aber auch überhaupt mit keinem Anerbieten, das glaube mir. Schon darum mußte ich in Aachen alles ausschlagen. Das, was jetzt kommen soll, ist ihm vermutlich auch abgedrungen durch die Unmöglichkeit, in die ihn meine Festigkeit versetzt, mich von Berlin zu entfernen, und vielleicht durch eine Krise in allem, eine nicht von ihm herkommende Neigung, ihn zu entfernen, von der des Neuen Berufung das erste Symptom war, und durch Bernstorff selbst. Auf alle diese Dinge konnte ich rechnen, ohne mich selbst zu bewegen. Er mag es auch als eine mir gelegte Schlinge ansehen, und ich tue immer gut, diese Ansicht selbst zu haben. Allein es ist sicher, daß ich es nun auch werde, der die Wurzeln seiner Macht angreift, und wie dies auf seine Eitelkeit wirken wird, will ich nicht sagen. Da ich dies aber nicht aus Persönlichkeit, sondern der Sache wegen tue, so kann es mir niemand für Verrat an dem Umgang selbst auslegen, um so weniger, als ich in Aachen selbst nie aufgehört habe, ihm zu sagen, daß seine Stellung zu den Ministern zuerst geändert werden müsse.



169. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 22. Januar 1819

Sestern endlich, liebe Li, ist ein Brief des Staatskanzlers angekommen. Er hat jetzt die nicht ungescheute Partie ergriffen, mich vom König geradezu ernennen zu lassen, und ich zweifle kaum, daß er nicht auch die Ernennung vor meiner Antwort wird öffentlich bekannt machen.



Ich schreibe Dir die Rabinetttsordre ab:

Da Sie in Ihrer Vorstellung vom 13. November v. J. den Wunsch wiederholt und dringend zu erkennen gegeben haben, nach Beendigung Ihres Auftrages in Frankfurt a. M. nicht wieder nach London zurückzukehren, so will ich solchem willfahren, so sehr ich mir dort von der Fortsetzung Ihrer nützlichen Dienste und dem Vertrauen, welches Sie sich bei dem Prinzen-Regenten und den englischen Ministern erworben haben, einen guten Erfolg versprechen konnte. Dagegen erteile ich Ihnen hiermit Sitz und Stimme in meinem Ministerio, dessen Wirkungskreis neuerlich sehr erweitert und genauer bestimmt worden ist, mit der mit dieser Stelle verknüpften Besoldung, Tafel- und Hausmietegeldern, in Ermangelung einer freien Wohnung. Sie werden nach dem Dato Ihres Patents in das Ministerium eintreten und an allen allgemeinen Angelegenheiten, die darin vorkommen, teilnehmen. Übrigens übertrage ich Ihnen für jetzt folgende besondere Departements: 1. die ständischen Angelegenheiten und Verhandlungen mit den Landständen, 2. die ständischen und übrigen Kommunal-sachen, 3. das Provinzial- und Kommunalschuldenwesen, 4. die sogenannten land-schaftlichen Kredit-systeme., 5. die Militärsachen, insofern sie nicht als rein militärisch vom Kriegsminister ausschließlich besorgt werden, also die Angelegenheiten der Armeeergänzung, der Landwehrformation, des Servis-, Vorspann-, Marsch- und Einquartierungs-wesens, und die Mitwirkung zur Mobilmachung. Außerdem bleiben Sie im Staatsrate und treten darin in die Abteilung für das Innere für alle Sachen ein, die zu dem Departement des Staatsministers von Schuckmann gehören, so wie dieser in solche für die Ihrigen eintritt. Die benannten fünf Gegenstände wird Ihnen der Minister von Schuckmann abgeben, wogegen derselbe das aufgehobene und mit dem Ministerio des Inneren vereinigte besondere Polizeiministerium erhält. Der Staatskanzler wird Ihnen endlich



noch 6. das Neuchâtelles Departement abtreten. Ich verspreche mir durch diese Bestimmungen, das Wohl des Staats und Ihre Zufriedenheit berücksichtigt zu haben, und erwarte nun, daß Sie, sobald es Ihr dortiges Geschäft erlauben wird, Ihren neuen Geschäftskreis, den ich in der Folge noch zu erweitern mir vorbehalte, antreten und mir darin auch fernerhin die nützlichsten Dienste leisten werden. . . .

In einer anderen mir abschriftlich mitgetheilten Rabinettsordre an das Ministerium wird bekannt gemacht, was Schuckmann und mich angeht, gesagt, daß Wittgenstein das Polizeiministerium an Schuckmann abgibt, da es von nun an mit dem Ministerium des Inneren verbunden sein soll, daß aber Wittgenstein Sitz und Stimme im Ministerium behält, und daß ihm der Staatskanzler die Angelegenheiten des Königlichen Hauses und der Familie, die Hoffachen und Angelegenheiten der höheren Hofchargen abgibt; daß der Staatskanzler nur das Archiv, die Oberrechnungskammer und das Statistische Bureau als unmittelbar unter ihm stehend behält und sich seinen übrigen Geschäften als Staatskanzler und der allgemeinen Oberaufsicht und Kontrolle jeder Verwaltung desto ungestörter widmen kann. Außerdem ist bestimmt, daß der persönliche Vortrag der einzelnen Minister bei dem König zwar in letzter Zeit wegen seiner öfteren Abwesenheit wenig stattgefunden habe, daß aber in der Folge festgesetzt sein solle, daß ein jeder der Minister oder mehrere befugt sein sollen, nach vorgängiger Rücksprache mit dem Staatskanzler über die dem König vorzulegenden Gegenstände, ihm in dessen Gegenwart mündlichen Vortrag zu machen, wenn es für die Sache als nützlich erschiene, so wie auch dem Staatskanzler das Recht bleibe, es zu veranstalten.

Des Kanzlers Brief ist kurz, und, wie Du sehen wirst, etwas steif. Er lautet so:

Berlin, 16. Januar. Liebster H. Ich sende Ihnen im An-



schlusse eine Königliche Rabinetttsordre, wodurch Ihre fernere Dienstbestimmung entschieden ist. Der König hat zugleich auf Ihre Wünsche und auf das Beste des Staats gesehen, und beides nach meiner Überzeugung dergestalt vereinigt, daß ich hoffe, Sie werden keine Einwendungen dagegen machen. Alle Ausstellungen, die Sie wegen der Komposition des Ministerii machten, sind beseitigt bis auf die persönlichen, die wegfallen müssen, wenn Sie nicht mit einer förmlichen Anklage in die Schranken treten wollen. Ihren Talenten ist es vorbehalten, in dem Wirkungskreis, den Sie nunmehr erhalten, recht viel Gutes und Nützliches zu stiften und Leben in die Geschäfte zu bringen. Zur näheren Übersicht: (hier folgt ein Auszug aus den Rabinetttsordren). Nun leben Sie wohl, und eilen Sie, dort fertig zu werden; ich freue mich sehr, Sie hier zu besitzen. Eine Weigerung Ihrerseits würde dem König höchst unerwartet und auffallend sein. Sie hätten auch wirklich gar keine gültige Entschuldigung dafür. Ich umarme Sie von Herzen. H.

Unten am Rande steht: Ich arbeite jetzt an einer Konstitution, deren Beschleunigung der König nun ernstlich will. Davon nächstens mehr. —

Dies, teures Herz, ist, was ich erhalten habe. Es kam mit der gewöhnlichen Post und ist sogar langsamer als gewöhnlich gegangen. Ich erhielt die Sachen gestern Nachmittag, wo ich eben zu Tisch ausgehen mußte, und schickte sie gleich dem*), den Du denken kannst. Den Abend dachte ich selbst darüber nach, und heute habe ich mich ordentlich mit dem beraten, was ich zu tun habe. Unsere Meinungen waren im Grunde übereinstimmend, bloß mit der Nuance, daß ich mehr Bedenken getragen habe, darauf Verzicht zu tun, auf die Entfernung der beiden bekannten Personen zu dringen. Daß es mir Schaden tun wird, von dieser Bedingung abzugehen, daß nicht nur diejenigen, die in mir ein Werkzeug sehen,

*) Stein.



jene wegzuschaffen, sondern jene selbst dies als Waffe gegen mich brauchen werden, um mir Inkonsistenz, Mangel an Festigkeit und Lust, ein Ministerium zu haben, vorzuwerfen, davon bin ich auch wirklich überzeugt. Allein wenn man, wie man doch hier muß, mehr auf die Sache geht, so scheint sie anders. Das Geschäft, das ich ausführen soll, ist von der äußersten Wichtigkeit, und den Schaden, den mir die beiden darin tun können, kann ich jetzt, nach Veränderung aller Umstände, so hoch nicht anschlagen. Ihr eigenes Departement ist unbedeutend, und wenn ich mit dem König selbst persönlich zu tun habe, so können sie auch mir nicht so in den Weg treten. Darin sind alle Umstände anders, als zu der Zeit, wie ich am bestimmtesten aussprach, nicht mit ihnen dienen zu wollen. Im übrigen war ich mit dem Hiesigen noch mehr in allem überein. Wir haben verabredet, daß ich dem König jetzt auf das wärmste für sein Vertrauen danke, allein sage, daß ich mich erst in Berlin selbst definitiv erklären kann, und daß ich dem Staatskanzler ziemlich kalt antworte, und daß ich dem, der mir neulich durch eine Estafette schrieb*), mein Bedenken ausführlicher darlege. Das Hauptbedenken ist in Wahrheit nur das der Stellung des Staatskanzlers. Vor seinen Eingriffen muß man sicher sein, das ist eine *conditio sine qua non*. Ein wahrer Eingriff in mein Ministerium ist schon jetzt sein Arbeiten an einer Konstitution. Wir sind übereingekommen, daß ich ihm hierüber nachdrücklich schreibe. Es wäre schrecklich, wenn er durch neue Übereilungen alles verderben wollte und könnte und der Staat seinen schriftstellerischen Eigendünkel büßen müßte. Es ist überaus glücklich, daß er sich infolge eben dieses Dünkels nicht hat enthalten können, diese Nachschrift zu machen. Wirklich kann sie ein großes Licht über dasjenige verbreiten, was er sich von der mir zugedachten Stellung für einen Begriff macht. Ich bin nicht argwöhnisch, aber

*) Wigleben.



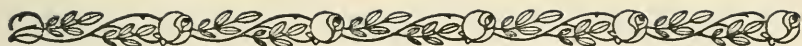
gib nur auf das Wort in der Kabinettsordre acht: „Die Verhandlungen mit den Landständen“, und nimm dann die Nachschrift hinzu. Sieht es nicht aus, als sollte ich nach einer fremden, nicht von mir vorgeschlagenen Verfassung die Beschlüsse des Ministeriums, die, bei seiner jetzigen Zusammensetzung, sogar leicht gegen meine Überzeugung sein können, als eine Art Advokat oder Gesandter bei den Ständen durchsetzen? Dazu kann ich mich schlechterdings nicht brauchen lassen. Du siehst aber, daß ich nicht unrecht hatte, wie ich von Schlingen sprach, die man legt. Es ist ganz die Manier des Staatskanzlers, die Kastanien von einem anderen aus dem Feuer holen zu lassen und dann gemächlich zu verzehren. Daß die Tendenz bei ihm dahin geht, mich auch hier nur zu einem Werkzeug dienen zu lassen, ist mir klar, das will ich aber nicht zugeben. Ich muß die ständische Angelegenheit vom ersten Element an selbst und allein leiten oder ich kann mich mit der ganzen Sache nicht befassen.

Ich schreibe die Briefe noch heute abend und zeige sie auch erst dem Hiesigen. Er ist, wie Du, der Meinung, daß ich mich von dem Staatskanzler entfernter halten muß, und ich werde also um so mehr folgen, als es schon von selbst sich dazu hinneigen wird. Wirklich, liebe Li, stammt, wenn mir so etwas schwer wird, das von meiner angeborenen Treue und Dankbarkeit her. Der Staatskanzler hat mir doch manchen Gefallen getan, ich habe so lange mit ihm gelebt, und es hält dann immer schwer, die Bande zu zerreißen. Bei meinem letzten Aufenthalt war es kaum möglich, Alexander war so viel da, alle Preußen von Bedeutung waren immer, wie ich, täglich um ihn, er bat immer darum. Nach diesem Aufenthalt ist es in aller Absicht anders. Es ist von selbst auseinandergegangen, und ich habe auch darin einen wahren und wesentlichen Grund gegen ihn, daß er ungeachtet alles dieses Umganges schlechterdings mir keinen Beweis eigentlichen Vertrauens gegeben hat. Wenn ich jetzt gewissermaßen gegen ihn, d. h. gegen seine



Gewalt auftrate, so kann es ihn nicht wundern. Ich habe seit Jahren kein Hehl daraus gemacht, daß ich unter ihm nie ein Ministerium annehmen könnte, und noch bei unserer neulichen Zusammenkunft habe ich seinem jetzt einzigen Vertrauten gesagt, daß jener sich in acht nehmen möge, mir ein Ministerium anzubieten, weil ich alsdann zu Erklärungen kommen müßte, die ihm nicht angenehm sein würden.

Wie die Sachen liegen, glaube ich vorausszusehen, daß ich die Stelle annehme, daß er nachgibt und nachgeben muß, daß aber auch keine Änderung im Ministerium weiter geschieht, daß indes demungeachtet der choc noch sehr groß sein wird. Ich werde indes, mit Besonnenheit und Festigkeit ausgerüstet, nach Berlin kommen und fürchte mich davor nicht. Eher vor der Sache. Der Diesige hat mir gestern sehr hübsch gesagt: wer diese Sache unternehme, müsse Mut haben und fromm sein. Den ersteren hätte ich überall und in aller Art bewiesen, das letzte wünsche er mir. Solch ein Unternehmen sei wie eine große Schlacht, man könne sie nur mit Klugheit anlegen, für den Erfolg aber nie stehen. Man müsse also das Vertrauen auf den Segen von Oben haben. Darum müsse auch jeder gegen den, der sich, indem er so etwas unternähme, zum Opfer brächte, billig gesinnt sein. Er werde, wenn ich sonst klug handelte, mir keine Vorwürfe machen, und wenn auch unmittelbares Verderben die Folge des Begonnenen wäre. Dann hat er mir beweisen wollen, daß ich auf eine wunderbare Weise, und wahrhaftig nicht durch den Willen der Menschen, die so etwas gewöhnlich leiteten, zu diesem Beruf käme. Das hat uns auf ein großes Gespräch über Religion und religiöse Gesinnung geleitet, aus dem er gesehen hat, daß, wenn ich auch die Dinge nicht gerade so nehme als er, wir doch in den Endpunkten selbst des Glaubens weniger entfernt sind als er dachte. Wenn es in dem, was mich jetzt zu diesen Geschäften führt, eine Fügung gibt, so ist es vor-



züglic die, daß ich eben mit dem Hiesigen zusammen kam, ehe ich eintrete, wenn ich eintrete. Darum ist mir auch ein längerer Aufenthalt hier weniger zuwider. Ich habe sehr schöne Aufsätze von ihm, die ich abgeschrieben mitnehme und die Du einmal sehen mußt. Ich leugne es gar nicht, daß ich seinen Ideen viel schuldig bin; ich habe immer dahin gestrebt, fremden Ideen einen fruchtbaren Platz unter den meinigen zu erhalten. Grüße Nibbio sehr von mir und sage ihm diese letzten Worte vorzüglich, damit er mir schreibt.

Stein grüßt und schreibt.

Nun lebe wohl, teures, geliebtes Wesen. Ich komme also vermutlich nicht nach Rom. Es ist mir ein wahrer Schmerz. Es schmerzt mich unendlich, Dich gerade jetzt zu entbehren. Ich war gestern abend wirklich in einer sehr unruhigen und wehmütigen Stimmung und hätte ein Jahr meines Lebens hingegeben, Dich sprechen zu können. Ich ging so zu Bett. Die Sehnsucht, das tiefe Bedürfnis, über diese Sache mit Dir zu reden, sind mir geblieben. Allein die Unruhe und die Trübheit, die von jener Sache, ihren Schwierigkeiten, ihren Verwicklungen, der Art, wie sie mein Leben in Anspruch nehmen wird, herkam, sind vorüber. Ich bin einmal so innerlich gebildet, daß sie nicht an mir haften. Ich bin heiter und zuversichtlich, nicht für den Erfolg, aber für meinen Gang. Noch einmal ein herzliches Lebewohl.



170. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 25. Januar 1819

Da die Schritte, die ich jetzt tue, so sehr entscheidend sind, liebe Li, so möchte ich Dich so genau wie möglich damit bekannt machen. Ich schreibe Dir also meine Antworten wörtlich ab.



1. An den König: Eurer Majestät Kabinettsschreiben ist mir richtig zugekommen, und der Inhalt desselben hat mich mit dem ehrfurchtsvollsten Danke erfüllt. Ich sehe das mir zugedachte Geschäft dergestalt an, daß ich bestimmt bin, das Organ im Staatsministerium zu sein, durch welches die Vorschläge (dies habe ich mit Fleiß in Beziehung auf das Arbeiten des Staatskanzlers an einer Konstitution gesagt) zu der beabsichtigten ständischen Verfassung an E. M. gelangen, und das ganze Gebäude derselben, welches, um Gefahrlosigkeit und Nutzen zu gewähren, mit der äußersten Vorsicht und nach und nach aufgeführt werden muß, in die Wirklichkeit treten zu lassen. Daß E. M. das Zutrauen zu mir zu hegen geruhen, mich hierzu auszuwählen, hat mich in die ernste und tiefe Rührung verfest, die immer zu Entschluß und zur That führt. Fühle ich mich wirklich imstande, mich dem mir bestimmten Auftrag zu unterziehen, so werde ich von dem Augenblick meines Eintretens ins Ministerium an diesem Geschäft mein ganzes Dasein zum Opfer bringen und unablässig dahin streben, daß die zu gründende Verfassung den wohlthätigen Absichten E. M. entspreche, statt den Gang der Regierung zu erschweren, ihre Festigkeit und Stärke vermehre und das Volk belebe, von seinem Standpunkt aus mit ihren Maßregeln zusammenzuwirken. Je größer aber das Vertrauen ist, welches E. M. mir zu betheiligen geruhen, desto mehr fordert es meine Pflicht, mich streng und gewissenhaft zu prüfen, ob ich glaube, in der mir bestimmten Stellung die schwere Verantwortung auf mich nehmen zu können, welche ein solcher Auftrag mit sich führt. Ich darf mir mit der Hoffnung schmeicheln, daß Sie mir erlauben werden, Ihnen meine Gedanken hierüber freimütig und ohne allen Rückhalt vorzulegen. E. M. wollen auf eine Weise, bei der Zweck und Mittel gleich treffend aufgefaßt sind, durch ein solidarisch verantwortliches Ministerium eine schnelle, kräftige und consequente Verwaltung bilden, und jedem dazu Mitberufenen liegt

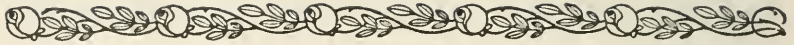


daher die unerläßliche Pflicht ob, E. M. seine Meinung über diesen Gegenstand unverhohlen zu äußern und von dem an ihn ergehenden Rufe nur alsdann Gebrauch zu machen, wenn er glaubt, seiner Verantwortlichkeit gegen E. M. und den Staat genügen zu können. Da ich aber seit mehr als anderthalb Jahren von den inneren Geschäften entfernt bin, so würde ich, wenn ich von hier aus meinen Entschluß nehmen wollte, mit Grund besorgen müssen, die Verhältnisse unrichtig zu beurteilen, und ich muß daher E. M. bitten, mir zu erlauben, meine Erklärung, ob ich mich imstande fühle, das mir angetragene Ministerium anzunehmen, bis zu meiner Ankunft in Berlin aufzuschieben. Ich werde mein hiesiges Geschäft, welches ich, wie ich aus E. M. allerhöchster Kabinettsordre ersehe, vorher zu vollenden bestimmt bin, so viel als möglich beschleunigen. Ich bitte E. M. ebenso ehrfurchtsvoll als dringend, in diesem Aufschub nur die Ängstlichkeit zu sehen, Allerhöchstihren gerechten Erwartungen zu entsprechen. Diese Ängstlichkeit ist aber um so mehr eine ernsthafte Pflicht für mich, als der neue Beruf mich in eine Sphäre versetzt, in der ich nie gedient habe, die mir, worauf doch alles ankommt, praktisch fremd ist, und für die ich mir sogar noch eine weit genauere Landeskennntnis verschaffen muß, als ich besitze. Nur das Gefühl der Gnade, des huldreichen Vertrauens E. M. kann mir den Mut einflößen, auch diese Schwierigkeiten nach meinen Kräften zu überwinden. Ich ersterbe. . .

2. An den*), der mir neulich die Estafette schickte:

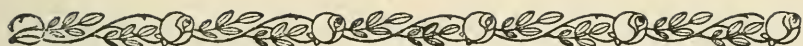
E. haben mir ein so ausnehmend gütiges Vertrauen bewiesen, daß ich fortfahre, Ihnen ausschließlich in der bewußten Angelegenheit zu schreiben, Ihnen aber mit durchaus rücksichtsloser Offenheit meine Meinung mitzuteilen. Daß der König das Vertrauen in mich setzt, mir gerade die Sache zu übertragen, die gegenwärtig bei uns die wichtigste und schwierigste ist und die außerdem seiner

*) Wigleben, vgl. S. 433.



Persönlichkeit so nahe liegen muß, hat mich in der That lebhafter, als ich es sagen kann, gerührt. Briefen an einen König ist es schwer, den Ton zu geben, in welchem die einfache Wahrheit des Gesagten gefühlt wird, und es mag mir auch in meinem heutigen nicht ganz gelungen sein. Aber gewiß ist es, daß ich tief empfinde, was ich darin ausdrücke. Würdigen mich S. M. ihres ganzen Vertrauens, was in dieser Sache, in der kein Schritt ohne ihre unmittelbare Leitung und Zustimmung geschehen kann, unumgänglich notwendig ist, so glaube ich Erfolg haben zu können; darf ich mir hiermit nicht schmeicheln, so bin ich von Anfang gelähmt und muß Anstand nehmen, mich dem Auftrag zu unterziehen. Ich kann von meiner Seite dem König die treueste Anhänglichkeit an seine Person, den gemessensten Ernst und die Beharrlichkeit versprechen, die nicht abläßt, bis sie das Ziel möglichst gut erreicht hat. Die Abschrift meiner Antwort schließe ich diesen Zeilen bei. Es kann nicht davon die Rede sein, daß mich irgendein nicht augenscheinlich notwendiger Grund von der Annahme der Stelle abhalten könne. Ich werde daher auch auf keine Weise meinen Eintritt ins Ministerium an die Entfernung anderer zu knüpfen versuchen. So gegründet auch meine Bedenken in dieser Hinsicht sind, so sehr ich dieselben durch die jetzt von S. M. selbst ausgesprochene Absicht, daß das Ministerium solidarisch verbindlich sein und daß Einheit der Grundsätze darin herrschen soll, unterstützen könnte, so will ich, da es einen für den König und das Vaterland so wichtigen Gegenstand gilt und ich mit dem Vertrauen, ihn zu führen, beehrt werde, dem Könige alle diese Gefühle und Bedenken zum Opfer bringen und von jenem Vertrauen selbst die Unterstützung hoffen, der ich leicht bedürfen könnte. Ich werde mich aus diesen höheren Rücksichten der Gefahr aussetzen, den minder Unterrichteten inkonsequent zu erscheinen. Allein dem König auch hierüber schriftlich reden und ihm offen darlegen, welche Schwierigkeiten, abgesehen

448



von den Personen in der jetzigen Organisation des Ministeriums und diesem Spalten von drei Ministerien in zwei Teile (dies ist nämlich das Justiz-, das Finanz- und das Innere Ministerium) zwischen nicht immer in Grundsätzen übereinstimmenden Personen, vorzüglich einer ständischen Versammlung gegenüber, liegen, werde ich, und dies halte ich für meine unerläßliche Pflicht. Ich kann es aber erst in Berlin. S. M. mögen alsdann beschließen, was sie für gut halten, ich werde hierin kein Hindernis meines Eintritts finden.

In einem anderen Punkte aber kann ich, ohne die Sache selbst in Gefahr zu setzen, nicht nachgeben, und diesen werde ich daher als notwendige Bedingung aufstellen müssen. Das ist das Verhältniß mit der dem Staatskanzler verliehenen Gewalt. Es ist nicht möglich, und ich habe es oft unverhohlen gesagt, als Minister dem König verantwortlich zu sein, wenn der Staatskanzler seine Autorität in der ganzen Ausdehnung ausüben, Verfügungen suspendieren, selbst verfügen, dem König für sich in Sachen eines Ministeriums Vorträge machen kann. So sehr ich diesen Mann schätze und seine Verdienste anerkenne, so sehr ich ihm während der ganzen Zeit unserer gemeinschaftlichen Geschäftsführung Beweise der Achtung und Anhänglichkeit gegeben habe, von denen ich nicht zu fürchten brauche, daß irgend jemand sie verkennet, so bleibt mir doch nichts anderes übrig, als entweder auf die Gnade des Königs Verzicht zu leisten oder mir ausdrücklich auszubedingen, daß in den Angelegenheiten meines Departements weder in Stellenbesetzungen noch sonst durch einen anderen als durch mich, und da, wo ich es für nötig finde, anders als mündlich ein Antrag bei dem König gemacht werden könne, also daß ich in einem ähnlichen Verhältniß als der Kriegsminister stehe. Daß ich übrigens bereit bin, dem Staatskanzler von jeder Sache genaue Rechenschaft zu geben, jede Maßregel ihm vorher anzuzeigen, jeden von ihm kommenden Vorschlag mit ihm zu beraten,



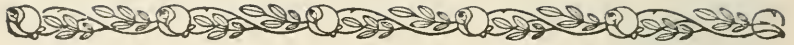
und alles, worin wir uneins sein könnten, zur Königlichen Entscheidung zu bringen, auch meine Vorträge in seiner Gegenwart zu halten, versteht sich von selbst. Ich werde mich hierüber selbst gegen den Staatskanzler erklären, kann aber auch dies erst in Berlin. Was mich von der Notwendigkeit, mir von dieser Seite Freiheit zu verschaffen, noch mehr überzeugt, ist, daß mir der Fürst Hardenberg, wie ich E. im Vertrauen sagen kann, eben schreibt, daß er jetzt an einer Konstitution arbeitet. Ich habe entweder gar keine Idee von der mir angetragenen Stelle, oder diese Arbeit wäre meines Berufs. Ich kann nicht die Ständischen Angelegenheiten in einem Augenblick führen, wo Führen noch immer erst Bilden heißt, wenn eine Konstitution vorher und auf diese Weise gemacht ist. Ich sage auf diese Weise. Denn eine Konstitution muß weder von dem Fürsten, noch von mir, noch von irgendeinem Einzelnen gemacht werden. Sie muß das Resultat des Nachdenkens der Fähigsten und Charaktervollsten sein. Es existiert eine Kommission, mißfällt ihre Zusammensetzung, so kann man eine andere anordnen. Da ich dies Departement haben soll, so kann man von mir fordern, daß ich einen Plan habe, wie man die Verfassung, die nicht sowohl ein Blatt Papier als eine zusammenhängende Reihe von Einrichtungen und politischen Handlungen ist, ins Leben führen könne. Diesen muß ich vorlegen, er muß in der Kommission und im Staatsrat geprüft und diskutiert werden. Nur so kann die Sache gehen, und das Schlimmste, was uns betreffen könnte, wäre Übereilung in diesem Geschäft nach dreijährigem Nichtstun. Wer dies verhindert, macht sich um König und Vaterland verdient. Ich habe über diesen Punkt daher heute dem Fürsten selbst auf die gleiche Weise geschrieben. Ich muß hiermit einen zweiten verbinden. Die Königliche Rabinetsordre überträgt mir die Ständischen Angelegenheiten und Verhandlungen mit den Ländern. Das letzte ist mir nicht recht verständlich. Sollte immer

450



ein und derselbe Minister mit den Landständen verhandeln? und wo es für jetzt nur Provinzialstände gibt, wie kann dies alsdann das Geschäft eines Mitglieds des Staatsministeriums in Berlin sein? Sollte aber die Absicht des Staatskanzlers, der vermutlich die Kabinettsordre abgefaßt hat, dahin gegangen sein, daß ich, nach einer von meinen Vorschlägen unabhängigen Konstitution, der besständige Advokat des Ministeriums bei den Ständen sein sollte, so fühlen E., welche entscheidende Wichtigkeit wieder die Einheit in den Grundsätzen im Ministerium erhalten würde. Unter keiner Bedingung der Welt würde ich mich zu einem solchen Verteidiger von Maßregeln machen, die sehr leicht meiner eigenen Überzeugung entgegenlaufen könnten. Ich führe übrigens dies nur an, um E. die Unmöglichkeit zu beweisen, in der ich mich befunden habe, schon hier den mir angetragenen Posten anzunehmen. Da mir alles daran liegen muß, daß der König mich bei diesem Aufschube nicht unrichtig beurteile, so überlasse ich mich mit unbefränktem Vertrauen dem Interesse, welches E. an der Sache und gütigerweise an mir nehmen. . . .

3. An den Staatskanzler: Ich habe Ihr gütiges Schreiben vom 16. später erhalten, als es hätte eintreffen sollen, und die demselben angeschlossenen Piecen, die mir einen so ausgezeichneten Beweis des Vertrauens des Königs geben, mit der größten Aufmerksamkeit erwogen. Ich füge diesem Schreiben meine Antwort nebst der Abschrift bei. Eure Durchlaucht werden aus der letzten ersehen, welche Erklärung ich dem König gemacht habe. E. M. werden gewiß billigen, daß ich nicht unbedachtsamerweise einen Schritt tue, von dem, nach der mir zgedachten Stellung, ein Teil der Wohlfahrt des Staats und meine ganze Reputation abhängt. In demjenigen, was Sie, liebster Fürst, von Anklage in Ihrem Briefe sagen, muß wohl ein Mißverständnis liegen. Wenn zu Geschäften berufene Personen nicht gemeinschaftlich das nämliche



führen wollen, ist nicht von Beschuldigungen, sondern nur von Verschiedenheit der Meinungen und Grundsätze die Rede. Hierzwischen ist ein wichtiger Unterschied, und E. D. waren so lange in England, daß Sie sich gewiß erinnern, wie unverhohlen solche Verschiedenheit von Männern erklärt wird, die sich übrigens gegenseitig schätzen und ehren.

Noch muß ich E. D. bitten, mir eine Bemerkung über die Nachschrift Ihres Schreibens, daß Sie an einer Konstitution arbeiten, zu erlauben. Wenn ich mir einen richtigen Begriff von der mir angetragenen Stelle bilde, so hatte ich geglaubt, daß der Vorschlag der Konstitution von mir und meinem Departement ausgehen müßte, und ich kann Ihnen nicht leugnen, welche Schwierigkeit ich darin finden würde, eine so wichtige Angelegenheit nach fremden Ideen zu leiten. Ich kann mir überhaupt nicht denken, daß ein Mensch die Konstitution, selbst nur ihre Basen, allein bearbeiten sollte. Meine Idee darüber war, daß man wieder die ehemalige Kommission, verändert oder unverändert, zusammensetzen würde, daß, da man von mir verlangen kann, daß ich einen Plan zu der Arbeit liefere, ich ihr diesen Plan stückweise nacheinander vorlegte und alsdann mit Zuziehung des Staatsrats über das Resultat dieser Diskussion von S. M. dem König entschieden würde. Es scheint mir überhaupt, daß die Konstitution nicht anders gebildet werden könne, als indem man ihr verschiedene politische Einrichtungen unterlegt, die es kaum möglich sein wird, auf einmal zu machen. Sonst dürfte es ihr immer an lebendiger Wirksamkeit und praktischer Haltbarkeit fehlen.

Da E. D. mit so sehr wenig Worten Ihrer Arbeit erwähnen, so findet, was ich mir die Freiheit nehme zu sagen vielleicht auf Ihre Arbeit keine Anwendung. Allein die Sache kam mir zu wichtig vor, als daß ich sie mit Stillschweigen hätte übergehen wollen. Der mir gegebenen Weisung zufolge werde ich, sobald mein Geschäft hier beendet ist, nach Berlin kommen. . . .



Dies sind meine Antworten, ich wünsche, daß sie Deinen Beifall haben mögen, bestes Herz. Der Hiesige*) hat sie erst für sich, da ich ihm die Konzepte schickte und ein paar Stunden ließ, dann noch mit mir gelesen und ein paar Stellen abgeändert, dann aber sehr gebilligt. Alle drei Schreiben sind gestern durch eine Estafette abgegangen.



171. Caroline an Humboldt

Rom, 27. Januar 1819

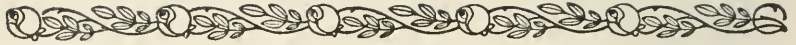
Meine geliebte Seele!

Niebuhr war gestern den ganzen Abend bei mir, er hat Deinen Brief empfangen und ist sehr erfreut damit und dem, was er Deine vollständige Meinung nennt. Allein er sagt, ganz könne er sich nicht in Deine Ansicht stellen, nicht darin, daß der Bauplatz erst ganz rein sein müsse, ehe man auf ihm anfangen zu bauen.

Stein grüße ja sehr von mir, ich bin gerührt über seine gute Meinung von mir, und niemand weiß besser als ich selbst, daß es mehr seine Güte als mein Verdienst ist, daß er sie mir zulegt. Meine Liebe, teures Wesen, ist Dir nötig, wie mir die Deine, und das ist ein unaussprechlich süßes Bewußtsein, daß sie das einem Menschen ist, aber meinen Rat, den kannst Du schon entbehren, denn Du weißt und siehst die Dinge schon darum besser als ich, weil Du mehr über ihnen stehst. Du hast in der That eine grandiose Leidenschaftslosigkeit, mir kocht und brennt es gleich an allen Ecken.

Wundervoll und wunderwahr ist, was Du über Schönheit der Augen sagst. Du, süßes Herz, hast das Talent, das in Worten

*) Stein.



auszudrücken, was man nur so empfunden hat. Die wahrhaft schönen Augen haben auch einen unaussprechlichen Zusammenhang mit den Zügen des Mundes. In Bildern fühlt man recht die Meisterschaft des Künstlers darin, ob er diesen Zusammenhang, der in der Natur existiert, in seinem Bilde anzudeuten verstanden hat. In den alten Bildern ist es auf eine unbegreifliche und darum den Beschauer aufs tiefste ergreifende Weise. Wenn Du herkommst, wollen wir auf einen Tag auf der Rückreise nach Ussisi gehen. Wie sehr ergreift einen da das Leben, die innere Wahrheit und die große Einfachheit, mit der alles gemacht ist. Man möchte, die Maler lebten noch, einem Antwort zu geben auf die Fragen, die man an sie richten möchte.

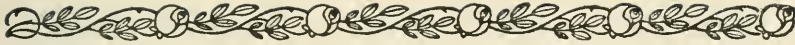


172. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 28. Januar 1819

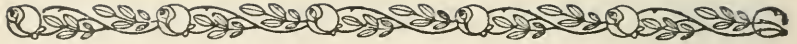
Ich habe Dir in meinem letzten Brief so viele Dinge zu sagen gehabt, daß ich nicht habe dazu kommen können, Deine lieben Briefe zu beantworten. Du fragst mich, was Koreff jetzt ist. Als er, ich denke ungefähr vor einem Jahr, in das Bureau des Kanzlers kam, hatte er gar keinen Titel. In Aachen ist er Geheimer Ober-Regierungsrat geworden. Das ist derselbe Titel, den z. B. Körner hat. Ich glaube nun auch, daß Koreff in dieser Eigenschaft in Altensteins Departement angestellt ist, da es scheint, daß der Kanzler sein Bureau auflösen will. Ob dies aber schon geschehen ist, weiß ich nicht. Dies sind indes nur die äußeren Attributionen. Denn sonst sprach er, als ob er alles gründete, stiftete, verordnete und eigentlich der Minister wäre.

. . . Allerdings können Hedemann und Udelchen schon nicht leiden, wenn man anders handelt als es in ihrer Manier liegt.



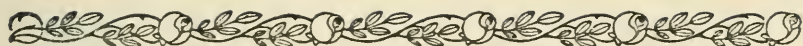
Das hängt aber ganz und gar mit sehr guten Eigenschaften in ihnen zusammen. Wenn eine gewisse Tüchtigkeit des praktischen Tuns, eine große Treue und Anhänglichkeit an die natürlichsten Verhältnisse nicht zugleich mit etwas eigentlich Idealischem in Geist und Gemüt verbunden ist, so ist neben der Stärke immer auch das Ausschließende da. Selbst in Stein hier merke ich das oft, obgleich den nun Jahre, Erfahrung und ein gewisser Grad der Phantasie, den er doch hat, oft darin weiter und zulassender machen. Alles im Menschen kommt auf die Mischung und das Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Ideen in ihm an. Darin liegt das Geheimnis des Charakters, und das allein ist es, was dem Gemüt Farbe und Ton gibt. Die Menschen, die sich sonst in allem fast gleich sind, gehören dadurch wie in zwei verschiedene Klassen, und dies selbst bewirkt wieder die Phantasie, die nur gewöhnlich in einem viel beschränkteren Sinne genommen wird.

. . . Es ist mir, als stünde ich an einem Scheidewege des Lebens. Die Außenwelt hat mich nie so ernsthaft ergriffen, ich möchte sagen, so unausweichlich. Auch war der Abend, an dem ich die Rabinetttsordre bekam, einer der wunderbarsten meines Lebens, und gewiß einer der wehmütigsten. Indes bin ich festen und auch guten Muts, wenn Du, liebe Seele, bei mir und gütig und nachsichtig mit mir bist. Daran hängt, darauf ruht alles. Ich habe ein inneres Sein, das keiner äußeren Mittel, keiner Zeit zur Beschäftigung bedarf, das, wie der Boden, über den die Welle geht, immer dasselbe bleibt, und nur in sich immer wächst, sich mit jedem Gedanken, jedem Gefühle, jeder Sorge vermischt, das mich nie sinken läßt, und mit dem ich alles gewöhnlich so genannte Unglück verachte, mit dem ich noch glücklich sein würde in der Enge eines Grabes, und das auf eine sehr wunderbare Weise mit der Phantasie vermischt ist. Ich lebe und webe darin, seit ich mir meiner selbst bewußt bin, alles Gute in mir stammt davon her und kehrt



dahin zurück, und seit ich Dich besitze, ewig theures Herz, bist Du so darin verwebt, machst Du allein es eigentlich so ganz aus, daß ich mit Wahrheit sagen kann, daß ich vom Leben, ohne Dich auch lebend zu wissen, keinen Begriff habe. Bloß getrennt von Dir, leide ich am Innersten und Höchsten. Wenn ich also Dich wieder besitze, wenn Du mir bleibst und, soviel Du kannst, bei mir bleibst, habe ich eine Zuversicht, die wenig Menschen in diesem Grade kennen. Stein hat mir ein paarmal wiederholt, daß er sehr wünschte, daß Du ja bald mit dem Sommer kämst, weil ein Mann in einer bedeutenden Tätigkeit gar nicht ordentlich sein könnte als mit der, die jedes Leben mit ihm teilt. Diese Übereinstimmung bestätigt mir meine eigene Empfindung. Es ist im einzelnen Menschen nichts recht wahr und gediegen, was nicht, wenn auch in anderer Form, in allen und im ganzen Geschlecht liegt. Der Mensch ist überhaupt nichts, als nur durch die Kraft des Ganzen und indem er mit ihm zusammenzustimmen strebt. Dadurch nur läßt sich das Geheimnis der Sprache enträtseln, das sichere Kriterium der Wahrheit in aller Wissenschaft finden, und es ist der höchste Punkt, an den man alles Wirken nach außen hin anknüpfen muß. In sich aber ist dies selbst das Geheimnis des Lebens, das große Rätsel, das die Seele im Tode, solange man noch klares Bewußtsein haben kann, gespannt halten wird, was aber selbst der Tod vielleicht nicht ganz löst, wie der Mensch etwas für sich und doch nichts ohne den andern, ohne sein Geschlecht sein kann. Wenn ich bedenke, wie ich ins Leben hineingezogen worden bin und noch werde, so kommt es mir oft wie eine wunderbare Fügung des Schicksals vor. Ich ging hinein, bloß damit wir in Italien sein könnten, der Zufall führte mich fort, ich machte mich wieder los, um Geschäften und Verwickelungen zu entgehen, und kam in Wien gerade in neue und größere; an dies spann sich alles andere an. Nachher suchte ich wieder ein einfaches und ruhiges Verhältnis, verließ es ohne

456



alle Absicht, nur um mit Dir zu sein, und stehe nun an dem Punkt, nach dem ich nie getrachtet habe. Die anderen wollen mich auch nicht da und ziehen mich wider meinen Willen hin. Sie werden es bereuen, ich hoffe, ich nicht. Der große Fehler des Staatskanzlers, und der alles Schlimme, alles Halbe hervorgebracht hat, ist, daß er nicht Sinn und Charakter dazu hat, ein großes Geschäft frei mit anderen gleich Freien zu führen. Statt sich Leute zu suchen, die neben ihm an der ersten Stelle stehen konnten, raffte er immer neue Untergeordnete auf, behandelte noch die andern wie Werkzeuge und entfernte sie, wenn es nicht ging. Jetzt richtet ihn, und fast ohne daß sie sich ausdrückt, die öffentliche Meinung, und er tritt ab, ohne daß man ihn nur vermißt. Bloß durch reines und uneigennütziges Verfolgen des entgegengesetzten Weges muß man im jetzigen Augenblick viel ausrichten.



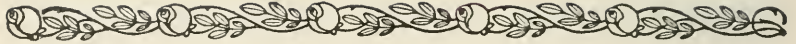
173. Caroline an Humboldt

Rom, 30. Januar 1819

Das Wetter hat sich ganz geändert. Nach dem ununterbrochensten schönen Wetter ist gräßlicher Sturm und Regen eingetreten. Ich bemerke das nur in Hinsicht auf mein Befinden, das sehr dadurch leidet. Der Sturm zumal ist mir sehr zuwider und meine Schmerzen in den Gliedern nehmen in dem Maße zu, wie er wüthet.

Ich habe, teuerstes Herz, Deine Nr. 173 [vom 10. Januar] vorgestern empfangen. Gestern war ein Tag, der mir in der Erinnerung recht merkwürdig war. Es waren vierzehn Jahre, wo ich am selbigen von Paris wiederkam. Theodor war wieder hergestellt, Luisechen war gestorben*). Du kamst mir mit Adelsheid und Gabrielle

*) Vgl. Bd. II, S. 269 ff.



entgegen. Gabrielle, die ich so klein und mager hinterlassen hatte, fand ich nach beinahe zehn Monaten Abwesenheit so stark und gesund wieder, wie sie seitdem geblieben ist. Der Weg von der Storta zurück zu unserer Wohnung in der Stadt wird mir ewig unvergesslich bleiben. Ich konnte mich an den Kindern nicht satt sehen. Adelheid war so verständig geworden, sprach aber nicht mehr Deutsch. Gabrielle war so schön und so dick. Ich neckte sie noch gestern damit. Sie ist sehr lieb geworden, diese kleine dicke Gabrielle. Dir gings mit den Kindern, die ich zurückbrachte, wie mir mit denen, die Du mir entgegenbrachtest. Du fandest Carolinen so sehr entwickelt, und Theodor so gesund aussehend. Oh, wie könnte ich Rom je vergessen, an das alle Wehmut und alle Lust des Lebens geknüpft ist!

Alles, was Du über das Gehen nach Berlin und die verwirrenden Verhältnisse sagst, die dort auf Dich warten, unterschreibe ich. Dein reiner Sinn wird Dich aber herausführen. Die ernste, klare, schöne Überzeugung, nichts Persönliches zu wollen, muß in solcher Stellung, in solchen Verhältnissen wunderbaren Mut geben. Irren, Fehlgreifen ist selbst bei dem allerreinsten Wollen möglich, aber welchen anderen Charakter tragen die Fehler eines edlen Menschen als die eines in Egoismus erstickten Charakters.

Ich kann mich so recht lebhaft in Deine Stimmung und Gedanken in der doch eigentlich sehr einsamen Lage in Frankfurt denken. Wieviel Gedanken mögen in Deiner Seele vorübergehen! Das Leben ist ein unendlicher Stoff, der sich nur dem Individuum in dem Maße offenbart, wie es dasselbe zu begreifen und in sich aufzunehmen versteht. Ach, die Hoffnung von Deinem Abholen hier ist nicht mit der neuen Lebensaussicht vereinbar. Ich ergebe mich ganz dahinein, obgleich es mich um den allersüßesten Genuß bringt.



Du hast jetzt so blaueißes Papier, süßes Herz, und das durchschlägt. Da Du nun sehr eng schreibst und meist mit stumpfen Federn, so schwimmen einem die Augen im Meer des Möglichgeschriebenen herum. Ich zweifle, teures Wesen, ob jemand anders als ich seine Neugier an Deinen Briefen befriedigen kann, Du mußt mir schon den Scherz erlauben, geliebtestes Herz, und nicht böse sein. Wie so gern entziffere ich sie!



174. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 31. Januar 1819

Der Staatskanzler war krank. Die Zeitungen sprechen selbst von Fieber. Bernstorff sah ihn einige Tage nicht. Ob aber dies Übelbefinden noch fortdauert, ist eine andere Frage. Er geht physisch und moralisch unter, und ich sehe ordentlich wie einer aus, der recht eigentlich über das Meer gekommen ist, ihm seinen Platz enge zu machen. Der Himmel weiß, daß keine Absicht dabei war. Daß ihn aber die Not, in die mein Kommen nach Deutschland ihn versetzt hat, sehr angegriffen hat, davon bin ich überzeugt. Der Hiesige sagt mit Recht, daß meine Berufung selbst ein abgenötigtes Geständnis von dem Staatskanzler ist, daß es mit ihm aus ist.

Du hast sehr gut getan, den Leichenzug der Königin von Spanien zu sehen. Das muß ja das Wunderbarste von der Welt sein, die Kardinäle zu Pferde, und sie offen (so verstehe ich) mit Krone und Szepter, wie eine Kartenkönigin. Du hast Dich ihr, denke ich, in Madrid nicht vorstellen lassen. Es war keine schöne Dame, und im Paradiese möchten es die Leute auch zu lebhaft mit ihr finden. Wie banal und oft gesagt es auch sein mag, so finde ich immer etwas Großes und Hohes darin, wenn ein Leichen-



zug mit recht viel Pomp begangen wird, den dann das dunkle Grab verschlingt. Es ist die Erdengröße, die sich vor dem allgemeinen Schicksal beugt. War der Papst in St. Peter, oder ist es gegen die Etikette, daß er bei Begräbnissen erscheint? Das wäre auch hübsch. Das Heilige muß selbst vom Tode rein bleiben. Wenn ich nur die 25000 Pfund Wachslichte von dem Begräbnis hätte! Wachslichte sind meine Passion. Auch leide ich nie, daß man mir welche aufsteckt, ich habe sie selbst in meinem Bureau und mache sie selbst auf die lieben, hübschen Leuchter, die Du mir noch geschenkt hast. Dann muß jedes Licht seinen Lebenslauf ganz vollenden, wie dunkel es auch werden mag, so rühre ich es nicht an, bis es von selbst erlischt. Minettes*) Vater hat mich als Kind darauf aufmerksam gemacht, daß dies das Bild des Sterbens sei, und so behalte ich es bei.

. . . Das Lernen bleibt immer die Hauptsache, und an Alexander und mir ist es charakteristisch, daß wir beide immerfort ganz eigentlich lernen. Neulich habe ich im Callimachus anderthalb sehr hübsche Verse gefunden, die ich noch nicht kannte, ein Fragment einer Grabchrift: . . . Geh, holdsel'ge der Frauen, den Weg, den nie Seelen umnagende Sorgen bewandeln. . . .



175. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 5. Februar 1819

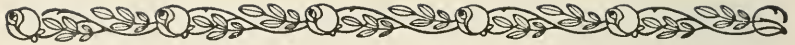
Sch habe gestern, süße Li, wieder einen Brief von Dir bekommen. Du würdest gewiß niemals raten, wie mich gestern Deine teuren Zeilen gefunden haben. Stelle Dir vor, daß ich ganz im Sigwart**) vertieft war. Ich habe den ersten

*) v. Holwede, Nichte der Mutter Humboldts.

**) Sigwart. Eine Klostergeschichte. 1776 herausgegeben von Joh. Martin Müller, geb. 1750, † 1814.



Teil von Anfang bis zu Ende, ohne abzusetzen, nur hie und da mit Überschlagen ganz unmerkwürdiger Stellen, durchgelesen, und werde es auch mit den folgenden tun. Neulich, bei der Stein, war davon die Rede, und Schloffer bot ihn mir an. Ich hatte wirklich lange eine eigene Passion darauf. Ich war zehn Jahre alt, als er erschien, und habe ihn etwa zwei, drei Jahre später gelesen. Es lag mir noch in der Erinnerung, wie ich bei einer der vielen Stellen, wo die Farbe des Himmels beschrieben wird, den blassen Herbsthimmel im Tegelschen zum erstenmal mit einer Art Gefühl erkannte. Auch hatte ich seit dem Sigwart Phantasien von Amtmanns- und Predigertöchtern, die jetzt auch in der Wirklichkeit ganz verschwunden sind. Aber das alles hätte mich nicht zum Lesen gebracht. Was mir aber wirklich wichtig war, war, mich ganz unparteiisch dem Eindruck eines in einer so ganz verschiedenen Zeit geschriebenen Buches hinzugeben, und darin belohnt einen die Lektüre auch wirklich. Es ist eine völlige Abwesenheit von Poesie von Anfang bis zu Ende, es ist die bloße und platte Schilderung der Wirklichkeit, dabei die schlechteste Art der Romanerfindung, indem, um ein Motiv für ein Gefühl oder einen Entschluß zu finden, immer ein neuer unerwarteter Vorfall herbeigeführt wird, der weiter nicht zur Verwicklung gehört, nebenher noch eine jämmerliche Übertreibung aller Lächerlichkeiten und Schlechtigkeiten des Lebens. Im Grunde ist die Gattung ganz dieselbe wie in den Nozebueschen Stücken, nur daß diese in späterer Zeit geschrieben, mehr Leben, mehr Verstandesschärfe und auch eine gewisse, wenngleich höchst mäßige Kunstanlage mehr haben. Allein neben dem allen ist doch in dem Menschen, der den Sigwart geschrieben hat, ein wahres und sehr einfaches Gefühl gewesen, wovon in Nozebue auch keine Spur zu entdecken ist, und darum ist jenes gar kein verächtliches Buch, hat zwar nicht die mindeste Farbe der Poesie, aber von einer Seite recht sehr ihr Wesen. Wo gerade dies berührt wird, haben



die Schilderungen eine unglaubliche Wahrheit und müssen einen zu allen Zeiten um so mehr anziehen, da die damalige Romansprache noch so ganz aus schlichten Worten zusammengesetzt ist und gar nicht die eigenen, jetzt gestempelten Ausdrücke kennt. Die Art z. B., wie Mädchen bei einer ersten noch nicht vollkommen entdeckten Liebe mit einem gewissen Scherz und einer Art Kälte, ohne es zu wollen, den, welcher Leidenschaft hat, ordentlich fürchterlich martern, und wie das wieder auf sie selbst zurückwirkt, ist in Theresen sehr einfach aber wirklich meisterhaft geschildert. Dann hat man doch auch an einer solchen Liebe länger zu lesen. Jetzt geht alles so geschwind, daß man es gar nicht recht froh wird. Die Leute im Sigwart machen einen ganzen Band miteinander durch und nennen sich noch auf der letzten Seite Sie, wer weiß ob sie nun im zweiten Teil zum Du kommen? Verzeih aber ja, geliebtes Kind, daß ich Dich mit dem einfältigen Roman ennuyiere. Ich bin aber einmal in die alten Bücher gekommen. So habe ich auch von Schlosser die Insel Felsenburg*) bekommen, die ich noch viel früher gelesen hatte, und schon alle Geschichten, die mir noch Erinnerlich waren, wiedergefunden.

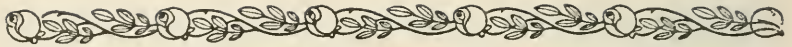
Ich bin gestern mit einer an sich ziemlich großen Arbeit, und die mich hier einzig eigentlich beschäftigt hatte, fertig geworden. Stein hatte mir mehrere eigene und fremde Aufsätze, von denen ich Dir schon geschrieben, über die Ständeverfassung gegeben. Darüber habe ich einen eigenen gemacht, von dem ich recht gewünscht hätte, ihn Dir zeigen zu können. Ich habe darin den ganzen Gang, der zu nehmen ist, entworfen, und soviel möglich alle Hauptfragen berührt, dagegen alle minder wesentlichen Bestimmungen übergangen. Ich lasse jetzt diese Arbeit von Voissdeslandes abschreiben, dann bekommt sie Stein, und ihm und mir wird sie dienen können, wenn ich in dem Geschäft weiter bleibe, alle anderen Veränderungen oder weiteren Bestimmungen daran anzureihen. Ich werde Stein

*) Abenteuerroman von Ludwig Schnabel, 1731 erschienen.



besonders bitten, keinen Punkt zu lassen, ohne seine Meinung dabei zu bemerken. Trete ich nicht ins Ministerium, so werde ich den Aufsatz, nur umgearbeitet, zurücklassen, damit man weiß, was ich gewollt hätte. Der Aufsatz ist hier angefangen worden, ehe ich die mindeste Idee meiner jetzigen Stelle hatte*). Aber ihn vollendet zu haben, macht mir ordentlich die Brust frei. Schon in England dachte ich immer, daß es eine Schande wäre, jetzt in das Vaterland, mit oder ohne Stelle, zurückzukehren, ohne mit sich selbst über die Verfassung im reinen zu sein, ohne darüber Ideen zu haben, die nicht so fest wären, daß man sie nicht ändern könnte, aber fest genug, um sich mit denen anderer messen und dadurch umgestalten zu können. Ich habe mich auch in England sehr viel mit allem, was dahin einschlägt, beschäftigt. Aber durch Steins Aufsätze ist mir vieles erst eigentlich klar geworden, und das Schreiben hat das Übrige getan. In den Grundideen, nämlich dem Hängen an wahren Ständen als Korporationen, und in dem Abscheu gegen die neuen französischen Verfassungen war ich immer einerlei Meinung mit Stein, und selbst ohne mit ihm darüber zu sprechen. Er geht nur manchmal auf diesem Wege und überhaupt historisch zu weit. Es ist mir eine eigene Freude gewesen, dies mit ihm zusammen zu machen. Wenn es nur besser damit geht, wie mit einer gewissen Versammlung hier. Den Bund haben auch einzig Stein und ich durch Arbeiten in Teplitz vorbereitet, und ohne dieses erste Anstoßen und immerfort darauf Drängen wäre ich wohl nie hier bei einer Eröffnung der Versammlung gewesen. Allein es ist nicht unsere Schuld, daß es nun so geworden ist. . . . Meine Handschrift ist so, daß ich Dein Talent und Deine Geduld bewundere, mich zu lesen. Doch liest sich meine Handschrift darum wirklich leichter als eine andere, daß man durch die

*) Denkschrift über Preußens ständische Verfassung, veröffentlicht in den Gesammelten Werken W. v. Humboldts.



Form der Buchstaben weniger am freien Raten gestört wird, dadurch werden die ganz schlechten Hände wirklich fast so leserlich als die wahrhaft schönen. Voisdeslandes lacht oft, wenn er kommt und mich fragt, wie ein Wort heißen soll, und ich die Lupe zur Hand nehme, die immer auf meinem Tisch liegt. Gewöhnlich entscheide ich aber doch bloß nach Belieben.

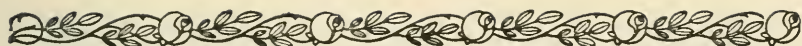


176. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 8. Februar 1819

Ich habe gestern, süßes Kind, eine nicht angenehme Seelenbewegung gehabt, die ich indes nach einer Stunde, nach der ich mich wieder auf dem gehörigen Fleck befand, ruhig überwunden habe. Als ich um Mittag nach Hause kam, brachte mir Voisdeslandes die Briefe der Post und sagte, daß eine Rabinettsordre dabei sei. Ich glaubte, es wäre meine Abberufung von hier, und freute mich eigentlich darüber. Allein es war sehr anders. Das Rabinettsschreiben ist wohl unstreitig vom Staatskanzler angegeben, der König mag auch über den Aufschub, ohne die Sache recht im Zusammenhang zu überlegen, verdrießlich geworden sein, und so ist denn ein gar nicht gnädiges [unleserliches Wort] erfolgt, daß ich unverzüglich annehmen solle. Ich habe die Sache erst allein, dann mit dem Hiesigen überlegt, und mein Entschluß ist, da ich weder augenblicklich annehmen, noch auch von hier weggehen kann, dem König nun klar, deutlich und ausführlich zu schreiben, ihm zu sagen, wie ich eigentlich behandelt worden bin, welche Bedenken ich bei der neuen Stelle haben muß, meine Bedingungen der Annahme zu machen und darauf anzutragen, daß ich augenblicklich abberufen werde. Es ist nichts anderes zu tun.

464



Was mir allein leid und sehr leid tun würde, wäre, wenn dadurch eine dauernde Mißstimmung zwischen dem Könige und mir entstünde. Ich denke es aber nicht, da ich besonders mich auf die Unbilligkeit beziehen werde, mich mit Fleiß und künstlich hier festzuhalten, indem man mich zwingen will, meine Meinung abzugeben.

Der Staatskanzler schreibt mir dabei keine Zeile, und der Bruch mit ihm ist also nunmehr vollendet. Er hat sogar die Rabinettsordre im Rabinett schreiben und von dort ausgehen lassen. Sie ist vom 31. Januar und lautet wörtlich also:

„Auf Ihre Anzeige vom 24. d. M. eröffne ich Ihnen, daß mir Ihre ausweichende Äußerung wegen dem Übernehmen der Ihnen übertragenen Stelle im Ministerium sehr unvorbereitet gewesen ist. Ich finde Ihr Verlangen, Ihre Erklärung erst hier abgeben zu dürfen, durchaus unzulässig, und Ihre dafür angeführten Gründe ganz unzureichend. Sie hatten gewünscht, England wegen Ihrer Familienverhältnisse zu verlassen, jedoch erklärt, daß Ihre Absicht nicht sei, in Untätigkeit zu bleiben, vielmehr wollten Sie Ihre Stelle im Staatsrat beibehalten, also Ihren Wirkungskreis in inneren Angelegenheiten suchen. Ich erfülle Ihren Wunsch, finde aber jenen Wirkungskreis weder hinreichend noch angemessen, daher weise ich Ihnen neben diesem noch eine der ersten Stellen in der Verwaltung, im Staatsministerium an. Es läßt sich gar nicht absehen, wie Sie bei Ihren Talenten und Erfahrungen, und nachdem Sie so lange und so verschiedenartige Geschäfte, sowohl innere als auswärtige rühmlich bearbeitet, (Du mußt gestehen, süße Li, daß kein Mensch mit seinem angeblichen Talent so geplagt wird als ich) jetzt einer vorherigen Selbstprüfung bedürfen könnten, bevor Sie die Ihnen zugedachte Stelle annehmen. Noch weit weniger läßt sich begreifen, welche Ansichten Sie erst hier in Berlin über Ihre Stellung, Verhältnisse und Geschäftsführung gewinnen, und wie Sie zu solchen gelangen wollen, ohne sie anzutreten. Finden Sie



nach erfolgter Übernahme des Ihnen anvertrauten Geschäftskreises nötig, mir Vorschläge zur Sicherung und Erhöhung Ihrer Wirksamkeit zu machen, so ist Ihnen solches unbenommen, und Ihre zum Besten der Sache dienenden Vorschläge werden von mir nicht unberücksichtigt bleiben. Dies ist der ordnungsmäßige Gang, und ich erwarte, daß Sie mein Vertrauen ehren und mir ungesäumt die Anzeige machen werden, daß Sie Ihre von mir übertragene Stelle zu übernehmen bereit sind. Übrigens steht in meinem Kabinettschreiben vom 11. d. M. kein Wort davon, daß Sie das Organ des Staatsministeriums sein sollen, durch welches die Vorschläge zu der beabsichtigten ständischen Verfassung an mich gelangen sollen. Ich habe die Grundlagen derselben teils schon früher bestimmt, teils werde ich sie noch selbst bestimmen, so wie die Art und Weise, wie sie vor der Festsetzung sorgfältig geprüft und erwogen werden soll. Hiernach haben Sie das Weitere von mir zu erwarten.“

Meine Antwort kann ich Dir heute nicht mitteilen, da sie noch nicht fertig ist. Zur Erklärung des Endes der Kabinettsordre muß ich Dir einen auch sonst merkwürdigen Brief*) mitteilen, den ich gestern früh durch August erhielt. Er ist vom 2.

„Ihre offizielle Antwort (er muß sie also gelesen haben, ich habe sie ihm nicht geschickt) war auch eine auf mein Schreiben, da sie die Besorgnisse beseitigte, welche ich Ihnen in demselben auszudrücken für notwendig hielt. Sie haben Sich jetzt so gestellt, daß Ihnen, nachdem Sie die Lage der Dinge hier selbst werden prüfen können, noch jeder Entschluß offen ist, und das war für den Augenblick das Beste. Daß Sie unter den angeführten Umständen Ihr Geschäft in Frankfurt fortführen müssen, fühle ich, ohne daß dadurch mein Wunsch, Sie sobald als möglich hier zu sehen, schwächer geworden wäre. Unsere Lage hat sich, seitdem ich sie

*) von Wigleben.



Ihnen in Vlachien schilderte, nicht verbessert, und man kann selbst auf einige Übereilungsschritte sich gefaßt machen. Mehr läßt sich nicht schreiben. Mit . . .“

Diese wenigen Zeilen zeigen hinlänglich den Zustand.

Am meisten wird Dich wundern, liebe Seele, daß ich nicht Mittel finde, von hier wegzukommen. Allein das Schlimme der Lage ist doch wirklich, daß ich nicht im Augenblick weg kann und nicht bestimmt voraussehe, wann es möglich sein wird. Eigentlich geht das Geschäft hier nicht vorwärts, darum möchte Clancarty*) fort, ohne jemand an seiner Stelle zu lassen, wodurch also das Geschäft aufhörte für so lange, wagt es aber doch nicht ohne eine hinreichende Veranlassung zu tun. Ich kann nicht weggehen, indem ich das Geschäft Golzen**) übertrage. Denn, um daß er offiziell Schritte tun kann, muß es ihm vom König übertragen werden. So wie ich weggehe, steht also das Geschäft auch. Wie aber Clancarty das sieht, geht er, und ich hebe mithin alles auf und gebe einen Skandal in Europa. Clancarty zu bitten, nicht zu gehen, aber mich gehen zu lassen, hat erstlich in der Ausföhrung, da er sehr dringend ist, Schwierigkeiten und föhrt mich auch nicht weiter. Denn ich halte immer auf, werde zum Vorwand gebraucht, und dies wird überall hingeschrieben. Ich kann auch keinen Befehl vorgeben, da man mich augenblicklich desavouieren würde. Denn dies ist noch eine vorzügliche Rücksicht: Wenn ich weggehe, ohne Erlaubnis zu haben, und ohne daß Clancarty gegangen und mithin eine Auflösung in die Sache gekommen ist, so ist es auf jeden Fall gegen die Dienstpflicht und gegen das Verhältniß. Der Staatskanzler und auch der König können mir daher Vorwürfe machen, gegen die ich nichts sagen kann, sondern gestehen muß, daß ich im Unrecht bin. Da es nun ganz sicher ist, daß den Staatskanzler nichts so er-

*) Englischer Bevollmächtigter in der Territorialkommission.

**) Preußischer Gesandter am Bundestag.



schrecken, und ihm nichts so entgegen sein würde, als mein Kommen, so würde er auch alles gegen mich vorwenden, und die Blöße, die ich gegeben hätte, auf das freieste benutzen. Die letzte Kabinettsordre zeigt, daß er den König doch auch zu solchen Maßregeln bringen kann, was auch natürlich ist, da einer, der einmal eine gewisse offizielle Stellung hat, ein sehr großes Gewicht besitzt, und da der König die Dinge im einzelnen nicht so übersehen und in sie eingehen kann.

Nicht sonderlich angenehm ist es, daß neben allen diesen Dingen auch meine Dotationsangelegenheit immerfort betrieben werden muß. Kerffenbrock und Moß sind äußerst tätig darin. Ich denke, es soll bei Ottmachau bleiben.

Ich bin heiter und ruhig, sei Du es auch, mein teures innigstgeliebtes Herz, ich werde Dir immer Ehre machen, was das erste ist, was ein Mann seiner Frau schuldig ist. Der Hiesige*) nimmt den wärmsten Anteil an mir und kommt oft schon morgens zu mir.

Lebe wohl!

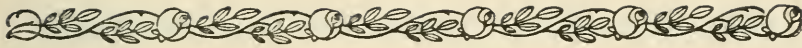


177. Caroline an Humboldt

Rom, 11. Februar 1819

Ich bin seit Montag den 8. in einer großen Spannung gewesen. Ich bekam ein ganz kleines Briefchen von der Freundin aus Berlin, bei der wir ehemals Geflügel kennen lernten, die mir die Ministerialveränderung mit einigen Zeilen ankündigte. Dein mir so lieber und diesmal so wichtiger Brief kam 36 Stunden zu spät in meine Hände. Er enthielt die Kabinettsordre. Sie ist wohl von Hardenberg konzipiert, und der Wirkungskreis ist der allerwichtigste, den es in diesem Moment geben kann,

*) Stein.



wenn man nicht die Absicht hat, ihn unwichtig zu machen. Ich bin durchaus Deiner Meinung, diesmal ganz ungeteilt in der Art, wie Du es ansiehst. Nur so, wie Du es meinst, kannst Du es annehmen, und Gott gebe dann seinen Segen dazu. Der aber fehlt nie, wenn das Wollen rein ist. Der Mensch kann darin untergehen, aber das Gute, was er gewollt hat, lebt und wirkt fort, und daß der Gedanke ewig ist und Geister belebt, wie die Flamme erweckt, ist an sich schon Bürge unserer Unsterblichkeit und ewig weiter sich entwickelnden Bestimmung. Ich sage mit Stein, Gott gebe Dir Kraft, Mut und frommen Sinn, er hat sie Dir schon gegeben, da er Dir einen so reinen und ruhigen Blick über die Höhen und Tiefen der Menschheit gegeben hat, und der unmittelbare Beistand von oben kann dem nicht fehlen, der wahr in sich, fromm gesinnt ist, weil er demütig ist. Denn nur die Eitelkeit macht den Menschen unwahr, unklar über sich und die Verhältnisse. Ich bin unbeschreiblich gerührt und ergriffen von der Sehnsucht, die Du nach mir aussprichst, teuerstes, geliebtestes Wesen, wie so gern wäre ich bei Dir! Ich werde auch alles tun, es so bald wie möglich zu sein. . . .

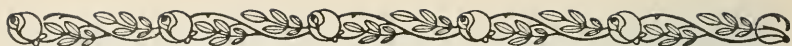
Ich umarme Dich von ganzer Seele. Die Freundin aus Berlin schreibt, man könnte sich von dem Jubel der Besten keine Vorstellung machen. Ich eile, dieses zur Post zu senden. Adieu!



178. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 12. Februar 1819

 Ich habe Dir neulich, liebe Li, meine Antwort an den König versprochen. Sie ist freilich lang, allein ich denke doch, daß es Dir angenehm ist, sie ganz zu kennen. Sie ist vom 9. Ich lasse alle Höflichkeitsanreden aus:



Eurer Majestät Rabinettssordre hat mich, da sie sichtbare Spuren der Ungnade und des Mißfallens mit meinem Benehmen enthält, auf das tiefste geschmerzt. Niemand erkennt mehr als ich die Verbindlichkeit, seinem Könige und dem Staat unter allen Verhältnissen zu dienen, und diese Überzeugung wird in mir durch die Empfindung der ehrfurchtsvollsten Dankbarkeit und Anhänglichkeit vermehrt. Aber E. M. verzeihen mir, wenn ich es dennoch als tief und unverdient kränkend empfinde, daß Sie mir, nachdem ich meine langjährige Dienstzeit hindurch jedem Ruf unbedingt gefolgt bin, schon deshalb Ihre Ungnade zuwenden, weil ich bloß um die Erlaubnis nachsuche, bei der Ernennung zu einer schwierigen und verwickelten Amtsführung, mich erst in Berlin selbst von den Verhältnissen derselben zu unterrichten. Hätten mich E. M. Geschäfte nicht hier zurückgehalten, wäre daraus nicht einmal irgendein Aufschub entstanden. E. M. geruhen in dem Rabinettsschreiben vom 31. von dem Gange meiner jetzigen Anstellung auszugehen, und E. M. mir darin sogar in einem augenblicklichen und unmittelbaren Antwortschreiben nach London hin, ehe E. M. noch mein Gesuch ganz kannten, bewiesene Gnade wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Allein, so schwer es mir wird, von mir selber zu reden, muß ich E. M. anheimstellen, ob ich von der Behörde, an die ich mich wenden mußte, so wenig ich auch an der Absicht zweifle, aber doch in der That und dem Erfolge mit derjenigen Billigkeit behandelt worden bin, auf die ich Anspruch machen durfte. Ich habe einzig aus Familienrücksichten und bloß meine Abberufung aus London und Entbindung von ferneren Gesandtenposten nachgesucht. Ich habe nicht einmal erhalten können, daß meine am 4. April abgegangene Vorstellung E. M. ist eher als in Aachen vorgelegt worden, und bin monatelang ohne Antwort geblieben. In der Zwischenzeit hat sich, gewiß ohne mein Zutun, weil es nie meine Absicht war,

470



das Gerücht verbreitet, daß ich den Dienst verlassen wollte, und der Staatskanzler hat mir, gegen den klaren Inhalt meiner Briefe, darüber bestimmte Vorwürfe gemacht. Ich habe gebeten, mich im Staatsrat, zu dem ich E. M. Bestimmung nach gehörte, zu lassen. Es ist mir zu erkennen gegeben worden, daß ich, wenn ich bloß im Staatsrat wäre, selbst wider meinen Willen, ein Werkzeug einer Partei werden würde. Ich glaube jetzt, daß es im Staatsrat eine Partei gibt, aber ich konnte unmöglich den Vorwurf ertragen, daß ich mich würde als ein Werkzeug gebrauchen lassen. Ich bin mir bewußt, ohne alle Persönlichkeit immer redlich und ernstlich nach meiner Überzeugung, und nur nach der meinigen, gehandelt zu haben. Das Wort, welches E. M. Kabinettsschreiben hierüber enthält, würde, wenn ich es dahin deuten müßte, mir auf das tiefste schmerzlich sein, obgleich mir dieser Wink, da es meine Pflicht ist, E. M. unbedingt zu gehorchen, immer genügen würde, auf mein ehemaliges Gesuch Verzicht zu leisten. Da ich jetzt hierher gesandt wurde, durfte ich mir mit der Hoffnung schmeicheln, daß meine Wiederanstellung, wenn E. M. dieselbe zu befehlen geruhten, würde nach Beendigung meines Geschäfts in Berlin beschloffen und mir erlaubt werden, E. M. meine eigene Meinung darüber vorzutragen. Ich hatte aber schon von London dem Staatskanzler bestimmt erklärt, daß ich persönlich auf die Beendigung der hiesigen Geschäfte nicht den mindesten Wert setzte, wenn sie mich an einer Geschäftstätigkeit in Berlin hinderte. Als daher E. M. Ernennung unerwartet an mich erging, hätte ich hoffen dürfen, daß der Staatskanzler Ihnen zugleich vorgeschlagen hätte, mir sogleich zu erlauben, selbst nach Berlin zu kommen. Ich übergebe mich jetzt mit Vertrauen der gerechten Entscheidung E. M., ob mir in der Verlegenheit, weder meinen neuen Posten, ohne Bekanntschaft mit den genaueren Verhältnissen, annehmen zu können, noch von hier weg-



gehen zu dürfen, etwas anderes als die Bitte um Aufschub meiner Erklärung übrig blieb? Ich hatte doch in der That, wie der Verfolg dieses Berichtes zeigen wird, wichtige, aus der Sache geschöpfte und durch das Ernennungsschreiben nicht erledigte Bedenken bei der augenblicklichen Annahme gefunden. Wenn E. M. mir daher noch eine Bitte zu erlauben geruhen, so ist es die, daß Sie über den Inhalt meines jetzigen Rechtfertigungsschreibens erst nach meiner Ankunft in Berlin zu entscheiden, allein mich mit Übertragung meines Geschäfts an Graf Holz, der es schon einmal geführt hat, von hier abzuberufen geruhen.

E. M. haben ferner die Gnade, in Ihrem Rabinettsschreiben zu sagen, daß sich nicht begreifen lasse, welche Ansichten ich erst in Berlin über meine Stellung, Verhältnisse und Geschäftsführung gewinnen, und wie ich zu solchen gelangen wolle, ohne sie anzutreten. Gerade dies war aber doch der Fall; es bleiben mir mehrere Bedenken über meine Stellung übrig, diese konnten nicht allein vor meinem Antritt gehoben werden, sondern es schien mir, mit dem gewiß mir beizuhabenden besten Willen, unmöglich, eher einzutreten, bis sie es wären. Ich glaubte es aber E. M. schuldig zu sein, daß ich erst versuchte, ob ich nicht schon in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Berlin dieselben, ohne E. M. zu behelligen, wenigstens zum Theil beseitigen könnte. Daher entstand meine Bitte, indem mein Schreiben übrigens, wenn E. M. es noch einmal eines Blickes würdigen wollen, in jeder Zeile die Gefühle meines Dankes und meiner ehrfurchtsvollen Bereitwilligkeit, in dem mir bestimmten Posten zu dienen, ausdrückte. Wenn ich voraussetzte, daß die Vorschläge zu der Verfassung von dem mir bestimmten Ministerium ausgehen sollten, schloß ich dies aus der Beschaffenheit der Sache und meiner Ernennung. E. M. geruhen mir die Ständischen Angelegenheiten zu übertragen. Nun liegt es in dem an sich natürlichen

472

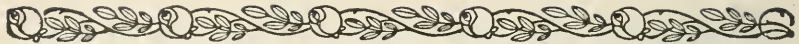


und von E. M. selbst festgesetzten Geschäftsgänge, daß die ersten Vorschläge zu jedem Gegenstande von dem für dieselben bestimmten Ministerio herkommen, die Finanzvorschläge vom Finanz-, die Militärvorschläge vom Kriegsministerium, daß Sie alsdann E. M. Entscheidung vorgelegt werden, und nachher, wenn Sie es zu befehlen geruhen, an den Staatsrat gelangen. Es scheint auch, wenn E. M. mir diese Bemerkung erlauben, allerdings zweckmäßig und wesentlich von demjenigen, dem die Ausführung anvertraut wird, auch die ersten Ideen des Planes angeben zu lassen, weil kein anderer so sehr vom ersten Anfange an die Schwierigkeiten, denen er in der Folge begegnen kann, und die Mittel, sie zu überwinden, im Auge haben wird, immer natürlich vorausgesetzt, daß er die von E. M. gegebenen Grundlagen zu seiner beständigen Norm nimmt. Ich durfte daher, da nicht das Gegentheil gesagt war, hier gleichfalls den gewöhnlichen Weg voraussetzen.

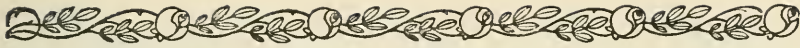
Was E. M. hinzufügt, daß E. M. dabei selbst bestimmen, anordnen, dem Geschäft seinen Gang anweisen, lag ausdrücklich in meinen Worten, und versteht sich bei jedem Gegenstande von selbst. Nach dem mir jetzt von E. M. zukommenen Befehle bleibt mir nichts anderes übrig, als meine Bedenken, auf die Gefahr, mich in meiner Beurteilung der Lage der Sachen zu irren, weshalb ich E. M. in voraus um Verzeihung bitte, von hier aus vorzulegen.

Ich befinde mich, da ich ein Geschäft übernehmen soll, in welchem der geringste Mißgriff E. M. und dem Staat auf das Äußerste verderblich werden kann, jetzt in einer Lage, wo ich alle meine Pflichten gegen E. M. aus den Augen setzen würde, wenn ich nicht vollkommen frei und unumwunden redete, und ich darf hierin auf E. M. Rücksicht rechnen.

1. Mein erstes und hauptsächlichstes Bedenken ist das gewesen,

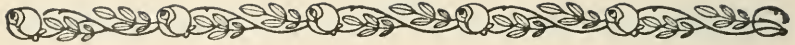


ob ich denjenigen Grad der Unabhängigkeit besitzen würde, ohne welchen diejenige Verantwortlichkeit unmöglich ist, welche E. M. in Ihrer mir mitgetheilten ausführlichen Rabinettsordre vom 11. von jedem Departementschef und dem ganzen solidarischen Ministerium mit Recht verlangen, und unter der E. M. gewiß die Verantwortlichkeit für die Führung des ganzen Geschäfts, nicht nur für einzelne Maßregeln, verstehen. Diese Unabhängigkeit nun würde ich nur dann zu haben glauben, wenn E. M. Willensmeinung in der Rabinettsordre vom 11. S. dahin ginge, daß in keinem Verwaltungszweige ein Antrag bei Ihrer Person als durch den demselben vorgesetzten Minister, oder nach Einforderung seines Gutachtens, geschehen könnte, daß ebensowenig darin von dem Staatskanzler als oberstem Chef der Verwaltung unmittelbar verfügt würde, und der Minister es in seiner Hand hätte, seine Anträge jedesmal in der ihm nötig scheinenden Zeit E. M. vorzulegen, da sonst der von Ihnen in der Rabinettsordre vom 11. besonders anbefohlene schnelle Geschäftsgang nicht erreicht werden kann. Beides wäre sowohl bei den eigentlichen Geschäften, Verwaltungsmaßregeln und Gesetzentwürfen, als vorzüglich bei den Stellenbesetzungen notwendig, sowohl bei denjenigen, welche das Departement jedes Ministers betreffen, als bei denjenigen, wo, wie bei den Rats-, Präsidial- und Oberpräsidialstellen in den Provinzen, insofern E. M. nicht selbst unmittelbar zu verfügen geruhen, die Anträge oder Gutachten von mehreren oder allen Ministern mit ihrem Chef, dem Staatskanzler, ausgehen würden. Ohne in meinem Geschäftskreis diese Sicherung zu haben, welche übrigens dem Staatskanzler als oberstem Chef der Verwaltung die freieste Befugnis ließe, Auskunft und Rechenschaft über jeden Gegenstand zu fordern und dadurch die genaueste und ausgedehnteste Oberaufsicht und Kontrolle zu führen, gesteh' ich E. M. frei und unumwunden, daß ich mich nicht imstande fühlen würde, mich

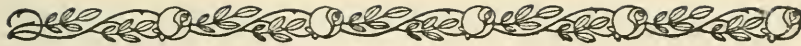


der Verantwortlichkeit des mir bestimmten Postens zu unterziehen, so tief es mich schmerzen würde, E. M. Absichten nicht zu entsprechen. Ich hege die innerste Überzeugung, daß in jeder mehr abhängigen Stellung mein Wirken geradezu schädlich sein würde, da es nicht mehr den erforderlichen Zusammenhang haben könnte. E. M. haben geruht, gegenwärtig den Ministern die Erlaubnis zu erteilen, Ihnen, wenn sie es für nützlich erachten, mithin ausnahmsweise, auch mündlichen Vortrag zu halten. Über diesen Punkt, der unmittelbar von der persönlichen Gnade und dem Vertrauen E. M. abhängt, wage ich nur, mir die einzige Bemerkung zu erlauben, daß die volle Beruhigung für ihr Geschäft den Ministern nur ein regelmäßiger eigener Vortrag bei E. M. in Gegenwart des Staatskanzlers gewähren würde, da nur dieser ihnen Gelegenheit gäbe, forwährend ihre Ideen nach denen E. M. zu berichtigen, den letzteren schon im Vorbereiten der Geschäfte, worauf so viel ankommt, ihre Maßregeln anzupassen, und in ihren eigenen Ansichten von E. M. genauer beurteilt und schärfer geprüft zu werden.

2. Mein zweites Bedenken rührte daher, daß in der an mich gerichteten Kabinettsordre vom 11. die Verhandlungen mit den Landständen als ausdrücklich zu meinem Departement gehörig genannt werden. Es scheint hiernach, als sollte ich der einzige unter den Ministern sein, welcher in allen Gelegenheiten und Verhältnissen mit ihnen verhandelte. Hierbei kommt es theils auf die Natur der gegebenen Verfassung, theils auf die Organisation des Ministeriums an. Wenn die ersten Entwürfe zu jener nicht von dem Ministerio für die Ständischen Angelegenheiten, sondern von einer anderen Behörde an E. M. gelangen sollen, so finden Sie es gewiß gerecht, daß ich es für notwendig halten muß, diese Entwürfe zu kennen, ehe ich jene Führung übernehmen kann. Bei einer ständischen Versammlung ist nichts so notwendig, als



daß derselben die Verwaltung, ohne Blößen zu geben, in vollkommener Einheit und Kraft gegenüberstehe. Dies nun, muß ich E. M. gestehen, wird durch die gegenwärtige Organisation des Ministeriums (wobei ich natürlich gar nicht von den Personen, sondern allein von der Dienstverteilung rede), statt dadurch erleichtert zu sein, wirklich erschwert. Wenn E. M. diese Äußerung von mir gewagt finden, so muß ich Sie bitten, mir dieselbe wegen der, meiner tiefsten Überzeugung nach, in den inneren und äußeren Verhältnissen höchst dringenden Lage des Staats, die jeden Diener E. M. zu rückhaltloser Freimütigkeit auffordert, zugute zu halten. Die Zahl der wirklich verwaltenden und im Ministerio stimmenden Minister ist seit kurzem ungewöhnlich groß geworden; drei wichtige Ministerien, das Justiz-, Finanzministerium und das des Inneren sind jedes zwischen zwei Minister geteilt, ohne daß diese Teilung als in dem Geschäft notwendig erscheint, da sie bisher in E. M. Staaten wie in den meisten Ländern vereinigt waren. Aus dieser Teilung, welche auch die Verwaltung bedeutend kostbarer macht, entstehen innere Kollisionen, welche dem lebendigen Zusammenwirken Hindernisse entgegensetzen. Es muß daher einem so zusammengesetzten Ministerio schwerer werden, in gehöriger Gleichheit der Grundsätze gemeinschaftliche Maßregeln zu nehmen, zu welcher jeder einzelne mit gleicher Wärme mitwirkt, worauf allein die eigentliche Stärke eines Ministeriums beruht. Ich muß hier, weil, ohne meine Schuld und mit vielen Mißdeutungen, davon die Rede gewesen ist, erwähnen, daß, wie E. M. aus den damaligen Verhandlungen erschen haben, bei den Beratenschlagungen des Staatsrats im Jahre 1817 sich zwischen einigen der jetzigen Minister und mir, insofern mich E. M. der damals errichteten Kommission beigeßellt hatten, und ich die Meinung der Mehrheit meiner Kollegen teilte, über sehr wichtige Gegenstände, und unter anderem über die Ursache der zu bedeu-



tenden Staatsausgaben, und die Mittel zur Ersparung, eine sehr große Verschiedenheit der Grundsätze geäußert hat. Ich hielt es daher für besser, auf keine Weise zu suchen, in das Ministerium einzutreten, was gewiß weder ein unbescheidener noch unerlaubter Wunsch war, da ich niemandem dadurch schaden konnte, als mir selbst. Jetzt weicht diese Rücksicht natürlich dem Befehl E. M. und die Einigkeit im Ministerio von meiner Seite zu befördern, wird immer mein eifrigstes Bestreben sein.

Allein, gewiß finden es E. M. doch billig, daß ich mich unter allen diesen Umständen nicht würde entschließen können, alleiniger und beständiger Vertreter der Maßregeln des Ministeriums bei den Ständen zu sein, da diese Maßregeln manchmal meiner Überzeugung entgegenlaufen könnten, in welchem Fall man sie als Beschlüsse der Mehrheit vor den Ständen allerdings verteidigen muß, allein unmöglich, ohne der Sache selbst zu schaden, allein oder hauptsächlich ihre Rechtfertigung übernehmen kann. Ich muß daher E. M. bitten, diesen Teil meines Berufs für jetzt noch unbestimmt zu lassen.

3. Mein drittes Bedenken war, daß ich aus der Kabinettsordre nicht deutlich den mir bestimmten Geschäftskreis übersah. E. M. geruhen in Ihrer Kabinettsordre künftiger möglicher Erweiterung meines Departements und Erhöhung meiner Wirksamkeit zu erwähnen. Allein mit wie gerührtem Danke ich diese Gnade und dies Vertrauen erkenne, so bitte ich Sie, überzeugt zu sein, daß ich diese nie und auf keine Weise beabsichtige, und daß ich, wenn mir alles mit den Ständischen Angelegenheiten und dem Kommunalwesen Verbundene übertragen wird, die Größe dieses Berufes zu gut fühle, um in unbescheidenem Streben nach größerem Einfluß weitergehen zu wollen. Allein ich halte es für das Geschäft und also auch für mich notwendig, daß nicht dasjenige getrennt sei, was zusammen gehört, und daß jedes Departement ein geschlossenes

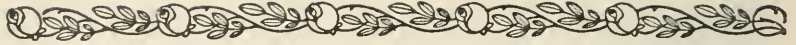


Ganzes ausmache. Nun sind in der Rabinettsordre vom 11. die Gegenstände der zweiten Abtheilung des Ministeriums des Inneren als mir übertragen nicht aufgeführt, und ich muß umsomehr bezweifeln, daß dieselben mir bestimmt sind, als das Departement des v. Schuckmann den Namen des Ministeriums des Inneren behalten soll, obgleich alle wesentlich zu diesem gehörenden Gegenstände in dem neuen, noch mit keinem Namen bezeichneten, Departement vereinigt sind. Zu den Geschäften der zweiten Abtheilung gehören aber unter anderem die landwirtschaftliche Polizei, die Gemeintheilungen und die Regulierung der bauerlichen Verhältnisse, und da diese Gegenstände die Rechte und die Verfassung einer zahlreichen Klasse E. M. Untertanen betreffen und auf das tiefste in ihre ganze Lage eingreifen, so gehören dieselben meines Erachtens zu dem mir übertragenen Kommunalwesen und haben den größten Einfluß auf die Abfassung der für das platte Land zu entwerfenden Gemeindeordnung. Der deutlichste Begriff, den ich mir von dem neuen Ministerium habe machen können, ist der, daß ich alle zum inneren Staatsrecht gehörenden Gegenstände vereinigen soll, welches die rechtlichen Verhältnisse der Bauern zu den Gutsbesitzern mit grundherrlichen Rechten und ihrer Gemeinden in sich zu schließen scheint. Es würde mir daher viel natürlicher geschehen haben, alle Militärsachen, so ausgebreitet sie sind, dem Departement des v. Schuckmann zu belassen, als von dem neuen jene Gegenstände zu trennen. Insofern hat mir der mir zuge dachte Wirkungskreis gar nicht zu klein oder zu untergeordnet geschehen; ich habe aber geglaubt, daß er systematischer abgeteilt werden könne. Der Teilung der Geschäfte folgt natürlich eine Teilung der Beamten und auch die Art dieser wird die notwendige Bedingung der Möglichkeit, das Geschäft mit Erfolg zu übernehmen.

4. Endlich haben E. M. zu befehlen geruht, daß das Ministerium durch den Staatskanzler E. M. Vorschläge über



die gemeinsame Beratung, aus welcher die solidarische Verantwortlichkeit herfließt, vorlegen solle, da diese unstreitig vor meiner Ankunft in Berlin gemacht werden müssen, ich aber in dieselbe Verantwortlichkeit treten soll, so fühlen E. M. daß ich wünschen muß, diese zu kennen. Welches Urtheil nun auch E. M. über die vorstehenden Bedenken zu fällen geruhen möchten, so darf ich mich doch versichert halten, daß Sie dieselben als richtig und allein aus dem Gefühl und dem Grundsatz entsprungen erkennen werden, daß, wer E. M. treu, ernstlich und gewissenhaft dienen und verantwortlich sein will, ehe er das Versprechen, welches jede Annahme eines Amtes enthält, abgibt, prüfen muß, ob er es zu halten imstande ist? E. M. Rabinettsschreiben sagt zwar, daß ich meine Vorschläge hätte nach erklärter Annahme machen sollen, und wenn meine Bedenken weniger wichtig gewesen wären und etwa bloß in den beiden zuletzt angeführten bestanden hätten, würde ich das gewiß getan haben. Allein, so hätte mir E. M. gerechte Vorwürfe machen müssen, wenn ich nach meinem Eintritt im Fall gewesen wäre, Schwierigkeiten zu erheben, welche die Möglichkeit meines Wirkens überhaupt bedingen. Haben E. M. diejenige Stellung im Auge gehabt, die ich zuerst gewagt habe, hier, vorzüglich in Absicht des ersten und zweiten Punktes, zu schildern, so werde ich mich glücklich schätzen, je früher ich werde in den mir bestimmten Wirkungskreis eintreten können. Ich hatte mir geschmeichelt, mehrere der hier erwähnten Bedenken durch mündliche Rücksprache, die alles so sehr erleichtert, mit dem v. Schuckmann, mit den übrigen Mitgliedern des Staatsministeriums, mit dem Staatskanzler selbst heben zu können, so daß nur wenigstens noch E. M. Entscheidung bedurft hätte. Ich hatte also gerade aus Ursachen, die zeigen, wie unendlich und tief ich E. M. Vertrauen ehre, gewünscht, meine Erklärung in Berlin abgeben zu dürfen. Ich wage aus eben diesen Ursachen die Bitte zu wieder-

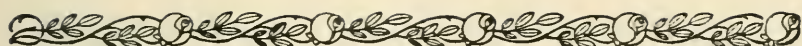


holen, daß E. M. mich von hier abzubrufen geruhen mögen. Indem ich jetzt E. M. Befehlen weiter entgegen sehe, ersterbe ich . . .“

Wie dies wirken wird, muß man abwarten. Ich konnte nicht anders handeln. Gibt der Staatskanzler klug nach, läßt mich kommen, erklärt sich, ohne sich Dementis zu geben, wie er seine Vorrechte selbst beschränkt ausüben will, so kann alles gehen. Bleibt er aber schroff, und das ist wohl seine Manier, läßt er den König scharf antworten, alle übrigen Verhältnisse müßten bleiben wie sie sind, so ist die Sache hin, denn dann zwingt er mich, abzulehnen.

Närrisch ist es, daß alle, die meine erste Antwort gesehen haben, nicht allein damit zufrieden sind, sondern daraus, wie auch wahr ist, mit Zuverlässigkeit geschlossen haben, daß ich annehmen wollte. [Bernstorff] schreibt mir unterm 5. folgendes, das merkwürdig genug ist, um es Dir mitzuteilen: „Bleibt mir auch nur ein Augenblick vor Abgang des Kuriers, mein Teuerster, so muß ich Ihnen doch noch ein flüchtiges Wort des Dankes für Ihr freundliches Schreiben vom 26. sagen. Es gab mir wahre Freude, denn ich schöpfte daraus die Hoffnung, daß der Ruf, der Sie ganz zu dem Unsern machen sollte, nicht vergebens an Sie ergangen sei. Desto größer war meine Bestürzung, als ich einige Tage nachher erfuhr, wie der König Ihr Schreiben aufgenommen, und was Ihnen geantwortet worden sei. Nach meiner innigsten Überzeugung kann ich Ihre Bitte, sich erst hier zu erklären, nicht mißbilligen. Dagegen verhehle ich Ihnen nicht, daß ich gewünscht hätte, daß Sie, um der zu erwartenden Wirkung willen, in Ihrer Antwort an den König weniger scharf herausgehoben hätten, was Sie als den Hauptteil der Ihnen bestimmten Aufgaben ansehen. Nun sehe ich Ihrem Beschluß mit um so größerer Besorgnis entgegen, als solcher auch für meine Lage von der entscheidendsten Wirkung sein wird. Legen Sie nicht zu viel Wert auf das, was Wirkung der Aufwallung

480



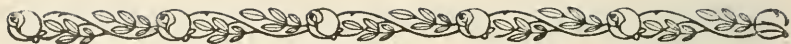
des Augenblicks ist, und bedenken Sie wohl die Wichtigkeit und Bedeutung dessen, was in Ihre Hand gelegt ist. Möchte ich darüber noch auf Beruhigung hoffen dürfen. Ganz der Ihrige."

Das ist gut, aber sehr schwach. Denn man sieht dem Brief an, daß er auch nicht einmal dem Staatskanzler ein einziges ernsthaftes Wort gesagt hat. Er wird nicht bleiben, wenn ich nicht eintrete, er kann sich nicht durch sich selbst halten. Überhaupt ist es eigen, daß ich eigentlich die Sache aller Minister veretrete, und ich habe mit Fleiß diese Wendung genommen, und daß kein einziger sich zugleich mit mir regt. Ich trete recht gern allein auf, allein das Schlimme ist doch, daß der König, was ein einzelner tut, zu leicht für persönlichen Eigensinn ansehen kann.

Als meine zweite Antwort an den König einige Stunden fort war, erhielt ich über Coblenz und Mainz durch eine Estafette von dem*), der mir die erste geschickt hatte, folgenden Brief vom 2.

"E. Schreiben habe ich richtig erhalten. Ich billige Ihre Ansichten vollkommen, habe aber Anstand genommen, sie vorzutragen aus Gründen, die ich weiter unten näher entwickeln werde. Die Antwort auf Ihr Schreiben an den König, wird E. zeigen, daß man dieses nicht so aufgenommen, wie zu erwarten stand. Wer dies veranlaßt hat, kann Ihnen nicht unbekannt sein, denn daß es nicht direkt von Seiner Majestät ausging, dafür möchte ich mich verbürgen. Ich habe Ursach zu vermuten, daß die Übergabe Ihres Schreibens an den König und die Ausfertigung der Antwort an einem Tage geschah. Dies ist der Hauptgrund, weshalb ich mit dem, was mir E. geschrieben, und das nur als Kommentar zu dem Schreiben an den König zu betrachten, nicht hervorgetreten bin. Es drängt sich nun die Frage auf, was werden E. tun?

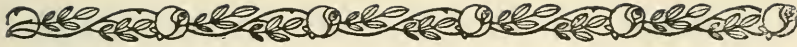
*) Wigleben.



Ohne es zu wagen, Ihren Entschlüssen vorzugreifen, fühle ich mich aus Interesse für Sie und für die in Rede stehende Sache, sowie in der Überzeugung, daß Sie der Mann sind, der uns in der kritischen Zeit not tut, verpflichtet, folgendes zu bemerken. Nachdem, was E. in dem zweiten Schreiben an mich ausgesprochen haben, werden Sie nicht leicht den Forderungen der Rabinettsordre, sich augenblicklich und bestimmt zu erklären, unbedingt Genüge leisten können. Wenn es aber nur zu gewiß zu sein scheint, daß eine zweite ausweichende Antwort Ihrerseits hier den ungünstigen Eindruck vermehren würde, den die erste erzeugt hat, so glaube ich nur den einzigen Ausweg darin zu finden, daß Sie auf das Schleunigste herkommen und Ihre Antwort mündlich bringen. Ihre Gegenwart wird manches anders stellen. Die Ihnen jetzt vom Schreibtisch den Krieg erklären, werden Ihnen gegenüber nicht den Mut dazu haben. Sollte es nicht möglich sein, Ihre jetzigen Geschäfte um 14 Tage aufzuschieben? Ich muß diese Bemerkungen Ihrem höheren Ermessen anheimstellen, nur bitte ich Sie dringend, weisen Sie den Antrag nicht geradezu ab. Ich denke es mir nicht unmöglich, daß man gerade so etwas will, um der Welt sagen zu können, man habe Ihnen einen, und zwar den wichtigsten Verwaltungszweig angeboten, und Sie hätten dies, ohne nähere Kenntnisse davon zu nehmen, zurückgewiesen. Sehen E. in allem, was ich Ihnen sage, nur den Ausdruck eines offenen Charakters, dem es wahrhaft um das Gute zu tun ist. Mit. . ."

Dieser Mensch ist trefflich, das wirst Du auch finden, und es ist merkwürdig und mir sehr lieb, daß mir gerade von denen, zu denen er gehört, immer das meiste Vertrauen und die festeste Anhänglichkeit bewiesen wird.

Ehe ich dies noch schließe, bekomme ich wieder eine Estafette von Rothe, der mich auch zu kommen drängt. Er schreibt sonst nicht das Allermindeste.



Lebe wohl, mein teures, innigstgeliebtes Herz. Warum bist Du nicht bei mir? Sei aber ja ruhig, auch mit dem Lande wird es gut gehn, selbst wenn ich jetzt zurücktreten muß. Ewig Dein H.

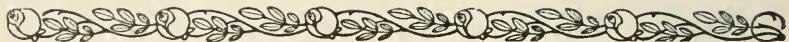


179. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 15. Februar 1819

Seit meinem letzten Brief an Dich, teure Li, ist nichts in meiner Sache vorgefallen.

Also den 30. Januar kamst Du von Paris vor 14 Jahren zurück. Ich habe ein unglückliches Gedächtnis für die Monats- und Wochentage. Aber des Entgegenfahrens erinnere ich mich, als wenn es heute wäre. Es war mir eine zwiefache, unendliche Freude, Dich wieder zu erlangen mit den Kindern und Dir die beiden Mädchen wohl und schön wieder zuzuführen. Wann und wo werden wir uns jetzt entgegenkommen? Für unmöglich halte ich mein Kommen nach Italien noch nicht. Die Dinge sind auf die Spitze gestellt, es geht dem Staatskanzler gewissermaßen an das Leben, er ist höchst leidenschaftlich, verblendet, kaum von ein paar Menschen umgeben, und wenn er einen Schritt tut, ist er durch die Lage der Dinge unwiderruflich. In 14 Tagen muß es sich entscheiden. Es ist eine ganz eigene Empfindung, so auf dem Scheidewege zwischen einer das ganze Leben an sich reißenen Tätigkeit und einer ebenso unbedingten Muße zu stehen, und ich habe nur darum die Empfindung weniger und nicht ganz rein, weil ich den letzten Fall doch eigentlich nunmehr für sehr unwahrscheinlich und nur bloß nicht unmöglich halte. Ich werde hineinkommen, daran zweifle ich eigentlich nicht. Aber wenn ich auch alles erlange, was mein letzter Brief fordert, doch auf keine gute



Weise. Zwei Dinge bleiben mir ewig darin schädlich: Die Zusammensetzung des Ministeriums, und die gewiß schiefen Einleitungen, die schon zur Verfassung gemacht sind. Denn daß sie es sind, halte ich für ausgemacht.

Dies, teure Seele, ist das Prognostikon, das ich mir selbst stelle, eine durch alle Umstände schwieriger gemachte Lage.

Ich weiß nicht, ob Du weißt, daß die schöne Seele im Wilhelm Meister eine Fräulein Klettenberg von hier ist, die aber in dem Jahre 1750 schon 40 bis 50 Jahre alt war und längst tot ist. Von dieser gibt es einen Bogen geistlicher Gedichte, den Schloffer hat drucken lassen, die sich durch eine rührende Einfachheit und wirklich poetisches Feuer auszeichnen. Ein paar Verse, die sie in ihre Bibel geschrieben hatte, muß ich Dir doch abschreiben:

Zuschrift aus der Ewigkeit, Brief von sehr gelehrten Händen,
Du kannst alle Not der Zeit, alle bangen Klagen wenden.

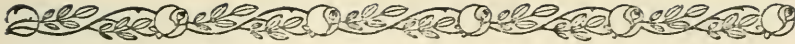
Der, der meinen Geist entzündt, den ich igo noch nicht sehe,
Hat aus der gestirnten Höhe mir die Zeilen zugeschickt.

Ist das nicht unendlich hübsch? Bei der großen Einfachheit hat es in dem vorletzten Vers auch dadurch, daß der Reim hier, anders wie in der ersten Quartäne, unmittelbar dem vorigen folgt, einen eigenen Schwung.

Etwas in ganz anderer Art und handschriftlich hat mir Schloffer auch mitgeteilt. Es ist von Goethe und heißt „Das Neueste von Plundersweilern“. Stellen waren mir schon bekannt daraus. Eine der hübschesten über die Ritterromane ist:

Dem Pathos ist nichts zu vergleichen.
Sie möchten gern mit hellen Scharen
Aus ihren eigenen Häuten fahren,
Doch sitzen sie darin zu fest,
Drum es jeder bewenden läßt.

Das Letzte ist in Gedanke und Sprache unendlich Goethisch. Über die altdeutsche Tracht sind auch ein paar gute Verse drin, so daß man sieht, daß sie schon ehemals ihr Wesen trieb:



Mit Deutscheit sich zu zieren ist,
Hat jeder sein armes Wams zerschlist,
Sie ziehen die Hemdchen durch die Spalten,
Es gibt gar wunderreiche Falten,
Die Puffen stehen gut zu Gesicht,
Sie schonen sogar der Höschchen nicht;
Sie werden bald ihr Ziel erreichen
Und deutschen Bettelungen gleichen. —



180. Caroline an Humboldt

Rom, 17. Februar 1819

Ich bin vorige Woche recht unwohl gewesen und habe Dir, teuerstes Herz, am Sonnabend nur so wenige Zeilen schreiben können. Jetzt geht es besser, nur die große Mattigkeit ist noch nicht überwunden. Ich muß die Treppen Stufe um Stufe wie ein Kind heruntergehen und fühle bei jedem Tritt eine schmerzliche Erschütterung. . . .

Am Montag bin ich so glücklich gewesen, Deine beiden lieben Briefe vom 25. und 28. Januar zusammen zu bekommen. Deine Antworten finde ich über allen Ausdruck schön, der Sache angemessen und Deiner persönlich würdig. Ich wüßte auch kein Wort, was ich anders stellen möchte. Du hast die große Gabe, mit den mildesten Worten die stärksten Sachen zu sagen, eine Gabe, die nicht allen eigen ist, die auch die Sprache in ihrer Gewalt haben. Du kannst Dir denken, wie ich auf den Verfolg der Sache begierig und gespannt bin. Aber es wird einen Monat dauern, ehe ich ihn erfahre. Das kann kaum anders sein. Auf Dein liebes Herkommen, mein allerteuerstes Leben, habe ich schon Verzicht getan und bringe dem Vaterland zwar schmerzlich, aber gern das Opfer. Sobald der Karneval vorüber ist, der, wie Du weißt, hier alle Menschen toll macht, werde ich meine Recherchen nach einem brauchbaren



Subjekt als Diener anstellen. Im übrigen wird sich, hoffe ich, alles schicken und ich à petite journée mich fort und fort bewegen bis zu Dir, mein süßes Herz, unter dessen Schutz ich dann wohl bleibe.



181. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 19. Februar 1819

Bon Berlin und der Gegend habe ich nichts Wichtiges, nur einen sehr hübschen Scherz, über den man, wie mir Moß schreibt, sehr viel lacht. In dem Abdruck der Kabinettsordre über die Ministerialveränderung zu der Gesetzsammlung hat man durch ein falschgesetztes Punktum folgendes quid pro quo herausgebracht: Außerdem bleibt der Minister v. Humboldt im Staatsrat und endlich wird der Staatskanzler ihm überlassen. Das Neuchâteller Departement.

Der Staatskanzler wird mir also überliefert, und ich kann mit ihm machen, was ich will.

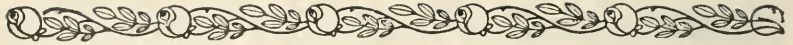
Ich glaube, der Staatskanzler wird in einer abermals ungnädigen Kabinettsordre auf den hauptsächlichsten, ihn betreffenden Punkt den König so antworten lassen, daß er meine Forderung zugeben scheint oder als durch die gegenwärtige Lage der Behörden schon erfüllt vorstellt, allein durch eine Hintertür seine Macht rettet. Das sieht ihm am meisten ähnlich, und gerade das setzt mich in die schlimmste Lage. Indes verlasse ich mich darin sehr auf den Hiesigen *). Er wird schon achtgeben, daß ich mich nicht übereile, mit zu wenig Vorsicht in das Verhältniß einzugehen.

Es muß Dich nicht bekümmern, armes Herz, wenn Du auch alles Griechisch vergessen hättest, was doch gewiß nicht der Fall ist. Es ist bei vielen Dingen wichtiger, daß man sie einmal ge-

*) Stein.



kannt hat, als daß man damit fortgeht. Der Eindruck bleibt doch, wenn auch die Sache verschwindet, und es ist immer ein dauernder Gewinn, wenn man eine Eigentümlichkeit des menschlichen Daseins, wie die Antike es ist, einmal voll und lebendig empfunden hat, was ohne eigenes Hören und Verstehen der individuellen Laute nicht möglich ist. Es gleicht einer Reise, die man in ein fernes Land gemacht hat und die man ja auch nicht immer zu wiederholen braucht. Alle toten Sprachen bleiben immer ein Studium, das beständig fortgetrieben und bis in seine Kleinigkeiten und Trockenheiten verfolgt sein will. Zu dieser Schwierigkeit kommen hernach noch die, welche die fragmentarische und verdorbene Natur der auf uns gekommenen Überbleibsel hinzufügt. Ohne ein solches anhaltendes Studium, zu dem doch eine Frau selten Neigung und rechte Gelegenheit hat, ist wirklich nichts möglich, als sich auf einen größeren oder engeren Kreis von Schriftstellern zu beschränken und die immer wieder zu lesen. Dann erreicht man aber auch alles. Denn dann dringt man vom einzelnen in die Stimmung und den Ton ein und entbehrt durch Mangel eines weitläufigen Studiums bloß den Vorteil, diesen Kreis auch verlassen und auf jeden anderen Schriftsteller übergehen zu können. Selbst von der Schönheit und Gestalt der Sprache, die, unabhängig von allen Schriftstellern zu verstehen und zu fassen, einer der größten intellektuellen Genüsse ist, geht durch oft wiederholte Lesung weniger Schriftsteller immer sehr viel über. So wäre es vielleicht gar keine üble Methode, bloß die schönsten Stellen im Homer sich durch Erklärung eines anderen recht in ihrem eigentlichsten Sinn einzuprägen, und nun zu anderem im Homer selbst, wie die Lust durch jene geweckt wird, fortzugehen. Du hast wirklich unglaublich viel Griechisch gelesen, im Grunde alle wahrhaft schönen Schriftsteller im Original, allein es ist gerade darin vielleicht gefehlt worden, daß, wenn Du so viel lesen wolltest, Du hättest mehr für Dich Grammatik und



Wörterbuch studieren sollen. Tatest Du das nicht, so war es besser, wenigstens recht oft hintereinander vorzunehmen. Wenn ich es mir als möglich denken könnte, alles Griechische zu vergessen, was wirklich das größte meine Person betreffende Unglück wäre, das ich mir denken könnte, da ich, wenn ich auch manchmal in Jahren kein griechisches Buch als flüchtig in die Hand nehme, doch eigentlich innerlich nur darin lebe und in allen Augenblicken des Lebens Erinnerungen daraus an die Gegenwart anknüpfe, so würde es mir doch immer sehr reizend, ja unentbehrlich erscheinen, einige Stellen aus Homer, Hesiodus und Pindar noch verstehen zu können und im Gedächtnis zu behalten.



182. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 22. Februar 1819

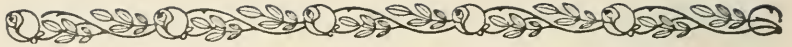
s ist mir sehr fatal, daß der Kurier, der mir höchstwahrscheinlich eine entscheidende Antwort von Berlin bringt, erst morgen früh ankommt, und ich sie Dir, liebe Li, erst mit meinem nächsten Brief mitteilen kann. Indes kommt sie an Deinem Geburtstag, und das ist ein günstiges Zeichen. Es ist ja der Tag, der mir alles Glück des Lebens gebracht hat. Mögest Du mit diesem Jahre ein gesünderes, schmerzloseres, weniger gestörtes Leben beginnen, innigst geliebte Seele. Ich schmeichle mir oft mit der süßen Hoffnung. Meine und der Kinder Sorgfalt wird jeden Augenblick um Dich beschäftigt sein, Deine Ruhe, Dein Glück, Dein ungestörter Genuß an allem, was Dir lieb ist und Du gern hast, ist nicht bloß Bedingung meines Glücks, sondern, wie ich es mit tiefer Wahrheit aussprechen kann, der eigentliche Zweck meines Lebens. Seit ich die Gewißheit hatte, Dich zu besitzen, ist dies nicht bloß in dem Verstande so gewesen wie es immer ist, wenn man sich tief und innig liebt, sondern in



einem viel engeren, buchstäblichen Sinne. Ehe ich Dich noch recht oder als ich Dich nur eben kannte, beschäftigten die Pläne für Dein Glück (Carl*) und mich unaufhörlich, wäre es mir auch nie geworden, daß Du mich so geliebt hättest, hätte ich Dir immer von innigem Herzen mein Leben gewidmet, an diese anfängliche Empfindung hat sich dann meine, Deine Liebe geknüpft, darauf sind die Jahre verbundener Freuden und Schmerzen, Deine immer gleiche Treue gefolgt, ich bin Dir alles schuldig im Leben durch das, was Du mir gabst, und durch das, wie Du mir erschienst, wie ein besseres und höheres Wesen, das mich mit der unverstandenen Gewalt, welche der Mensch über den Menschen ausübt, unaufhörlich in ein größeres und stilleres Dasein hinüberzog, und so, liebe teure Li, stehen wir jetzt in der süßen Hoffnung, uns nicht wieder auf lange im Leben zu trennen. Wenn dieser Monat vorüber ist, liegen doch höchstwahrscheinlich nicht mehr als drei volle andere zwischen dem Tag unserer Wiedervereinigung. Ich sehe ihm mit unglaublicher Sehnsucht entgegen, er erscheint mir wahrhaft wie das Beginnen eines neuen Lebens, und wenn ich auch in die mir bestimmten Geschäfte eintreten sollte, fürchte ich sie nicht für die Unge störtheit unseres Zusammenseins. Was die Seele in der Tiefe füllt, begleitet einen überall hin.

Danke Niebuhrn sehr für seinen Brief. Ich lasse die Stelle über die Verfassung abschreiben und theile sie Steinen mit. Über meinen Aufsatz schreibt jetzt wieder Stein und sehr hübsch. Ich lasse, was er macht, bei mir abschreiben und habe also einiges schon gelesen. Diese Urbeiten werden Dir einmal viel Vergnügen machen. Stein hat eine treffliche Manier des Schreibens, eine ganz unmittelbar aus der Gesinnung fließende, so daß man kaum merkt, daß die Worte nur ein Mittel sind. Ich bin wenigstens einen Abend um den andern bei ihm, und er ist mir ein außerordentlicher

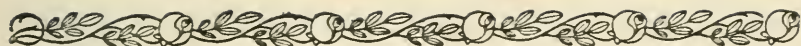
*) v. Laroche, siehe Bd. I.



Trost hier. Ja, ich bleibe dabei, daß ich ganz anders nach Berlin komme, als wenn es von London geradezu wäre. Ich habe einmal die Eigenschaft, anderen immer sehr viel zu verdanken, und habe immer die Perioden meines Lebens am liebsten gehabt, wo ich mich an jemanden anschließen konnte, in dem ich etwas Höheres erkannte. Ich habe auch nie gefunden, daß das der Selbständigkeit den mindesten Nachteil bringt. Man eignet sich doch, und gerade je mehr man Fähigkeit hat, es zu erkennen, das Fremde immer nur in eigentümlicher Manier an, und wird in sich um alles das reicher, was man von anderen empfängt. Stein aber ist sehr eine Natur, durch die man auf diese Weise gewinnen kann. Er hat lauter so feste und entschiedene Richtungen, daß alles in seinem Geist und seinem Charakter wie eine Notwendigkeit erscheint. Es mangelt ihm vielleicht, wenn er auch eine große und milde Achtung für verschiedenartiges Dasein hat, an Beweglichkeit und Empfänglichkeit, selbst eben in ein anderes einzugehen, allein er ist desto mehr ganz, was er einmal ist.

Von Dir sprechen wir sehr oft, und noch gestern hat er gefragt, wann Du kämst, mit der sichtbaren Absicht, zu wissen, ob er vielleicht noch hoffen könnte, Dich hier zu sehen, wenn mein Aufenthalt sich verlängern sollte. Das wird der morgende Tag entscheiden. Ich glaube nicht, daß man mich kommen läßt, allein auch nicht daran, daß man bricht. Der Staatskanzler wird irgendeinen elenden Mittelweg finden, den wir bloß darum nicht erraten, weil man nie denselben Weg mit solcher Erfindungskraft geht. Man wird mich nicht kommen lassen aus zwei Gründen, einmal weil, ehe alle Verhältnisse usw. fest bestimmt sind, der Staatskanzler nichts so sehr als das fürchtet, dann, weil man auch nicht wird das hiesige Geschäft verderben lassen wollen.





183. Caroline an Humboldt

Rom, 24. Februar 1819

estern war mein Geburtstag, Du hast gewiß liebend meiner gedacht, und hier bist Du hergewünscht worden.

Den Morgen kamen mehrere Menschen, mir Glück zu wünschen, und viele beschenkten mich. Ich will Dir alles nennen. . . .

So, mein geliebtes Leben, bin ich beschenkt worden. Abends hatten die Künstler des Hauses mich mit den Kindern hinunter gebeten, es war mardi gras. Das untere große Zimmer war mit Gewinden von Lorbeer und Orangen verziert, stark erleuchtet, die Gesellschaft zum Teil maskiert, eine kleine Komödie, deren Verfasserin Mademoiselle Klein aus Berlin war, wurde aufgeführt, kalt gegessen, und dann getanzt. Caroline war als Ciucciara, Gabrielle als — — —*) gekleidet, beide sahen sehr hübsch und blühend aus. Nur die arme Herz fehlte, da ihr Fuß noch nicht geheilt ist.

Das ist ja eine köstliche Notiz, daß da, wo Du bist, alle Briefe geöffnet werden. Freie Reichsstadt, freie Post! Ho capito molto bene.

Ich, in mir, bin der sicheren Hoffnung, daß die Vorsehung, die uns in den letztverfloßenen Jahren einen großen Beruf gegeben hatte, uns auch jetzt nicht wird sinken lassen. Mein Wunsch und Gebet ist, Dich in der Nähe dessen zu wissen, auf den zuletzt doch alles ankommt, denn mich dünkt, es müsse nicht unmöglich sein, ihm zu zeigen, wie gerade zu dem Gefürchteten führend die meisten Veranstaltungen sind, die, mit Prachtworten ausstaffiert, hie und da getroffen werden.

Ich breche heut hier ab. Meine ganze Seele ist in liebevollem Gedenken bei Dir und bald auch, hoffe ich, ich selbst. Deine Li.



*) Unleserlich.



Nun fängst Du auch an, mir die Hände zu küssen. Das ist wirklich göttlich! Ich bleibe aber doch dabei, daß das Händeküssen nicht bloß eine Sache der Zärtlichkeit, sondern immer zugleich das Anerkennen des Höheren ist, darum paßt es nur von Mann zur Frau, weil wirklich Frauen immer etwas Geheimnisvolles, Hohes in sich tragen, was man ehrt und anbetet, ohne es recht zu begreifen, und ohne, daß es sich je begreifen läßt und auch ihnen selbst nicht klar ist. Ich habe auch gewiß tausendmal öfter Deine lieben Hände geküßt und werde es noch tun, wenn die süße Zeit zurückkehrt, als Du meine, ob sie gleich weiß wie Schnee und wieder viel hübscher als in London sind. Das kommt aber auch daher, weil Du zwar ein unendlich liebes, gutes, sanftes, nachsichtsvolles Wesen bist, aber ich viel zärtlicher. Ich gehe nie aus der Stube, ohne erst Dir den rechten und dann den linken Arm zu küssen, dann den Mund, und dann mache ich noch in der Thür, indem ich mich umdrehe, ein tiefes Kompliment, daß der Puder herunterfällt. Wenn die liebe Zeit nur erst wieder da wäre! Ich sehe noch Gabriels Gesicht, wie sie die Augen zusammenzieht und die Stirn runzelt, wenn der Puderregen herunterkommt, und wie sie sagt: oh, lieber Vater! Erwinnere sie nur daran.

Das Schicksal ist denn entschieden. Ich habe auf meine lange Vorstellung eine Kabinetttsordre von sechs Zeilen bekommen, sehr wenig höflich, ich möge annehmen oder nicht annehmen, ich müsse mich aber, wenn ich im Dienst bleiben wolle, gleich und unbedingt erklären. Hierauf bin ich entschlossen, anzunehmen, und die Sache ist beendet. Da ich Dir so in zwei Worten das kurze Resultat gesagt habe, an dem Du sehr viel Anteil hast, will ich Dir alles der Ordnung nach erzählen. Am Abend vor Deinem Geburtstag kam der Kurier an. Die Kabinetttsordre vom 17. lautet so:



„Ihre Vorstellung vom 9. d. M. enthält entweder Dinge, die Mir bekannt sind, oder solche, über die Ich Mich bereits ausgesprochen habe, oder endlich solche, darüber Ich Gutachten des Ministeriums erwarte, um Mich zu entscheiden. Der Wirkungskreis, den Ich Ihnen jetzt bestimmt habe, ist in Meiner Kabinettsordre vom 11. ganz genau angegeben. Es steht Ihnen völlig frei, ihn, mit der Ihnen angebotenen Stelle unter den gegenwärtig bestehenden, Ihnen hinreichend bekannten Verhältnissen anzunehmen oder nicht. Wollen Sie aber überhaupt in Meinem Dienst bleiben, so muß Ich Ihre unbedingte Erklärung hierüber unverzüglich fordern.“

Wie ich das gelesen hatte, war mein Entschluß nicht sowohl gefaßt, als er mir vielmehr überflüssig schien. Es kam mir vor, als fehlte nun nichts mehr von meiner Seite, als die Formalität, zu sagen, daß ich mich danach als außer Dienst ansähe. Ich beschloß jedoch gleich, nicht mit dem am anderen Tag wieder zurückkehrenden Kurier zu antworten, schlief aber die Nacht, wie ich nicht leugnen kann, in der süßen Hoffnung, Dich bald in Italien zu sehen, und im vollen Vorgefühl eines ganz freien Lebens. Am 10 an Deinem Geburtstag kam Stein zu mir. Er wütete gegen den Staatskanzler, war dafür, daß ich nach Berlin gehen sollte, wenn es ginge, stimmte aber mit mir in dem Auszuschlagen überein.

Am 12 an Deinem Geburtstag bekam ich auf geheimem Wege eine Estafette von August*) mit folgendem Brief von dem, der mir zuerst schrieb**) und der wirklich mit einem gar nicht genug zu erkennenden Anteil immer unermüdlich fort an der Sache arbeitet. Der Brief ist vom 19., war aber am 20. abgegangen.

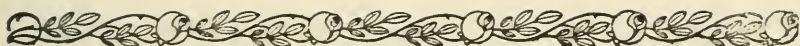
„Euer Erzellenz Schreiben auf die bewußte Kabinettsordre hat nicht die Wirkung gemacht, die man wünschen mußte. Die Unt-

*) Hedemann.

**) Wigleben.



wort wird Ihnen darüber keinen Zweifel übrig lassen. Ich habe dies leider gefürchtet, nicht wegen der Gesinnung des Königs, von dieser können Sie unter veränderten Nebenumständen noch alles Gute erwarten, aber wegen der einmal sehr gereizten Persönlichkeit des Staatskanzlers. E. haben diesen Zustand vornehmlich dadurch herbeigeführt, daß Sie den Entwurf einer Konstitution als eine Ihnen zustehende Arbeit erklärten. Hat er, wie ich glaube, sich vorgesetzt, dies große Werk als den Schlußstein seines politischen Wirkens zu betrachten, so sah er nun in Ihnen den Mann, der ihm den Ruhm streitig machen, die Frucht entreißen wollte. Noch mehr — er erblickt in Ihnen eine permanente Opposition gegen sich. Betrachten Sie den Charakter des Mannes, den Sie besser kennen, als irgend jemand, so ist es klar, weshalb man so rücksichtslos mit E. verfährt. Für den König verbürge ich mich. Er mag ebenfalls gereizt sein, aber nur als Folge der Gesichtspunkte, die man ihm aufgestellt hat. Er will das Gute zu aufrichtig und schätzt E. zu sehr, als daß es von Dauer sein könnte. Ich kann es nicht leugnen, daß mir schon oft der Gedanke durch den Kopf geflogen ist, daß die ganze Sache so und nicht anders eingeleitet worden, um Sie gewissermaßen indirekt zu zwingen, die Anstellung auszuschlagen. Man fürchtet die Gewalt Ihres Geistes und möchte Sie womöglich auch in der öffentlichen Meinung herunterbringen. Ich folgere dies aus folgender Kombination. Ihre Anstellung hat im Publikum einen sehr guten Eindruck gemacht. Wenn Sie herkommen und die Mängel der Verwaltung kennen lernen, das Treiben des jetzigen Ministeriums näher betrachten, so werden Sie dem allen mit Kraft entgegentreten. Dies fürchtet man. Träten Sie als Folge der Ihnen hier gemachten Schwierigkeiten nach einer kurzen Geschäftsführung ab, so würde das Publikum die Schuld auf das Ministerium schieben, das Ihnen entgegen war. Schlagen Sie die



Anstellung schon von Frankfurt aus, so wird man nicht unterlassen, dem Publico zu sagen: „Seht, da habt ihr den Mann, von dem man so viel erwartete. Er kennt seinen Wirkungskreis noch nicht einmal und nimmt ihn nicht an.“ Ich mag unrecht haben und wünsche es, aber der Beachtung ist meine Behauptung wert. Darum nun ist meine bestimmte Meinung, daß E. herkommen müssen. Erlauben es die dortigen Verhältnisse nicht, daß Sie, ohne abgerufen zu sein, wenn auch nur auf kurze Zeit, hier sind, so müssen Sie die Stelle unbedingt annehmen; es bleibt Ihnen nach Ihrem Eintreffen ja doch alles zu tun überlassen. Doch würde ich diesen Vorbehalt nicht aussprechen, man würde daraus aufs neue Gift saugen, und am Ende liegt er in der Sache selbst. Eine ganz unbedingte Ergebung in den königlichen Willen wird auf den König einen sehr guten Eindruck machen. Andererseits wünscht man sie vielleicht nicht, dies muß aber gerade Veranlassung sein, es zu tun; es ist ein alter taktischer Grundsatz, immer das auszuführen, was der Feind nicht will. Rechnen Sie nächst dem auf die Unterstützung aller, die es redlich mit dem König meinen. Sie sind der Mann, der seine herrlichen Absichten in Erfüllung bringen kann.

Verzeihen mir E., wenn ich, mit Hintansetzung aller konventionellen Formen, mein Herz offen vor Ihnen ausgeschüttet habe. Unhänglichkeit an meinen König, Achtung für Sie sind die Ursachen. Ich werde keine Gelegenheit vorbeilassen, wo ich vorteilhaft für Sie und die Sache wirken kann. Darum wäre es mir lieb, wenn E. mir, bevor Sie auf die zweite Rabinettsordre antworten, oder richtiger, bevor die Antwort hier eingegangen ist, von dem, was Sie schreiben wollen, eine solche Notiz zukommen lassen, daß ich sie nötigenfalls zeigen kann. Ich würde vorschlagen, dies nicht in Form eines Antwortschreibens abzufassen. . . .“

Du wirst finden, liebe Li, daß dies ein unendlich vernünft-



tiger und guter Brief ist. Von Bernstorff, von dem*), der mir sonst durch August schreibt, erhielt ich keine Zeile. Es ist ganz eigen, daß gerade einer, den ich nicht kenne und der mich nicht kennt, den ich nur zweimal im Leben sah und mit dem ich nie über einen wichtigen Gegenstand sprach, mit wahrhaft ausdauernder Geduld sich meiner Sache annimmt. Es gehört zu den Schicksalen des Lebens, auf die man gar keine Rechnung machen kann, und die einem wie eine Günst des Himmels kommen. Dieser Brief, ich leugne es nicht, änderte fast unmittelbar meine und noch mehr des Hiesigen Ansicht. Er enthielt zwei Dinge, die man als Tatsachen ansehen konnte, die Stimmung des Königs und die Absichten der Widersacher. Ich überlegte von da an die Sache aufs neue, und ich glaube, daß auch Du jetzt mich billigen wirst, teures Kind. Du hast auch lange das gesagt, was auch dieser Brief ausdrückt, daß nämlich die Sache nicht eher ausgemacht und geendigt ist, ehe ich nicht einmal wirklich darin gewesen bin. Es ist sonnenklar, daß man gegen die Sache und mich meine Abwesenheit benutzt, und da nun die Dinge einmal so unglücklich liegen, daß ich nicht anders nach Berlin kommen kann, so blieb schon deshalb nichts als das Annehmen übrig. Es ist allerdings jetzt eine harte Sache, im Widerspruch und Kampf ein schon an und für sich schwieriges, verwickeltes und von Hindernissen aller Art umgebenes Werk zu beginnen. Allein zu solchen Unternehmungen muß man Mut und Ruhe haben, und an beidem wird es mir nicht fehlen. Übrigens aber bin ich doch weit entfernt, eigentliche Hoffnungen zu haben. Es wird mir sehr schwer sein, das Gute durchzusetzen, selbst nur das Nötige zu tun.



*) Prinz Wilhelm, Bruder des Königs.



Du weißt nun aus meinem vorigen Briefe, welchen Entschluß ich genommen habe. Ich bestärke mich mit jedem Tage mehr, daß ich recht und selbst klug darin gehandelt habe.

Da Du einmal alle Aktenstücke besitzt, will ich Dir noch meine beiden letzten Briefe hier abschreiben. Zuerst den an den König vom 26. Februar:

„Ich habe es für meine Schuldigkeit erachtet, Eurer Majestät in meiner Vorstellung vom 9. die Hindernisse auseinanderzusetzen, welche, meiner innersten Überzeugung nach, meinem erfolgreichen Wirken in dem mir allergnädigst bestimmten Posten notwendig entgegenstehen müßten. Ich glaube mich dadurch einer mir als Untertan und Staatsdiener obliegenden Pflicht entledigt zu haben. E. M. geruhen, nachdem Sie von dieser Vorstellung Kenntniß genommen, mir abermals die Annahme des neuen Ministeriums freizustellen. Es widerspricht allen meinen Gesinnungen der Ehrfurcht, des Gehorsams und der Dankbarkeit gegen E. M., nicht Ihrem Dienst meine Kräfte so lange zu widmen, als dies nur auf die entfernteste Weise von meinem Entschluß abhängt. Ich würde es mir unaufhörlich zum Vorwurf machen, diesen Schritt in einem Augenblick zu tun, wo mir, wie ich E. M. pflichtmäßig versichere, die Verhältnisse des neuen Postens nicht vollständig bekannt sind und wo dieselben nach E. M. Rabinettsordre vom 17. noch zum Theil von Ihrer Entscheidung über Gutachten des Staatsministerii abhängen. Ich eile daher, auf die mir von E. M. vorgeschriebene Weise, die Erklärung abzugeben, daß ich das mir angetragene Ministerium in tiefster Ehrerbietigkeit hierdurch annehme. . . .“

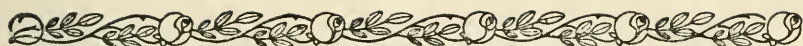
Diesen Brief habe ich mit der ordinären Post den 27. abgeschickt, und er muß am 3. abends in Berlin sein. Am 26.



abends habe ich dem, der mir zuerst schrieb, durch eine Estafette und durch August Abschrift dieses Briefes und folgenden Ostensiblen an diesen Mann geschickt. Dies habe ich mit Fleiß so eingerichtet, damit er gewiß der erste sein kann, der dem König von meiner Annahme Nachricht gibt. Ich habe mit Fleiß diesen Brief nicht als eine Antwort eingerichtet:

„Das gütige Vertrauen, daß E. mir in Aachen bewiesen haben, läßt mich hoffen, daß Sie mir erlauben, mich in einem Augenblick einer sehr wichtigen Entscheidung an Sie zu wenden. Es ist allemal wohlthätig, sich über Schritte dieser Art gegen unparteiische, gerechte, dem König und dem Staat fest anhängende Männer auszusprechen. E. werden die Rabinettsordre vom 17. kennen, die ich vor einigen Tagen erhalten habe. Sie gewährt mein Gesuch, nach Berlin zu kommen, um mich von den Verhältnissen meines Postens zu unterrichten, nicht; sie befiehlt mir, mich unbedingt und unverzüglich über die Annahme zu erklären, und fügt die Drohung meiner Dienstentlassung hinzu. Ich kann E. ehrlich versichern, daß ich die Verhältnisse des neuen Ministeriums nicht hinlänglich kenne und sie nicht kennen kann, weil sie neu und zum Theil noch nicht bestimmt sind. Ich sehe mich also in der traurigen Nothwendigkeit, entweder die Verantwortlichkeit des neuen Ministeriums in Unbekanntschaft mit sehr wesentlichen Verhältnissen desselben zu übernehmen oder nach sechzehn Jahren treu geleisteter Dienste mit der Ungnade des Königs aus Seiner Majestät Dienst zu scheiden; des leichten Mittels aber, mir Licht zu verschaffen, nämlich einige Tage in Berlin zu sein, beraubt zu werden. Von dem regsten Eifer, dem König zu dienen, beseelt, habe ich alle Gründe erwogen und überlegt, allein gefunden, daß mich nichts aus der gegenwärtigen Verlegenheit reißen könnte, als mich lediglich den Gefühlen der Ehrfurcht, der Anhänglichkeit und der Dankbarkeit zu überlassen, die mich immer an des Königs Person gekettet haben und mich ewig

498



fetten werden. Ich habe also die Stelle unbedingt und unverzüglich angenommen und allein in reiner Ergebung in den königlichen Willen gehandelt. Ich fühle jetzt sehr gut, welchen Schwierigkeiten ich entgegengehe. Ich kann meine Überzeugung nicht ändern, daß die Teilung der Ministerien die Geschäfte verwirrt, die Schreiberei vermehrt, den Etat erhöht, die Kraft des Ministeriums schwächt, und dagegen keinen Nutzen in der Sache gewährt, ebensowenig die, daß Verantwortlichkeit der Minister sich nicht mit den bisher vom Staatskanzler ausgeübten Rechten verträgt, und ich gehe jetzt, wie ich sehr gut weiß, freiwillig in diese Verhältnisse ein. Allein ich habe, woran mir alles liegt, die Beruhigung, dem König meinen Gehorsam bewiesen zu haben, und ich wage mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß, da Seine Majestät mich zu der Stelle zu berufen geruht haben, Sie auch, wie es in Ihrer Macht steht, mir die Möglichkeit, Ihnen mit Treue und Ernst zu dienen, zusichern werden. Ich habe endlich meine Pflicht erfüllt und Seiner Majestät meine unvorgreifliche Meinung über alle Verhältnisse ausgesprochen, die, meiner innersten Überzeugung nach, der Erfüllung der von Seiner Majestät so oft und auch jetzt so trefflich erklärten Absichten in Ansehung der Verwaltung entgegenstehen müssen. Ich kann E. hierbei nicht verbergen, daß mich die Kabinettsordres, welche ich in dieser Angelegenheit erhalten, auf das tiefste gekränkt haben. Ich behaupte gewiß nicht, dem Staat außerordentliche Dienste geleistet zu haben, aber ich bin mir bewußt, dem König mit Treue und Anstrengung, ohne alle persönlichen Absichten, und, wie es der Staatskanzler selbst am besten bezeugen wird, mit ununterbrochener Folgsamkeit gegen die erhaltenen Weisungen gedient zu haben. Ich habe mir auf keine Weise das mindeste im Dienst und gegen den König vorzuwerfen; ich habe jetzt nichts getan, als auf die ehrerbietigste Art die Bitte geäußert, mich an Ort und Stelle von den Verhältnissen meines Postens zu unterrichten, was

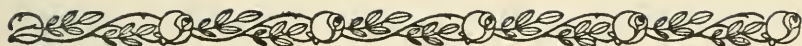


gewiß nur der Schritt eines überlegenden und die Pflichten, die er übernimmt, mit Ernst betrachtenden Mannes war. Bei allem diesem sind die empfangenen Kabinettssordren dem König in einem Ton abgefaßt vorgelegt worden, der wohl nicht leicht je gegen einen gebraucht worden ist, der schon seit Jahren das Glück hat, Minister Seiner Majestät zu sein. Meine einzige, aber unendlich große Beruhigung hierbei ist die Erinnerung an die gnädige, milde, herablassende und huldvolle Art gewesen, mit der Seine Majestät mich in Lachen selbst zu behandeln geruht haben. In dieser gehörte jedes Wort Ihnen selbst an, kam aus Ihren Gesinnungen und Ihrem Charakter“. —

Ich weiß nicht, ob dieser Brief gezeigt werden wird. Ich wünschte es aber. Die Klage am Ende habe ich mit Fleiß nicht unterdrückt. Die Kabinettssordren haben wirklich einen ungeziemenden Ton, den es nie gut ist bloß zu dulden, und es ist sehr offenbar, wer sie geschrieben hat.

Es ist ein unendlich hübscher Ausdruck in einem Deiner Briefe, die vor mir liegen: Mir kocht und brennt es gleich an allen Ecken. Das ist wirklich wahr, aber immer nur für Dinge, die sich an etwas Allgemeines, Hohes, Reines knüpfen, in bloß persönlichen ist niemand so geduldig und sanft wie Du, geliebte, teure Seele. Und dann ist dies Feuer unendlich schön, und besser wie meine Leidenschaftlosigkeit. Diese entsteht aber zum Teil aus meiner Kindheit und ersten Jugend, wo wenig Menschen so viel an sich gearbeitet haben, so tief in sich gegriffen, so wenig nachsichtig mit sich umgegangen sind als ich, und aus eigenem, heimlichem Antriebe und bloß um Herr zu werden über mich selbst, ohne anderen Zweck als diesen rein und einfach gedachten. In mir ist das ganz, noch ehe ich die Alten selbst lesen konnte, durch die alte Geschichte entstanden, und so hat es sich fortgesponnen. In einer Frau wäre das nicht einmal hübsch. Sie muß auch gewiß Herrschaft und

500



recht viel über sich haben, und Du hast eine sehr große, aber es muß die Herrschaft einer reichen Natur, nicht der Anstrengung und Übung sein.

Nun lebe wohl, süßes, innigstgeliebtes Herz. Doch noch eins. Erinnerst Du Dich aus Sigwart des wunderhübschen Liedes:

Es war einmal ein Gärtner, der sang ein traurig Lied uff.

Wo mag das her sein? Vom Verfasser wohl nicht. Alle anderen Gedichte in dem Roman sind sehr matt. Dies aber hat eine rührende Einfalt. Die Strophe fällt mir, seit ich sie wieder kenne, so oft ein:

Es freut mich keine Blume,
Weil Du die schönste bist.
Ach könnt ich Deiner warten,
Ich ließe meinen Garten
Sogleich zu dieser Frist.

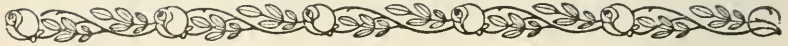
Ich, liebe süße Li, ich verlasse alles, wenn ich Deiner warten könnte und nichts tun als das. Wiederkommen wirst Du nun gewiß, wir werden beisammen, auch viel beisammen sein, aber es ist doch ein gestörtes Leben, wenn man an so viel andere Dinge zugleich denken muß. Hübscher wäre es im Grunde gewesen, wenn ich ausgeschlagen hätte. So ist der Mensch, immer geteilt und gehört nichts ganz an. Lebe wohl! Ewig Dein.



186. Caroline an Humboldt

Rom, 6. März 1819

Ich habe Deinen Brief vom 12. Februar richtig erhalten, geliebtes Herz. Wie tief gerührt bin ich, daß Du Dir die Mühe gibst, so umständlich lange Briefe selbst abzusprechen. Wie kommt's, daß Du Zeit zu allem hast? Dein Brief ist so gehaltvoll, so vortrefflich, wie nur Du ihn schreiben kannst, Du konntest nicht anders, ob er aber die Wirkung hervorbringen wird, die die rechte wäre, ist mir zweifelhaft. Es ist ein



sehr wahres Wort von August, daß die Schlechten stark sind, weil sie sich nicht scheuen, jedes Mittel anzuwenden. Aber zum Glück ist das doch nur auf einige Zeit, denn das allerschönste, allertröstendste im Leben ist das, daß nur das Gute dauernd, ja unsterblich ist. Mein Gemüt ist sehr ruhig, denn wie Du nichts Persönliches gewollt hast (das Persönliche wäre nur gewesen, in stiller Ruhe in irgendeinem schönen Winkel der Erde das Leben zusammen zu beschließen), so stehst Du eigentlich immer, Gott sei es ewig gedankt, über den Begebenheiten. Ich habe jetzt gar keine Ahnung über den Ausgang dieser heftigen Krise, das eine wie das andere, was der Staatskanzler tun könnte, kommt mir ebenso wahrscheinlich vor, aber das weiß ich, daß, wie es ausfalle, es nicht ohne eine starke Wirkung bleiben kann. Der, von dem der erste Brief kam, ist mir auch sehr merkwürdig, und er scheint mir selbst der gedrungenen inhaltvollen Sprache seiner Briefe nach sehr ausgezeichnet. Sonderbar kommt's mir vor, daß der, der Gabrielle ermahnte, keinen Italiener zu heiraten, gar nichts von sich hat hören lassen*). Das erregt einem sonderbare Gedanken. —

Nibbio grüßt Dich sehr, Du kannst denken, wie er auf den Ausgang gespannt ist. Dein Brief vom 12. war sichtbar geöffnet. Ich siegle mit der Victoria. Möge sie ein gutes Zeichen sein! Ewig in treuer Liebe Dein.



187. Caroline an Humboldt

Rom, 17. März 1819

Borgestern, meine liebe, süße Seele, habe ich Deine Briefe vom 22. und 26. Februar empfangen. Das Schicksal ist also entschieden, und wirklich das Schicksal, denn das Vorhergegangene war so, daß man das Entgegengesetzte erwarten

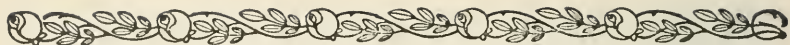
*) Gneisenau.



mußte. Nun, Gott gebe Glück und Segen dazu. Der, der zuerst schrieb, hat auch meiner Abhandlung nach sehr wahr und richtig gesehen. Alles war auf eine absagende Antwort kalkuliert, und wer der Angeführte ist, weiß auch ich. Ich kann aber nicht darüber lachen, im Gegenteil, mein Gemüt ist tief bewegt, und die sehr ernste Zukunft scheint den Augen meines Geistes nur mit einem sehr sehr leichten und durchsichtigen Schleier bedeckt. Aber wie es immer sei, von dem Glauben soll mich niemand trennen, daß nur das Gute siegt und daß kein schönes, reines Gefühl in dem Menschen, der es ernst mit sich meint und Eitelkeit und Selbstsucht in sich niederkämpft, verloren geht. [Liebuhr] läßt Dir viel Glück, Mut und Ausdauer wünschen und freut sich sehr Deines Entschlusses und billigt ihn ganz.

Ach, mein geliebtes Herz, Dir darf man alles sagen, Du sehest nie eine *arrière pensée* voraus, Du hast das reine und schöne und volle Vertrauen, in dem allein es einem wohl wird.

Mit den Kindern ist's gar nicht so. Ich hatte nur einmal, ich weiß selbst nicht wie, an Adelhaid geschrieben: „da ich hoffentlich im Mai abreise“. Darüber bekomme ich leztthin eine Art Predigt. Sie setzen voraus, ich hätte keine Lust abzureisen, und sind immer ein wenig gespannt und gereizt, und wie auch natürlich dadurch auch verlegend. Sag' ihnen nichts darüber, ich bitte Dich. Aber in Deinen Unterredungen mit ihnen erzähle ihnen doch gelegentlich, ob ich die bin, die Dir etwa zugeredet, den hiesigen Posten zu suchen oder außer Dienst Dich hier zu etablieren. August hat bei so viel Trefflichem, was ihm eigen ist, kein Maß in sich, mit dem er ein Frauengemüt messen (denn alles läßt sich nicht messen) oder begreifen kann, dem alle Tiefen der Sehnsucht geöffnet sind, und das doch zugleich das Leben, seinen strengen Gehalt und die ernstesten Anforderungen, die es macht, erkennt und würdigt. Das mag drum sein, aber es tut mir doch weh, daß er



Udelchen in all ihren Ansichten auch in einen engeren Kreis zieht, denn es verarmt das Leben, das in glücklich organisierten und eigentümlich frei sich entwickelnden Naturen immer reicher werden muß, dem Strom vergleichbar, der an seinem Ausfluß in das Meer höher schwellt, je näher er seinem Ende kommt. Und bei ihr ist es noch Morgen.

Nun, meine geliebte Seele, wünsche ich nichts mehr, als daß Du bald von Frankfurt abberufen werdest oder daß Dein Geschäft sich dort auf eine natürliche Weise auflöse, wozu aber, wie ich hier höre, gar keine Aussicht sein soll.

Ewig Dein. Grüße Stein tausendmal.



188. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 19. März 1819

Ich habe mit dem letzten Kurier nichts, aber auch durchaus nichts als einen ganz leeren und ganz gehaltlosen Brief des Neuen*) bekommen. Den Hiesigen müßtest Du über diese Briefe sprechen hören. Sie sind aber auch merkwürdig, immer die wärmste Freundschaft, die größte Teilnahme, aber nicht einmal das Wort, Sie haben recht oder unrecht gehandelt. An eigenes Handeln ist gar nicht zu denken. Ich hatte ihm geschrieben, daß, wenn man es nicht bloß auf den Namen meiner Annahme, sondern wirklich auf meine Mitwirkung abgesehen hätte, man mich nunmehr zurückberufen müsse. Er antwortet, er wünsche es sehr, er würde ganz darin einstimmen, da er aber nicht gefragt worden wäre, so könne er nichts tun. Als wenn einer in seiner Lage den Mund nur zum Antworten aufzutun dürfe. Man wirft mir immer

*) Bernstorff.

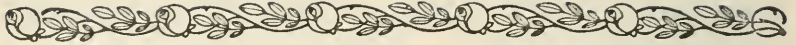


vor, daß ich kalt bin, kein Gemüt habe und nur nach Verstand handle, den Neuen nimmt man gewiß in der Gesellschaft so als einen, der darin anders ist. Aber ich mag es nun haben oder nicht, so bin ich überzeugt, daß ich im Handeln viel mehr beweise als diese Herren. Von dem, der Gabrielen zuletzt das über das Heiraten sagte, und den ich künftig schlechthin den Gemütvollen nennen will, wissen wir jetzt auch so etwas. Der Hiesige hat ihm einen sehr wichtigen und freimütigen Brief über die Lage der Dinge geschrieben, und er, der sonst so fertig im Schreiben ist, hat noch nicht geantwortet, doch ist es so lange her, daß man annehmen kann, daß er auch nicht antworten wird.

Ich habe die gewisse Meinung, daß der Staatskanzler erst das Neujahrsgeschenk vollenden will, ehe ich hinkomme, und bei der dortigen Art zu arbeiten, kann damit noch mehr Zeit vergehen als mein hiesiges Geschäft sogar bedarf.

Ein Teil der Westfälischen Stände hatte mir neulich Glück gewünscht und mir über ihre Angelegenheiten geschrieben. Ich habe einem darunter, dem Grafen Nesselrode, geantwortet, weil ich die offizielle Antwort verschieben wollte, bis ich angetreten hätte. Er schreibt mir sehr hübsch darauf. Sie wären bis dahin gewohnt, nur die glatte, oft trüglige, immer evasive Sprache der Hofleute auf ihre Anträge zu hören, er hätte sich nun gefreut usw. Es ist wirklich entsetzlich von dem Staatskanzler und den Ministern, daß sie solche Antworten immer die Sekretäre machen lassen, die dann die Worte so lange drehen, bis weder Saft noch Blut mehr darin ist. Das ist gerade das, was man immer selbst machen muß.

Udelchen bittet mich um die Erlaubnis, für Tegel vier Bettstellen machen zu lassen. Sie kosten im Grunde sehr viel, allein gut liegen und die Nacht angenehm zubringen, ist eigentlich das, was dem Tag die Frohheit und Heiterkeit gibt. Ich liebe die Nacht außerordentlich, die Alten hatten so recht, sie eine große und ehr-



würdige Gottheit zu nennen. Der Schlaf ist mir sehr wenig, und ich liebe ihn weit mehr recht oft unterbrochen, aber der Geist schweift so himmlisch in der Finsternis der äußeren Natur herum, und wie hell auch die nächtlichen Gestirne leuchten, so hat ihr milder Schein doch eine menschliche Scheu, das ehrwürdige Dunkel zu stören, man gehört nie mehr sich selbst an, und man könnte durch ein recht qualvolles und mühsames Leben noch mit Leichtigkeit gehen, wenn man der Süßigkeit der Nächte gewiß wäre. Ich freue mich immer, wenn ich zu Bett gehe, und selbst im engen und unbequemen Bett sehe ich den Morgen allemal ungern. Die kurzen Sommernächte sind mir das Grauensvollste im Norden, wie menschlich und schön ist da die dämmerungslose Nacht im Süden, die die Alten allein kannten. Raum ist die Sonne verblichen, stehen die Gestirne da, und Augen und Gemüt befällt eine himmlische Ruhe. So ist im schönen Land alles schön und auch recht gut, daß die Natur nicht so karg gerecht die Gaben versplittert, lieber auf einen vom Schicksal außersehenen Fleck alle gehäuft und anderen fast alles entzogen hat. Die Phantasie wenigstens weiß nun, wohin sie sich rettend flüchten kann. Denke auch recht oft an mich, liebe geliebte Seele, wenn Du so bei einigen uns besonders lieben Punkten bist. Der Gedanke des Menschen haftet doch unsichtbar, und wenn ich mir selbst überlassen bin, weile ich doch nur im Altertum und in Rom, was der einzige Ort ist, den ich sah, wo es mir noch anschaulich werden konnte. Alles übrige ist recht gut und notwendig und auch im einzelnen trefflich, aber es ist doch rau und schwer und hart, und macht sich so breit und groß und nimmt so ein lästiges Pathos an. Die stille Größe und die Anmut ist mit der schönen Zeit der Griechen gewichen, und mich wird weder das Mittelalter noch das Moderne jemals besitzen. Man lebt darin und setzt alle Kräfte daran aus Pflicht und weil nun einmal im Leben gearbeitet und gehandelt werden muß, aber was man ihm zuwendet, ist doch nur eine irdische

506



Tugend und eine irdische Anhänglichkeit, die innere Kraft, durch die man sich selbst erhält, die Liebe, sowohl die gleichsam gestaltlose, die alles Schöne und Große umfaßt, als die einzelne zu einem gleichfühlenden Wesen, knüpft man doch an die schöne Vergangenheit an; große Taten sind edel, lobenswert, staunenswürdig, aber der Glanz ist gewichen, und wenn die Kunst sich zu ihnen verirrt und sie verherrlichen will, so erkaltet ihr die Hand. Nur Bild und Büste hat noch einen Wert. Aber die anderen Stoffe für geschichtliche Gemälde, die Bildsäulen, die Gedichte, wo nur die Tragödie sich noch in einer gewissen Geschichtsepoché halten kann, aber doch auch nicht dem Tage zu nahe treten darf, begeistern einen selten. Dann die biblischen Stoffe und die ersten Jahrhunderte des Christentums bilden für sich wieder ein eigenes und sehr schönes Altertum. Auch würde man sich sehr irren, wenn man glaubt, unsere Zeit würde in zweihundert Jahren glücklicher von der Kunst behandelt werden können. Der Heroenglanz ist gewichen, und was in sich nicht poetisch war, kann nie poetisch behandelt werden.

Du erinnerst Dich also nicht des Sigwart? Dann mußt Du ihn notwendig lesen. Ich habe ihm neulich durch die Vergleichung mit Rozebue wirklich doch fast unrecht getan. Da Du Dich aber seiner wirklich nicht erinnerst und also gewiß auch nicht des Liedes, das ich neulich erwähnte, so setze ich Dir noch eine sehr hübsche Strophe daraus her. Ich habe das Buch nicht mehr, ich werde mich aber schon erinnern:

„Geh ich die Blumen sterben,
Wünsch' ich den Tod auch mir;
Sie sterben ohne Regen,
So sterb' ich deinetwegen,
Ach, wär ich doch bei Dir.“

Das Lied ist wirklich vom Verfasser Müller selbst. Er hat eine Sammlung herausgegeben, in der es besonders steht. Ich habe sie neulich ganz durchgeblättert. Es ist aber sonst nichts so Hübsches



darin. Aber eine sehr hübsche kleine Lebensbeschreibung Sölthys*). Die Leute damals schrieben noch so einfach. Jetzt findet man immer so ungemeine Worte und solchen Apparat, der dann doch zu nichts mehr, ja eben darum zu viel weniger führt. Die Insel Felsenburg**) brauchst Du nicht zu lesen. Es ist nichts daran. Bloß zwei Verse habe ich aus den ganzen vier Theilen behalten:

„Traure nicht, du Hälfte meiner Seele,
Angenehme Cordula!“

Die beiden letzten Worte sind wirklich unbezahlbar, besonders, wenn sie ein Mensch auf einer wüsten Insel zu dem einzigen lebenden Geschöpf sagt, das mit darauf ist. Dann kommen auf einem Grabe immer zwei abgeschiedene Geister in scharlachenen Feuermänteln zusammen. Die sind hübsch beschrieben und fallen mir oft um Mitternacht ein. Du siehst, holde Seele, daß ich allerlei Amüsements habe.

Lebe wohl, innigst geliebtes Herz.

Ewig Dein H.



189. Caroline an Humboldt

Rom, 24. März 1819

Endlich kann ich Dir sagen, mein teuerstes Leben, daß es doch etwas besser mit mir geht, daß ich wieder anfangen, die Treppen zwar langsam, aber doch wie andere Menschen zu gehen. Die Äquinotialstürme sind auch ganz vorbei, so scheint es wenigstens, und ich glaube, daß das nicht wenig zu meinem besseren Befinden beiträgt. . . . Ich bitte Dich denn auch, mein teuerstes Leben, Deinen nächsten Brief an François Vossi in Florenz zu adressieren. Wir reisen den 2. oder 3. Mai bestimmt

*) Ludwig Heinrich Christoph Sölthys, geb. 1748, † 1776, Lyriker.

**) Vgl. S. 462.



ab. Wir sage ich, ich meine die Herz, Professor Vetter*) und Brandis**) in einem, und ich mit meinen Kindern in meinem Wagen. Bis Florenz reisen wir über Perugia so zusammen, nachher wollen wir weiter sehen. Für mich hat dieses Zusammensein mit so guten und gefälligen Menschen einen großen Vorteil und überhebt mich mancher Sorge. Die Herz zediert mir nachher in Deutschland ihren Bedienten ganz, auch wenn wir nicht mehr zusammenbleiben. Dieser Bediente ist ein äußerst brauchbares Subjekt, den die Herz nun seit achtzehn Monaten kennt und der vortrefflich kocht und vielleicht künftig eine gute Akquisition in unserem Hausstande für uns ist. Er ist ein Franzose, allein seit vielen Jahren in Berlin, wo er auch verheiratet ist, etabliert. Die Herz hat keine andere Ursache, ihn von sich zu lassen, als weil er ihr zu teuer ist, eine Depense, die sie zu ihrer Reise machen mußte, allein die für ihre gewöhnliche Existenz in Berlin ihr zu kostspielig sein würde, denn hier und auf der Herreise trug ihre Begleiterin, Mademoiselle Klein, die aber nun hier zurückbleibt, die Hälfte der Kosten.

Ich habe, geliebtes Herz, vorgestern Deinen Brief vom 1. März empfangen. Er ist ungewöhnlich lang unterwegs gewesen, doch trug er keine Spur von Geöffnetsein. Das Siegel war rein und glänzend und dünn aufgetragen in Siegellack. Wenn die Briefe geöffnet gewesen sind, sind die Siegel immer trüb und dick. Deine Antworten finde ich vortrefflich, und ich wünsche, daß die zweite gezeigt werde. Von Berlin haben wir gar keine Briefe gehabt. Das hast Du sehr hübsch eingerichtet, daß der, der Dir zuerst schrieb, den ersten Brief von Dir mit Deiner Annahme bekomme.

*) Immanuel Vetter, geb. 1785, † 1871, Philolog.

**) Christian August Brandis, geb. 1790, † 1867, Philolog und Philosoph, war 1816 mit Niebuhr als Gesandtschaftssekretär nach Rom gegangen, arbeitete mit Vetter an der kritischen Gesamtausgabe der Werke des Aristoteles.



Ich bin recht begierig auf die Briefe aus Berlin vom 5. oder 6., wo dann alles im Publikum bekannt sein muß. Vielleicht indessen verbreitet man es nicht so schnell wie die Kabinetttsordre. Ich finde das ganze Benehmen gegen Dich, nämlich des einen Individuums, außerordentlich klein und falsch und hätte es vor zwei oder drei Jahren nie für möglich gehalten.

Wie sehr ich mich zu Dir sehne, meine geliebte Seele, vermag ich Dir gar nicht zu sagen. In Deinen Briefen ist alles ein tiefer Wiederklang aus meinem Innersten. Die Strophe aus dem Sigwart ist sehr rührend, Du liebes, süßes Herz, wir werden bald wieder zusammen sein, wir werden es auch immer sein, weil doch das wahre Zusammensein, noch mehr das Zusammengehen, in allem ist als das sich nicht eine Stunde lang Trennen. Der Himmel gebe mir nur etwas Kräfte, physisch, meine ich, im übrigen bin ich lebendig wie immer.

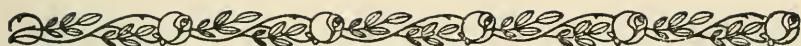


190. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 25. März 1819

Es ist ein Vorfall geschehen, der an sich sehr widrig ist und den allerbösesten Eindruck machen wird. Kogebue, der bekannte, ist von einem Studenten in Mannheim vorgestern ermordet worden. Man erzählte es schon gestern, allein man glaubte natürlich nicht daran. Heute hat mir Bethmann*) einen Brief aus Mannheim selbst gezeigt, der die Sache mit Details meldet. Es ist ein gewisser Carl Sand, aus Wunsiedel im Bayreuthischen gebürtig, der in Jena studiert hat, erst ein paar Monate die Universität verlassen hat und dann eine Reise machte, der die That vollbracht hat. Er ging ausdrücklich dazu nach Mann-

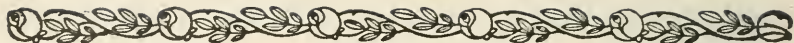
*) Simon Moritz Bethmann, geb. 1768, † 1826.



heim, suchte vergebens Rosebue zweimal in seinem Hause am nämlichen Tage auf und fand ihn endlich zum drittenmal am Abend um 5 Uhr. Rosebues Bediente war mit in der Stube, sonst niemand. Der Fremde sagte ihm gleich einige heftige Worte, und nach diesen gab er ihm mit einem Dolch zwei Stiche in die Brust auf der Seite des Herzens und zwei ins Gesicht. Rosebues Tochter trat hierbei eben ins Zimmer, der Vater fiel ihr in den Arm und verschied auf der Stelle. Der Täter lief aus dem Hause auf den Markt, kniete nieder, rief: Vivat Teutonia, Deutschland ist gerettet! und gab sich mit einem anderen Dolch, den er bei sich hatte, zwei Wunden, die jedoch nicht tödlich waren. Er ist ins Lazarett gebracht worden, lag aber, als der Brief abging, ohne Besinnung, so daß er bis dahin nicht gesprochen hatte. In seiner Tasche fand man einen Zettel (vermutlich, obgleich das nicht gesagt ist, von seiner Hand geschrieben) mit den Worten: Todesurteil, vollzogen am 23. März 1819 an August Rosebue. Der Mensch hatte Theologie studiert.

Soviel sagt der Brief. Der Pfarrer Kirchner, mit dem ich heute in Gesellschaft war, erzählte, daß der Sand, ehe er nach Mannheim (wo er sich übrigens bloß den Tag der Tat aufgehalten zu haben scheint) ging, einige Tage hier war und mit einigen jungen Leuten, die Kirchner kennt, umging. Er soll hier gesagt haben, daß er eine Rheinreise zu seiner Erheiterung mache, auch hier nur Vergnügungen nachgegangen sein. Doch soll man schon etwas Sonderbares und Verschrobenes an ihm bemerkt haben. Er hat unter anderem öfter gesagt, es würden viel mehr große Taten in der Welt vollbracht werden, wenn die Menschen nicht davon sprächen. Die Zunge sei des Menschen Unglück, wer sich ernsthaft verschwören wolle, müsse sich mit sich selbst verschwören.

Der Vorfall, man kann es nicht genug wiederholen, ist sehr traurig, erstlich für die beiden Menschen, denn wer sein eigenes



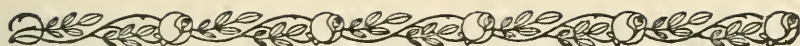
Leben an eine Tat setzt, ist von Natur nie ein unedler Mensch, wie verleitet und selbst verrückt er sein kann. Dann aber für alle Folgerungen, die man aus der Sache ziehen wird. Man sagte gleich, die Universitäten hätten sich verbunden, alle, die ihnen nicht recht wären, zu ermorden, als wenn sich, die Utrozität nicht zu erwähnen, so viele finden würden, die ihr Leben selbst aufs Spiel setzten. So sehr nun auch die Art, wie sich der Sand hier gezeigt und was er hier gesprochen hat, beweist, daß er ganz allein gewesen und an ein Komplott nicht zu denken ist, so wird man dagegen den Zettel in seiner Tasche anführen und sagen, daß ein Todesurteil ein Gericht und dies mehrere Personen voraussetzt. Es ist gewiß, daß eine große Masse verschrobener Ideen in vielen Köpfen sitzt, aber ebenso gewiß, daß die Art, wie einige diesem haben entgegenwirken wollen, dabei nur das Übel vergrößert hat. Die Stourdzaische*) Schrift hat in dieser Art ungemeinen Schaden getan. . . .

Den 29.

Über die Geschichte mit Rosebue wirfst Du nach und nach viel Details in Zeitungen lesen. Im ganzen ist es, wie ich Dir neulich schrieb. Im einzelnen erzählt man jetzt manches anders.

Sehr schlimm ist es, daß sich doch nicht ganz wegzuerfende Spuren von Komplizität zeigen. Das sogenannte Todesurteil, das man bei ihm gefunden hat, ist nicht, wie ich neulich schrieb, in wenigen Zeilen abgefaßt und nicht von Sands Hand, sondern ein langes, wie man sagt, mit vielem revolutionärem Bombast abgefaßtes Patent, sehr schön und nicht von Sand geschrieben. Das Schlimmste wäre, wenn die Sache so im Verdacht der Komplizität hängen

*) Alexander Stourdza, geb. 1791, † 1854, russischer Publizist, schrieb auf dem Aachener Kongreß im Auftrag des Zaren ein: *Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne*, worin die deutschen Universitäten als Pfanzschulen revolutionären Geistes und des Atheismus hingestellt sind.



bliebe, ohne daß man recht herausbekäme, wie es damit stände. Dies Patent soll bei der Ermordung auf der Erde gelegen haben, hernach aber von dem Täter wieder aufgerafft worden sein. Man hat es dem Großherzog von Baden zugeschickt.

Schrieb ich Dir neulich, daß Rozebue eine Ahndung seines unerwarteten Schicksals gehabt hat? Anstett*) hier hat mir mehr als vier Wochen vor seinem Tode erzählt, daß Rozebue, als er einige Monate früher hier war und ihn besuchte, ein scheues Wesen hatte und sich oft umsaß. Auf Anstetts Fragen sagte er, daß er ein Vorgefühl habe, daß er bald sterben werde, und keines natürlichen Todes.

Wessenberg spaßt schon sehr viel über die Furcht, die Gens jetzt vor allen Leuten in altdeutscher Kleidung haben wird.

Die Zeitungen sind himmlisch. Neulich hat das Oppositionsblatt mit ausdrücklichen Worten drucken lassen: ich hätte mein Ministerium bloß angenommen, weil man mich sonst mit der hiesigen Bundesgesandtenstelle bedroht habe.



191. Caroline an Humboldt

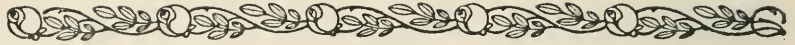
Rom, 31. März 1819

Russemarch**) ist Sonntag abend angekommen, ich habe ihn noch nicht gesehen. Metternich kommt heute. Schlegel ist Montag gekommen, und ich habe ihn gesehen. Er ist sehr glücklich in dem Gefühl, in Rom zu sein, und sieht aus seinen Fenstern die Rossbändiger. Übermorgen kommt der Kaiser***).

*) Vgl. S. 281.

**) Friedr. Wilh. Ludwig von Russemarch, geb. 1767, † 1822, Gesandter in Wien.

***) Franz II.



Die halbe Welt kommt zusammen, nur Du nicht. Ach! und wer genösse es wie Du! Ich sehe den schönen blauen Himmel mit einer unbefchreiblichen Wehmut aus meinem Zimmer an, den schönen Himmel, den auch ich nun bald verlassen werde. Werden wir vereint ihn noch einmal wiedersehen?

3. April.

Hier strömt alles aus allen Ecken und Enden zusammen, und Rom ist wirklich nicht mehr Rom. Wir sahen den Kaiser und die Kaiserin*) ihren feierlichen Einzug in die Stadt, von der Loge des Papa Giulio aus, halten. Ich sah über die entgegenstehenden, ziemlich niedrigen Dächer hinweg in die Gegend, die vom reinsten Himmel umflossen, von der Abendsonne beleuchtet im Schmuck des Frühlings dalag, und die Augen gingen mir über von Tränen. Wie schön ist Rom! Ein milder Glanz umfließt es, eine Beleuchtung wie aus fernen Welten, auch zieht einen ich weiß nicht welche tiefe Sehnsucht nach oben hinauf.

Wir reisen den 1. Mai ab, liebe Seele, ich weiß gar nicht, wohin ich Dich nach den Briefen, die Du nach Florenz sendest, adressieren soll als nach Mailand. Mein Befinden, wie ich das Fahren vertragen werde, muß entscheiden, wie lange ich in Florenz bleibe. Der Gesellschaft und, um sie zu haben, muß ich auch etwas opfern.

Bernstorff**) (Joachim) und Krusemarck haben mir beide gesagt, daß die Territorialangelegenheiten zwischen Baden und Bayern wohl nicht zustande kommen werden. Warum hält man Dich nun nur immer da!

Metternich habe ich auch schon gesehen. Er war sehr ver-

*) Caroline Auguste, geb. 1797, Tochter des Königs von Bayern, verschiedene Gemahlin des Kronprinzen von Württemberg.

**) Jüngerer Bruder des Ministers.



bindlich. Aber wie hat er sich verändert! Kaum kennt man ihn wieder, so mager ist er geworden.

Der Heilige Vater soll nach der ersten Unterredung mit dem Kaiser ordentlich strahlend gewesen sein, und der Kaiser sehr heiter. Höflich waren die Römer aber nicht. Kaum nahm hie und da einer seinen Hut ab, und von Vivatruf war gar nicht die Rede.

Metternich sagte mir, er fände Rom über all seine Erwartung schön. . . .

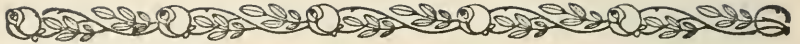


192. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 2. April 1819

In diesem Monate, liebe Li, werden es also zwei Jahre, daß wir uns nicht sahen. Wenn es auch vergangen ist, liegt es als eine recht lange und recht freudlose Zeit da. Es ist, wenn ich mich recht besinne, unsere längste Trennung gewesen. Die, als ich von Rom wegriefte, dauerte wohl nicht voll zwei Jahre, und im Kriege sahen wir uns doch einige Tage in der Schweiz und nachher in Berlin. Ich freue mich, wie ich es gar nicht sagen kann, auf Deine Zurückkunft, es geht mir ein neues Leben an, und es ist mir, als hätte ich mich nie aus so tiefer Brust danach gesehnt. Daß ich Dich Italien entreiße, bleibt mir immer ein tiefer Kummer.

Du fängst einen Deiner Briefe an: Wo bist Du? Gute Seele, Du kannst mich immer hier annehmen. Ich glaube noch immer, daß mein Geschäft hier dem Staatskanzler viel zu früh endigen, und er nicht wissen wird, was er hernach mit mir anfangen soll. Denn jetzt ist es wohl außer allen Zweifel gesetzt, daß er mit meiner Ernennung nichts auf der Welt bezweckt hat, als daß man wüßte, daß ich angestellt sei, und daß er eine Art Scheu hat



vor meinem Sein in Berlin. Das Verhältniß mit dem Staatskanzler ist auf ewig zerstört, ich wollte nicht ins Ministerium gehen, weil ich die Nothwendigkeit davon voraussah. Solange er die alte Geltung hat, kann es mit mir keinen Bestand haben, und wird er die verlieren? Es wird also einen Zustand der Spannung, ein Hin- und Herziehen geben, das, wenn es auch nicht alles Bedeihliche zerstört, doch nichts Heilbringendes vollkommen hervorbringen kann. Mein Annehmen hat mir auf keine Weise das Gelingen selbst nur erleichtert, sondern nichts getan, als mir den Standpunkt, die Möglichkeit zum Kampf gegeben. Allerdings bedeckt die Zukunft wohl nur ein leichter Schleier, aber erfreulich ist sie nicht. Es ist alles erst zu machen, alles erst umzuändern, und diejenigen, die dort in Macht und Tätigkeit sind, haben nicht nur nicht das Gefühl davon, sondern arbeiten mit allem Eichten und Trachten entgegen. Es ist auch nicht einer, auf den man rechnen könnte. Denn daß es dem Neuen an aller nötigen Energie dazu fehlt, daß er selbst nur getragen werden muß, hat sich in diesem Winter hinlänglich offenbart.

Wohl, inniggeliebtes Herz, kann man mir alles sagen, und Du vor allem. Wie wäre es möglich, bei Dir in Deiner himmlischen Reinheit und Wahrheit je einen anderen Gedanken nur zu ahnden, als Du offen selbst sagst. Nein, das ist mir ein recht eigentlicher Trost im Leben und ein unendlicher Genuß, daß Du mir keinen Wunsch, keine Sorge, keinen Kummer verbirgst, daß Du gern bei mir für alles, was Dich drückt, Beruhigung suchst. Darin hast Du ganz recht, daß der gute August Dich, wie Du eigentlich bist, und ein tiefes und feines weibliches Gemüt nie begreifen wird noch kann. Er ist mehr oder minder in der Wirklichkeit befangen und kennt wohl nur die Weise, in seinen Gedanken und Empfindungen über das Leben hinauszugehen, die immer noch viel der irdischen Schwere und Gebundenheit mit sich hinüberträgt.



Denn so tut es die Religion der meisten Menschen. Aber die Kinder sind sehr gut, und Du mußt ihnen ihre Lebendigkeit verzeihen, wenn sie auch manchmal verlegend wird. Gerade weil sie Dich unendlich lieben und sehr ungern von Dir getrennt sind, äußern sie sich so. Das denken sie gewiß nicht, daß Du mich auch nur auf das Leiseste bereden könntest, mich aus Deutschland zu entfernen, aber es ist nun einmal so, die Zeit hat viel dazu getan. Die Liebe zum Süden, zum Altertum, zur Kunst setzt doch eine Art leiser Scheidewand zwischen uns und die Kinder. Wir fühlen, wie Du sehr richtig sagst, die Forderungen des Lebens, der Heimat sehr strenge und bestimmt, und es käme darauf an, ob, wenn sein Selbstgefühl gekränkt würde, August gleich streng darin bliebe, aber wir fühlen auch, daß es Forderungen sind, und gehen mit Freiheit in etwas über, das, wenn nicht höher ist, doch in einer anderen und feineren Sphäre liegt. Dafür haben sie keinen Sinn und werden ihn nicht haben, und wie gern die kleine Adol in Rom ist, so hat sie doch ihr Hauswesen in Berlin und Tegel lieber, als in der Fremde zu sein. Sie schlagen die Wurzeln ihres Daseins in einen anderen Boden. Das kann man nicht ändern, und es hat auch wieder viel Gutes und Schönes, und wir haben den Vorzug, daß wir es als so in ihnen erkennen, aus uns hinausgehen können. Es hat sogar, möchte ich sagen, etwas Leitendes und Achtungsgebietendes. Ich leugne es nicht, mir dient die Art, wie die Kinder sind, zu einer Art Selbstprüfung und Richtschnur. Erst wenn ich überzeugt bin, daß ich auch dann, wenn ich mich in diese Gefinnung versetze, getan habe, was man irgend fordern kann, bin ich ruhig. Dann aber bleibe ich nicht dabei stehen, auch geht es nur in mein Handeln über. Im Gemüt hat man immer wie ein stilles, von Bergen umschlossenes Thal, in das diese Betrachtungen nicht dringen, und in dem man frei fortlebt. Aber wahr ist es, daß der Mensch scheu wird, wie er ganz in innerer Freiheit handelt und lebt, daß



er sich bald vorkommt, wie ein Flüchtling, der nicht hätte fliehen sollen, bald wie ein Verzückerter, der sich schämt, wenn ihn der nüchterne Verstand zurückführt, daß er sich leicht im Unrecht glaubt, und recht geüffentlich, um sich zu stärken, in die Reinheit seines Gewissens zurückkehren muß. Darum sind die, welche diese Freiheit lieben und nur in ihr ein wahres Dasein atmen, immer demütig, sowie nicht leicht selbstsüchtig, weil sie das meiste, woran sich die Selbstsucht heftet, nicht reizt. Dann ist auch ein Frauengemüth hierin sehr verschieden von dem eines Mannes. Eine Frau hat eine größere innere Sicherheit, weil sie eine größere Unschuld hat. Sie braucht auch die äußeren Verhältnisse nie so tief zu berühren, daß sie recht der Mauern inne würde, die sie von den inneren Empfindungen scheiden. Es gibt nur ein Verhältniß, wo auch das reinste und edelste weibliche Wesen in der schuldlosesten Freiheit leicht mit Unsicherheit und irriger Ahnung des Unrechts geht, wenn sie eine Neigung in sich trägt, die nicht die ist, die das Schicksal ihr angewiesen hat. Das ist aber auch dann das Zarteste und Rührendste, was es in der Natur gibt. So ist es also natürlich, daß die guten Kinder uns nie ganz begreifen, auch oft mit uns unzufrieden sein werden. So gewiß, wenn wir einmal, auch wenn hier nichts zu wirken wäre, Deutschland verließen. Sie werden sich immer einbilden, daß man auf ihre Weise glücklich sein müßte, und es im Inneren zum Vorwurf machen, daß man etwas anderes sucht. Es gibt nur unendlich wenige Menschen, die, wenn sie ernstlich und tief lieben, eigentlich darauf denken und dahin streben, den anderen auf seine Weise glücklich zu machen. Viel scheinbares Glück in dieser Art kommt nur von der Lauheit der Liebe her, der wenig daran liegt, daß der andere anders als er selbst ist. Darum ist es so unendlich wahr, daß die Liebe sich nur durch Liebe messen läßt, nur nach sich, nicht nach ihren Äußerungen beurteilen läßt, und man kann sehr glücklich sein, wenn einen auch die Liebe viel ent-

518



behren ließe oder einem wirklich Schmerz zufügte, wenn es nur die Liebe ist.

Udelchen wird allerdings durch August in einen engeren Kreis gezogen. Allein, das ist nicht August allein, der es tut, es ist auch nicht, daß Udelchen sich so leicht einschränken ließe. Glaube mir, süßes Kind, es ist das von früher Jugend an ungestörte Glück, diese gänzliche Unbekanntschaft mit Kummer und Schmerz. Das Leben erscheint da wie eins, in dem man nicht mehr unterscheidet. Alles bleibt unentfaltet. Ich wünsche herzlich, daß den Kindern das so bleiben möge, ich wünsche es allen, die ich liebe, aber ich danke dem Schicksal, daß Dein und mein Leben, da wir uns später begegnet sind, doch andere Wendungen gehabt hatte, schon ehe wir zusammenkamen. Wenn man dann länger zusammen lebt, führt das Leben anderes herbei, und da ist es wieder schön, daß der Kummer, der uns traf, und der nur der Schmerz über die Besorgnis für die Kinder war, uns immer fester aneinander kettete. Uns und unser Zusammensein dürfen wir aber auch mit nichts anderem vergleichen. Daß Du so warst, wie Du bist, daß mein innerer Blick sich dadurch erschloß, Dich so zu sehen, daß das Geschick uns dabei Ruhe und Freiheit gab, uns still durch einander zu entwickeln, das ist einer der glücklichen Würfe, die gewiß sehr einzeln und selten in der Menschheit wiederkehren; man kann den Himmel still dafür segnen, aber es ist nicht zu fordern, daß gerade das auf die Kinder übergehe. Wenn in mir nicht der Gedanke herrschend wäre, so zu handeln, so zu leben, wie Du es gern von dem hören mußt, der Dir angehört, so wäre eine große innere Triebfeder in mir weniger, und ich bin, wie von meinem Dasein überzeugt, daß, wenn ich Dich nicht besessen hätte, ich nicht bloß innerlich nicht geworden wäre wie ich bin, sondern auch äußerlich nie das mindeste Bedeutende getan hätte. Ich kenne mich besser, wie die meisten sich kennen, und beurteile mich ohne Parteilichkeit wie Stolz oder Bescheidenheit.



In der Rosebueschen Sache ist nichts Neues vorgegangen. Der Täter lebt noch, allein die Ärzte halten seine Wunde durch die Lunge doch von der Art, daß er nicht dabei leben bleiben könnte. Er läßt sich viel aus Schillers Gedichten vorlesen. Was in Zeitungen über seinen bisherigen Lebenswandel und Charakter gesagt wird, ist alles zu seinem Lob. Er soll ein ausgezeichnet sanfter, ruhiger, wahrheitsliebender, sittlicher Mensch gewesen sein. Es ist im allereigentlichsten Verstande eine That der Schwärmerei. Denn von Wahnsinn zeigt sich auch keine Spur. Außer der Scheußlichkeit jedes Meuchelmordes ist es eine sehr unglückliche Begebenheit, die sehr üble Folgen haben kann und wird. Ich mußte nicht, daß Rosebues Mutter (er starb 51 Jahr alt) noch in Weimar lebt.

Die Länge meines hiesigen Aufenthalts ist sehr fatal. Sie stimmt die Aufmerksamkeit herunter, macht die Leute wieder mutloser, bringt gewiß große Stagnation in allen mir bestimmten Geschäften hervor und lähmt sie in jeder Art. Das Benehmen dessen, dem alles allein zuzuschreiben ist, ist allerdings sehr kleinlich und falsch und bringt mich auch auf immer mit ihm auseinander. Allein das Wort, das er neulich zu August gesagt, läßt mich schließen, daß er wieder Lust hat, wie sonst anzuknüpfen. Er ist ohne alle Grundsätze, allen Charakter und ohne einige wahre Empfindung.

Ich habe Stein erzählt, daß Du eine große Leidenschaft für das Spazierengehen hast und oft sehr früh aufstehst. Beides ehrt und liebt er sehr und tadeln immer das Gegenteil an mir. Doch bleibt er mir zu Liebe jetzt immer bis Mitternacht auf. Es wird nämlich $\frac{1}{2}$ 11 zu Abend gegessen, bloß die Frau und Henriette. Dabei bleibt er selten gegenwärtig. Aber wenn ich da bin, tut er es. Er ist mir wirklich sehr gut.





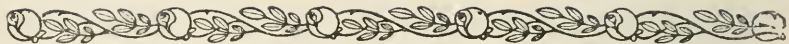
Wir haben die heilige Woche überlebt. Niebuhr und Valentini*) haben mir ihren Wagen gegeben, und ich habe die schöne Musik der Kapelle Sixtina zum letztenmal gehört. Alles zum letztenmal! Es ist das eine eigene Empfindung. Man muß alles ganz wissen, ganz empfinden, dann hat auch der Schmerz etwas Süßes. Ich bin recht still und heiter, denn wenn ich auch nie mit Dir zurückkomme, so kommen wir wohl hin, wo es noch schöner ist. — Rom ist aber wirklich ganz einzig schön und ernst wie das Leben.

Der Mord von Rozebue hat uns recht erschreckt, wir fürchten, daß das traurige Folgen haben wird. Der Geist, der diesen Mord veranlaßt hat, scheint ein furchtbarer.

Niebuhr wartet so sehr auf einen Brief seines ehemaligen Chefs, und wenn Du erwägst, wie sehr er unter den Umständen, unter denen er lebt, aufgerichtet zu werden bedarf, so ist es wohl sehr hart, daß er auf drei Briefe keine Antwort bekommen hat.

Ich fange an, meine Arrangements zu meiner Abreise zu machen. Die Ausstellung für den Kaiser ist mir nur darin sehr im Wege, weil, was von meinen Sachen fertig ist, dort mit aufgestellt wird. Es heißt, der Kaiser werde den 16. auf die Ausstellung kommen. Diese ist im ersten Stock des Palastes Caffarelli, der auf dem Hügel des Kapitols liegt, wo man vom Platz, nicht vom Forum aus, beinah in einer Linie mit der Treppe von Aracoeli hinauffährt. Man gibt den hohen Herrschaften in den Sälen des Kapitols ein Fest, wahrscheinlich den 18., und eigentlich hat man nicht gewünscht, daß der Kaiser früher das Kapitol sähe, denn alles ist da sotto sopra. Die kleinen Häuserchen zwischen der Treppe von Aracoeli und der des Kapitols hat man

*) Preußischer Konsul in Rom.



weggebrochen, und Tag und Nacht arbeitet man an einer Mauer, die man da aufführt, denn die Treppe von Aracoeli drohte wegen dieser Operation den Einsturz. Du würdest Rom gar nicht kennen, mein geliebtes Herz, so hat man es arrangiert. Sobald also der Kaiser auf der Ausstellung gewesen ist, lasse ich meine Bilder wegnehmen und einpacken. Den 1. Mai segeln wir ab. Die Ausstellung ist in demselben Palast gemacht worden, in dem Karl V. gewohnt hat. Im zweiten Stock wohnt Bunsen*), der alles dirigiert, da sie unter besonderem Schutz von Niebuhr gemacht worden ist.

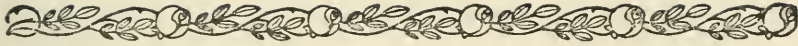


194. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 12. April 1819

Stein geht morgen nach Nassau. Die Frau bleibt aber, weil Therese und die kleine Splittgerber konfirmiert werden sollen, bis zur Mitte des Junius hier. Erreichst Du Frankfurt in den ersten Tagen des Junius, so findest Du also die Familie getrennt. Nun habe ich ihn bestimmt allein gefragt, ob Du in diesem Fall, ohne ihm lästig zu sein, mit den beiden Mädchen könntest zu ihm nach Nassau kommen, und er bittet Dich inständigst darum. Er meint, Du könntest auch einige Tage, ehe Du nach Ems gingst, wenn Du nämlich noch dies Bad brauchst, bei ihm im Hause baden. Er läßt auch für sich selbst das Wasser aus Ems kommen. Bleibst Du in Wiesbaden, und wäre Dir die Reise nach Nassau unbequem, so besucht er Dich. Du kannst gar nicht glauben, wie unendlich viel er auf Dich hält, wie gut er Dir ist, und wie sehr er Dich zu sehen wünscht. Es ist ein schönes Zeichen seiner eigenen Natur, daß er Dich so erkennt.

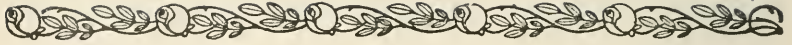
*) Christian Karl Josias Bunsen, geb. 1791, † 1860, vgl. Band V, S. 198.



Sie habe ich erst in diesem Jahre mehr und näher gesehen, und sie gewinnt dabei sehr. Doch hat sie eine gewisse Kälte und Unlebendigkeit und ist von manchen Seiten wie ummauert, so daß sie nicht auf ihn auf eine erweiternde Art einwirken kann, höchstens wohl auf eine manchmal, wenn er zu heftig ist, anhaltende und beruhigende. Hätte er eine Frau, wie Du bist, haben können, würde er unendlich mehr geworden sein. Denn er ist seinem Leben und seiner ursprünglichen Richtung nach zu sehr bloß dem Wirklichen im Leben zugewendet und hat nicht genug Freude und Interesse am bloß reinen Denken und Empfinden, an der Form der Welt und der Menschen. Das ist aber nur im Grunde ein Mangel an dieser Gattung der Bildung. Denn sonst besitzt er eine große Tiefe und Weichheit des Gefühls, gewiß auch Stärke und Lebendigkeit der Phantasie und also Empfänglichkeit für Wissenschaft und Kunst; er hat auch sehr viel vom unmittelbaren Gebrauch ganz unabhängiges Wissen. Nur ist das alles nicht zur höchsten Richtung vereinigt, die es zu nehmen fähig wäre. Da ich ihn jetzt fast täglich gesehen und immer die ganzen Abende mit ihm zugebracht habe, so glaube ich ihn genau beurteilen zu können. Es ist mir immer bei ihm recht aufgefallen, welch ein nicht zu beschreibender Vorzug es für einen Mann ist, eine Frau zu haben, die wahrhaft bildend auf ihn einwirkt. Je mehr er selbst ist, desto mehr wird er durch sie.

Daß Du Rom verlässest, ist mir doch ein sehr weher Gedanke. Du bist nun volle zehn Jahre Deines Lebens, es wird wenigstens nicht viel daran fehlen, in Italien gewesen. Das ist mir ein großer Trost, und es ist gerade in die Zeit Deines Lebens gefallen, wo man am meisten das Schöne in sich aufnimmt. Selbst, daß Du erst die Kunstfachen in Frankreich, dann in Spanien sahest, war eine gut ineinandergreifende Folge.

Die Dotationsache hat sich nicht entschieden, und Kerssenbrock



ist unverrichteter Sache wieder abgezogen. Ottmachau besteht aus zwei Ämtern, und die Regierung hatte einen Anschlag gemacht, nach dem ich 28000 Taler zugeben sollte. Krewitz als Finanzminister hat die Sache darauf zum Gutachten bekommen und hat einen Bericht an den Staatskanzler gemacht, worin er zu beweisen vermeint, daß der Anschlag der Regierung um die Hälfte zu gering sei. Kerffenbrock hat also angetragen, einen neuen machen zu lassen, nur auf die eine Hälfte, bei der das Schloß ist. Ich verstehe die Sache nicht und begreife nicht, wie die Regierung so zu meinen Gunsten ihrem Ruf schaden sollte. Kerffenbrock meint, daß Parteilichkeit im Spiel sei, und man austreuen wolle, daß ich unmäßige Forderungen mache. Ich habe Rothern geschrieben und ihn gebeten, nicht weiter gerade auf die Dotation zu wirken, da dies seinen Gang gehen möge, aber wenigstens üblen Gerüchten entgegenzuarbeiten.



195. Caroline an Humboldt

Rom, 17. April 1819

Ich habe recht mit tiefem Schmerz daran gedacht, wie es gestern zwei volle Jahre waren, daß Du mir das letzte Lebewohl in Potsdam gabst. Meine liebe, teure Seele, werden wir bald uns denn nun endlich wiedersehen, oder wird das Schicksal Dich von Frankfurt wegtreiben, wenn es mich hinführt? Zu Deinem Geburtstag bin ich doch gewiß in Frankfurt und also den 28. Juni oder 1. Juli unbezweifelt im Bade. Man sagt, daß man Ems wegen seiner engen Tallage nicht vor dem Juli brauchen kann. Eben habe ich einen Brief von Adelsheid bekommen. Die Reise nach Ems scheint mir in ihnen entschieden, er will eine Dienstreise damit verknüpfen.



Das Gerücht des Herkommens des Staatskanzlers für künftigen Winter treibt Niebuhr, auch seine Zurückberufung zu begehren. Allein, sollte der Staatskanzler sich so entfernen? Io non lo credo. Er gibt die Zügel nur mit dem Leben auf. Du hast sein Herz auf's tiefste verwundet, schreibt Koreff? Ich verstehe das recht gut, auch bis auf einen gewissen Grad verstehe ich die Wahrheit, die solche Kränkung in ihm hat. Eine Art Sentimentalität, wie die in den Rozebueschen Stücken.

Rom grüße ich noch aus tiefster Seele von Dir in diesen Tagen, wo ich hingehe, wo ich hinblicke, sage ich Lebewohl, und auch von dem, der dich, mein Rom, so liebt, wie ich dich liebe. Und es ist mir, als umflösse der Himmel mild und wehmütig meine tränen-schweren Augen. Ich umarme Dich. Die Kinder grüßen Dich. Caroline ist in einer ähnlichen Stimmung wie ich. Sie freut sich sehr, Dich und die Geschwister wiederzusehen, aber mit tiefer Weh-mut denkt sie an den Abschied. Selbst Gabrielle ist vom Zauber Roms so durchdrungen, daß sie mit Bülow das Leben gern hier beschlösse, ich meine, lebte, denn hier geht es ihr auf!



196. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 19. April 1819

Ich denke an nichts als die schöne Zukunft, die uns zu-sammenführen und ungetrennt beisammen lassen wird, ich stelle mir unaufhörlich vor, wie schön und heiter wieder das Leben werden wird, wenn wir immer einen Teil des Tages zusammen zubringen, wenn ich Dich mit jedem Augenblick sehen, mit Dir über alles sprechen kann. Diese unaufhörliche Beschäfti-gung mit den Tagen, die doch nun nicht mehr in weiter Ferne liegen, nimmt der Sehnsucht die spannende Ungeduld, die, was man

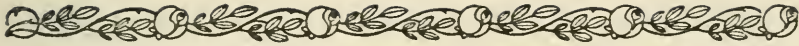


auch sagen mag, doch die Blüte der schönsten Empfindungen abstreift. Mir ist es immer gewesen, als gäbe es zwei ganz verschiedene Arten der Leidenschaft, eine heftige, mehr äußere, die nur über die Gegenwart wegeilen und nur das Ziel erreichen möchte, die zuletzt in ihrem Streben wirklich mehr ihre Befriedigung als den Gegenstand sucht, und eine heiligere, innere, die immer und immer nur in ihm lebt, die ihn liebt im Genuß und in der Sehnsucht, die so tief und innig sich und ihn verbindet und an beides so alles Menschliche und Himmlische knüpft, daß sie wieder still wird und ruhig, und immer nur Glück kennt, sei es der Wehmut oder der Heiterkeit. Diese Leidenschaft begleitet durch jedes Alter hindurch bis in den Tod, ja sie wird stärker und glühender, je mehr das fortschreitende Gemüt innerlicher und einsamer wird, sie hat der Jugend nichts zu beneiden und hüllt sich still in die scheinbare Ruhe der späteren Jahre. So, teures Herz, ist es mit allen meinen Empfindungen über Dich, und das unendliche Glück, das Du gegenwärtig und abwesend über mein Leben verbreitest.

Das Quartier in Ems wird genommen. . . . Stein hat Dir das in Ems besorgt, und sie schreibt mir heute früh darüber, da ich sie gestern abend nicht zu Hause fand. Es ist närrisch, daß, so gut und liebevoll auch beide miteinander leben, doch zwischen Stein und seiner Frau fast in allen Dingen ein Kontrast ist. So schreibt sie mir, da wir immer miteinander Deutsch sprechen, französisch, das würde Dir gar nicht in den Sinn kommen.

Über Rozebues Ermordung hat mir neulich ein junger Mensch aus Heidelberg, der kurz vor und kurz nachher im Hause war, noch einige wunderbare Details erzählt. Er hat einige Tage vorher eben diesem Menschen gesagt, er wolle nach Heidelberg kommen, allein bloß Paulus und Thibaut*) besuchen. Denn, hat er

*) Anton Friedr. Justus Thibaut, geb. 1872, † 1840, seit 1805 Professor der Rechte in Heidelberg.



hinzugefetzt, ich habe nicht gern mit den Studenten zu tun. Nachher hat er, vermutlich schon aus Furcht, die Reise unterlassen. Am Todestage hat er der Frau den Morgen gesagt, er sei gar nicht wohl und werde den Tag über niemand sehen und auch nicht in ihrer Abendgesellschaft erscheinen. Sand ist zweimal abgewiesen worden am Morgen. Den Abend ist er gerade mit der Fürstin Isenburg die Treppe hinaufgekommen, als diese hat zu Rozebues Frau gehen wollen. Er hat sich an sie gewandt und gebeten, doch zu machen, daß Rozebue ihn sähe, weil er ihm etwas zu sagen habe, schon zweimal vergebens bei ihm gewesen sei und nicht lange in Mannheim bleiben könne. Die Fürstin hat den Auftrag ausgerichtet. Rozebue hat geantwortet, nein, heute sehe ich nun einmal bestimmt niemanden. Da aber die Tochter gesagt hat: den solltest Du aber doch gewiß sehen, er sieht so gut und sanft aus, so ist er hinausgegangen. Noch im Beisein des Bedienten hat Sand Rozebue wohl dreimal gefragt, ob er wirklich Rozebue sei, so daß dieser fast ungeduldig darüber geworden ist, dann hat er ein Papier zögernd, um den Bedienten erst hinausgehen zu lassen, aus der Tasche gezogen. Dies ist das auf Pergament in der ersten Zeile mit Kanzleischrift geschriebene Todesurteil gewesen. Als die Tochter auf den Lärm hineingekommen ist, hat Rozebue schon mit allen seinen Wunden, mit dem Rücken in die Fensterecke gedrückt und das Papier vor das Gesicht haltend, gestanden. Der Mörder aber, der sich erst eine Wunde gegeben, hat auf der Erde gelegen. Die Tochter will beim Wegbringen ihres Vaters das Wort Mörder von ihm gehört haben. Er hat etwa noch zehn Minuten gelebt. Sand hat sich aufgerafft und Rozebue noch einen Stoß von hinten beibringen wollen. Der Bediente hat ihn aber zurückgestoßen. Darauf ist er die Treppe hinuntergegangen, hat eine Dame, die ihm begegnet ist, weggestoßen und unten das Todesurteil anschlagen wollen an die Haustür. Da indes die Fürstin



Ifenburg nach Hilfe aus dem Fenster geschrieen hat, so ist er daran verhindert worden und hat sich nun den zweiten Stoß gegeben.

Ob er Mitschuldige hat, weiß man noch nicht, und es scheint nicht. In Zeitungen steht jetzt ein langer Brief, den er seinen Eltern und Verwandten vor der Tat geschrieben, aber erst sehr spät hat abgehen lassen. Die Summe des Inhalts ist: Jeder muß für sein Vaterland das Leben lassen, seit 1813 geht in Deutschland alles rückwärts, um dem abzuhelpen, muß man Rosebue als den Hauptverräter umbringen. Von der Idee, dies tun zu müssen, ist dieser Unglückliche im eigentlichsten Verstande wie befaßt gewesen. Obgleich der Brief höchst verwirrt und mystisch ist und in der Idee von der Wichtigkeit Rosebues wirklich albern, so hat er doch einige sehr rührende Stellen. Ich muß Dir noch einige Phrasen abschreiben: „Es kann nur dann gut werden, wenn der Sohn des Vaterlandes in dem Streit für Recht und für die höchsten Güter mit Hintansetzung aller Liebe nur den Tod liebt.“ —

„In Angst und bitteren Tränen zum Höchsten gewendet, warte ich schon eine geraume Zeit auf einen, der mir (um Deutschland an Rosebue zu rächen) zuvorkommen und mich, nicht zum Morde Geschaffenen, ablöse, der mich erlöse aus meinem Schmerz und mich lasse auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt habe.“ — Von Rosebue ist gesagt: „Damit er aufhöre, uns von Gott und der Geschichte abzuwenden.“ —

„Ich habe die Wissenschaften in gewöhnlicher Ordnung nach Kräften betrieben, wurde in den Stand gesetzt, das Gebiet unseres menschlichen Wissens zu überschauen und habe mich wieder ausgesprochen darüber mit Freunden und Männern, habe das Land bereist, Menschen und ihr Getriebe kennen gelernt.“

Am Schluß stehen folgende Verse:

„Das letzte Ziel, das höchste, liegt im Schwerte, Drück' Dir den Speer ins treue Herz hinein, der Freiheit eine Gasse!“

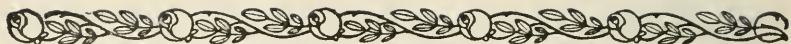


Das sind etwa die merkwürdigsten Stellen. Um 1 Uhr in der Nacht nach der Tat ist er zu Bewußtsein zurückgekehrt und hat verlangt, daß man ihm aus Körners Gedichten vorlesen solle. Man hat sie nicht gehabt, aber der Sohn des Aufseher's des Hauses hat ihm Schillers Gedichte angeboten. Die hat er aber nicht gewollt. Am Morgen hat man dann ein Exemplar von Körners Gedichten holen lassen.

23. April 1819

Sand ist dem Tode sehr nah und wird gewiß der Schmach einer Hinrichtung entgehen. Man behauptet, daß die Gerichte heimlich darüber froh sind, auch wird sein Leichnam wohl in der Stille begraben werden. Denn es soll unglaublich sein, wie in Mannheim namentlich alle so für ihn eingenommen sein sollen, daß die Tat beinahe darüber vergessen wird. Hier ist eine kleine, gar nicht ungeschönt geschriebene Schrift herausgekommen, in der selbst die Tat, wenn nicht gerechtfertigt, doch als so natürlich dargestellt wird, daß das einer Rechtfertigung fast gleich kommt. Es ist überhaupt entsetzlich, was jetzt alles geschrieben wird, und indem das geschieht, wird ewig über unterdrückte Pressfreiheit geklagt. Es ist in den meisten solchen Schriften und Zeitungsartikeln, selbst wenn sie, wie diese, von guten Köpfen herrühren, doch eine Verwirrung der Begriffe, von der man sich keinen Begriff macht. Vorzüglich ist das Schimpfen auf den Adel wieder sehr an der Tagesordnung.

Von mir lassen jetzt die Zeitungen nur so einzelne verdammende Worte vernehmen. Sie machen mich gleichsam für alle Zukunft verantwortlich und behalten sich das Richteramt vor. In einem Artikel der Allgemeinen Zeitung, der viel gegen Preußen enthält, ist am Schluß gesagt: Auch in dieser Hinsicht sind aller Augen und Erwartungen auf den gerichtet, und da bin ich genannt. Wahr ist es, die Lage, in die ich komme, ist sehr bedenklich, es ist



gar nicht das Abwickeln der Geschäfte eines Ministeriums, ich kann es nicht anders ansehen, als darauf hinzuarbeiten, daß, soviel es von meinem Teile geschehen kann, der ganze Staat in die Lage komme, die seiner Würde und den Gesinnungen und Absichten des Königs entspricht. Allein dazu ist unendlich viel zu tun. Es ist ein wahres Glück, daß ich keinen anderen Gedanken und keinen Sinn habe für etwas anderes zu leben, als für Dich und dafür, und daß diese beiden Dinge sich gegenseitig unterstützen und tragen, statt sich zu stören.

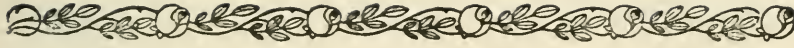


197. Caroline an Humboldt

Rom, 1. Mai 1819

Mein teuerstes Leben! Wir sind noch hier, weil des Betturino Maultiere erst gestern abend von Neapel kamen und einen Tag ausruhen mußten. Aber es ist beinahe, als wenn das kein Vorteil wäre. Die Dinge wachsen ordentlich und nehmen zu, wenn so ein Tag Aufschub ist. Mein Befinden ist wenigstens leidlich, aber ruhig schreiben werde ich Dir, geliebtes Leben, erst wieder können von Florenz, vielleicht von Perugia. Nicht wahr, Du zürnst mir nicht, daß es heute nur so zwei miserable Zeilen sind? Bedauere mich, es ist ein ungeheures Treiben von Menschen und Sachen, alles durcheinander, laß mich aufhören.
Ewig in treuer Liebe Dein.





Mit mir ist alles beim alten, und ich lebe in einer sonderbaren Ungewißheit. Das Gehen nach Berlin ist eine wahre Krise in unserer Existenz. Ich brauche sie vielleicht darum weniger zu fürchten, weil ich mir sie gar nicht wie einen Genuß, nur wie einen Kampf mit allen möglichen Schwierigkeiten denke. Es ist eine so schwierige Aufgabe für mich da zu lösen, so gar keine Hoffnung auf wahre Unterstützung, da unter denen, die sie geben müßten, nur eine wahre Einöde von dem ist, was sein sollte. Ich muß mir zugleich meine eigene Stellung bilden und zugleich doch eine von Anfang an haben, um zu wirken. Ich muß viele Dinge und Verhältnisse erst kennen lernen, und dennoch sie in dem Augenblick auch schon wieder bestimmen, kurz, in diesem Augenblick kommt es mir noch wie ein Chaos vor, wo man ohne die nötigen Hilfsmittel und außerhalb des wahren Standpunktes viel mehr wirken soll, als in einer gewöhnlichen Stelle vorkommt, und Erwartungen zu erfüllen hat, die theils übermäßig gespannt sind, theils aus gar nicht gutmütiger Absicht mit Fleiß so vorgestellt werden. Und bei dem allen kann ich bloß auf meine Persönlichkeit rechnen, auf die ich selbst nie einen so großen Wert gelegt habe. Auch verlasse ich selbst mich wirklich bloß auf meine einfache Art, die Dinge zu behandeln, auf Ruhe und Besonnenheit, und werde nur suchen, mit festem, ausharrendem Willen zu arbeiten.

Caroline*) ist hier, und ich war schon zweimal bei ihr. Sie sehnt sich auch sehr, Dich zu sehen. Sie bleibt auf jeden Fall hier, um Dich abzuwarten. . . . Sie ist, wie Du sie immer gekannt hast, im Innern nämlich. Im Äußeren leider hat sie sich sehr zu ihrem Nachteil geändert. Sie ist so unförmlich dick, ihre Züge haben alle ehemalige Zartheit verloren, dabei zieht sie sich, wie es

*) v. Wolzogen.



auch nie ihr fort war, für diese Gestalt gar nicht vorteilhaft an. Es ist wunderbar, da sie gar nicht so alt ist, nur wenige Jahre älter als wir. Die Stein und ihre Tochter haben mir gar nicht glauben wollen, daß Caroline wirklich einmal sehr hübsch gewesen sei. Und man kann es doch nicht leugnen. Wahr ist es aber, daß sich alle, auch die letzte Spur verloren hat. Nicht die Augen einmal haben sich erhalten. Es tut mir immer weh.



199. Caroline an Humboldt

Perugia, 6. Mai 1819

Mein allerteuerstes Herz! Damit Du Dich nicht um mich und den Fortgang unserer Reise ängstigst, schreibe ich Dir diese zwei Zeilen. Wir sind, wie ich Dir zuletzt sagte, den 2. von Rom weggereist. Es war ein trauriger Morgen. Es regnete furchtbar. Unsere guten Hausleute, die Butis und alle Hausgenossen, wie Thormwaldsen, Lund, die beiden Schadows, Wach, Lengerich und mehrere andere Künstler, fünf Caretellen voll, begleiteten uns und die Herz, die mit Professor Bekker und Brandis in einem Wagen fährt. Vorgestern nacht schliefen wir in Fuligno, sahen gestern noch einmal S. Maria degli Angeli und Uffizi. Ach, mit Dir wollt ich es wiedersehen! Eitle Träume!

Gestern abend kamen wir hier an. Wir haben heute Ruhetag gehalten und fahren morgen nach Cortona. Sonntag, den 9., sind wir in Florenz. Mein Befinden ist so ziemlich. Ich werde ein paar Tage in Florenz liegen, mich zu erholen, ehe ich ausgehe. Die Herz ist auf der Reise sehr liebenswürdig, voller Attentionen, und Bekker und Brandis äußerst gefällig, die Kinder sind wohl, der Bediente aufmerksam und willig. Geliebtes Leben, sei ja ruhig



um mich. Es wird alles gut gehen. Von Florenz aus schreibe ich Dir ordentlich, nimm, teures Herz, indessen mit den wenigen Zeilen verlieb.



200. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 7. Mai 1819

n Welders*) Brief ist folgende Stelle: „Von Frau v. Humboldt habe ich einen Brief, in dem sie sagt, daß ihre Heiterkeit in dem Maße gewachsen sei, wie ihre Gesundheit abgenommen. Sehr rührend.“ — Wohl ist es sehr rührend, teures Herz. Du bist eben die Liebe, die Geduld und die Güte selbst. So unendlich ich sonst alles andere in Dir erkenne, so ist es doch immer, als wenn die Güte alles überstrahlte, und ob Du gleich zu aller Zeit immer die zuvorkommendste und größte hattest, so ist es mir dennoch immer, als wenn sie mit jedem Jahr wüchse. Ich kann es gar nicht vergessen, wie unendlich gütig Du die letzten Monate unseres Zusammenseins von dem Tage an, da wir nach Alschaffenburg kamen, bis zum letzten Moment gegen mich warst. Wenn ich Dich nur erst wieder bei mir hätte! Ich will gewiß so für Dich sorgen und Dich auch, soviel ich kann, amüsieren, daß Du in jedem Augenblick sehen sollst, wie ich keinen Wunsch habe, als Dich heiter und glücklich zu wissen. . . .

Habe Mitleid mit mir, bestes Kind, die Schlabrendorff ist angekommen! Ich stehe jetzt oft früh, doch nur um 5 auf, und wie es um 8 ist, da man mir den Kaffee bringt, höre ich die Schreckenspost. Sie wohnt sogar im nämlichen Hause. Man hat gar keinen Gewinn, wenn die Leute, die man nicht gern hat, viel reisen. Man wird sie wohl auf eine Weile los, aber sie kommen

*) Friedrich Gottlieb Welder, geb. 1784, † 1868, Altertumsforscher.



immer wieder. Um die Festwohnenden kann man doch herumgehen. Gottlob, daß die Schlabrendorff eine feste Gesundheit hat, so wird sie wenigstens kein Bad besuchen. Sie läßt mir eben sagen, sie würde zu mir kommen. Ich hatte das Prävenire spielen wollen und ihr sagen lassen, ich würde kommen. Keine Hilfe! Glücklicherweise ist es so warm bei mir, da die Sonne von vorn in die Fenster scheint und der eiserne Ofen von hinten glüht, daß sie es nicht lange aushalten kann.

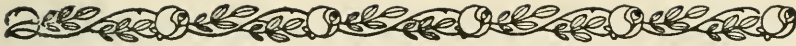


201. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 10. Mai 1819

In den Zeitungen steht, daß das Geschäft unserer Kommission geendigt ist, und namentlich von mir, daß ich fürdersamst nach Berlin gehen werde. Dies kann sich in eine italienische Zeitung auch verirren und Dir, teures Kind, zu Gesicht kommen. Aber es ist so arg nicht. Wir sind allerdings mit Bayern fertig, allein zum völligen Abschluß müssen wir immer noch abwarten, einen Kurier von Metternich zu erhalten, und darüber können noch einige Wochen verfließen. Ich gebe noch gar nicht die Hoffnung auf, Dich, geliebte Seele, hier zu sehen und Dir entgegenzukommen. Darum erschrick Dich nicht, wenn Du mich unterwegs unvermutet siehst. Gott, wie unendlich werde ich mich freuen!

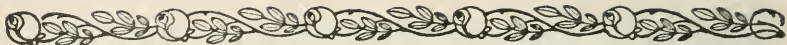
Das Ungewitter mit der furchtbaren Gräfin, deren plötzliche Erscheinung ich Dir in meinem letzten Brief ankündigte, zieht glücklicherweise vor Dir vorüber. Sie ist vielleicht schon in diesem Augenblick fort oder geht doch heute. Sie kehrt nach Schlesien zurück, fällt aber da nicht auf den Grund, sondern kommt im Herbst



wieder her, um hier den Winter zu bleiben und in der Gegend ein Gut womöglich zu kaufen. Sie hat nämlich keins in Schlesien, hat auch plötzlich einen Abscheu vor Schlesien, Gott weiß warum. Nun will sie einen Wohnsitz und schlechterdings — ein paar Rühe. Quelle envie! Boisdeslandes ist ganz außer sich über sie. Da ich vorgestern nicht zu Hause Mittag war, aß er an der Wirtstafel, wo sie beständig, gegen alle Schicklichkeit, auch paradiert. Sie kannten sich beide nicht. Da sie aber nach allem forschet und fragt, so hatte sie ihn, als mit mir wohnend, gleich ausgekundschaftet und über Tisch laut von tausend Dingen gesprochen. Unter anderem hat sie plötzlich zur Verwunderung aller Menschen gesagt: „Das muß man gestehen, Herr von Bülow, der in London ist, ist sehr hübsch gewachsen!“ Sie hat sich auch, so daß man es hat hören können, laut über Menschen am Tisch und ihre Physiognomie moquiert. Hernach hat sie den unglücklichen Boisdeslandes wieder auf einem Gange angekriegt. Kurz, wir haben beschlossen, daß, da ich heute auch nicht zu Hause esse, er, wenn sie noch hier ist, auf seiner Stube essen soll, um ihr zu entgehen. Ich habe mich hermetisch gestern den ganzen Nachmittag eingeschlossen und so den Sturm abgeschlagen. Wie sie von allen Leuten spricht, davon hast Du gar keinen Begriff. Sie fing auch so von dem Hiesigen (der aber jetzt nicht mehr hier ist) an und von seiner Frau. Da habe ich sie zwar erst ganz sich ergießen lassen, aber nachher sie sehr stark zurechtgewiesen. Mit uns nimmt sie sich doch noch in acht.

In Berlin scheint schlechterdings gar nichts vorzugehen. Wenigstens hört man nicht das mindeste. Aber die daher schreiben, haben eine Art dumpfwehmütigen Ton.

Von Bülow habe ich gestern einen Brief gehabt, der recht ruhig und gut ist, und aus dem ich auch sehe, daß er wirklich viel zu tun hat. Du siehst aber jetzt an Bülows Beispiel, daß, wenn ich nicht nach Aachen gekommen wäre, ich gewiß wenigstens noch



dies ganze Jahr in London geblieben wäre. Was hätte ich machen wollen, wenn man mir von Monat zu Monat geschrieben hätte, daß man unfehlbar gleich eine Ernennung [eines neuen Gesandten] machen würde. Darin bin ich Alexandern sehr viel schuldig, ohne ihn wäre es schwerlich dahin gekommen. Aber seine Bemühungen, und daß ich die Beendigung des hiesigen Geschäfts forderte, die man mir zugesagt hatte, hat mich weggebracht. Man mag nachher den Schritt genug bereut haben.

Daß die lieben Mädchen auch so an Rom hängen, ist sehr hübsch. Daß Du, Teures, es hast meinetwegen verlassen müssen! Wir könnten so schön, so ruhig und so glücklich dort leben. Es ist, wenn man es fühlt wie wir, das größte Opfer, das man in der Welt den Verhältnissen, der Hoffnung zu helfen, und einer Idee bringen kann. Das wird aber niemand glauben, und man muß selbst nicht einmal anderen leicht so davon sprechen. Es ist ordentlich einmal hergebracht, so etwas nie zu glauben und immer zu meinen, daß man eine einflußreiche Stelle sucht, mit Angst festhält und unglücklich ist, wenn man sie verliert.

Lebe wohl, innigst geliebte Seele. Amarme die guten Mädchen.
Ewig Dein S.

Voisdeslandes erzählt mir eben, daß die Gräfin gestern wirklich um 5 abends abgereist ist. Bei Tisch soll sie, nach Aussage der Marquaire, noch sehr laut gewesen sein.





Ich habe Dir die Zeit her so wenig geschrieben, mein teuerstes, geliebtestes Herz. Aber Gott weiß, daß ich es nicht gekonnt habe. Es kommt bei so einer Reise immer so viel zusammen, und wie gut und auch vernünftig die Mädchen sind, so kommt es doch zuletzt darauf hinaus, daß man alles selbst bedenken muß. Und Bedenken ist das eigentliche Machen. Dazu nun meine Gesundheit, meine Kräfte, die nicht im Verhältniß zu meinem Wollen sind, dann der Schmerz, die Trauer des Abschiedes von Rom! Dir sage ich alles, denn Du mißverstehst nie etwas. Du weißt, wie ich mich sehne zu Dir, und begreift es doch, wie man sich sehnen kann und trauern um die ewig einzige Stadt, um das Verlassen des seligen blauen Himmels, der sie umfließt, und das Zurücklassen der geliebten Gräber. Es kommt alles darauf an, ob man lange lebt. Ich denke immer, wir kehren dann beide zusammen hin — sterben wir aber, nun, so kommen wir wohl hin, wo es noch schöner ist als in Rom.

Ich habe Dir aus Perugia einige Zeilen geschrieben. Hast Du sie bekommen? Den 2. gingen wir nach Civita Castellana, den 3. nach Terni. Den 4. kamen wir nach Fuligno, nachdem wir mittags in Spoleto die schönen Bilder von Filippo Lippi im Dom und den wundervollen Fresco im Palazzo Publico gesehen hatten. Den 5. fuhren wir nach Assisi hinauf. Der Betturin hatte es übernommen, uns hinaufzuschaffen, was er auch mit Ochsen bewerkstelligte. Leider aber war das Wetter nicht günstig, und hätte ich nicht früher die einzige Kirche gesehen, so würde ich in den vier Stunden, die ich diesmal da war, der Dunkelheit der Beleuchtung wegen nur eine unvollständige Idee von den herrlichen Kunstwerken haben, die diese in ihrer Art einzige Kirche enthält. Der Mönch, der einen herumführt, und der Geschmack und Kunst-



kenntnisse aus jener Zeit hat, war wirklich gerührt uns wiederzusehen. Abends kamen wir noch nach Perugia, wo wir den 6. blieben und mit Hilfe eines Wagens die vorzüglichsten Sachen in den Kirchen sahen.

Den 7. gingen wir nach Cortona, wo wir im Dom die herrlichen Bilder von Luca Signorelli sahen und die wundervolle Aussicht. Den 8. schliefen wir in Levano und gestern nachmittag, den 9., kamen wir hier an. Ich muß mich hier mehrere Tage ausruhen. Heute bin ich nur aufgestanden, um die Post nicht zu versäumen und Dir zu schreiben. Dann lege ich mich wieder hin, nicht daß ich etwa sehr krank wäre, aber ich muß meine armen Füße ruhen lassen. Sie sind ganz zerrissen von Schmerz, manchmal muß ich aufkreischen, so unvermutet und so schneidend fährt es hinein. Meine Brust ist jetzt auch nicht besonders. Ich huste viel und werfe aus.

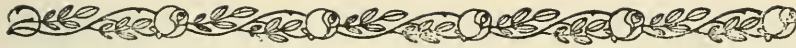
Die Herz ist sehr verständig und sehr gefällig auf der Reise. Brandis ist ein sehr sanfter, fein gebildeter Mensch, und Bekker, der stumme Bekker, ist sogar liebenswürdig, zuvorkommend und gesprächig geworden.

Vor dem 22. reise ich nicht von hier, ich sehe schon, es geht nur langsam. Ach, meine Seele, wie innig freue ich mich zu Dir, freuen? das ist nicht das rechte Wort, zu Dir hinleben, das wäre es ungefähr.

Ewig mit treuer Liebe Dein.

(Am 11. geschlossen.)





Nachdem ich Dir am 11. geschrieben hatte, teuerstes Herz, ging ich auf die Galerie, die unserer Wohnung gerade gegenüber, nur durch den Fluß getrennt, liegt, allein ich konnte es nur eine ganz kurze Zeit aushalten. Mir ward so übel, daß ich nach Hause gehen und mich hinlegen mußte. Eine unglaubliche Schwäche hatte mich befallen, die sich dann den 12. und 13. in unbändigen Schmerzen löste. Mich dünkt, so hätte ich sie noch gar nicht gehabt. Dabei regte sich mein Husten so, daß ich ohne alle Übelkeit in einemfort erbrechen mußte. Den Tag darauf waren noch dieselben Zufälle, aber mit weniger Heftigkeit. Heute geht es mir etwas besser, obgleich ich nicht schmerzlos bin. Die Herz hat die rührendste Sorgfalt für mich, wenn ich nur mit den Augen winke, so ist es schon geschehen. Fürchte ja nicht, daß mir etwas abgeht. In ein paar Tagen werde ich gewiß wieder leidlich sein. Beker arbeitet Tag und Nacht, er möchte uns bis Mailand begleiten, und um es möglich zu machen, arbeitet er so. Brandis kann seiner schwachen Gesundheit wegen nicht mit derselben Anstrengung arbeiten, aber auch er tut, was er kann. Die Herren vergleichen Codices zu einer Ausgabe des Aristoteles, die Beker veranstalten wird. Der stumme Beker ist ganz freundlich, zuvorkommend und gefällig geworden, auch ich wünsche sehr, daß er mit uns bis Mailand bleibe, denn ohne einen Mann ist man doch recht allein und à la merci jedes impertinenten Gastwirts oder Fuhrmanns.

In Deinem Brief vom 19. April ist eine Stelle über die Leidenschaft der Liebe, die Du mir aus der Seele geschrieben hast. Ja, so ist es. Die rechte geleitet bis an das Grab, und vermutlich geht sie mit hinüber. —

Alle Details, die Du mir von dem unglücklichen Sand gibst, haben mich doch sehr interessiert. Ich habe ein tiefes Mitleiden



mit ihm. Entweder muß er doch verrückt gewesen sein, Rosebuen diese Wichtigkeit beizulegen, oder bei sehr viel Liebe und Innigkeit des Charakters viel Beschränktheit gehabt haben. Die Menschen, die sich einem gewissen Tode weihen, um eine Idee, eine Überzeugung durchzuführen, interessieren einen um so mehr, da sie immer selten sind. Eine schreckliche Empfindung, einen furchtbaren Schmerz denke ich mir in Sands Mutter. Sie muß den Tod des eigenen Sohnes wünschen, um ihn nicht auf dem Schafott sterben zu sehen! Das ist doch gräßlich.

Lebe wohl, meine süße Seele!



204. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 17. Mai 1819

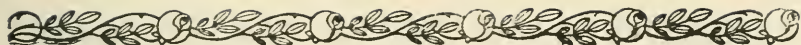


Ich schreibe Dir heute, liebe Li, an Adelheids Geburtstag, und gestern war der Carolinens. Ich habe dem lieben Kinde einige Zeilen geschrieben, die ich hier beilege. . . .

Jetzt erwarte ich mit der lebhaftesten Ungeduld Deinen Brief aus Perugia. Die gute Gabriele schreibt sehr lieb und geduldig über die längere Trennung [von Bülow]. Es ist mir sehr merkwürdig gewesen, wie sie hübsch schreibt (unter uns beiden gesagt), viel besser als ihre Schwestern. Sie hat etwas viel Ausgebildeteres in ihrer Art sich auszudrücken, und immer Geist und Lebendigkeit. Es ist ein wunderhübsches und liebenswürdiges Wesen in allem. Ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht überhaupt, ob ich gleich nicht finden kann, daß sie Dir im Gesicht gleich sieht, am meisten im Inneren von Dir hätte.

Unser Burgörnerscher Nachbar*) war immer ein höchst leerer, flacher, in allem Wesentlichen und Besseren unbedeutender Mensch. Was Du darüber sagst, daß solche Menschen gerade dieselben

*) Graf v. der Schulenburg-Klosterrode.



Worte brauchen, die man von denen hört und gewohnt ist, an die einen wahre und tiefe Empfindungen knüpfen, ist sehr schön und unendlich wahr. Überhaupt ist das an den Wörtern am meisten zu bewundern, daß sie machmal nur wie eine leere Hülle sind, in die nichts oder etwas ihnen ganz Unähnliches gekleidet wird, und daß sie manchmal einen Sinn und Gehalt haben, den sonst niemand in ihnen ahndet und fühlt. In dieser Art sprechen recht selten zwei Menschen dieselbe Sprache, und der meiste menschliche Umgang besteht bloß darin, daß die Menschen sich einbilden, einander zu verstehen. Es ist schon recht viel, wenn zwei Menschen nur dahinkommen, die Grenzen zu erkennen, innerhalb welcher ein anderer den Begriff fest, den er ausdrücken will. Die Sache selbst, dahin kommt es fast nie. Das wahre Verstehen in diesem Sinn muß wirklich aller Sprache vorausgehen, es ist nie durch den Verstand, immer nur durch die Empfindung und die angeborene Gesinnung möglich. Allein um auf den Fall zurückzukommen, von dem Du schreibst, so ist darin die Welt viel schlimmer geworden. Noch in unserer Jugend war wenigstens das hübsch, daß eine ganze Menge von Menschen, alle frivolen, alle sehr vornehmen, alle trockenen Geschäftsleute, alle bloß derb und roh an der Wirklichkeit Hängenden, eine ganze Menge von Wörtern in der Sprache niemals brauchten, und der Umgang mit diesen Wörtern einem Kreise vorbehalten blieb, in den man doch durch irgend etwas eingeweiht sein mußte. Man riskierte gar nicht, daß der, welcher doch den Begriff nicht fassen kann, das Wort aussprach, und man hütete sich auch sehr, es gegen ihn zu brauchen. Aber durch das Abkommen des Französischen und die lateinischen Brocken im Deutschen, durch das viele Lesen und Hören auf der Bühne von Schiller und Goethe ist die Sprache gemein geworden, und man muß erleben und dulden, daß das Sprechen von Menschen, die mit einem nichts ähnliches haben, als daß sie auf zwei Beinen gehen,



ebenso klingt, als wenn man selbst spricht. Es gibt aber nichts Schrecklicheres, als wenn ein Fremdartiger in den eigengeweihten Kreis tritt. Viel eher kann man selbst daraus hinausgehen. Ich habe noch jetzt eine ordentlich kindische Scheu, mit den Leuten von Dingen zu reden, die über ihren Begriff gehen, und es wirkt bei mir immer als Scham, und als wenn ich unrecht hätte. So habe ich mich noch neulich überrascht, daß ich ganz rot geworden bin, da der verrückte Schatten [?] vom Ugamemnon mit mir gesprochen hat. Die Unwissenheit, Einfalt und Beschränktheit als eine Vornehmheit zu behandeln, die man über sich in stiller Ruhe und Sicherheit sitzen läßt, hat mir immer nicht nur eine bequeme Lebensansicht geschienen, sondern auch eine geschmackvolle. Denn wenn man diese Dinge nicht mit einer Art willkürlichem Glanze bekleidete, fielen sie ja ganz platt zu Boden. Nur sollten sie sich dann freilich auch aller tiefen menschlichen Ausdrücke enthalten.

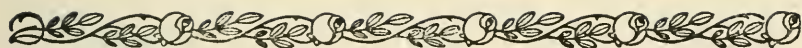
Stein schreibt mir von Zeit zu Zeit, vielleicht gehe ich noch diese Woche auf ein paar Tage zu ihm. Es muß sehr hübsch mit ihm allein in Nassau sein, noch dazu da das Wetter merkwürdig heiter ist.



205. Caroline an Humboldt

Florenz, 18. Mai 1819

Ich habe, mein geliebtes Herz, so franke Tage hier gehabt, daß ich mich habe entschließen müssen, hier zu bleiben, bis Besser uns begleiten kann. Und wie fleißig er arbeitet, er kann nicht vor dem 29. Mai fertig sein. Den hoffen wir dann über Bologna abzusегeln. Wie sehr es mich gekostet hat, ich habe es tun müssen. Die Schmerzen, die ich hier gelitten habe und beinahe noch jeden Tag leide, lassen sich gar nicht beschreiben. Durch große Ruhe, sehr vieles Liegen hoffe ich dann wieder so weit zu



sein, daß ich ein Ende weiter komme. Wenn man so einen Mann bei sich hat, der besorgt einem alles, und der stumme Bekker hat, obgleich er selbst kein Fait davon macht, seine ganze Natur umgeändert. Er hebt mich in den Wagen aus und ein und trägt mich beinah die Stufen herauf, er studiert jeden Schritt aus, den er mir ersparen oder erleichtern kann. Meine Schmerzen gehen nun auch in den linken Arm und Hand, und ich hatte mehrere Male einen sehr akzelerierten Puls, wenn sie so heftig waren. Diese Altzesse dauern nun freilich nicht immer, allein die Mattigkeit, die sie zurücklassen, ist ungemein groß, und leider ist diese beinah permanent. Meine Brustbeschwerden haben eher zu- als abgenommen. Ich habe auch hier schon den Brustkrampf gehabt, doch nicht unmäßig stark.

Carolinen habe ich zu ihrem Geburtstag, den 16., einige hübsche Kleinigkeiten hier gekauft. Wir fuhren selbigen Nachmittag, wo ein ungemein schönes und mildes Wetter war, nach Fiesole und ließen uns in einem Korbe, der auf einer Schleife steht, mit Ochsen auf den Berg hinaufziehen, wo man von einer Loge im Kloster S. Francesco eine ungemein schöne und weite Aussicht hat, die Berge von Carrara weithin überschaut. Ach, aber römische Berglinien sind es nicht mehr, und das tiefe Saphirblau des Himmels ist auch schon gewichen. Die Pinien wachsen in den Thälern, da sie dort, im Lande der Schönheit, ihre Wipfel auf Höhen in den reinen Lüften wiegen. Im Kloster von San Domenico, oben in Fiesole, ist ein sehr schönes Bild von Fra Angelico da Fiesole. Ein seliger Friede des Gemüths ist in seinen Bildern, seligere Engel, Schutzengel der Menschen, hat keiner gemalt als er. Ich habe hier nur wenig noch gesehen, ich war zu leidend. . . .

Die Kinder und die Herz grüßen sehr. Ewig in treuer Liebe Dein.





Ich sitze in derselben Stube, liebe Li, die wir hier zusammen bewohnten, die Sonne scheint freundlich ins Zimmer, und die alte Ruine liegt mir gegenüber. Aber wie anders ist alles, da Du nicht hier bist.

Es ist sehr hübsch hier allein mit Stein. Ich bin gestern früh zwischen 5 und 6 aus Frankfurt weggefahren und war schon um $\frac{1}{2}$ 3 hier. Ich habe mich auch bloß bei Marschall in Wiesbaden eine halbe Stunde aufgehalten. Der Weg ist im Sommer viel schöner, Du wirst ihn jetzt bald wieder machen, süßes Kind, es ist derselbe als nach Ems.

Stein fand ich im Turmzimmer, wo er sein Arbeitszimmer eingerichtet hat. Der Turm ist nun fertig, und soviel er nun einmal sein kann, ist er recht hübsch. Von außen schön sich ausnehmen kann er nie, da er einmal weder zum Gebäude paßt, noch hoch ist. Er kostet, wie er mir sagt, die innere Einrichtung des oberen Theils, die noch nicht gemacht ist, nicht gerechnet, etwa 50000 Gulden. Wir sind nach dem Essen bis zum Abend immer draußen gewesen und haben einen sehr schönen Spaziergang gemacht. Das Gespräch mit Stein geht nie aus, es finden sich unaufhörlich eine Menge Vorfälle und Dinge, an die es sich anknüpft, ohne dabei stehen zu bleiben. Er hat ganz unstreitig die klarste und parteilosste Ansicht der Dinge wie sie sind, was vielleicht nicht einmal immer so sein Fall war, es aber gewiß jetzt ist. Er fühlt am meisten, was geschehen müßte, und ist selbst noch milde und vorsichtig in der Art, es herbeizuführen. Seine Unparteilichkeit sieht man besonders in allen seinen Räsonnements über den Adel und jetzt auch über die französische Angelegenheit, den Zustand Frankreichs im jetzigen Augenblick. Ich wollte sehr, Du sähest ihn noch, er spricht immer davon, und hat sich mit

544

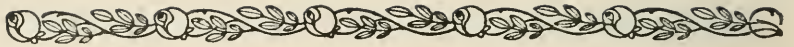


dem größten Theil nach Dir erkundigt, auch nach Mathilden. Er hat eine ordentlich kindische Passion der Erhaltung der Geschlechter. Er will auch schlechterdings, daß wir ein Majorat machen, die Töchter mit sehr wenig abfinden sollen, das ist, bei allen Abligen und die er von Vermögen glaubt, eine Lieblingsidee bei ihm. Ich bin nun gar nicht dafür, und Du vermutlich auch nicht. Mir ist schon öfter in mir davor bange gewesen, daß mit der ständischen Verfassung eine Gelegenheit kommen könnte, wo es gewissermaßen nötig wäre. Denn wenn, wie es doch sehr wahrscheinlich der Fall sein wird, eine Erste Kammer wäre, so würden bei dieser natürlich Majorate sein müssen. Nun wäre ich zwar nie gern in der Ersten Kammer, sondern immer lieber, wenn man einmal, auch künftig außer Dienst, daran Theil nähme, in der Zweiten, die lebendiger und wichtiger ist. Allein der König könnte es wollen, und dann wäre es schwer auszusprechen.

Du siehst hieraus, um welche Dinge hauptsächlich sich meine Unterredungen mit Stein drehen. Dem Staatskanzler können auch die Ohren klingen. Es wird seiner nicht immer zum Unangenehmsten gedacht. Von dem Häuserkauf in Berlin für mehrere Minister hat Stein hier auch gehört. Er wünscht, daß ich mich dagegen erkläre, daß man für mich eins kaufe. Ich habe ihm gesagt, daß ich das allerdings tun würde, allein, daß es gar nicht nötig sein dürfte, da man für mich solche Zärtlichkeit gar nicht haben wird.

Heute denken wir, daß Psuel kommen wird, Stein hat ihm gestern einen Boten geschickt und ihn auf heute Mittag einladen lassen.

Mit meinem Bleiben in Frankfurt nimmt es eigene Wendungen. Du weißt aus meinem vorigen Brief, daß ich glaubte, wir würden fertig werden ehe Du kämst. Vorgestern aber hatten wir eine Konferenz und sahen, daß W[essenberg] solche Depeschen bekommen hat, aus denen sich die Möglichkeit schließen läßt, daß



wir noch Monate in Frankfurt wären. Meine anderen Kollegen machen sich darauf gefaßt, und fast gewiß scheint es mir, daß ich wenigstens nicht bis zu der Zeit in Frankfurt endige, zu der Du kommst. In dieser Rücksicht nun ist es mir sehr lieb, das leugne ich nicht. Allein in allen anderen Rücksichten ist es verderblich. Für die Sache offenbar. Denn wenn ich einmal etwas leisten kann und soll, so ist die Zeit edel, und es ist natürlich, daß die Dinge bei verlängertem jetzigen Zustand immer schlechter gehen, immer verwirrter werden, und daher die Schwierigkeit, sie zu ordnen, wächst. Dann, was schon zum Theil gewiß der Fall ist, wird das Publikum lauer in seinen Erwartungen von mir. Alles, was sich so zu lange hinschleppt, ehe es zu etwas nur irgend Sichtbarem wird, verliert an Interesse. Endlich stehe ich gar nicht dafür, daß nicht in Berlin und andernwärts die Leute zu denken anfangen, daß ich, sei es aus Furcht oder Trägheit oder eigennützigen Absichten, selbst dazu beigetragen habe, meinen Aufenthalt zu verlängern. Sollte es also wirklich viel länger dauern, so werde ich doch Schritte tun, um zu versuchen, loszukommen. Bis jetzt habe ich es nicht getan, weil, wie auch Stein gänzlich meiner Meinung war, ich denken mußte, daß, je mehr ich Empressement zeigte nach Berlin zu kommen, desto mehr man mir gerade entgegenarbeiten würde. Allein wenn die Zeit immer verfließt und doch nichts geschieht, muß ich wenigstens mein Gewissen retten.

Stein ruft mich zum Frühstück, süße Seele, und ich muß aufhören. Ich gehe nämlich seit einiger Zeit früh zu Bett und stehe früh auf. Ich schreibe morgen noch einige Worte.

22.

Pfuel ist gestern nicht gekommen, kommt aber heute. Nun hat der arme heut schlechtes Wetter, wenigstens Regen, denn sonst ist die Luft von himmlischer Stille und Milde. Ich nehme hier ganz andere Sitten an. Stein ist buchstäblich von morgens



um 8 bis abends 9 unter freiem Himmel, und so habe ich gestern den ganzen Tag mit ihm zugebracht. Er bringt mich auch heut zum Baden, doch nur in Lahnwasser. Er selbst badet in Emser, daß er kommen läßt. Er badet alle Tage. Indessen er gestern im Bade war, habe ich die alte Ruine erstiegen, die höchste der beiden, die Du Dich vielleicht noch Erinnerst. Die Aussicht ist weiter nicht schön, es sind immer wieder höhere Berge herum, aber man sieht immer gern altes, ehemals in ganz anderer Zeit und von ganz anderen Menschen bewohntes Gemäuer. Hernach kam mir Stein auf demselben Spaziergang entgegen, und wir waren an einigen Orten, wo ich mich erinnere mit Dir damals auch gewesen zu sein, nachmittags sind wir nach Ems gefahren, um Deine Wohnung zu besehen. Ems ist gar nicht angenehm, und ich bedaure Dich wirklich, süßes Kind. Man muß sich damit trösten, daß der Aufenthalt nicht lang ist, und auf die Wirkung hoffen. . .



207. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 25. Mai 1819

Sollten Umstände eintreten, die, wie es wohl möglich ist, zeigten, daß mein Geschäft gewissermaßen interminable sei, oder sollte ich sonst Grund haben zu glauben, daß mein Antrag bewilligt werden würde, so müßte ich Schritte tun ohne Rücksicht auf die Hoffnung, Dich noch hier zu sehen. Ich bin überzeugt, liebe Seele, daß Du mich selbst mißbilligen würdest, wenn ich es nicht täte. Es ist gewiß äußerst notwendig, daß ich nach Berlin komme, und der Wunsch aller Besseren geht dahin. So weit haben es die Menschen dort gebracht, daß man nun einem solche Wichtigkeit beilegt. Unter den nächsten Hoffnungen



bin ich einmal die letzte, und man ist nun natürlich ungeduldig zu wissen, ob auch diese getäuscht sein wird. Bernstorff, der mir seit langer Zeit, da er bisher krank war, zum erstenmal wieder selbst schreibt, sagt mir ausdrücklich: „Zu den mancherlei schon vorhandenen Gründen, welche mich wünschen lassen, Sie bald hier zu sehen, gesellen sich täglich neue hinzu.“ Er fährt darauf fort zu sagen, daß ich durch den Verzug vielleicht den Vorteil gewönne, Dich auch hier zu sehen. Ich habe ihm geantwortet, wie es steht und warum ich fürchte, eigene Schritte zu machen. Ich habe hinzugesetzt, daß Deine Ankunft, so unendlich lieb es mir sein würde, Dich noch hier zu sehen, mir kein Hinderniß, abzureisen, sein würde. Ich betrachtete meine ganze künftige Stellung bloß als eine Reihe von Aufopferungen und würde daher nicht vor der ersten, obgleich sie gerade auch die schmerzlichste sei, zurücktreten. So liegen nun die Dinge.

Ich habe meinen Aufenthalt in Nassau noch sehr vergnügt geendigt. Den letzten Tag, wo ich den Brief an Dich abschickte, am 22. denke ich, kam Pfuel, geistreich und aufgeweckt wie immer. Stein war von der besten Laune der Welt. Er ist mir wirklich sehr gut, liebt Pfuel, und wir waren ganz allein zusammen. So verging der Tag angenehm und schnell. Pfuel grüßt Dich unendlich und freut sich im voraus, Dich in Ems zu besuchen. Am folgenden Tag, 23., ritt Pfuel früh weg, ließ die Pferde unterwegs, nahm einen Fußweg und war zu Fuß in sehr kurzer Zeit in Coblenz. Stein und ich fuhren eine halbe Stunde später auch dahin. Wir kamen etwa um 10, noch etwas früher, an, stiegen auf dem Ehrenbreitstein aus und besahen nun bis 2 Uhr die Festungswerke dort. Du weißt vielleicht, daß man eine weitläufige Festung da anlegt, die schon in diesem Jahr dergestalt äußerlich geschlossen wird, daß man sich gegen den Feind darin verteidigen könnte. Es ist ein großes und überaus schönes Werk, eigentlich

548

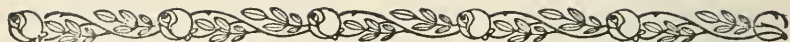


das einzige, was seit dem Kriege Preußen große Ehre macht. Auch ist es die Bewunderung beider Kaiser und aller sie begleitenden Militärs gewesen. Der General Ulster, der mit Thielmann Torgau verließ, hat die Direktion des Baues, ein überaus genialischer und einfacher Mann. Man sieht nichts Schöneres, auch im Detail der Mauern. Es gleicht den Werken der Alten. Ulster macht eine Art Mauer in lauter Bögen übereinander, die aber alle geschlossen sind, die Albrecht Dürer, der auch über Festungsbau schrieb, vorgeschlagen hatte, die aber nie im großen ausgeführt worden war, und welche viel sicherer ist. Bloß in den Bädern von Trier sah ich sie, sonst in keinem alten Gebäude, soviel ich mich erinnere. Es war aber eine furchtbare Hitze, und ich weiß noch nicht, wie Stein, der zehn Jahre älter ist als ich, es aushielt. Wir haben jetzt 24 Grad Hitze und darüber im Schatten. Meine Nase ist von der Partie ganz abgeschülft. Bei Stein lebt man immer unter freiem Himmel, und so zivilisierter Teint wie meiner, verträgt die wilde Luft gar nicht. Stein versichert aber, die braungebrannten Backen stünden mir viel besser, und alle Menschen finden mich noch gesünder als gewöhnlich aussehend. Ich habe mich wirklich nie wohler und kräftiger gefühlt. Möchte ich Dir nur diese Gesundheit mitteilen können! Ich wollte so herzlich gern, geliebteste Seele, Deine Krankheit abnehmen. —

Am 2 aßen wir mit Pfuel und Schloffer, sonst mit niemand, bei Ingersleben*), und nach Tisch fuhren wir nach Nassau zurück. Die Pfuel sah ich nur einen Moment, sie ist wohl und vergnügt. Die Kinder sind allerliebste, merkwürdig schön.



*) Oberpräsident der Rheinprovinz, geb. 1764, † 1831.



Mit meiner Gesundheit geht es fortdauernd leidlich, und der große Sturm in den ersten Tagen hier scheint doch ohne Folgen gewesen zu sein. Ich bin in einer sonderbaren Unruhe über Dein Finden oder Nichtfinden in Berlin. Dies schneckenartige Vornwärtsbewegen hat etwas sehr Peinliches. Doch war ich hier so leidend, daß ich deutlich fühlte, ich dürfe nichts übertreiben.

Es kommt eine sehr gewichtige Stelle in Deinem letzten lieben Brief vor über Deine Stellung in Berlin. Glaube nur, geliebtes theures Herz, daß, wenn ich auch nichts darüber sage, ich ewig daran denke und in mir damit beschäftigt bin. Mein tiefer innerer Trost ist, daß alles, was nichts Äußerer, bloß Scheinendes will, sondern nur das Reelle und Gute, seinen Aplomb finden muß. Aber schwer, schwer bleibt es immer. Wäre ich nur erst bei Dir, nicht daß Du mich brauchtest, aber doch als ein sanftes Ausruhen, und wäre ich nur etwas gesund, damit ich Dir nicht die Tage störe, das ist mein größter Wunsch.

Aus Carolinens*) Reise nach Rom wird wohl nichts werden? Sie reist zu lange schon bloß in Gedanken. Hübsch von Zügen habe ich doch nie finden können, daß Caroline jemals war, der Mund war ihre hübscheste Partie, die Augen waren es nur durch Jugend und Frischeit, Arme und Hände, auch Füßchen waren immer sehr schön bei ihr, aber ihre Toilette war immer äußerst vernachlässigt und sogar ungeschmackvoll. Die Herz wirst Du auch schrecklich verändert finden, selbst der Bau der Knochen scheint sich im Kopf verändert zu haben, und leider trägt sie noch immer die Neze und wunderbare Turbane statt einer simplen Haube, in der sie am besten aussieht. Das eigentliche Verschwinden der Schönheit

*) v. Wolzogen.



ist doch eine traurige Sache, wenn sie einen gewissen Punkt erreicht hat.



209. Humboldt an Caroline

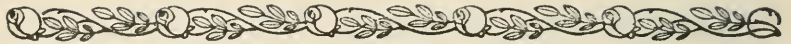
Frankfurt, 28. Mai 1819

Ich habe gestern mit Carolinen und Schloßern bei Willemer*) in seinem Landhause gegessen. Es liegt am Main zwischen der Stadt und Offenbach und hat eine sehr schöne Aussicht nach allen Seiten hin. Außerdem hat Willemer es sehr schön umpflanzt. Er selbst war weniger förmlich wie gewöhnlich, und wir haben einen recht angenehmen halben Tag bei ihm zugebracht. Er hat uns besonders viel alte Geschichten und Anekdoten von Goethe und seinem Leben hier erzählt. Das Wetter war himmlisch, klar und selbst nicht zu warm.

Es haben Dich also alle noch aus Rom begleitet, mit denen Du am meisten dort umgingst. Sie haben unendlich viel mit Dir und durch Dich verloren. Wenn Du Bekkers Stummheit überwunden hast, hast Du ordentlich ein Wunder getan. Mir kam sie immer unüberwindlich vor, und es war wirklich Dir vorbehalten. Ich bin ihm aber deffenungeachtet immer gut gewesen. Er ist gründlich gelehrt, unermüdet fleißig und lebt bloß in der Sache, die ihn interessiert.

Deinen Schmerz, Rom zu verlassen, begreife ich ganz, und Du kannst mir gewiß, geliebtestes Wesen, immer Dein Herz ganz erschließen. Es ist dies gerade der recht tiefen und innigen Liebe eigen, daß sie die Seele für alles Große und Schöne noch mehr öffnet, und da, wo Empfindungen miteinander zu streiten scheinen, wie bei Deinem Wunsch, mich zu sehen, und Deiner Trauer, Rom

*) Johann Jakob Willemer, der bekannte Freund Goethes.



zu verlassen, sie auf eine wunderbare, nur dem höheren Gefühl, das sie beide umschließt, begreifliche Weise zu vereinigen weiß. Ob wir Rom je wiedersehen ist freilich zweifelhaft, und Du sagst sehr rührend und schön: wenn es nicht ist und wir früher sterben, nun so kommen wir wohl an einen schöneren Ort als Rom. Kein anderer Platz der Welt ließe sich so mit dem gar nicht mehr Irdischen zusammen nennen. Aber die Stadt, die so wunderbar Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit verbindet, in der es einem gleich natürlich und leicht wird, an das einsame Bett des Grabes und an den Glanz überirdischen Daseins zu denken, gesellt sich allem, was nur die Brust immer zu empfinden vermag.

Seit meiner Zurückkunft aus Nassau heize ich nicht mehr ein, selbst des Morgens nicht, obgleich ich jetzt oft früh aufstehe, wie noch heute gegen 6. Ich blieb bisher regelmäßig zwischen 1 und 2 auf, und stand um 8 auf. Aber da ich hier so viele Abende ganz unabhängig bin und eigentlich, seit Stein fort ist, die meisten, so gehe ich zu Bett wie es kommt, selbst um 10, und stehe etwa sieben Stunden darauf wieder auf. Das ist mir viel lieber. Überhaupt habe ich viel natürlichere Manieren und Liebhabereien als man denkt, und habe nur durch das Gesandtenleben und viele andere Umstände nicht immer das Natürlichste erreichen können. Ich lebte am liebsten mit Dir ungetrennt und ungestört auf dem Lande, und die ersten Jahre unserer Heirat bleiben mir daher immer die goldene Zeit des Lebens. Ich lebte sehr gern noch heute ganz auf dieselbe Weise, und Du, himmlisch liebes, gütiges Kind, auch. Aber da stellt sich das Leben, ich will nicht sagen, feindlich, aber doch unfreundlich dazwischen und treibt uns in andere Lagen und Verwickelungen. Ich bin jetzt ruhig darüber, weil ich es wie ein Geschick ansehe, sonst, wenn ich es so für einen einzelnen Akt meines Willens hielte, würde ich mich lange und vielleicht nie darüber beruhigen können, daß ich den einzigen Moment, wo ich es, durch

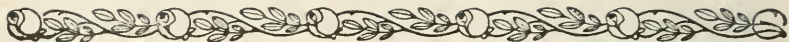
552



die Leidenschaftlichkeit des Staatskanzlers, in meinen Händen hatte, in kein öffentliches Leben einzugehen, habe fahren lassen. Es hätte mir aber nichts geholfen, ihn zu benutzen. Die Sache wäre nur aufgeschoben gewesen, und man hätte mich immer im Auge behalten, um mich unter anderen Umständen wieder heranzuziehen. Da mir einmal das Los geworden ist, daß man mich für notwendig bei uns hält, so muß ich ans Ziel kommen, und dies Ziel nenne ich, daß ich wirklich glücklich genug bin, die Erwartungen zu erfüllen, oder so unglücklich, zu scheitern, oder daß Umstände und Ereignisse kommen, die auf irgendeine Art und Weise machen, daß der Versuch, den man mit mir und ich mit der Sache wage, nicht rein entschieden wird, wie es so oft in der Welt geht.

Bei Gelegenheit meiner Lebensweise wollte ich noch sagen, daß, solange Stein hier war und ich fast alle Abend zu ihm ging, ich selten viel vor Mitternacht zurückkam, und es ist sonderbar genug, daß Stein, der auch am liebsten um 10 zu Bett geht, mich verführte. Aber es liegt an der Frau. Sie ist immer abends, und erst nach 10. Nach 9 auch gingen erst die anderen Menschen, die etwa hinkamen, weg, und so fing das hübsche Zusammensein erst spät an.

Es ist überhaupt, und ich werde es Dir mündlich erst recht erzählen können, wunderbar, wie verschieden in allen kleinen Lebensgewohnheiten selbst die beiden sind, aber wie gutmütig, liebevoll und zart er dies Verhältnis behandelt. Ich habe es erst in Nassau, wo wir freier miteinander darüber gesprochen, recht einsehen gelernt. Er ist wirklich einer der trefflichsten Menschen, von einer Schärfe und Bestimmtheit der Grundsätze, wie es ungemein selten ist, und von einer Billigkeit und Gutmütigkeit, die man ebenso wenig leicht findet. Dann tut es einem wohl, einen Mann dieser Art im Hafen zu erblicken, seiner eigenen Meinung nach am Ende dessen, was er hat tun und leisten können, und nun nur noch in Ruhe, Betrachtung und Teilnahme lebend.

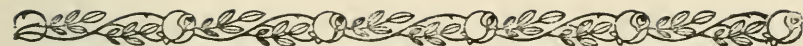


... Daran, daß die Kinder, die es wirklich sehr gut meinen, ihren Ansichten folgen und einen nach ihren Gefühlen und Neigungen, nicht nach den seinigen glücklich machen wollen, mußt Du Dich überhaupt gewöhnen, liebe teure Seele. Man muß nicht anders folgen, als wo es gut ist und geht, und sie sanft und leise herumbringen. Du drückst Dich so liebevoll, und viel mehr als ich's verdiene, darüber aus, daß Du sagst, daß ich immer nur an Dich denke. Wie könnte ich anders, traute, holde Seele? Wir haben ja nie unser Glück getrennt, und nie hat einer von uns sich anders glücklich gewußt, als indem er den anderen ganz und ungestört in seinen eigensten Empfindungen so sah. So, wie wir, können die Kinder nicht ganz leben, und weder August noch Bülow werden so glücklich sein und sind es, wie ich. Bedenke aber auch, wie ganz anders wir zusammenkamen, in anderem Alter, in anderen Verhältnissen, schon viel mannigfaltiger und freier und tiefer innerlich gestimmt. So ein Zusammentreffen kommt vielleicht in vielen, vielen Zeiten nicht wieder, es sind Fügungen des Schicksals, für die man das ganze Leben hindurch nicht dankbar genug sein kann, Auszeichnungen des Himmels unter Millionen, die zu ewiger stiller Demut auffordern.

Lebe wohl, innigst geliebtes Herz. Gabrielen schreibe ich heute, an ihrem Geburtstag, noch selbst. Es sind gerade noch eben zwei Stunden hin, daß die liebe Kleine das Licht zuerst sah. Es war einer meiner glücklichsten Tage. Wir hatten so viel Sorge um Dich gehabt. Wir hatten kurz vorher in Deiner Einsamkeit unendlich hübsche Tage in Tegel genossen; der liebe Wilhelm blühte noch in aller Schönheit, und Rom lag in der Aussicht vor uns.

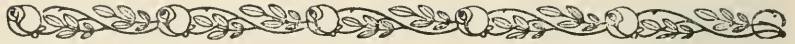
Ewig Dein H.





Ich lebe sehr außer den Neuigkeiten. Ich meine, außer den eigentlich politischen. Denn um die Dinge, die im Inneren der Länder vorgehen, bekümmere ich mich sehr. Es hängt zu genau mit meiner künftigen Stellung zusammen, um es zu vernachlässigen. Was jetzt in Bayern und Baden vorgeht*), ist sehr lehrreich und erschreckt mich nur nicht, sondern erscheint mir vielmehr beruhigend. Namentlich in Bayern wird doch etwas Heilsames herauskommen, und ich weiß nicht, warum Nibbio da nur Falschheit, Heuchelei und Ruchlosigkeit sehen wollte. Gewiß ist nicht alles wahr und rein gewesen, aber wo auch ist das in der Welt der Fall? Allein das Resultat wird trotz alles dessen gut sein. Überhaupt ist es nicht zu leugnen, daß in das Regieren und in die politischen Verhandlungen nicht bloß in diesem oder jenem Staat, sondern im ganzen eine gewisse Frivolität gekommen war, ein Mangel an Ernst, und man sieht jetzt den besseren Rücktritt beginnen. Bei der Versammlung in München ist wohl viel unnützes, ungehöriges Gerede, auch Anmaßung, Eitelkeit, selbst Mangel an Höflichkeit. Aber Demokratismus und Demagogie finde ich nirgends in Deutschland, wo von einem Geschäft die Rede ist. Die existieren wirklich nur in den Zeitungsartikeln und Pamphleten.

*) In München und Karlsruhe traten auf Grund der neuen Verfassungen (Bayern 26. Mai 1818, Baden 22. August 1818) die Landtage anfang 1819 zum erstenmal zusammen. Der König Max Joseph sah sich infolge der Anträge der Kammer veranlaßt, an eine Wiederaufhebung der Verfassung zu denken, wie es Geng in einer leidenschaftlichen Denkschrift empfohlen hatte. In Baden war der Landtag am 22. April zusammengetreten und hatte durch eine Flut von Anträgen, u. a. Einführung der Schwurgerichte, Abschaffung aller Adel- und Amtstitel in der Kammer, Einschränkung der Rechte der Mediatisierten usw., die Regierungen und Höfe beunruhigt. Der Minister Versteht warf schließlich der Kammer „jakobinische Gesinnung“ vor, und am 28. Juli wurde sie auf ein Jahr vertagt.



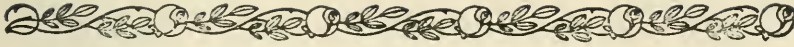
Wenn man nur überhaupt recht festhält, das Gute, was noch vorhanden ist und was (wie man es frei gestehen muß) auch neu aufkeimt, zu hegen, zu beschützen, nicht gleich die Dinge zu verachten und zu schelten, weil sie auch etwas Lächerliches, Schiefes, selbst ganz und gar Eadelnswürdiges an sich tragen, sondern sich zu bemühen, dies zu vertilgen, ohne sich darum des mitverbundenen Guten zu berauben, so muß es gehen. Aber großer Ernst ist nötig, große Selbstverleugnung von vielen, im Stolz, der Blindheit und der Gemächlichkeit läßt es sich nicht fortschlendern.

Sand lebt noch. Die Rozebuesche Familie ist abgereist. Sie scheint Deutschland und auch Königsberg, wo das Publikum sich der Totenfeier im Theater widersetzt hat, zu vermeiden, denn sie ist von Dresden gerade über Warschau zurückgegangen. Rozebue ist nach seinem Tode eigentlich schlimmer behandelt worden als vorher. Selbst wo die Tat auf das strengste beurteilt wurde, hat man nie ein Wort zu seinem Lobe gesagt, aber viel Entgegengesetztes. Du weißt wohl nicht, daß Stourdza*) eine Tochter Hufelands**) in Berlin geheiratet hat? Merkwürdig ist, daß diese bis dahin (ob weiter, weiß ich nicht) ganz im frappanten deutschen Sinn war, und z. B. immer das Kostüm der langen wallenden Haare trug. Stourdza ist seinem Vater nach ein Wallache, seine Mutter ist eine Griechin.

Der Beschützer der — ? — [gemeint ist Gneisenau] scheint sich ja in alles und nicht sehr glücklich zu mischen. Er wird dabei und dadurch verlieren, worum er doch sonst sehr zu buhlen pflegt. Die falschen Maßregeln werden doch ihre Schranken finden. Es haben einmal zu viel Leute richtige Begriffe. Gar sehr falsche sind gerade von Italien her, diesem Ort, von dem, den Du in Rom so ge-

*) Vgl. S. 512.

**) Christoph Wilhelm Hufeland, geb. 1762, † 1836, berühmter Mediziner.



altert gefunden [Metternich], intimiert worden. Aber selbst hier hat man sie nicht recht aufkommen lassen, wozu ich denn auch beigetragen habe. Daß dieser, von dem ich eben rede, sich lange Zeit nur mit dieser Mordgeschichte abgegeben und beschäftigt hat, sagt mir auch aus Berlin der Neue*). Überhaupt ist der Effekt überall sehr stark gewesen. Sogar die Herzogin von York hat mir geschrieben, um mich zu bitten, ihr zu sagen, wie denn die Sache eigentlich zusammenhinge. Ich habe es gern getan, damit man sich nicht gar zu übertriebene Vorstellungen macht. Was unsere Regierung dabei getan hat, kann ich nicht tadeln.

Mit Gabrielen hast Du ganz recht. Sie ist ein himmlisch gutes Kind, und es spricht sich ein überaus hübscher Sinn mitten in ihrer Leidenschaft in ihr aus. Sicherlich hat aber auch die Reise dazu beigetragen. Die Woge des Glücks muß sich, wenn es dem Menschen gut werden soll, an etwas brechen, aber das Schicksal muß das so herbeiführen, daß das Hindernis nicht feindselig, nicht mutwillig erschaffen erscheint. Das war nun gerade hier. Erst die Krankheit der Schwester, dann Deine, machten Eure Reise und Euer Bleiben so unvermeidlich, setzten der lieben Kleinen Euch so sehr anhängendes Gemüt selbst so in Sorge, daß die Leidenschaft nur zur Wehmut, nicht zur Ungeduld werden konnte. Zu dem allen kam das schöne Land, die Erinnerung der Kindheit, und endlich Deine Liebe und unaufhörliche Sorgfalt.



*) Bernstorff.



211. Humboldt an Caroline

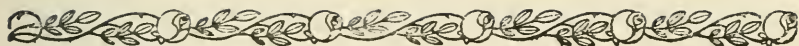
Frankfurt, 3. Junius 1819

Eine Nachricht, die Dir auch Freude machen wird, ist, daß (Ernst Schiller*) wirklich als Assessor in Eöln mit 600 Taler angestellt ist. Für den Anfang ist das sehr viel, und Lolo und Caroline sind beide sehr froh darüber. Das Ereigniß ist auch um so erwünschter, als er alle Verhältnisse in Weimar abgebrochen hatte, und es nun selbst seiner Ehre und seinem Namen empfindlich gewesen wäre, wenn er lange ohne Anstellung hätte herumgehen müssen. Es ist sehr eigen, daß der, der am meisten mit Schiller in der letzten Zeit und am engsten gelebt hat und in Weimar auch am meisten vermochte, auch nie einen Schritt für den jungen Menschen getan hat, den er sonst liebt. Es ist mehr Unbehilflichkeit, glaube ich, als bloßer und leerer Egoismus, der jede Bemühung scheut. Ich habe bei der Sache sehr wenig Verdienst, es hat mich ein einziges Wort bei Beyme gekostet. Man sieht aber, von welchem Einfluß manchmal die geringfügigsten Umstände sind. Wäre Schiller nicht bei Beymen in Berlin, vielleicht auf dem Lande gewesen, hätte er nicht vermutlich Beyme in der ihm natürlichen Freundlichkeit und Menschlichkeit behandelt, so wäre jetzt höchstwahrscheinlich aus der Anstellung des Sohnes, als eines unbekannten jungen Menschen und eines Ausländers nichts geworden. Denn dieß, verbunden mit der Idee, daß man das Verdienst noch in den Kindern ehren müsse, und der Neigung, zu zeigen, daß es durch ihn geschehe, sind Beymes Beweggründe gewesen. Es ist noch immer sehr gut, wenn in den Menschen solche Beweggründe walten und wirklich zur That führen.

Den 4.

Ich schreibe Dir noch heute einige Worte, süße Li, ehe ich den Brief abschicke, und noch dazu Dir vermutlich sehr unerwartete.

*) Geb. 1796, † 1841.



Uber ich hoffe, Du wirst meinen Entschluß billigen. Ich habe einen Brief von Kerffenbrock über meine Dotation erhalten. Da es mit dieser gar nicht gut gehen will, so schlägt er mir vor, ich sollte, da Graf Ingenheim Seeburg verkaufen wolle, ein Arrangement machen, daß ich dies mit dem Gelde meiner Dotation und einem Zuschuß von mir selbst bekäme. Es scheint mir nun zwar, daß Seeburg ein zu großes Objekt ist, indes gefällt mir der Vorschlag darin, daß, wenn ich selbst im Ministerium bin, es sehr unangenehm ist, mit dem Finanzministerio über die Dotation zu streiten. Ohne aber Seeburg gesehen zu haben, kann man doch auf eine solche Idee gar nicht eingehen. Nun könnte ich zwar über Burgörner gehen, wenn ich nach Berlin zurückkehre, aber das kann in wer weiß wie langer Zeit sein, und ich muß mich über die Dotation früher und gleich jetzt wenigstens einigermaßen entschließen. Da wir nun gar nichts zu tun haben, sondern bloß unnütz herumgehen, so habe ich mich entschlossen, heute abend wegzureisen und auf drei, vier Tage nach Burgörner zu gehen. Ich habe Bernstorffen und dem Kanzler geschrieben, ich hoffe, der König werde es verzeihen, ich hätte aber nötige Geschäfte auf meinen Gütern, und so denke ich, soll es kein Aufhebens machen. Ich muß am 14. und 16. bestimmt hier sein, weil da ein Auftrag des Kanzlers, eine Kaserne in Süllich zu besehen, hier sein kann. Auch übrigens wird mir die Reise wohlthun. Es hat das immer die Wirkung auf mich, und ich sehe gern Burgörner wieder. Vom Kirchberg habe ich zuerst das Haus gesehen, in dem ich so glücklich mit Dir nachher war. Glücklicher kann keine Zeit wiederkommen, aber vollkommen ebenso glücklich wäre sie mir jetzt, wenn ich mit Dir darin wäre und Dich gesund und nicht leidend wüßte. Lebe wohl, mein innigstgeliebtes Herz. Es kann niemand wieder so lieben, als ich Dich liebe.





212. Caroline an Humboldt

Mailand, 5. Juni 1819

Wir sind glücklich hier vorgestern angekommen, und ich habe die sehr große Freude gehabt, gestern vormittag einen recht frischen Brief von Dir zu bekommen, teures, geliebtes Leben, aus Nassau vom 21. Mai. Unsere Reise war ohne allen Unfall, aber langweilig.

Der Dom hier hat mich aufs neue sehr frappiert, er ist unter der vorigen Regierung ausgebaut worden, und ich kann Dir gar nicht genug sagen, wie schön und rein diese lustige Form sich gegen den blauen Himmel abhebt. Wir haben ungemein schönes Wetter und schon bedeutende Wärme.

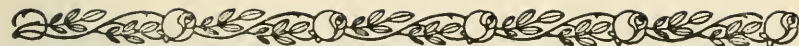
So warst Du in Nassau? Mein allerteuerstes Leben, ich weiß, wie es tut, unter anderen Umständen in demselben Ort sein — eine wunderbare Empfindung. Schmerzlich ist es für mich, daß der liebe, gute Alte, wo ich doch wahrscheinlich in Ems sein werde, nicht in Nassau ist. . .

Mein süßes Leben, den 22. werde ich Dich nicht erreichen können, nimm meine allerherzlichsten Glückwünsche zu dem Tage, der das Glück meines Lebens begründet hat. Sobald ich über die Alpen bin, werde ich Dir einige Zeilen schreiben. Von Bern aus werde ich den Tag unserer Ankunft wahrscheinlich bestimmen können.

Du wünschest mir Deine Gesundheit und wolltest dafür mein Übel nehmen. Nein, süße, liebe Seele, das möchte ich doch auf keinen, keinen Fall. Ich habe schon Zeit krank zu sein. Auf meine Laune hat es überdem gar nicht gewirkt, sowie ich leidlich bin, bin ich wieder ganz heiter, und wenn ich leide, wenigstens nicht ungeduldig.

Wir haben Gabrielle zu ihrem Geburtstag mit Kleinigkeiten angebunden. Nimm mit dem schlechten Brief so vorlieb, liebstes Herz, meine Hand schmerzt mich so sehr. Ewig in treuer Liebe Dein.





Ich bin hier, liebe Li, wohne bei Mos*) in der Statthalterei, an derselben Seite, wo ich einmal auch beim Rodajutor wohnte. Man hat aber diesen Teil des Gebäudes, weil er sehr baufällig war, abgetragen und einen neuen kleineren daran gebaut, so daß die alte Einteilung der Stuben und die sogenannte Bildergalerie verschwunden sind.

Ich bin vorgestern, am 4., um 11 Uhr abends ausgefahren und war heute nacht um 2 in Gotha. Dort schlief ich bis 6 und kam um 9 an. Ich habe natürlich die ganze Zeit mit Mos zubringen müssen und habe auch den Generalen in der Stadt Besuche gemacht und einige neue Militärgebäude besehen. Nun bleibt mir bis zum Essen nur noch sehr wenig Zeit übrig. Ich bin sehr gern in Erfurt, es hat das Glück meines Lebens ausblühen sehen.

Von Menschen ist mir nur Siegling**) vorgekommen, der Dich auch herzlich grüßt und mit mir sehr zufrieden ist, weil ich seinen Sohn in London sehr gut aufgenommen habe. Gneisenau ist darin sehr hübsch, daß er nie seine alte Bekanntschaft mit Siegling vergißt. Er hat ihn auf einige Tage nach Berlin kommen lassen, und Siegling ist eben gestern zurückgekommen. Gneisenau hat ihm wörtlich gesagt, daß ich wohl noch würde sehr lange zu warten haben, ehe ich nach Berlin kommen könnte. Tellement cela parait établi.

Mos hat mich, wie Du denken kannst, mit der größten Herzlichkeit und mit wirklicher Anhänglichkeit empfangen.

Ich bin durch einen Besuch gestört worden und sehe überhaupt, daß ich hier sehr schwer zu einem ordentlichen Schreiben

*) Vgl. S. 51.

**) Joh. Blasius Siegling, Professor der Mathematik an der Universität Erfurt.



kommen werde. Wir haben im großen Saal gegessen, und Du kannst denken, daß ich mehr in den Erinnerungen der alten Zeit als in der Gegenwart gelebt habe. Die Gesellschaft bei Moz ist sonst ganz vernünftig, sie besteht auch größtenteils aus Militärs, die, was man auch sagen mag, doch der beste Teil bei uns sind. Die älteste Tochter ist mit einem Leutnant versprochen, der hier in Garnison steht, mit uns aß, und auch jetzt, da ich durch den großen Saal ging, wieder mit der Geliebten und der Mutter Tee trank. Ich habe dabei sehr an Gabrielen und Bülow gedacht. Geflüßt haben sie sich aber gar nicht. Die Kunst, sich in der großen Fenster-embasüre allein zu finden, die wir so gut verstanden, ist verloren in der Welt. Die jungen Leute dürfen jetzt so unversteckt zärtlich miteinander sein, aber es war doch, dünkt mich, in unserer Zeit hübscher.

Man schreibt, daß Graf Malzahn als Geschäftsträger nach London geht. Ich muß glauben, daß sie doch keinen Gesandten jetzt für den Posten finden können. Es ist mir manchmal selbst lächerlich, wenn man sich nicht darüber ärgern müßte, daß die wichtigsten Posten unbesezt sind oder doch umgeändert werden sollen, und daß ich, den sie den einzigen zu nennen pflegen, der ihnen vorstehen könnte, mit einer ganz unbedeutenden Sache nun schon sechs Monate hingehalten werde.

Morgen früh reise ich weiter.



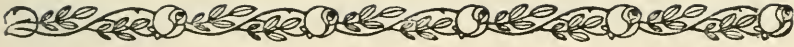
214. Humboldt an Caroline

Fulda, 14. Juni 1819



Ich bin auf meiner Rückreise nach Frankfurt hier angekommen, liebe Li, muß mich aber eine Stunde aufhalten, um eine Reparatur am Wagen machen zu lassen. Ich benutze diesen Augenblick, Dir zu schreiben. Ich wollte es

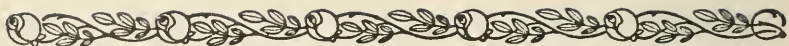
562



schon aus Burgörner tun, allein es blieb mir im buchstäblichen Verstande nicht die Zeit dazu. Mit Seeburg ist es in alle Wege nichts. Man kann sich keine weniger freundliche Lage und kein weniger einladendes Äußere denken. Der See ist gar keine hübsche Form, rundherum ist kein Baum zu sehen, und kein anderes Mittel, Schatten zu erhalten, als sich in den seines eigenen Wagens zu setzen. Das Schloß ist wohl altertümlich, aber nicht in der schönen, mehr in der zerrütteten und schmutzigen Art. Der Minister Voss hat das Schloß inwendig ganz ausschneiden und schlagen lassen, so daß es in eine große Höhle verwandelt ist. Seit mehr als 60 Jahren hat kein Besitzer das Gut bewohnt, und wer dies Wagestück jetzt übernimmt, muß gute 25 Jahre warten, ehe er einen angenehmen Wohnsitz hat, und sich diesen noch mit ungeheuren Kosten verschaffen. Für uns ist das also nichts.

Da ich Raumburg so nahe war, wollte ich doch auch Ilgens*) besuchen. Er hatte mich schon seit dem Winter ordentlich darum gequält, weil er allerlei Zänkereien mit der Regierung in Merseburg hat, über die er meinen Rat wünschte. Ich fuhr also am 7. dorthin. Ich kam Ilgens ganz unvermutet, er war in seinen Lehrstunden, sie im Garten, Du kannst Dir nicht genug ihre Freude vorstellen. Er sieht allerdings sehr verändert aus, und man sieht, daß seine Gesundheit zerrüttet ist, allein so schlimm, als sie ihn mir früher in Briefen gemacht hatte, fand ich ihn nicht. Sie meinte, es wäre die Freude, mich zu sehen, die ihn so erheitert hätte. Alle Haare hat er allerdings verloren, er trägt aber keine Perrücke, sondern eine schwarze Kappe. Dies denke ich auch künftig nachzuahmen. Noch aber bin ich nicht so weit. Du wirst Dich vielmehr über den Wald von Haaren wundern. Sie, nämlich die Ilgen, ist ganz unförmlich dick geworden, es läßt kaum eine Be-

*) Karl David Ilgen, geb. 1764, † 1834, Philolog und Schulmann, Rektor der Schulpforta. Vgl. Bd. V.



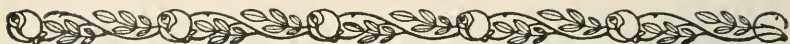
schreibung zu. Sonst sind Gesicht und Augen wie sonst. Ich blieb die Nacht dort, und den Abend hatten sie den Oberlandesgerichtspräsidenten Gärtner eingeladen, was mir lieb war. Außer diesem Besuch habe ich alle Zeit mit Gesprächen über jenen Streit mit der Regierung zubringen müssen. Die Regierung hat nämlich Ilgen eine Kommission zur Untersuchung über eine Geschichte geschickt, die einige Schüler, eine große Anzahl Läufe und ein Krebs, miteinander gehabt haben. Im Hintergrunde alles Gesprächs darüber stand, wie ein wahres Medusenhaupt, ein 24 Bogen langer Bericht, der mir vorgelesen werden sollte. Ich entging diesem den ersten Tag durch die verwickeltesten Kunstgriffe. Wie ich im Bett lag, glaubte ich, gerettet zu sein. Aber da ich aus besonderer Höflichkeit, weil ich um 9 Uhr wegfahren wollte, schon um 5 Uhr aufstand und zum Frühstück ging, und wir kaum in einer recht hübschen Laube (an dies Birwakieren im Freien habe ich mich nun schon bei Stein in Nassau gewöhnt und bin ganz aguerriert dagegen, und mache, wenn ein kalter Wind kommt, ganz geduldig meine bekannten Armbewegungen), dem sehr hübschen altgotischen Portal der Klosterkirche gegenüber, beim Kaffee saßen, so kam Ilgen mit der schrecklichen Frage hervor: „Nun, wann lesen wir denn meinen Bericht?“ Ich sagte in der Angst: „Wenn es sein muß, lieber gleich!“ wie man sich einen Zahn ausziehen läßt. In der Minute darauf ging es auch an. In dem ungeheuren Bericht waren auch Anmerkungen. Die wollte erst Ilgen selbst lesen. Aber die Frau schlug vor, daß sie immer mit den Anmerkungen gehörig einfallen wollte, und ich unterstützte das sehr. Denn so wurde die Sache doch einigermaßen dramatisch. Ich stellte mir die Läufe und den Krebs als stumme Personen vor, und es kam so recht gut in Gang. Die Läufe-geschichte hätte im Grunde interessanter sein können. Sie bestand bloß, wenn man einige Episoden abrechnet, darin, daß zwei Schüler, die von Läufen gestarrt hatten, von den anderen Läufe-
564



nannt wurden. Aber der Krebs war höchst wunderbar und wirklich poetisch. Denn ein Schüler hatte den anderen gezwungen, einen großen lebendigen Krebs zu verschlingen. Wie es nun zugegangen sei, daß der Verschlingende sich wohl befunden hatte und nicht vom Krebs zerkniffen und zerbissen worden war, blieb, bis wenigstens zum 20. Bogen, unerklärt. Endlich löste sich alle Verwirrung, und es zeigte sich, daß der verschlungene Krebs ein Butterkrebß gewesen war, nämlich, da Du vermutlich wie ich, den Ausdruck nicht kennst, ein Krebs, der eben die Schole wechselt und also keine hat. Das Merkwürdigste war aber, daß nun erst eine neue Verwicklung anging. Der Schüler, dem die Untat geschehen war, hatte seinem Vater, einem Major, geschrieben, daß er von einem Obersten genötigt worden sei, dies zu tun. Er hatte damit einen der obersten Schüler gemeint, da sie so abgeteilt sind. Der Vater aber hatte einen Regimentsobristen verstanden und antwortete: wenn dem so sei, so müsse er, um diesen Schimpf seines Sohnes mit dem Krebs zu rächen, sich als Edelmann und Major mit dem Obriſten schlagen. Glücklicher Weise wurde denn auch dieses Quell verhütet, die Läufe abgekämmt, der Krebs verdaut, und so endigte sich alles ganz bürgerlich und moralisch. Die Lektüre aber, das schwöre ich Dir, dauerte gute drittehalb Stunden. Ich kam den Abend in Burgörner an.

Frankfurt, 15. Junius 1819

Ich bin diese Nacht hier angekommen, liebe Li, doch später als ich glaubte, weil ich in einem kleinen Ort noch einmal den Wagen brach. Heute früh habe ich gleich, da der Kurier heute gerade nach Berlin abgeht, meine Geschäfte gemacht, die aufß neue eine Wendung nehmen, welche ein baldiges Wegkommen verspricht. Daß ich indes erst das Glück habe, Dich hier zu empfangen, bleibt so gut als gewiß.



Stein habe ich noch hier gefunden. Ich war heute früh bei ihm, und esse den Mittag bei ihm. Es tut ihm sehr leid, daß er Dich nicht wird abwarten können, aber er denkt ganz ernstlich auf eine Möglichkeit, Dich nachher zu besuchen, wenn er nur erst weiß, wie es mit Deinem Bade und Deinem Aufenthalte wird.

Ich habe Deinen Brief vom 5. bekommen, und mit unendlicher Freude gesehen, daß Du in Mailand angekommen bist. Sei mir nur nicht böse, innigstgeliebtes Herz, ich habe etwas getan, womit Du nicht ganz zufrieden sein wirst, aber es war mir nicht anders möglich. Ich ängstigte mich zu sehr, ich habe Dir Weigel entgegengeschickt. Er wollte am 8. abgehen und reist Dir bis Bern entgegen. Er muß, meine ich, in Bern ankommen, ehe Du es verlassen hast. Ein guter Arzt ist doch der beste und sicherste Reisebegleiter. Es ist eine unendlich große Freundschaft von ihm, er ist Dir sehr gut. Noch einmal, sei mir nicht böse!



215. Caroline an Humboldt

Turtmann, 15. Juni 1819



Wir sind gestern glücklich über den Simplon bei dem herrlichsten Wetter gegangen, mein teuerstes Herz. Sonntag gingen wir bei halbbedecktem Wetter von Milano ab, und sahen den Abend, beinah bei eintretender Nacht, den Kolof, den man den heiligen Borromäus nennt. Er sah recht schauerlich aus, wie er über den See hin herrscht. Die Blitze erleuchteten nicht allein den immer nächtlicheren Himmel, er flammte ordentlich von ihnen auf. Montag, den 13., war das Wetter traurig und regnigt, wir blieben in Domodossola, was eine reizende Lage zwischen hohen Bergen hat. Mir war sehr bange für den Übergang. Allein das Wetter hellte sich in der Nacht auf, der Himmel



ward ganz rein und klar. Von Domo bis hinauf zum Dörfchen Simplon ist der Weg, was man Schönes und zugleich Reizendes sehen kann. Die blühendste und üppigste Vegetation, die köstlichsten Berge, die sich auf das Mannigfaltigste verschieben, unendlich großartig und schön zugleich. Einige Zeit vor Simplon nimmt dies blühende Leben der Natur ab. Nach dem Dorfe fährt man noch zwei Stunden hinauf, es wird immer öder, die Luft schneidender, die Aussicht auf nichts mehr als zackigte mit Schnee bedeckte Berge, kein Baum wächst mehr, nur spärlich Moos und niederes Kraut und Alpenrosen. Endlich kommt man an die Barriere, und von da an die Hinunterfahrt, wirklich schauerlich. Man fährt bis hinunter an den Rand eines schauerlichen Abgrundes, nur wenn man tiefer an dem Berge kommt, fangen Tannenwälder an, die dann sehr schön werden. Die südliche Seite des Berges hat Kastanien, Nußbäume, Lorbeer und Myrte. Endlich gelangt man nach Brig, wo man sehr freundlich deutsch bewillkommnet wird und ein sehr reinliches Wirtshaus findet.

Ich nehme dies Blättchen mit, um es auf die Post zu geben, wo es mir möglich ist. Hier sagten mir die Leute sehr naiv: „In unserm Land gibts keine Poscht.“

Ich sehne mich nach Bern, wo ich wohl wieder einen Brief von Dir finden werde.

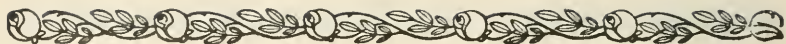


216. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 21. Junius 1819



Ich bin gestern glücklich gewesen, liebe Li, ich habe Deine beiden lieben Briefe aus Mailand bekommen. Ich komme Dir höchstwahrscheinlich entgegen. Wenn mir alles nach Wunsch gelingt, so treffe ich am 27. abends in Heilbronn ein und



erwarte Dich dort. August und Adolph bringe ich vermutlich gleich mit, sie können heute ankommen, ich denke aber immer, ich sehe sie morgen zu meinem Geburtstage. Theodor lasse ich nun auch kommen. Wenn wir ihn, wenn wir zusammen zurückkommen, nicht finden, so muß er gleich nachher eintreffen. Ich habe für Euch alle alles arrangiert, freilich ein wenig enge und manches vielleicht noch nicht recht bequem, aber wir sind doch zusammen, da werdet Ihr ja die Unbequemlichkeit weniger empfinden. Ich wohne hier nicht mehr im Wirtshaus. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Du, armes Kind, krank, in dem Lärm sein solltest. Ich wohne im Urbauerschen Hause auf der Zeil, neben Anstett an, im ersten Stock. Dahin also bringe ich Dich, wenn ich Dir entgegenkomme. Die Meubles sind nicht brillant, da ich sie einzeln mieten mußte. Allein daraus auf kurze Zeit machst Du Dir auch nicht so viel. Ein gutes Sofa werde ich doch schon zu erhalten suchen. Einiges, was man immer brauchen kann, kaufe ich. So einige Stücke Musselin zu Gardinen. Ich lasse aber die Draperien so künstlich machen, daß der Musselin gar nicht zerschnitten wird, oder nur einiger. Auch zwei Duzend Handtücher habe ich gekauft. Du wirst vielleicht finden, daß das sehr viel Anstalten für wenige Tage sind. Aber wenn Du auch nur drei Tage hierbliebst, so wäre mir das Wirtshaus unendlich für Dich gewesen. Bis 1 Uhr dauerte der Lärm, um 5 ging er wieder an, Du hättest kein Auge zugetan. Dann war das Essen unendlich. Hier hast Du wieder unsern alten Koch. Für mich allein ging das alles recht gut, aber wo Du, gutes, liebes Kind, aus Italien zu einem kommst, kann man Dich nicht genug hegen und pflegen. Wenn ich Dich nur erst bei mir hätte!

Mein Glück wird unendlich sein, wenn ich Dich wieder ohne Leiden und in fröhlichem Lebensgenuß neben mir erblicke. Daß Du auch im Leiden nicht ungeduldig wirst, weiß niemand so gut

568



wie ich. Du bist das ergebenste, geduldigste Wesen, das es geben kann. Und die Heiterkeit kehrt gewiß immer gleich zurück, wie Dich der Schmerz und Krankheitsgefühl verlassen. Sie ist die innere schöne Blüte der Harmonie Deines Wesens und entspringt daher, daß Du in Dir immer mit höheren zu stiller Betrachtung führenden Ideen, nicht mit kleinlichen, unruhig anspannenden Gegenständen der Wirklichkeit beschäftigt bist.

Lebe innigst wohl, ewiggeliebtes Herz. Vielleicht ist dies der letzte ausführliche Brief, den ich Dir in dieser Trennung schreibe, und an unserm Hochzeitstag also vielleicht wird mir das Glück, Dich wieder zu umarmen.

Ewig Dein H.



217. Caroline an Humboldt

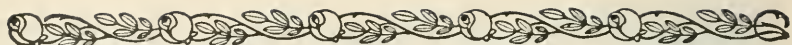
Stuttgart, 25. Juniuß 1819

Geliebtes Leben, ich habe hier, wo ich gestern angekommen bin, Deinen Brief (vom 21.) bei Rüster*) gefunden. Ich gehe morgen nachmittag von hier nach Heilbronn, und übermorgen mittag hoffe ich in Heidelberg zu sein. . . .

Ich habe hier die arme Schick wiedergesehen, die noch um ihren Mann weint und viel Unglück mit den Kindern erlebt hat. Sie war so bewegt, mich wiederzusehen. Es war dämmericht im Zimmer, und sie erkannte mich gleich an meiner Stimme. —

Ich bin auch bei Dannecker gewesen. Schillers Büste ist doch wohl sehr schön, allein sein Christus, wie er jetzt wenigstens ist, gefällt mir nicht. Es ist vielleicht eine unauflösbare Aufgabe, aber er behandelt das Modell auch anders, als ich mir denke, daß es behandelt werden mußte, um eine Idee auszudrücken, eine Freiheit

*) Johann Emanuel v. Rüster, geb. 1764, † 1833, Gesandter.



und Würde in die hohe Gestalt dessen zu bringen, den er sich redend gedacht hat:

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

Heute werde ich den Christuskopf bei Boissières sehen, der unübertrefflich sein soll.

Meine Gesundheit war die Tage leidlicher denn heute, wo es sich wieder in Regen gesetzt hat. Gott, wie ich mich freue, Dich endlich wiederzusehen! Es wird gewiß alles wieder gut werden, auch vielleicht meine Gesundheit wieder wie ehemals. Und Gott wird mir geben, daß, wenn es auch nicht sein sollte, es wenigstens meine Heiterkeit nicht störe. Weigel gibt mir überdem die beste Hoffnung . . .

Ich denke mir, daß wir uns nicht über 24 Stunden nach dem Empfang dieser Zeilen sehen.



218. Caroline an Humboldt Bretten, 2 Meilen dießseits Bruchsal
Sonnabend, 26. Junius 1819

Uns ist das Komischste arriviert, mein geliebtes Herz, was einem arrivieren kann. Wir haben uns auf der Straße von Stuttgart nach Heilbronn verirrt und sind auf die von Bruchsal gekommen. Wir bemerkten den Irrtum unserer Postillone erst auf der ersten Post. Erst wollten wir die Nacht durchfahren, allein Weigel will es nicht meinetwegen, also bleiben wir diese Nacht hier, es ist 10 Uhr, und fahren morgen 5 Uhr fort. Wir senden Dir nur diese Stafette, damit Du nicht von Heidelberg abgehst, und nehmen alle möglichen Precautionen, um Dich noch in Heidelberg zu treffen. Gott gebe seinen Segen dazu. Ich umarme Adelschen und August. Alles grüßt tausend-

570



mal, und morgen umarme ich Dich. Welche Freude! Aber jetzt treibt mich die Angst zu schließen, die Angst, Dich zu verfehlen.
Ewig Dein.

Der Wiedervereinigung des Humboldtschen Paares folgten einige Tage glücklichsten Beisammenseins in Frankfurt a. M., das auch die beiden jungen Paare Hedemanns und Theodors teilten. Dann geleitete Humboldt die Seinen alle nach Ems zur Kur und kehrte am 5. Juli nach Frankfurt zurück, wo sein langwieriges Geschäft sich nun endlich dem Abschluß zuneigte.



219. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 6. Julius 1819

Sch werde Dir nur wenige Worte schreiben können, liebe Li, aber desto wichtigere. Mein Geschäft ist wirklich in acht bis zehn Tagen beendigt, Wessenberg hat die erwartete Autorisation erhalten, und ich muß fort. Im ersten Augenblick hat es mich sehr konsterniert, wie immer die Gewißheit des doch eigentlich Gefürchteten tut. Allein es muß sein, es muß auch jetzt sein, und ich muß Dich wieder verlassen. Das schmerzt mich besonders, ist mir aber auch wieder lieb. Ich kann Dir doch nun alles in Berlin einrichten. . . .

Wann ich zu Dir nach Ems komme, weiß ich nun nicht. Vielleicht nach, vielleicht vor dem 14. Ich bleibe drei Tage. Auch daran hänge ich. Ich kann eher nicht fort. Du hast mich so unendlich lieb empfangen, bist so unaussprechlich gütig und lieb mit mir gewesen. Drei Tage muß ich noch mit Dir sein. Ich hätte sonst keine Ruhe. Bin ja doch wieder fast acht Wochen allein, denn vor dem 15. September ist's unmöglich, daß Du in Berlin bist.



Beim Kronprinzen war ich heute früh. Er hat mich mit wahrer Herzlichkeit empfangen. Er gab mir gleich die Hand und sagte: „Guten Morgen, Wilhelmus, ich freue mich wirklich unendlich, Sie zu sehen“, und hernach wieder: „Wir lechzen ordentlich in Berlin nach Ihnen.“ Da der Prinz Friedrich von Oranien, der dicke Prinz Solms und Malshahn da waren, ließ sich nichts Ordentliches sprechen. Von Knessebeck habe ich nichts besonderes erfahren. Doch eine gute Sache. Der Kanzler soll fühlen, daß in der Ständesache etwas geschehen muß, soll aber nichts selbst machen, sondern den Comité beim Staatsrat darüber beraten lassen wollen. Das schlug ich im Februar vor. Tat man es, so waren wir viel weiter jetzt.

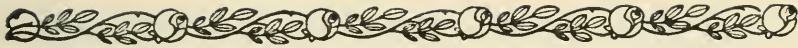
Morgen ist der Kronprinz und vermutlich auch ich in Rumpenheim*). Übermorgen geht der Kronprinz nach Coblenz, zu Wasser, wohin ich nun nicht komme, weil ich jetzt hier zu tun habe. —

Die Herz war bei mir diesen Morgen. Der Komet hat sie gebleicht, tut er mehr, gehen auch einige Falten weg. Sie war wirklich viel hübscher. Bekker hat nun Heiratsvorschläge getan. Ich habe abgeraten. Ohne den Altersunterschied täte sie's, das glaube mir. Sie hat mir gestanden, daß es ihr doch viel Vergnügen mache, noch solchen Eindruck hervorzubringen. Das finde ich wirklich natürlich. Ich hätte es selbst gern, wenn man mich noch hübsch fände.

Den Komet hat mir gestern der Postmeister und Peter gezeigt. Er war aber so blaß im Mondschein, daß ich auch nichts von ihm gesehen habe. Aber da ihn Peter selbst aufgefunden hat, ist an seiner Existenz nicht zu zweifeln. Ich glaube also an ihn. Es war eine schmählige Hitze gestern, die mir aber sehr wohlgetan hat.

Nun lebe wohl, mein einziges, innigstgeliebtes Herz, meine gute teure Li. Umarme die Kinder, grüße Weigel, Ewig Dein H.

*) Schloß des Landgrafen von Hessen.



Wer Dich hier gesehen hat, kann nicht genug sagen, wie man Dir das Kranksein gar nicht ansieht, und wie Du so gar nicht verändert bist seit den zwei Jahren.



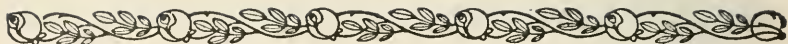
220. Caroline an Humboldt

Emß, 7. Juli 1819

Mein liebes Herz!

Daß ich lebe, ist beinah das einzige, was ich Dir sagen kann, denn ich lebe in der drückenden Hitze, die hier ist, und jeder Unmöglichkeit, sich ihrer zu erwehren, eine Art Leben, wie mattes Fliegenleben, das am Fenster herumtorkelt. Gestern war es so, daß ich auch nicht einmal imstande gewesen wäre, Dir diese Zeilen zu schreiben, Weigel hat es daher für nötig gefunden, mich heut das Trinken des Wassers aussetzen zu lassen, und da bin ich denn heut ein klein wenig stärker. Das Thermometer steht nur 22 Grad im Schatten, allein es zieht gar keine Luft durch dieses Tal wie eben jetzt der Wind steht, und ich schwöre Dir, daß es zum Sticken ist. Diese letzte Nacht ist die erste, wo ich eigentlich einige Stunden geschlafen habe. Wir wollen hoffen, daß es künftig besser gehen wird. Wir verschmachten hier um so mehr, da man gar kein frisches Trinkwasser hat.

Grüße Caroline Wolzogen, laß sie nicht herkommen, denn es ist zum Sterben langweilig, und ich stockdumm und abgespannt. Gabrielle ist uns allen ein Trost, hilfreich, liebend und zuvorkommend steht sie die erste auf und geht die letzte zu Bett, bedient uns alle und setzt sich still hin in den Zwischenmomenten und schreibt dem Geliebten. August ist vorgestern nachmittag fort, Theodor ist



leidlich, Mathilde sehr lieb, Caroline heiter, Adelchen die strenge Hausfrau, ich bloß und rein dumm.

Ich drücke Dich an mein Herz.



221. Humboldt an Caroline

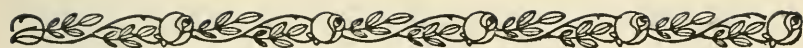
Frankfurt, 9. Julius 1819

Nur zwei Worte, süße Li, da ich nur wenige Augenblicke noch vor unserer letzten Konferenz habe. Ich benutze die Zeit, in der hier unser Rezejß abgeschrieben wird, um nach Dir zu sehen; ich komme dadurch um acht Tage früher nach Berlin, wo ich zum Geburtstag des Königs gewiß sein möchte. Ich gehe morgen um Mitternacht hier weg und bin am 11. bei guter Zeit bei Dir. Ich bleibe bis zum 15. morgens bei Dir. Dann gehe ich nach Coblenz, am 16. nach Bonn, am 17. komme ich zu Dir zurück, wenn es nicht der 18. wird, am 19. früh reise ich hierher zurück. Am 20. unterschreiben wir, am 22. spätestens reise ich ab. Es tut mir leid, Dich wegen Coblenz und Bonn verlassen zu müssen. Allein es ist zu nötig, daß ich Ingersleben*) und Solms*) spreche. Lebe innigst wohl!

Der Herz habe ich vorgestern meinen Abschiedsbefuch gemacht. Sie grüßt Dich tausendmal. Sie hatte kurze Ärmel. Dies erzähle ich nur der Seltenheit wegen. Denn seit 33 Jahren, wo ich sie kenne, habe ich sie nie so gesehen. Hätte mich auch jetzt dessen begeben. Ein kompletter Mannesarm mit starken Ädern.



*) Oberpräsidenten der Rheinprovinzen.



222. Caroline an Humboldt

Ems, 10. Julius 1819

Eben habe ich Deinen teuren Brief vom 6. bekommen, mein liebes Herz, die Stein sagte, Du müßtest Dich über die Unregelmäßigkeit des Ankommens der Briefe beschweren, ich finde es auch unausstehlich. Du gehst nun fort! Es ist ein eigen Schicksal, eben da ich Dir so nahe bin. Allein es muß sein. und wir werden ja doch bald und dann ungestört vereinigt sein, Gott wird auch seinen Segen zu dem ernstesten Geschäft geben, dem Du entgegen gehst.

Gib das Quartier auf, den 1. September soll ich erst von hier fort. Ich lasse mir ein paar Zimmer früher im Schwan bestellen und bleibe, wie ich es jetzt absehe, dann wohl nur zwei bis drei Tage in Frankfurt. . . . Adelheid denkt den 15. August zu reisen.

Alles was Du mir vom Kronprinzen schreibst, freut mich innig.

Der Komet ist auch hier sichtbar, gegen Dorf Ems zu.

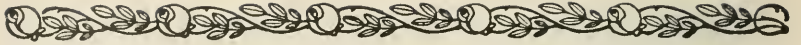
Adieu, Geliebter, ich sehne mich sehr nach Dir.



223. Caroline an Humboldt

Ems, 20. Julius 1819

Mit Dir, mein süßes Leben, ist alle Heiterkeit verschwunden. Ich bin heut, wo ein Scirocco, dem römischen gleich, weht, dümmel wie dumm und fühle bei einer auffallenden bleiartigen Schwere in den Beinen die zuckendsten Schmerzen. Manchmal begreife ich gar nicht, wie ich noch so 42 Tage hier hinbringen will. Doch es muß alles gehen, es wird



auch das gehen. Reise nur froh und ruhig meinetwegen ab. Versäumen tue ich gewiß nichts an mir. Ich tue es schon deshalb nicht, damit mir nachher das Moquieren über Ems frei bleibe.

Frau von Stein kam gestern nachmittag her und brachte mir Deine Grüße. Es scheint ja ziemlich gewiß, daß Stein nach Cöln kommen wird. Ich freue mich sehr auf ihn.





Dritter Abschnitt.

Humboldts Abreise aus Frankfurt, sein Eintritt ins Ministerium. Frau v. Humboldts Eintreffen in Tegel

21. Juli bis 14. September 1819



224. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 21. Julius 1819



ir haben denn wirklich, liebe Li, gestern unterzeichnet und Clancarty ist schon abgereist. Da ich noch selbst den ganzen, sehr langen Vertrag in der Abschrift mit dem Original verglichen habe und zugleich mehrere Briefe nach Berlin mit dem Kurier schreiben mußte, so ist mir der Tag meistens damit vergangen.

Caroline*) schreibt mir heut früh mit großem Geheimniß, daß ein Mann, den sie nicht nennt, der aber nur Wohlthollen zur Absicht haben könne, ihr gesagt habe, sie möge mich warnen, weil alle meine Briefe hier aufgemacht würden. Ich weiß das natür-

*) v. Wolzogen.



lich längst. Unstreitig kommt der Impuls dazu von Wien, nicht einmal von Berlin.

Den 23.

Wenn diese Zeilen auf die Post gegeben werden, liebe Li, bin ich wirklich fort. Nun sind wir auf volle zehn Wochen ganz eigentlich getrennt. Werde aber nur gesund und gedenke meiner. Ich will alles tun, um zu sehen, wie ich es Dir gut bereite. Auch in meiner öffentlichen Lage muß ich mich doch indes einigermaßen gebettet haben. Wie es in dieser gehen wird, wissen die Götter. Es ist kein angenehmes Schicksal, in meinem Alter erst in die wahre Krise einzugehen und eine ganz neue Laufbahn zu beginnen.

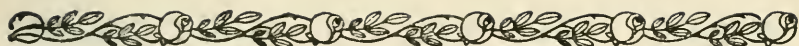
Warum aber, süßes Kind, soll mit mir alle Heiterkeit verschwunden sein? Die liebe Adelheid hat sehr hübsch am Abend, ehe ich wegging (Du warst nicht im Zimmer), gesagt: „Die Mutter ist auch heiter und mizig, wir werden auch lachen, freilich jetzt mehr, weil jetzt zwei sind.“ Suche ja die Langeweile etwas abzukürzen.

Ich will jetzt zu Bett gehen, Ihr werdet wohl auch dabei sein. Es ist gleich 10, und wir haben gewiß beide eine gleich herzliche Freude, wenn der Tag vorüber ist.

Caroline grüßt Dich. Ich war noch bei ihr. Es kamen aber ungeheure Leute zu ihr, eine alte Frau von Döberitz aus Pommern, die mich, wie ich kaum 14 Jahre alt war, gekannt hat. Ihr Mann hatte Podagra, und ich habe von ihm zuerst gelernt, daß man deshalb in Bäder geht. Das war damals eine Haupt- und Staatsaktion! Wie sich die Zeiten ändern und die Beine immer dieselben bleiben. Der gute Mann ist übrigens jetzt tot.

Mein Raffee ist gar nicht gut hier, und wo ist die Heiterkeit und das süße Glück, mit Dir und den lieben Kindern zu sein? Alles liegt jenseits des Septembers. Lebe wohl!





225. Caroline an Humboldt

Ems, 24. Julius 1819

Das ist sehr hübsch an Ems, daß die Briefe so des Morgens ankommen und man so den Tag mit der Begrüßung des Geliebten anfängt. Heute kam der Deine wieder um 7 Uhr, wie ich mir das Wasser im Bett reichen ließ. . . .

Clancarty ist ja mit dem letzten Buchstaben abgereist, und Du, mein liebes Herz, bist gestern abend wohl auch am Frankfurter Himmel untergegangen? Ich kann mich desolieren, mein Herz, daß Du keinen guten Kaffee hast. Laß es doch den Jäger lernen. Mache mir die Freude, daß ich weiß, du trinkst guten Kaffee. Laß Dir die Sahne von Tegel kommen. Comporte toi en Maitre, je t'en supplie. Man kann doch ein sehr gnädiger Herr sein. Moquiere Dich nur, aber eine Tasse guten Kaffee muß man im Leibe haben, wenn man den Staat mitregieren soll. Glaube es mir. Ich kann nur dadurch Vertrauen gewinnen.

Vergib die Langweiligkeit meiner Briefe. Einmal ist man durch das schlabbrige Wasser ganz dumm, und hier geht nichts vor, als daß immer neue Marterhölzer ankommen.

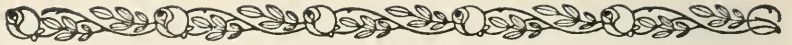


226. Humboldt an Caroline

Berlin, 30. Julius 1819

So schreibe ich Dir denn wirklich, liebe Li, von der „Stadt Rom“ aus. . . . Meinen Brief aus Erfurt wirst Du bekommen haben.

Ich habe den folgenden Morgen mit Moß allein in Gesprächen über Geschäfte zugebracht. Den Nachmittag fuhr ich nach Weimar. Lolo war, wie ich wußte, nicht da, und Goethe, hatte man mir gesagt, sei entweder in Jena oder schon in Karlsbad.



Ich ging also zu Gersdorff, dem Geheimrat Fritsch^{*)} und Riemer^{**)}. Ich fand keinen. Gersdorff war eben nach Ems, wohin alles geht, abgereist. Dieser Wut auf Ems sollte man wirklich gründlich ein Ende machen. Wie ich nun so in der Stadt herumschlenderte und schon mit Gedanken umging, noch den Abend abzureisen, kam ich von ungefähr an Goethes Haus, ging hinein, und siehe da, er war ruhig zu Hause! Er war zwei Tage früher von Jena zurückgekommen. Ich brachte den ganzen Abend nun mit ihm zu. Er war heiterer und mittheilender und ungezwungener als ich ihn lange gefunden habe, und es hat mich wirklich sehr gefreut, ihn noch einmal so zu sehen. Er hat seinen Divan^{***)} eben vollendet, noch einen Anhang in Prosa über den Orient dazu gemacht, und sprach mit vieler Liebe von dieser Arbeit. Im Gesicht und in der körperlichen Haltung gealtert fand ich ihn wohl, allein schwach oder kränklich im geringsten nicht, er sprach namentlich über sein Alter, schien aber noch auf ein sehr hohes zu rechnen. Das einzige, was ich mit einer Art Schmerz an ihm bemerkte, ist, daß er doch in seinem einsamen Leben sich so in sich zu vertiefen, in allen seinen Ideen, ohne in neuere Ansichten einzugehen, ehern zu werden und sich so zu beschränken scheint. So merkte ich deutlich, daß er mit der Kunst der Deutschen in Rom doch im Grunde unzufrieden ist. Er erwähnte Fohrs Kopf, von Amäler gestochen, den er besitzt. Er lobte außerordentlich das eigentlich Technische des Stichs. Aber zugleich fand er sehr viel Mängel daran und im Grunde eine falsche Manier in Zeichnung und Behandlung. Einiges, das er von Wilhelm Schadow gesehen

*) Jakob Friedrich Freiherr v. Fritsch, Minister, geschätzter Berater der Herzogin Amalie.

**) Friedrich Wilhelm Riemer, geb. 1774, † 1845. Bibliothekar in Weimar.

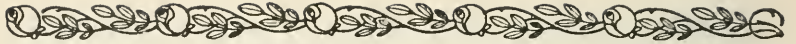
***)) Westöstlicher Divan, in zwölf Büchern, seit 1814 einzeln gedichtet. Die ganze Sammlung erschien 1819.



hatte, tadelte er auch. Dann setzte er hinzu: „Und die ewigen Madonnen!“ Hierin liegt es nun eigentlich. Die eingewurzelte Abneigung gegen das Christentum in ihm macht ihm diese ganze Richtung verhaßt, und vermutlich hält er auch das Suchen und Auffinden der höchsten Kunst in den Zeiten vor Raffael für einen kränkenden Geschmack, ob er sich gleich darüber nicht aussprach. Von dem wohlthätigen Einfluß, den Deine Anwesenheit in Rom auf die Künstler ausgeübt hat, sprach er unaufgefordert mit großer Lebendigkeit. Aus ein paar kleinen Zügen sehe ich auch, wieviel Zeit er so mit Sammlungen und Aufzeichnungen zubringen muß, die eigentlich weiter gar keinen Wert haben. So erzählte er mir, er habe gerade an demselben Tag in seinem Tagebuch von 1810 gefunden, daß ich damals bei ihm gewesen sei. Er wußte gar nichts diesmal von meinem Kommen und mußte also nur dies Tagebuch von selbst studiert haben. Am ein Gewitter, das einige Tage vorher in Weimar und Sena gewesen war, war er so intriguiert, daß er mich lange ausfragte, ob ich nichts davon bemerkt hätte, und ließ am Ende auch sein Tagebuch kommen, um Tag und Stunde genau zu bezeichnen. Über die äußeren politischen Dinge habe ich ihn sehr gut gefunden; gegen keine Seite erbittert; er scheint das eigentlich ganz beiseite liegen zu lassen, ohne sich darum zu kümmern, was bei seiner Denkart und in seiner Lage gewiß das Vernünftigste ist.

Da man nach altem Gebrauch bei ihm immer zu Abend essen muß, so war beim Essen sein Sohn*), seine Schwiegertochter und deren Schwester. Die erste ist nicht hübsch, gefiel mir aber mehr als die andere, obgleich diese hübscher, nur sehr dick ist. Die Kinder waren entzückt über Berlin, wo sie gewesen waren, und lobten alles. Ich höre hier, daß man sie sehr fetiirt hat. Allein einen ordent-

*) August v. Goethe, geb. 1789, † 1830, vermählt 1817 mit Ottilie v. Pogwisch.



lichen Schreck hat man der jungen Frau beigebracht. Als die Szenen aus Faust in Monbijou gegeben worden sind, hat man sie und ihren Mann hingebeten, und wie der Erdgeist erscheint, diesen, und zwar wie?, erscheinen lassen. Einen kolossalen, hell erleuchteten Kopf Goethes selbst in leibhafter Ähnlichkeit. Es soll um so schrecklicher ausgesehen haben, weil man deutlich gesehen hat, daß es nur ein Kopf war, der nun wie vom Rumpf getrennt erschien.

Als ich von Goethen zu Hause ging, fand ich, es mochte 11 Uhr sein, Niemand auf der Straße, der mir auflauerte, um mich zu sprechen. Ich ging also noch ein wenig mit ihm in den Straßen herum. Er hatte zwei Bände eigener Gedichte, schrecklich zu hören!, unterm Arm, mit denen er mich beschenkte. Sonst war er sehr liebenswürdig und scheint nützlich beschäftigt. Er empfiehlt sich Dir sehr angelegentlich. Er wünscht sich aus Weimar weg und hat mich sehr gebeten, ihm, wenn es anginge, eine Anstellung hier oder sonst bei uns zu verschaffen. Da ich ins Wirtshaus, den „Erbprinzen“, trat, wo wir zusammen wohnten, ergab sich eine neue Szene. Der ganze Flur oben war voller Bettsäcke, ich erkannte die Leute des Herzogs von Cumberland und mußte noch zu ihm und ihr hineingehn. Sie waren unendlich freundlich wie immer. Vermutlich sind sie, wenn Du dies empfängst, schon bei Dir. Wenn sie Dir erzählen sollten, wie sie es mir getan haben, daß Schleiermacher auch in Untersuchung sei und von zwei Gendarmen beobachtet werde, so glaube das nicht. Es ist schlechterdings nicht das mindeste davon richtig.

Am andern Morgen fuhr ich nach Naumburg und kam gegen Mittag an. Die Schulpforta war wie ausgestorben. Ilgen war ins Bad gereist. Sie war also ganz allein. Ich aß bei ihr und fuhr um 3 wieder fort. Sie hofft noch, Dich zu sehen. Aber mache ja nicht den sehr bedeutenden Umweg, Du müßtest es denn



wegen Goethen tun. Upropos! ich habe Goethen gesagt, daß Du Dein Manuskript über die spanischen Bilder wieder zu haben wünschtest, nur auf sechs Monate, dann sollte er es zurückbekommen. Dies letzte habe ich versprochen, weil ich sonst nicht traue, daß er die Sache gibt. Wir lassen, wenn wir sie erhalten, eine Abschrift machen.

Von Naumburg bis Potsdam bin ich ununterbrochen gefahren. Ich kam in Potsdam am folgenden Abend um 7 an. In Wittenberg aß ich den ersten Halling-Semmel wie Proserpina's Granatapfel und gehöre nun dem Sande an. Auch haben mich alle Rienbäume sehr freundlich angesehen und en frère et compagnon trätiert. Man kann nicht sagen, daß sie schöner geworden sind, das erste Wiedersehen erregt mir immer eine Art Schauer. Dagegen fahre ich immer gern in Potsdam herein. Die Sonne nahte sich sehr schön ihrem Untergange. Man sieht es doch dem Ort an, daß ein großer Mann ihn bewohnt hat.

Ich besuchte die Türke, dann ging ich zu Graf Voß*) und Präf. Baffewitz, fand aber keinen. Dennoch blieb ich die Nacht in Potsdam. Ich wollte nun einmal vollkommen à tête reposée und mit gehöriger Überlegung meinen Einzug in Berlin halten. Am Morgen besuchten mich alle, die ich den Abend vorher nicht gefunden hatte. Hier kam ich gegen Mittag an. Ich wohne sehr hübsch. . . .

Gestern vormittag sah ich Runthen und Boyen. Runth ist verjüngt und schüttelt weniger mit dem Kopf. Boyen war außerordentlich freundschaftlich. Nach Tisch ging ich zur Berg und Voß**)

*) Otto Karl Friedrich Graf von Voß, geb. 1755, † 1823. 1819 auf die ständischen Beratungen von großem Einfluß. 1822 Vizepräsident des Ministeriums und des Staatsrats, nach Hardenbergs Tod zwei Monate lang Staatskanzler.

***) Luise, Gemahlin des Grafen August Ernst v. Voß, geborene v. Berg.



und den ganzen Abend zu Laroehens. Die Berg nimmt den allgemeinen Weg aller Menschen und geht nach Ems, zum Teil wegen ihrer Gesundheit, zum Teil der Herzogin von Cumberland wegen. Laroehens haben mich auf das Herzlichste empfangen, wie Du denken kannst. Sie lassen Dir das Schönste und Freundschaftlichste sagen.

Von Lust vergaß ich Dir noch zu sagen, daß der Staatskanzler gegen ihn Bülow sehr über Tisch gelobt und bedauert hat, daß er auch nicht in London bleiben wolle.

Heute früh bin ich noch nicht aus gewesen, aber Runth, Wolfart*), Ahden**), Rohtrausch und viele andere Menschen waren bei mir, auch Schleiermacher.



227. Caroline an Humboldt

Ems, 30. Julius 1819



ein vorgestern empfangener Brief vom 25. aus Erfurt hat mir, teuerstes Herz, die überraschendste Freude gemacht. So früh erwartete ich keine Nachricht. Von Boisdéslandes hingegen haben wir noch kein Lebenszeichen seit Deiner Abreise, und da vorgestern der Prinz und die Prinzessin Wilhelm***) angekommen sind, so mußten die Kinder gestern in bloßen Muffelinkleidern ihre Aufwartung machen. Der Prinz kam den Nachmittag zu uns, wie wir Raffee tranken, und blieb wohl zwei Stunden. Nachher gingen wir zur Prinzessin. Sie sieht etwas blaß aus, ist aber doch noch ungemein schön. Beide waren sehr gnädig, bedauerten zwar, Dich

*) Arzt.

**) Wilhelm Ahden, geb. 1763, † 1835, Staatsrat.

***) Marianne, geborene Prinzessin von Hessen-Domburg, geb. 1785, † 1846.



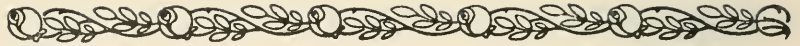
nicht mehr in der Gegend zu wissen, freuten sich indes Deiner endlichen Überkunft nach Berlin. Wir waren kaum bei der Prinzessin, als Prinz Wilhelm, der Sohn des Königs, von Coblenz angefahren kam, seinen Onkel und Tante zu begrüßen. Ich hatte Mathilde mitgenommen, die großen Beifall fand, die Prinzessin wünschte mir zu einer solchen schönen und holden Schwiegertochter zweimal Glück. Carolinen fanden alle viel wohler aussehend, und sie sagten ihr viel Teilnehmendes und Verbindliches darüber. Der Prinz ließ sich viel von Italien erzählen und zeigte mir den Palmstock, den ich ihm vorigen Winter durch Herrn von Mühlheim aus Rom geschickt hatte.



228. Humboldt an Caroline

Berlin, 1. August 1819

Seit Abgang meines letzten Briefes habe ich eigentlich nichts gethan, als mit Menschen gesprochen, am wichtigsten mit Beyme und Ancillon. Beide waren sehr offen, vertraulich und freundschaftlich. Der letzte suchte mich zuerst auf, und wir waren wohl drei Stunden zusammen. Ich habe ihn über alle Gegenstände sehr vernünftig gefunden. Was mich vorzüglich gefreut hat, ist das Gute, das er mir von Bülow erzählt hat. Man ist ausnehmend und mehr als gewöhnlich zufrieden mit ihm. Ancillon sagt, daß er sich sehr besonnen beträgt, sehr fleißig ist, sich mit Anstand und Würde aufführt und auch in wichtigen Dingen einiges Bedeutendere durchgesetzt hat. Eichhorn hat mir erzählt, daß Bernstorff die bestimmte Absicht hat, ihn gleich, wie er von London zurückkommt, zum Vortragenden Rat im Kollegium zu machen, und er scheint sogar ihn da ganz fixieren zu wollen und an keine Gesandtschaft weiter für ihn zu denken. Es wäre das Angenehmste für Bülow



und uns. Die Kinder könnten sehr anständig dann im Herbst 1820 oder Frühjahr 1821 heiraten und blieben uns nah.



229. Humboldt an Caroline

Berlin, 4. August 1819

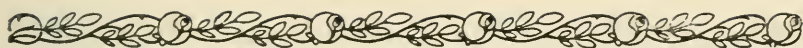
Ich habe Dir neulich gesagt, daß ich die Dinge hier noch so gut vorbereitet gefunden hätte, als ich es irgend hätte [erwarten] können. Das ist auch im Ganzen wahr, aber die Lage ist doch immer sehr schlimm und schwierig, und ich werde unglaubliche Hindernisse finden, durchzubringen. Der Staatskanzler hat dem König wirklich den Entwurf zu einer Konstitution vorgelegt, der als unabänderliche Base für jede fernere Beratung hat gleich unterzeichnet werden sollen. Dies hat aber der König nicht getan, sondern will den Entwurf einer Kommission übergeben, in der ich sein soll. Dies, wenn es auch viele Leute wissen, muß doch ganz unter uns bleiben, und es ist zugleich das, was mir am meisten Grund zur Zufriedenheit gibt. Denn es ist auf diese Weise nichts verdorben, und gerade die Hauptsache kommt doch in Anregung.

Mir kommen die Leute mit sehr großem Vertrauen entgegen, und ich kann bis jetzt eigentlich nur alle loben. Den *), der mir zuerst schrieb, habe ich gestern abend gesehen. Er ist und bleibt der Kälteste und Gescheueste und der die Sachen am richtigsten beurteilt. Darum sind aber die Gespräche mit ihm auch nicht gerade die, die den meisten Mut einflößen.

In der Sache der Verhaftungen ist weiter nichts vorgefallen. Bei Jahn**) soll sich nach genauerer Untersuchung gar nicht so viel

*) Wigleben.

**) Friedrich Ludwig Jahn, geb. 1778, † 1852, der sogenannte Turnvater, war im Juli 1819 als des Demagogentums verdächtig verhaftet worden.



gefunden haben, als man glaubte, und es dürfte nicht eben viel herauskommen. Von Bonn höre ich nichts Bedeutendes, außer daß Welcker*) mir hierher geschrieben hat. Er nennt mir bloß die Papiere, die man hierhergebracht hat. Er ist sehr ruhig über den Ausgang.

Der Sentimentale [Gneisenau] hat mir von dem Ort aus, wo er ist, sehr freundschaftlich geschrieben, eine Unpäßlichkeit nur hindere ihn zu kommen. Schuckmann kommt, wie es heißt, morgen, und ich denke machen zu können, daß ich unmittelbar mein Geschäft antrete, vielleicht schon mit der künftigen Woche. Ich denke fürs erste, wenn Schuckmann dies eingeht, die Leute ungeteilt . . .**) und auch in seinem Hause die Vorträge zu halten.

Den Staatskanzler habe ich bloß erst gestern bei der öffentlichen Feierlichkeit der Universität zum Geburtstag des Königs gesehen. Sonst hatten wir uns verfehlt. Er war ganz freundlich, und als wäre nie das mindeste vorgefallen.

Koreff war auch bei mir, sehr freundschaftlich, wie Du denken kannst, und ich sah auch nicht ab, warum ich anders mit ihm sein sollte als ich zu sein gewohnt bin. Er ließ sich weitläufig von Deiner Gesundheit erzählen und empfiehlt sich Dir angelegentlichst. Dann sprachen wir von Bonn und dem dortigen Vorfall. Des Staatskanzlers erwähnten wir nur obenhin und mit sehr wenigen Worten, was mir auch das Beste schien.

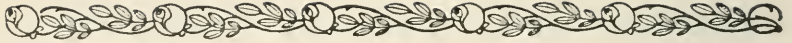
Beim König bin ich indes gewesen, allein auf morgen wieder hinstellt worden. Der König war nicht angezogen und wollte eben nach Charlottenburg fahren.

Den 5.

Ich bin heute beim König gewesen, erst den Morgen, dann den Mittag in Charlottenburg. Das erste noch zu tun, da er doch

*) Welcker wurde 1819 in die Untersuchung gegen Arndt verwickelt.

**) Abgerissene Stelle.



wußte, daß er mich am Mittag sehen würde, bewies immer einige Lust mit mir zu reden. Er sprach von der Schwierigkeit der Zeit, von den gemachten Versprechungen der Konstitution, eigentlich sehr vernünftig, gar nicht dagegen, aber natürlich mit Bedenklichkeit und Vorsicht. Er kam auch auf die Verhaftungen, und wie notwendig sie gewesen wären. Er sagte aber wirklich sehr gescheut, daß alles läge daran, daß man im Jahre 14 und 15 gleich nach dem Frieden die Zügel habe zu sehr schießen lassen, was mit von der . . .*) einiger Personen hergekommen sei. Über die Verfassung habe er einen Schritt getan. Diesen habe der Kanzler veranlaßt, er, der König, habe aber nicht dasjenige tun können, was ihm der Staatskanzler vorgeschlagen habe. Er müsse genauer davon unterrichtet werden. Dazwischen viel Schmeichelhaftes für mich über meine Kenntnisse, Talente und Verdienste. Auch bei Tisch war er freundlich und scherzte. Die Sache mit dem Entwurf ist folgendergestalt gegangen. Der Staatskanzler hat ihn übergeben, ehe der König den Fall**) machte. Der König hatte ihn einige Zeit liegen lassen, dann hat er Wittgenstein, Ancillon, Bernstorff, Wisleben und Albrecht versammelt und sie zu Räte gezogen. Der Staatskanzler hat nämlich seinen Entwurf in eine Kabinettsordre gefaßt, die der König hat unterschreiben sollen. Es sind Entwürfe zu einer Verfassung gewesen, die der Kommission haben zur unänderlichen Norm dienen sollen. Nach dem Beschluß aller, hat der König den Entwurf nicht gezeichnet, und man hat eine Kabinettsordre entworfen, in der dem Staatskanzler Vorwürfe gemacht worden sind, daß er nicht früher gehandelt hat, und wodurch der König eine Kommission befohlen hat, die unter meinem Vorsitz arbeiten sollte. Nachher ist das abgeändert, der Vorwurf gemindert und dem Kanzler der Vorsitz gegeben worden. Dies alles

*) Abgerissene Stelle.

**) Der König hatte sich durch einen Fall den Fuß verstaucht.



ist geschehen, ehe der König nach Tepliz ging. Ancillon ist voll davon, und, wie mir scheint, gut gesinnt. Er hört nicht auf, mir zu versichern, daß das Wohl des Staats in meinen Händen läge. Im Ministerium bin ich mit Boyen und Beyme sehr enge verbunden, und wir haben schon einiges verabredet. Witzleben tichtet und trachtet eigentlich darauf, mir beim König Vertrauen zu verschaffen. Wittgenstein ist gewiß sehr gegen mich. So steht es mit kurzen Worten. Ich muß schließen, um diese Zeilen der Berg mitzugeben. Ich erfahre erst vor einer Viertelstunde, daß sie jetzt abgeht. Die Berg weiß nichts von dem allen.

Lebe wohl, meine Innigstgeliebte, habe Mut für mich, ich bin gesund und tätig. Ich imponiere ordentlich mit meiner Gesundheit. Alle Leute sagen, daß sie mich nie so kräftig gesehen. Dein Schluß: Die Mädchen und jungen Frauen grüßen ist ungemein hübsch. Es klingt so reich und frisch, wie ein voller Blumenkranz. Umarme sie Alle.

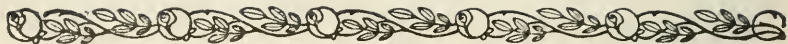


230. Caroline an Humboldt

Ems, 7. August 1819

Beim Schlusse meines letzten Briefes empfing ich den Deinen, mein teuerstes Leben. Deine Reisegeschichten haben mich sehr amüsiert, und es freut mich, daß Du Goethen noch so ein paar ruhige Stunden gesehen und genossen hast. Ich kann mir den alten Herrn in seiner Burg recht lebhaft denken.

Manchmal kann es mich so recht schmerzen, daß bei solch einer reichen Natur das Glück einer uneigennützig ganz sich hingebenden Liebe ihm doch wohl in dem Lauf langer Jahre nicht geworden ist. Mir ist es immer, als wenn Schiller das ausschließlicher zuteil geworden, sich darum auch etwas Heiligeres,



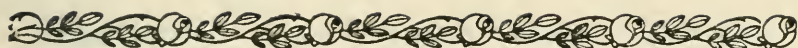
die Zukunft still Verehrenderes in ihm entwickelt hätte. Aber eine ungeheuer kräftige Gestalt steht er unter dem Menschengeschlecht da, gleichsam sich anreihend an die erhabenen Göttergestalten griechischer Mythe. An seinem Physischen möchte ich, könnte ich, seine Entfernung von allen christlichen Ideen entwickeln, vielleicht auch an diesem Mangel und nicht Empfangen aufopfernder Liebe. Das alles hängt tief in ihm zusammen. — Wenn er von meinem guten Einwirken auf die Künstler in Rom weiß, so ist das unstreitig durch Luise Seidler*). Sie ist mit ihm in direkter Korrespondenz, und sie war mir sehr gut.

Den Donnerstag hatte ich einen recht fatiganten Tag. Die Cumberland hatte uns zum Tee einladen lassen, sie hatte ihren Tee auf dem Rondell vor dem Hause etabliert, halb Ems war eingeladen, alle Prinzlichkeiten, deren es jetzt viele gibt, man mußte bleiben, spät erst ins Haus gehen und noch später nach Hause. Obgleich die Nacht wundervoll und mondhell war, war es doch wohl zu viel. Ich habe mich gestern sehr schlecht befunden. . . .

Die Herzogin von Cumberland ist ganz erfreut über die Nachricht der Ankunft der Frau von Berg. Er und sie grüßen Dich, und er hat mir unendlich viel von Dir gesagt, und namentlich, wie er sich nicht denken könnte in England zu sein, wenn Du nicht da wärst. Und, setzte er hinzu, alles das habe ich dem Könige gesagt, denn er hat nur einen Humboldt. Was besser wie diese Lobeerhebungen ist, sind die Grüße des Prinzen Wilhelm, Augusts Gebieter. „Sagen Sie Ihrem Mann,“ sagte er mir, „daß ich mich herzlich freue, ihn bei uns zu wissen, und er weiß, daß ich es so meine, wenn ich es sage.“

Adelheid und ihr Mann und Gabrielle sind gestern abend nach Coblenz und kommen erst Montag wieder. Gabrielle habe

*) Die bekannte Weimarer Malerin, geb. 1786, † 1866.



ich die kleine Ergözhlichkeit machen wollen. Das liebe Kind wird meinetwegen in all den Nestern herumgeschleppt und ist immer so heiter und lieb und hilfreich.



231. Humboldt an Caroline

Berlin, 11. August 1819

Sch war gestern abend in Wallensteins Tod, (Eclair*) ist hier und spielt den Wallenstein. Ich hatte das Stück nicht bisher gesehen, und es ist doch das Größeste, was die deutsche Bühne besitzt, ja in gewisser Art, was überhaupt vorhanden ist. Es ist eine ganze Welt in dem Stück und in lebendiger äußerer, und der tiefsten inneren Bewegung, eine Fülle der Gedanken, Ansichten, Betrachtungen, daß man jedesmal über das Genie erstaunt, das dies alles hervorbringen konnte. Dann aber verliert man bei der Vorstellung viel. Denn da man das Stück abkürzen mußte, so hat man natürlich aus den Szenen des Gesprächs viel weggelassen und dagegen andere beibehalten müssen, die zur Entwicklung unentbehrlich, aber in sich weniger interessant sind. Daher gewinnen die mit Buttler und dem Festungskommandanten gegen die übrigen eine zu große Breite. Eclair spielt offenbar einiges ganz vortrefflich, aber gegen seine Art, die ganze Rolle auszufüllen, läßt sich manches sagen. Er hat nicht Würde genug, und in den sehr heftigen Momenten, wie, wo Wallenstein sich den empörten Regimentern vom Balkon zeigen will, auch nicht genug Kraft, er überschreitet sich dann. Die Rolle scheint mit Fleck**) untergegangen zu sein.

*) Ferdinand Eclair, geb. 1772, † 1840, berühmter Schauspieler, namentlich in Heldenrollen.

**) Ferdinand Fleck, geb. 1757, † 1801, berühmter Schauspieler, dessen Glanzrolle der Wallenstein war.

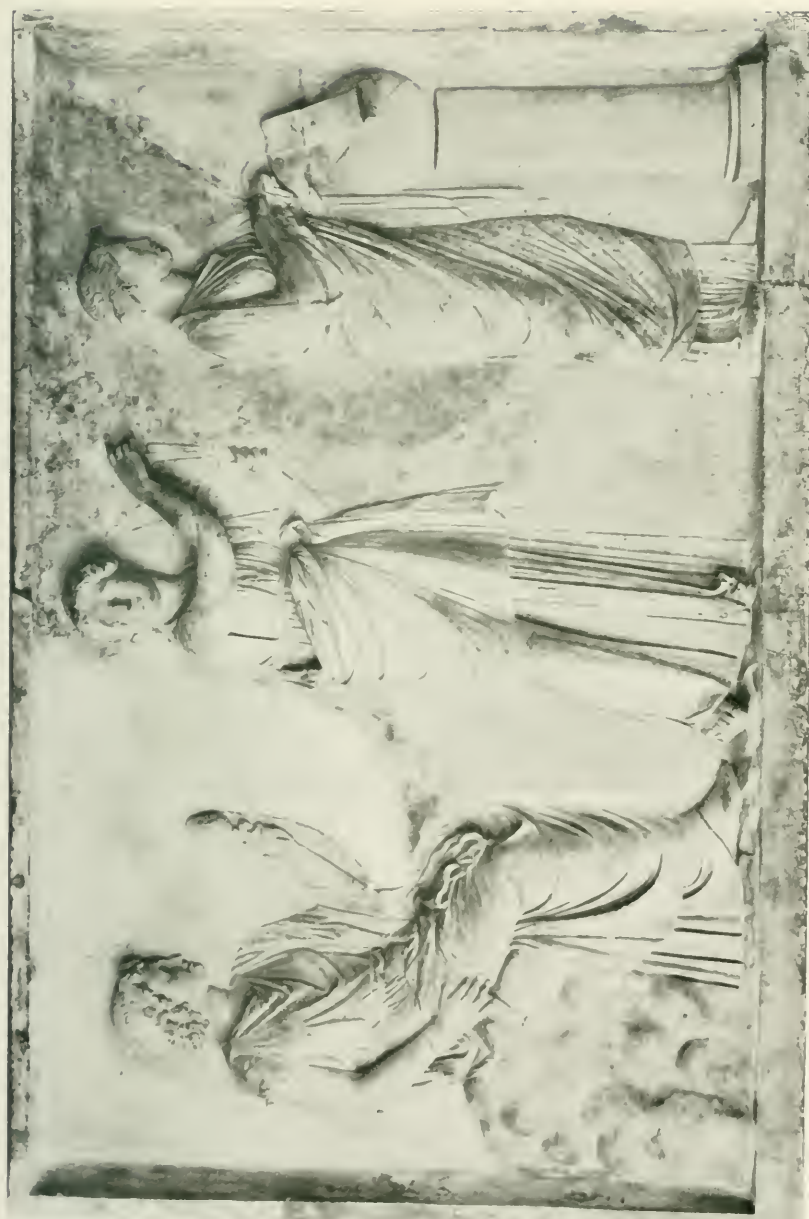


Ein wahrhaft großes dramatisches Stück zu hinterlassen ist doch das Höchste, was es unter allem Großen und allem Ruhm im Leben gibt. In keiner anderen Form lebt der Geist so schaffend und immer noch wirkend fort, in keiner bewegt er so die ganze Menschheit im Busen jedes einzelnen und einer so verschiedenartigen Menge. Wer dies erreicht hat, dem ist das Beste geworden.

Das Theater, wenn Dir Deine Gesundheit erlaubt, es oft zu besuchen, wird Dir doch ein großer Genuß sein. Mir ist es ein wahres Bedürfnis, von Zeit zu Zeit eins der großen Stücke zu sehen. Man kann sich dann wieder wochenlang so im Alltagsleben herumtreiben.

Ich sagte Dir, daß ich in Monbijou*) gewesen bin. Du wirst Dich doch sehr freuen, die Marmorsachen da zusammen zu sehen. Es sind unleugbar sehr vorzügliche darunter. Das Parzenbasrelief ist einzig schön und wirklich von ganz unbestimmbarem Wert. Eine so seltene Vorstellung, ja, im Grunde eine ganz einzige, eine so wundervolle, schöne und anmutige Ausführung, und so äußerst wenig daran restauriert. Wenn das in Rom länger ausgestanden hätte, wäre es gewiß sehr berühmt geworden. Unsere anderen Basreliefs sind hübsch, allein dagegen kommen sie nicht auf. Die kleine Nymphe ist allerliebste und das Juwel der Sammlung, weil man sie so überall aufstellen kann. Die Akademie will sie jetzt formen lassen. Rauch hat einen Former aus Italien kommen lassen, und so ist man gewiß, daß es der Statue nichts schadet. Die beiden Grazientorse, vorzüglich den großen, habe ich, sowie auch den Tondo, ordentlich mit alter Liebe, wie Bekannte, wieder-gesehen. Ich werde auch suchen, sie wieder in der Stube bei mir zu haben.

*) Im dortigen Kgl. Schloß war einstweilen die Humboldtsche Skulpturen-Sammlung aufgestellt.



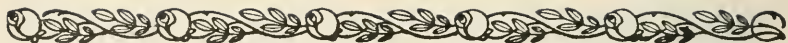
Antikes Marmor-Relief

Die Pargen



Von des Papstes Sachen hat mir die Medusa am besten gefallen. Rauch versichert, daß sie an Arbeit, des Materials wegen, ein fast einziges Stück sein soll. Die Granitsäule ist sehr schön, die von Rosso antico etwas dünn. Die Wappen des Papstes an allen sind immer ein Andenken für die Familie. Als wir so bescheiden in Rom einzogen, liebe Seele, dachten wir nicht, daß sich der Papst so bei uns verewigen würde.

Die Graburnen von Palombino haben mir wieder sehr gefallen. Rauch hat mich darauf aufmerksam gemacht, wie hübsch die Idee der Deckel ist. Er meint, sie wären Vorstellungen des Aschenschaufens, die Farbe des Steins paßt auch sehr gut zur Asche, und dann wären sie mit Fleiß so geformt, daß man sie gar nicht anfassen und gar nicht abnehmen kann, damit das Verschllossene ewig darin verschlossen bliebe. Bei der Asche fällt mir ein, hast Du denn aus den Zeitungen gehört, da Du sie nicht liest, daß, als jetzt die Stadt Parga durch die Engländer den Türken übergeben wurde, nicht bloß alle Einwohner mit Weib und Kind ausgezogen sind, sondern vorher auf dem Markte feierlich die Gebeine ihrer Väter verbrannt haben. Die Männer standen dabei gewaffnet in den Thüren, die Weiber und Kinder waren in den Häusern und erwarteten ihr Schicksal. Denn die Türken standen schon ganz nahe und die Einwohner sagten den Engländern voraus, daß, wenn ein Türke die Stadt beträte, ehe sie abgezogen wären, sie ihre Weiber und Kinder ermorden und sich bis auf den letzten Mann verteidigen würden. Es ist ordentlich schauerlich, wenn durch die konventionellen und kaltgeregelten Verhältnisse, von denen man immer so in den Zeitungen liest, auf einmal etwas so Wildes und antik Menschliches bricht, und das doch eigentlich uns so nahe und unter Christen. Denn die Einwohner von Parga sind Griechen. Die Engländer haben die Türken vermocht, später einzuziehen. Es ist nicht die Verhandlung, die der neuesten Politik die meiste



Ehre macht, und es ist mir ordentlich lieb, nie etwas damit zu tun gehabt zu haben.

Lebe jetzt wohl, mein süßes Kind. Das Treiben des Tages geht an.

Den 12.

Ich schrieb Dir neulich, teure Li, nicht weiter über den Kanzler, weil ich es nicht durch die Post mochte. Ich kam um 2 Uhr hin, und da wir erst um 4 aßen, so hatten wir vollkommen Zeit miteinander allein zu reden. Ich hebe Dir nur vorzugsweise heraus, was unser persönliches Verhältnis betrifft. Er hatte alles, was er an Amabilität und Freundschaftlichkeit besitzt, arboriert; ich brauche dies Wort, weil ich auf keine Weise glauben kann, daß es Wahrheit sei, wenigstens nicht die eigentliche, die sich immer gleich bleibt, sondern nur so die augenblickliche und vorübergehende, allen Umständen leicht weichende. Nach den ersten Minuten sagte er mir gleich mit Händedrücker: Lassen Sie uns nur hübsch immer miteinander gehen und einig bleiben. Ich erwiderte etwas kalt: Wenn es nur geht, so will ich es recht gern, und fing nun von den Sachen selbst an zu reden. Nach einiger Zeit kam er auf dasselbe zurück und sagte wieder: Es gibt Dinge, die es sehr schwer ist durchzusetzen, darum muß man darin gemeinschaftlich handeln, in diesem Sinn meinte ich das Zusammengehen. Dann setzte er hinzu: und wir sind ja immer Freunde gewesen, warum würden wir es jetzt nicht sein. Ich antwortete ihm, daß ich das von seiner Seite in Frankfurt nicht empfunden habe, er habe mich dort nicht bloß unfreundschaftlich, sondern geradezu sehr unhöflich behandelt; denn die Kabinettsordren seien doch von niemandem geschrieben als von ihm. Er gab das letzte gleich zu, wollte sich aber entschuldigen und meinte, ich hätte damals nicht einmal flug gehandelt. Wir wurden dabei unterbrochen und waren hernach nicht wieder allein. Indes bleiben alle Äußerungen zwischen uns

594



wie vorher. Hieran muß ich nun gleich knüpfen, daß Koreff gestern früh bei mir war und mich nach meinem Besuch in Gliencke fragte. Ich erzählte ihm, was ich eben sagte, und erklärte ihm im Gespräch ganz frei, weil er es unstreitig wieder sagt, daß ich von meiner Seite gewiß nie ohne Noth mich in Opposition mit dem Kanzler setzen würde, allein, daß ich es sehr wunderbar fände, daß er sich einbildete, daß alles in Frankfurt zwischen uns Vorgefallene dadurch aus sei, daß man jetzt wieder freundlich und freundschaftlich werde, daß ich keine Freundschaft zurückstieße, allein auf eine, die sich gerade in den wichtigsten Momenten dementierte, nichts halten könnte; daß es übrigens hier auf die Sachen und den Staat ankäme, daß meiner Meinung nach der Kanzler selbst in Hauptdingen zu sehr mit Rücksicht auf die Personen gehandelt habe, daß es unmöglich sei, so wirken zu wollen, daß man von ihm allein die Dinge erwarte, womit schon eine kostbare Zeit hingehe, daß ich in meiner jetzigen Lage nicht so, sondern nur offiziell handeln könne, daß ich nie intriguiere, aber auch meine Selbstständigkeit immer behaupten würde. Er gab mir scheinbar in allem Recht, er habe meine Vorstellungen aus Frankfurt gelesen, er habe sie sehr schön gefunden und dem Kanzler vollkommen unrecht gegeben, sich darüber mit ihm gestritten, dann viel darüber, wie es ihm weh tun müsse, wenn wir beide, von denen er jedem gleich viel schuldig sei, in Spannung wären. Ich antwortete ihm, daß ich nicht glaube, daß dies sein würde, daß er übrigens, was ihm in seiner Lage lieb sei, nur dem Kanzler allein verdanke, ich nur allenfalls darauf gewirkt hätte, daß er in dies Verhältniß mit ihm gekommen sei. Koreff meint es wirklich gut, ich kann das Mißtrauen nicht theilen. Man gewinnt überhaupt immer viel mehr, wenn man sich auf die Stelle der Unabhängigkeit stellt, bei der es immer auf Vertrauen und Mißtrauen nicht so ängstlich ankommt, und wenn man die Leute so nimmt wie sie meistens



wirklich sind, nicht böse, aber nicht stark und höchst selten konsequent. Übrigens sprach der Kanzler im Grunde mit Vertrauen mit mir und viel anders als in Lachen. Er erwähnte aller wichtigen Dinge, die eben vor sind und die auch meinen Wirkungskreis gar nicht betreffen. Doch hatte dies auch wieder, wie immer bei ihm, seine Grenzen. Denn einige Dinge, die ich recht gut wie sie gewesen sind kenne, erzählte er mir sehr anders. Seine Gesundheit ist besser wie je; er hat, ob er sie gleich mit mir nicht brauchte, sondern sie mir nur zeigte, eine Hörmaschine, die einen Schlauch hat, der sehr lang sein kann, und mit dem er am größten Tisch in der weitesten Entfernung ebensogut wie wir alle hört, und der Sprechende noch immer seine Stimme dämpfen muß, wenn er ihm nicht durch zu argen Getöse weh tun soll. In seinen Ideen und Ansichten ist er mir wie sonst vorgekommen. Schwäche habe ich nicht an ihm bemerkt.



232. Humboldt an Caroline

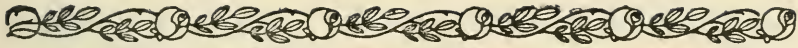
Berlin, 16. August 1819



Ich fange mit unendlichem Vergnügen einen neuen halben Monat an, ich sehne mich so nach Dir. Meine Arbeiten werden mich gar nicht hindern, Dich doch recht viel sehen zu können, sie geben mir vielmehr einen Vorwand, zu Hause zu sein, und Du weißt, daß ich gar nicht so bin, daß man mich stören könnte. Es tut mir gar nichts, wenn Du auch zehnmal zu mir herein kommst oder ich zu Dir gehe, man bekommt vielmehr immer mehr Verstand, wenn man einmal ein paar Worte miteinander spricht.

Caroline*) ist ja viel ordentlicher in Ems, als ich es mir dachte. Mich soll wundern, ob Ihr Zeit finden werdet, manchmal miteinander

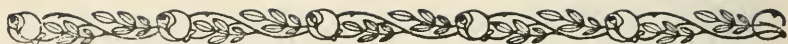
*) v. Wolzogen.



zu reden. Ich weiß nicht, mir kommt vor, als wäre sie stehen geblieben, und wer das tut, kommt zurück. Das Leben, das innere zumal, ist doch immer ein Vorschreiten, und wenn man auch so Kindheit, Jugend, Reife und Alter unterscheidet, so gibt es unendlich mehr Stufen, die der Mensch durchwandert und die sich nur nicht so bezeichnen lassen. In Dir ist das unendlich schön, Dir geht immer etwas Neues und noch Höheres auf, oder es entwickelt sich eigentlich in Dir aus dem, was schon war. So ist es Dir ganz neuerlich mit Kunstfönn und Kunstkenntnis gegangen. Daher bleibst Du auch immer jung und wirst es immer bleiben. Daß Du länger gelebt hast, gibt Dir nur und nimmt Dir nichts. So sicher ich dessen auch immer in Dir war, so hat es mich doch, bei unserem Wiedersehen jetzt, mehr als ich Dir beschreiben kann, ergriffen, und ich habe es oft im stillen bewundert.

Es ist einem, wenn man Dich sieht und reden hört, als hättest Du das Schöne und Zarte jeder Lebensstufe bewahrt und als wäre die, in der Du stehst, nur die, welche dem Ganzen die Farbe und Haltung gibt. Du wirst mich auslachen, daß ich so über Dich spreche, aber ich versichere Dir, holdes Kind, und es ist mein wahrster und noch von aller Liebe zu Dir geschiedener Ernst, es gibt schlechterdings kein menschliches Wesen mehr so wie Du bist, und wenn man nichts täte als Dich fort und fort betrachten und studieren, so zöge man einen unendlichen Gewinn daraus. Darum reicht auch nichts an das Zusammensein mit Dir.

Über Goethe schreibst Du sehr schön und richtig. Liebe hat ihm immer gefehlt, er hat sie schwerlich empfunden, und die rechte ist ihm nicht geworden. Allein der wahre Grund dazu ist doch wohl das früh in ihm waltende, schaffende Genie und die Phantasie gewesen. Wo sich die Natur einen solchen eigenen und inneren Weg bahnt, da wird es wohl unmöglich, sich einem anderen Wesen in der Wirklichkeit uneigennützig hinzugeben, und ohne das ist keine



Liebe denkbar. Man muß sich immer erst verlieren, um sich schöner und reicher wieder zu empfangen. Aber eine Leere läßt es dann freilich im Leben zurück, und ich glaube nicht, daß außer den Stunden und Zeiten des glücklichen Hervorbringens Goethe eigentlich glücklich oder reich in sich beschäftigt ist.

Lebe innigst wohl, mein ewig Teures, und denke an mich, wenn Du des Morgens aufstehest. Nach 5 kannst Du immer annehmen, daß ich an meinem Schreibtisch sitze.

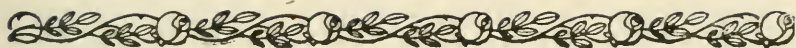


233. Humboldt an Caroline

Berlin, 18. August 1819

riedländer*) hat mir gestern erzählt, daß seit meiner Ankunft und gleich mit ihr alle Staatspapiere beträchtlich gestiegen sind. Er ist ein sehr einfacher Mensch, der nicht schmeichelt. Das Steigen ist gewiß. Aber, daß ich für die Ursache gehalten würde, habe ich sonst nicht gehört, darum schweige ich auch davon. Ob man solche Erwartungen wird erfüllen können? Man kann sich dessen kaum schmeicheln. Wie ich jetzt die Sache sehe, so wird man nicht offene und starke Widersacher zu bestreiten haben, dagegen zu kämpfen mit der Trägheit, die nicht vom Fleck kommt, mit der Mittelmäßigkeit, die kein Mittel zu ersinnen weiß, mit dem heimlichen Widerstand, der, da er nicht mich entfernen oder geradezu herunterbringen kann, doch lähmen und aufhalten will. In einem Staat ist das das Schrecklichste, da das Kostbarste, die Zeit, darüber verloren geht. Ich selbst bin nun noch mit den ganz ersten Einrichtungen beschäftigt, aber ich habe mir meinen Gang vorgezeichnet und werde denn doch sehen, wie weit es möglich sein wird, darauf fortzukommen. In meinen Briefen an die Ober-

*) David Friedländer, geb. 1750, † 1834, Bankier.



präsidenten habe ich gesucht, ihnen Mut zu machen, und mehr zum Theil, als ich selbst habe. Es kann mit der Mutlosigkeit nichts werden. Ich fränkte auch daran nicht. Ich bin heiter und aufmerksam, wo es ein Mittel gibt, durchzudringen, allein ich kann mir darum keine Illusionen machen. Die Sachen sind nun einmal wie sie sind und ich sehe sie so an, aber ohne mich davon erschüttern oder abschrecken zu lassen. Ich gehe heute zum erstenmal ins Staatsministerium.

21.

Mit dem Kanzler bin ich auf dem Fuß der Kälte und Entfernung, in dem ich mich halten wollte. Er ist fast drei Tage in der Stadt gewesen, ich bin nicht zu ihm gegangen, und er hat kein Lebenszeichen von sich gegeben. Glaube mir, es ist sehr gut so. Man kann, wenn man vertraut mit ihm ist, nichts Wesentlichen als höchstens zufällig ändern, und wird nur zu dem, was man nicht will, hingezogen, verliert auch an seinem Ruf, denn er möchte sich allerdings meines Namens und des Vertrauens, das ich noch genieße, bedienen. Dann hat er mich durch die Kabinettsordre in Frankfurt, die er nun sogar zugesteht, selbst geschrieben zu haben, zu sehr beleidigt.



234. Caroline an Humboldt

Ems, 25. August 1819



Ich bin so glücklich gewesen, Deinen Brief vom 15. August am 17. geschlossen zu empfangen, mein teuerstes Herz, und heute harre ich nun wieder. So vergehen die Tage, und der des Abzugs naht. Ich nehme morgen mein letztes, 42. Bad und die 20. Duschell! Sonntag habe ich den Brustkrampf gehabt, die Wolzogen aß eben mit uns, und die Urme erschrak sich sehr. . .

Montag, als 23., sind wir en famille in Nassau zum Mittag-



essen gewesen. Caroline Wolzogen geht morgen fort. Sie geht auch bis Cöln und wir sehen uns noch. Ich habe mehrmalen recht hübsch und ordentlich mit ihr gesprochen. In ihrem Innern finde ich sie sehr unverändert, nur kann ich nie die große Lust zur Wirklichkeit, zum Treiben des wirklichen Lebens mit ihrer Verschweltheit im Poetischen reimen. Daß eine und das andere füllt sie nicht ganz. So schwebt sie ewig zwischen beiden. Sie ist immer voller Plane, mündlich werde ich Dir einen besonders so kuriosen erzählen, den sie so ausführbar findet, da ein einziger Blick in den Spiegel sie davon zurückkommen machen sollte, daß ich mich nicht genug damit wundern kann.



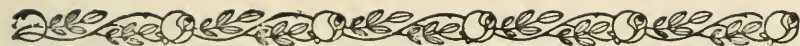
235. Caroline an Humboldt

Ems, 27. August 1819

Nun, mein Herz, es geht alles zu Ende, auch Ems. Alles ist eingepackt, und morgen nachmittag fahren wir nach Coblenz. Daß Solms nicht in Cöln sein wird, wie ich aus Deinem Brief entnehme, tut mir doch leid. Unser alter Freund wird den 3. September abends hinkommen und den 4. dort mit uns zubringen. . . .

Wenn ich zum allerspätesten ankomme, so komme ich den 22. September zu Mittag nach Tegel. Ich kann es gar nicht erwarten, in einige Ruhe und Dir näher zu kommen. Wie ich mich befinde, weiß ich nicht recht. Ich bin so ungeheuer matt von den Bädern, daß es dafür gar keinen Namen gibt. Allein ich hoffe, wenn ich nun nur erst acht Tage hinter mir habe, besseres Wasser und bessere Luft getrunken und geatmet habe, so wird sich das alles finden.





Endlich also brauche ich nicht mehr beim Aufstehen zu denken, daß Du, armes Kind, Dich dann gerade abwarten mußt mit Trinken und Spaziergehen in den wenig amüsanten Laubengängen an der Lahn. Ich stelle mir vor, daß Du heute in Coblenz sein wirst. Du brauchst keine zwei Tage von dort bis Cöln. Deine Zusammenkunft mit Stein macht mir große Freude. Er hatte sich sehr gesehnt, Dich zu sprechen.

Ein sehr hübsches Wort von Ancillon muß ich Dir doch erzählen. Wir sprachen davon, daß Schuckmann meinte, daß er doch noch die Hälfte seines bisherigen Ministerii behielte, was nun bei weitem nicht wahr ist. Ancillon erwiderte darauf: *Il pourra dire comme Chimère dans le ciel: La moitié de moi-même a mis l'autre au tombeau.*

Die Verlegenheit mit meinem Titel ist endlich entschieden, und ihr abgeholfen. Schuckmanns Ministerium und meins heißen beide Ministerium des Inneren. Man unterscheidet sie nur durch Hinzufügung unserer Namen. Also heißt das meinige: Ministerium des Inneren, Departement des v. S. Das ist das Vernünftigste. Es ist ja nichts wie eine Teilung, und es ist ja kein Unglück, wenn dem Staat im Innern zwei Minister haufen. Es ist, wie wenn man zwei Medizinen an einem Tage nimmt. Es entsteht höchstens ein Kummer daraus. Da hier mit Schuckmann die Rede davon war, überließ ich in meinem offiziellen Antrag an den König diesem die Bestimmung des Namens und bemerkte nur, daß der: „für Ständische und Militärangelegenheiten“ schleppend und nicht einmal passend sein würde. Zugleich aber schlug ich den jetzigen vor. Darauf ist es durch eine Rabinettsordre so angeordnet worden. Ich hatte in einem Brief an den Staatskanzler ausdrücklich gesagt, daß mir persönlich ganz einerlei



sei, welchen Namen man dem Ministerio gäbe. Denn da der König mir einmal die Sache anvertraut habe, so sei es mir gleichgültig, ob ich auch den ihr doch in den Augen aller zukommenden Titel führte.

Es ist nun auch der Ausschuß aus der Kommission ernannt, welche im Jahre 1817 niedergesetzt wurde, um über die Verfassung zu beratschlagen. Dieser Ausschuß soll den Plan dazu entwerfen. Er besteht aus dem Staatskanzler, der darin präsidieren wird, mir, Schuckmann, Ancillon, Eichhorn und Daniels^{*)}. Wenn diese Kommission ihre Arbeit vollendet hat, soll die Sache an jene ältere und größere Kommission kommen. Der Staatskanzler hat mir offiziell deshalb geschrieben. Gesehen habe ich den Staatskanzler noch nicht wieder. Ich bleibe immer dabei, daß selbst die Höflichkeit erfordert, daß, wenn er von Gliencke hierher kommt, er es mir sagen läßt, wenn man auch ihn von allen Besuchen dispensiert. Dies und seine und meine Geschäfte geben einen gehörigen Vorwand ab, und die Sache ist mir, wie Du weißt, eigentlich lieb.

31.

Ich sehe diesen Monat mit besonderer Freude schließen. Es ist hoffentlich in langer, langer Zeit der letzte, dessen Ende ich ohne Dich erleben muß. Im folgenden besitze ich Dich ja wieder hier. Du bist die Güte und Liebe selbst. Ewig Dein H.



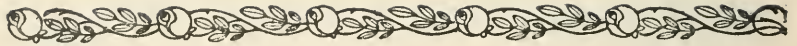
^{*)} Jurist.



estern abend hat mich der Staatskanzler bitten lassen, und da er denken konnte, daß ich Entschuldigungen suchte, habe ich ihm nicht absagen mögen.

Ich denke, daß ich Dir neulich schrieb, daß ich dem [Sayn-Wittgenstein], der immer im Briefwechsel mit dem ist, der die Affären macht [Hardenberg], die bedenkliche Lage der Dinge auseinandergesetzt hatte, da er neulich ein paar Stunden bei mir war, und daß er tat und schien, als sei er sehr ergriffen davon. Neulich hat er den beiseite genommen, der mir die erste Estafette nach Frankfurt schrieb [Wizleben], und hat ihm gesagt, ich sähe die Sachen so schlimm an, und er glaube, ich habe nur zu sehr recht, ich hätte ihm mit einer ausnehmenden Klarheit die wahre Lage der Dinge, die ich in der kurzen Zeit vollkommen kennen gelernt, auseinandergesetzt. Der Vater*) des Lernenden wisse das gar nicht so recht. Man müsse alles tun, daß ich so sehr und so geschwind als möglich dessen Vertrauen gewinne. Sind das nicht sonderbare Äußerungen? In einer Rücksicht kann man diesem Menschen trauen, in der nämlich, daß er Furcht hat, wenn er meint, es geht unglücklich, und daß er die Meinung hat, daß ich den Dingen noch helfen könnte. Denn dies Vertrauen auf meine Art, die Dinge zu behandeln, ist noch vorhanden, und viel mehr und stärker, als die Wahrheit es rechtfertigt. Daß ich nichts versäume, um eine Lage hervorzubringen, die zum Heil führen kann, darfst Du überzeugt sein. Auch verzweifelte ich noch nicht, nur sind die Schwierigkeiten doch sehr groß, das kannst Du mir glauben. Mit denen, die seit langem meine Freunde waren, bin ich ungemain zufrieden. Sie halten fest und man kann auf sie bauen.

*) Der König. „Der Lernende“ der Kronprinz. „Der Lehrende“ Ancillon.



Was dann noch irgend gut ist und nach Grundsätzen zu handeln gewohnt, suchen wir zu benutzen.

Gestern abend, ganz spät, war noch der bei mir, der Gabrielen vor dem Heiraten in Italien warnte [Gneisenau]. Er war freundlich, ohne es zu sehr zu sein, so daß es wird auf dem Fuße fort dauern können. Er sprach gleich und ziemlich mißbilligend von den Begebenheiten des Tages und hat sich hernach auch sehr nach Dir erkundigt.

3. September

Ich hatte gestern nicht Zeit, Dir zu schreiben, daß ich vorgestern beim Kanzler aß. Er hatte ein großes Diner, bei dem alle Minister waren, und hatte mich auch eingeladen. Er tat wie gewöhnlich sehr freundlich und sagte, er hätte mich ja in unendlicher Zeit nicht gesehen. Ich sagte, das sei allerdings wahr. Dabei blieb es. Den Nachmittag suchte er mich sichtlich auf, um mich allein zu sprechen. Er tat es auch eine Viertelstunde lang in einem Fenster. Er fing davon an, daß man (er sprach so unbestimmt) die Schuld alles dessen, womit man unzufrieden sei, auf ihn werfe. Ich antwortete, das sei natürlich, er trenne sich vom Ministerio und stehe also allein. Er sprach darauf über die neuesten Dinge und Vorfälle. Ich sagte ihm, daß er sich sehr dadurch schade. Er wurde nach seiner Art heftig, stritt, ich sagte ihm trocken, ich müßte ihm nur erklären, daß ich durchaus einer entgegengesetzten Meinung sei. So schieden wir auseinander. Er hatte mich vorher gebeten, Sonntag bei ihm in Glienitz zu essen, und ich hatte es unbestimmt gelassen, ob ich kommen würde. Ich werde aber doch hingehen. Auf dem Fuß, auf dem ich jetzt mit ihm bin, macht es sich am besten. Die Dinge, liebe Seele, stehen in ziemlicher Krise, aber das müssen sie, wenn es gut gehen soll. Wie jetzt der Geschäftsgang ist, kann er nicht bleiben. Ich bin, soviel ich kann, tätig, und die Minister sind sehr

604



einig mit mir. Es kann wohl sein, daß meine Existenz im Dienst wieder zweifelhaft wird. Allein man darf sich nicht davor scheuen, es dahin kommen zu lassen.



238. Caroline an Humboldt

Cöln, 3. September 1819

Mein theures Herz!

Ich lege bei Graf Solms diese Zeilen bei. Ich bin denn vorgestern hier angekommen. Gestern haben wir den Dom und die Bildersammlung des Herrn Eisersberg gesehen. Den Nachmittag gingen wir nach einer langen Visite, die Solms uns machte, in der Straße spazieren, die auf den Rhein stößt, und abends zur Gräfin, wo wir Tee tranken.

Heute früh kam denn der liebe, alte Stein zu mir und blieb bis eine Stunde vor Tisch. Wir haben uns recht ausgeschwagt und recht viel von Dir. Er ist Dir recht treu ergeben.

Es wird hier mit dem Schreiben nichts, ich bitte Dich deshalb sehr um Verzeihung, aber weil ich so sehr matt bin, so kann ich die einzelnen Augenblicke gar nicht benutzen. Ja, sehr matt bin ich, mein Herz, und sehne mich recht nach Ruhe. Ich schreibe bald, wo ich mehr Muße habe denn hier, und ich kann den Augenblick gar nicht erwarten, wo es nach Hause zu geht. Vergib den dummen Brief.

Das Dombild ist einzig schön. An den Kunstfachen habe ich mich überhaupt sehr delectiert und sie mit den unsäglichsten Schmerzen in den Füßen genossen.





S heute bist Du auf der Rückreise von Cöln und bleibst vermutlich die Nacht in Bonn. Hier ist das Wetter sehr schön. Wenn es dort auch so ist, so muß der Rhein Dir viel Freude machen. Er ist doch der himmlischste unter den Flüssen. Das ist wirklich groß und bewunderungswürdig in der Natur, daß sie unter allen Gegenständen so einen oder ein paar als unter allen seiner Art sich hervorhebend gestempelt hat. Auch bin ich sehr der Meinung, daß alle ursprünglichen Schöpfungen die edlen und erhabenen gewesen sind und daß die Häßlichkeit nur später als Entartung in die Menschheit gekommen ist. Die häßlichen Menschenrassen in Afrika, von denen man noch neulich bei Gelegenheit der Zergliederung der Venus Hottentotte gefunden hat, daß sie im Knochenbau bestimmte Ähnlichkeiten mit den Affen haben, sind gewiß nur unglückliche lokale Ausartungen, eine Art von Mißgeburten, die sich stammweise fortpflanzen.

6.

Ich war gestern bei Hermann*), liebe Li. Ich glaube, daß ich Dir schrieb, daß mich der Kanzler eingeladen hatte, bei ihm in Gliencke zu essen. So sehr es mich geniert, einen halben Tag abwesend zu sein, so hielt ich es doch nicht für gut, mich auf eine Art von ihm abzusondern, die beinahe hätte feindselig aussehen können. Für die Geschäfte weiß ich zwar wohl, daß solche Zusammentünfte wenig helfen, und fand es auch gestern bestätigt. Gneisenau, Zichy**) und Reventlow, der dänische Gesandte, waren da.

Der alte Blücher ist sehr krank, und wenn er nicht eine Natur hätte, von der man immer voraussetzen kann, daß sie alles nur Denkbare aushält, so könnte man seinen Tod als gewiß annehmen.

*) Vgl. S. 51.

**) Österreichischer Gesandter.



Die letzten Nachrichten waren sehr schlimm, sie sind aber schon einige Tage her, und so kann man hoffen, daß es sich wieder mit ihm gebessert hat. So alt er ist, so würde sein Tod mir sehr leid tun. Ihn nur überhaupt lebend zu wissen, ist eine Art Beruhigung in der Zeit. Es wird selten wieder ein Mensch von solchen Naturgaben aufstehen. Auch hat man vor seiner Freimütigkeit noch eine immer wohlthätige Scheu. Er ist auf seinem Gut und seine Frau ist bei ihm. Den König würde sein Tod gewiß sehr schmerzen. Ich hoffe immer, daß ihn seine Natur noch einmal durchbringt*).

Du wirfst heute in Coblenz ankommen. Für Schlosser**), weil mir der einfällt bei Coblenz, ist Altenstein sehr gut gesinnt, und es wird nicht an Altenstein liegen, wenn er seine Lage nicht gerade so stellen kann, wie es Schlosser am meisten wünscht. Ich meine aber, daß es nie damit etwas Tüchtiges und Dauerndes werden wird. Es liegt nicht, so gut und schätzenswürdig er sonst ist, in dem Menschen selbst, eine solide Ausdauer zu haben, und es fehlt ihm offenbar an Selbstverleugnung und Demut. Er hat nur Kraft, solange ihn die Phantasie in einer Art Schwung erhält, wenn das nachläßt, verliert er sie auch und schiebt dabei immer die Schuld der Dinge auf andere oder die Umstände, ohne sich gehörig erst zu fragen, ob er selbst beide nicht anders behandeln kann. Es ist sehr schade um ihn. Denn es bringt ihn nicht bloß um die äußere Wirksamkeit, nach der er doch sehr strebt, sondern macht auch, daß sein Denken und Wissen fragmentarisch bleibt.

Es liegt gewiß das Fundament jedes Guten nur im Willen. Wer sich nicht gewöhnt hat, sich selbst vollkommen zu beherrschen, sich, was in allen Lagen angeht, einen Kreis von Pflichten vorzuzeichnen und seine augenblicklichen Launen, Empfindungen, Ver-

*) Blücher starb am 12. September 1819.

**) Vgl. S. 215.



langen dem still und ohne es für etwas anderes zu halten, als was es ist, für eine natürliche Schuldigkeit, unterzuordnen, der kann sehr gut, sehr talentvoll sein; aber er bringt sich selbst immer um das Letzte, was alle diese Eigenschaften erst in Eins zusammen-schließen und verbinden würde, statt daß er andere durchaus und gleichmäßig glücklich machen sollte, wird er selbst immer durch ihre Liebe und ihre Nachsicht größtentheils getragen werden müssen. So ist es wirklich mit Schlosser. Sein Bruder, seine Schwägerin gehen mit ihm wie mit einem um, der eine ganz besondere Behandlung erfordert. Mir kommt er immer wie eine Art Kranker vor. Der Nachsicht und des Tragens der Liebe bedarf jeder, und es ist eigentlich süß, ihrer zu bedürfen, aber es ist eine ganz andere Art. Die, von der ich bei Schlosser rede, nimmt der Wahrheit des Umgangs, was das Schlimmste und Traurigste im Leben ist. Es ist ein Glück, daß Schlosser eine Frau hat, die wirklich inneren Wert besitzt und immer so mit ihm umgehen wird, wie es mit ihm sein muß, und daß er durch sie und durch sich selbst ohne alle äußeren Verhältnisse in einer sehr leidlichen Lage ist. Denn in ein äußeres Verhältniß wird er nie passen.

Es hat mir immer bewiesen, wie unparteiisch und billig Stein die Menschen beurteilt, daß er mit Schlosser auf einem sehr freundschaftlichen Fuß stand. Denn sonst ist Stein die Art, wie Schlosser ist, an sich sehr zuwider, und er ist durchaus anders. Diese Mischung von Milde mit großer Kraft und selbst Heftigkeit ist aber in Stein auch einzig und unendlich liebenswürdig. Ich freue mich sehr darauf, wenn Du mir von Deinen Gesprächen mit ihm erzählen wirst. Ihr könnt aber wohl nur anderthalb Tage zusammengewesen sein. Du hast aber sehen können, wie viel er auf Dich hält, süßes Herz. Denn Cappenberg ist doch immer eine bedeutende Entfernung von Cöln. Ich bin überzeugt, daß es keine Frau gibt, die er so achtet und liebt als Dich. Das ist auch frei-

608



lich sehr natürlich, allein es macht doch seiner Natur auch viel Ehre. Es sind nicht alle, vielmehr nur wenige Männer so, daß solche Gefühle tief in sie eingehen. Daß es Mathilden*) so ungünstig mit ihren Hoffnungen gegangen ist, wird ihm gar nicht recht gewesen sein. Er hat eine Passion auf die Erhaltung des Namens. Das ist nun gerade nicht so in mir. Ich halte mehr rückwärts als vorwärts auf die Namen. Ich wollte wetten, daß er Dir auch so geredet hätte, daß wir ein Majorat stiften sollten. Er ist ordentlich leidenschaftlich darauf veressen, was man ihm auch sagen mag. Ich gestehe nun, daß ich gar nicht dafür bin. Die Töchter habe ich wenigstens ebenso lieb als die Söhne, und es ist nicht zu leugnen, daß sie dabei beträchtlich leiden. Wenn man Majorate will, muß man auch die Töchter anders verheiraten, mehr so, wie Stein selbst geheiratet hat, wenigstens ebenso sehr auf die äußeren Verhältnisse als auf die innere Neigung sehen. Alles in der Welt hängt zusammen und jedes gehört mehr oder weniger einer Zeit an, denn auch das Geistige hat seine Entfaltungsperioden wie die physische Natur. Wenn man nun Verschiedenartiges aneinanderreicht, geht es nie gehörig zusammen. Für Theodor selbst wäre es gar nicht gut, reicher als seine Geschwister zu sein. Die Idee selbst würde nachtheilig auf seinen Charakter wirken.

7.

Den Abend war ich im Theater. Man gab Emilia Galotti. Ich hatte das Stück in unendlicher Zeit nicht gesehen. Es zieht doch an, wenn es auch weder erhebt noch rührt. Es ist ein fortgehender Wiß, beständige Antithesen, die aber, was ein Verdienst darin ist, nicht künstlich und gesucht erscheinen. Die Sprache ist vielmehr im ganzen einfach und natürlich. Dabei ein sichtbares Streben, immer die Leidenschaft zu malen und zu schildern. Wiß und Leidenschaft machen eigentlich das ganze Stück aus.

*) Theodors Frau.



Die Personen, die Handlung sind dem nur so untergelegt. Nach dem großen Ziel, eine wahrhaft tragische Begebenheit in Verbindung mit dem waltenden Schicksal hinzustellen, ist nicht einmal gestrebt. Was das Stück an Effekt und wirklich an innerem Wert besitzt, ist einzig und allein das Verdienst des wirklich sehr genievollen Menschen, der es dichtete, der unter allen Deutschen in den Stücken des Kopfes und Verstandes immer sehr einzig dastehen wird. Unter anderen Händen wäre es in dieser Manier fast unter das Gemeine herabgesunken. Was bloßer Verstand, Wiß und eine lebendige, aber kalte Phantasie wirklich in einer Tragödie vermögen, ist auf einen bewunderungswürdigen Grad darin gezeigt.



240. Humboldt an Caroline

Berlin, 8. September 1819

Ich mochte Dir in meinem neulichen Brief, der durch die Post ging, nicht viel über meinen letzten Besuch in Gliencke sprechen. Der Staatskanzler war so freundlich und sanft wie immer und ich habe, ohne viel mit ihm zu streiten, ihn so eine Stunde lang gehen und sprechen lassen wie er wollte. Ich habe bei der Gelegenheit gesehen, daß er wirklich vorzüglich darin die Schwäche des Alters besitzt, daß er gar nicht die Wichtigkeit und das Dringende der Dinge einsieht, sondern sich in der That einbildet, daß er die Dinge immer den langsamen Gang gehen lassen kann, den er nach seiner Weise nimmt, ohne fürchten zu müssen, daß der rasche, den sie selbst nehmen, ihn überflügelt. Ich versichere Dir, daß ich Beispiele davon gehabt habe in diesem Gespräch, die mir eine Art Grauen erweckt haben. Ebenso geht es ihm auch in einer anderen Art noch. Er sieht nämlich wohl die

610



Dinge ein, aber, möchte man sagen, nur wie man sie in einem Spiegel sähe, ohne eigentlich ihre Kraft, ihr Wesen zu empfinden. Daher kommt es nun, daß er mit einem ganz einig ist, daß aber darum doch gar nicht das Resultat herauskommt, das die wahre und eigentliche Einsicht hervorbringen würde. Das ist nun das schlimmste an allem und doppelt schlimm beides zusammen genommen. Denn man kann nicht streiten und kommt doch nicht zum Zweck.

Ich sagte Dir, daß auch Gneisenau neulich dort war. Bei Tisch fing er an, sich wieder mit mir ein wenig zu taquiniere, indes antwortete ich kurz und entschieden, und es ging so vorüber. Nach Tische wollte er zur Gräfin Voss und ich zu Hermann nach Potsdam zu Fuß gehen. Ich ging früher, er kam mir aber nach, und auf dem Wege fügte es sich, daß er mir erzählte (was ich schon wußte, was aber noch ein Geheimniß sein soll), daß Clausewitz gern Gesandter in England werden will. Er bat mich, es zu befördern, sagte, Clausewitz sei mir sehr attachiert, und da ich nun die Sache für gut halte, so habe ich es ihm mit Gewißheit versprochen und werde es auch tun. So hat uns dieser Gang wieder näher gebracht, was mir lieb ist, da ich es gar nicht gern habe, mit ihm nicht freundschaftlich oder wenigstens immer zweifelhaft zu stehen.

Ancillon fährt fort, sehr freundschaftlich zu tun, und ich weise nichts zurück, um so weniger, als er mir wirklich nur Dinge äußert, die ich billigen kann und billigen muß. Mitunter hat er aber freilich auch schreckliche Ideen, und die man zu bestreiten gezwungen ist. So möchte er die allgemeine Militärpflichtigkeit wieder aufheben und dieselbe bloß auf die Bauern und Bürger der kleinen Städte beschränken. In allen übrigen, jetzt dringendsten und wichtigsten Ideen und Dingen ist er aber viel besser, und so, daß man ihm mit innerer und voller Übereinstimmung recht geben

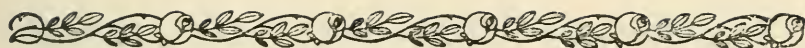


kann. Ich wenigstens rede, ausgenommen gerade über Personen, mit der größten Freimütigkeit mit ihm. Ich kann es aber auch und tue es mit Fleiß. Nur so zu reden kann Nutzen bringen. Mir selbst persönlich sogar kann es nicht schaden. Ich suche nichts, ich mache mir für mich nichts daraus, wenn man mich auch wieder gehen ließe, und ich kann außerdem noch jetzt auf den Glauben rechnen, den doch alle diese Leute an meiner Unentbehrlichkeit im jetzigen Moment haben. Ich kann also dreister handeln als ein anderer und brauche nicht so viel Rücksichten zu nehmen. Dabei ist es mir lieb, den Leuten, die näher um den König sind, einzelne Fakta aus meiner jetzigen Geschäftserfahrung mitzuteilen, die zeigen, in welcher Anarchie sich die Dinge befinden und wie eigentlich gehandelt wird. Zu einer Krise, das kannst Du mir sicher glauben, im Ministerium kommt es und muß es kommen, sie kann auch sehr leicht den Erfolg haben, daß ich ausscheide. Bis zum Frühjahr muß das entschieden sein.

Wolf*) hatte ich zum Essen bei mir. Er ist wie immer, und ich glaube, wenn man ihn öfter sähe, auch noch so amüsanter wie sonst. Daß er alles tadelt, gegen alles spricht, immer wie ein Mensch tut, dem alle vernünftige und bessere Tätigkeit unmöglich gemacht sei, muß man sich freilich gefallen lassen, das liegt nun in seiner Art. Es geht ihm jetzt nichts über Halle. Man hätte Berlin wieder aufheben sollen, um Halle allein glänzend zu machen. Warum er übrigens nicht nach Halle geht, sieht man auch nicht ein. Ich glaube, man würde es leicht verstaten.

Schlegel ist lebendig, nimmt leicht Interesse und weiß doch immer sehr viel. Mit ihm in sehr nahem Verhältnis zu stehen, auch nur in so stetem Zusammensein, wie er mit der Staël war, mag allerdings nicht angenehm sein, allein zum bloßen Gespräch habe ich ihn sehr gern. Nur bleibt es wahr, daß er sein Talent,

*) Vgl. S. 181.



oder dieses ihn verlassen hat. Poetisch scheint er mir gar nicht mehr. Er hat sich vielmehr zu einem trockenen Studium hingewendet. Es mag aber freilich allen so gehen, und man mag es nur selbst nicht merken. Wie der Körper nach und nach verknöchert, so verliert auch wohl der Geist, was ihn früher leichter und freier emporhob. Goethe ist auch darin, daran nicht zu leiden, einzig. Es tut mir sehr leid, daß Du ihn vermutlich nicht sehen wirst. Er soll, wie man mir hier sagt, am Tage vor seinem Geburtstage weggegangen sein, nach Karlsbad, denke ich. Verzeih, daß ich hier abbreche, Boyen läßt sich eben melden.

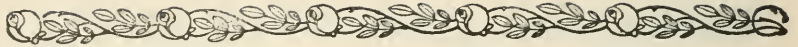


241. Caroline an Humboldt

Frankfurt, 11. September 1819.

Seit dem 8. abends spät bin ich hier, mein süßes Leben, ich kam aber mit einem gebrochenen Wagen hier an, den 9. mußte ich den Wagen in die Reparatur geben, und ich weiß nun nicht, ob ich ihn heut noch bekommen werde. . . .

Ich bin seit drei Tagen hier und kann beinah nicht gehen. Um den Knöchel herum ist der ganze Fuß so geschwollen, daß ich nur mit vielen Schmerzen einige Schritte tue. Du kannst denken, wie mir das gefällt. Außerdem habe ich beinah keine Stimme, solch eine Heiserkeit und Husten ohne alle Verkältung. Ich habe mit Wenzeln recht ordentlich gesprochen. Er setzt seine Ansicht über diesen ausgesprochenen Gichtzustand, denn dafür sieht er ihn an, auf und wünscht, daß mein Berliner Arzt ihn beherzige. So, süße Seele, ist es mit mir. Deine Gesundheit ist mir ein wahrer Trost in meiner jetzigen Schwachheit.



Ich bin heute morgen nicht fortgekommen, liebes Herz, ich esse noch hier und fahre gegen 3 Uhr ab. Den 13. also in Fulda, den 14. in Eisenach, den 15. in Erfurt, den 16. in Raumburg, den 17. in Leipzig, den 18. in Wittenberg, den 19. in Potsdam, wenn alles gut geht, d. h. wenn nichts am Wagen bricht. Wenn Du diesen Brief bekommst, bin ich doch sehr nahe an Berlin. Sonntag mittag oder abend hoffe ich in Tegel zu sein.

Nun Adieu, liebes Herz, in treuer Liebe Deine Li.

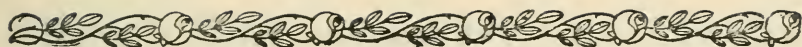


242. Humboldt an Caroline

Berlin, 12. September 1819.

So fängt denn heute die letzte Woche an, liebe Li, die ich ganz ohne Dich zubringe. In der künftigen besitze ich Dich wieder, und dann auf lange beginnt und endigt keine, ohne daß Du mir nahe bist. Ich habe eine unendliche Sehnsucht, Dich zu sehen, und zähle die Tage, die noch zwischen diesem Augenblick liegen.

Dabei fällt mir der arme alte Blücher ein. Es geht zwar etwas wenigens besser mit ihm, man zweifelt aber doch an seinem Aufkommen. Wisleben hat ihn besucht, und ich habe einen Brief von diesem an Boyen darüber gelesen. Er hat ihm gleich beim Hereintreten gesagt: „Sie sehen mich zum letztenmal, ich sterbe diesmal gewiß, aber ich sterbe gern, ich kann doch nichts mehr nützen.“ Wisleben hat es ihm ausreden wollen, aber er hat sich nicht abbringen lassen. Er hat ihn gebeten, dem König in seinem Namen für alle Gnade zu danken, die er ihm erwiesen hat, und ihm seine Frau zu empfehlen. Dann hat er hinzugesetzt: „Sagen



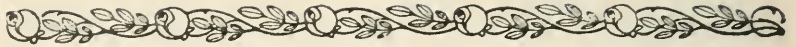
Sie ihm, ich hätte ihm immer treu gedient und stürbe in den gleichen Gefinnungen.“ Endlich hat er verordnet, ohne alles Gepränge begraben zu werden auf seinem Feld an einem Platz, wo die Linden stehen, mit einem Stein, der bloß seinen Namen, sein Geburts- und Sterbejahr anzeigte.

Nachher hat ihn der König, wie ich höre, noch besucht, aber er soll so matt gewesen sein, daß er nur wenige Worte hat reden können.

14.

Ich habe gestern mittag Eichhorn bei mir gehabt. Er ist mir immer sehr gut gewesen und hat sich immer äußerst teilnehmend bewiesen. Er ist auch jetzt ebenso und immer einer der Denkendsten und Geschicktesten hier. Es ist ein großes Glück für Bernstorff, daß er ihn zur Seite hat. Er ist aber auch Bernstorffen sehr gut und freut sich sehr, daß wir beide miteinander übereinstimmen.

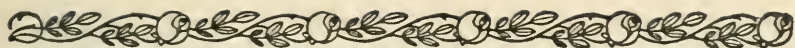
Den Abend ging ich ins Schauspiel. Man gab das Leben ein Traum und ein neuer Schauspieler, Krüger, von hier trat auf. Er spielte nicht gerade so übel, aber er heult entsetzlich, windet sich schlangenartig und sieht wie ein Affe aus. Dennoch habe ich das Stück mit sehr großer Freude gesehen. Es ist ein ganz eigenes Leben in diesen spanischen Stücken. Von der ersten halben Szene an ist man mitten in der Handlung, nichts wird vorbereitet, alles geht Schlag auf Schlag. Es ist kein fester Zusammenhang in der Geschichte, keine Charaktere, wie in unseren deutschen Stücken, alles ist beinah feenartig und schwebt wie außer der Welt. Aber dieser Mangel an Wirklichkeit schwebt doch gar nicht in der Luft und vergeht nur so vor der Phantasie. Immer ist ein wahrer und tiefer Stoff an Gedanken und Empfindung. Ja, man kann sagen, daß das Innerste, Eigentümlichste des Menschen und der Welt dargestellt wird, ohne daß man es gerade



recht auf die Erde herabzieht und es der Rauheit im irdischen Elemente bloßgibt. Es ist immer das Zarteste, Flüchtigste, Heftigste und Glänzendste der Phantasie, aber festgehalten von diesen unsichtbaren Fäden. Gerade das gestrige Stück ist vorzüglich groß darin. Das Flüchtige, Wechselnde, Traumähnliche des Lebens läßt sich nicht lebendiger darstellen. Die Erfindung der Fabel scheint auf den ersten Anblick wenig zu versprechen, aber unmerklich und unaufhörlich wird man von der einen, großen, das ganze Gemüt ergreifenden Betrachtung dieser Nichtigkeit des Daseins ergriffen. Sehr tief und sehr rührend sind die Worte: Die Träume selbst sind Traum. Man fühlt sich bei dieser Stelle von solcher Sehnsucht zu den Träumen, solchem Wunsch, daß sie wirklich sein könnten, hingezogen, daß es einen recht wenig dünkt, daß das Wahre ein Traum sei, wenn man nur dies einsame Brüten der Seele im Traum vor der Nichtigkeit retten könnte.

Bernstorff soll, höre ich, kommen. Es fehlt ihm jetzt offenbar an Räten. Es hat mir heute einer, der es wissen kann, gesagt, daß das Konzept des Briefes an den König, durch den Bernstorff ihm die neue Organisation seines Departements vorlegen will, schon jetzt gemacht ist. In diesem Brief soll Bülow als vortragender Rat aufgeführt sein. Jetzt halte ich die Sache wirklich für gewiß. Sie macht mir sehr viel Freude für die liebe, süße, kleine Gabriele. Es ist für sie und uns die angenehmste Bestimmung, die Bülow bekommen konnte. Gehalt gibt man ihm gewiß 2—2500 jährlich, wir geben ihr wie Adelschen, so können sie schon fürs erste, da sie uns nahe haben, leben. Es ist eine viel einfachere und bessere Existenz, als wenn er Gesandter wäre. Es ist sehr närrisch und wunderbar, wie sich die Schicksale in der Welt machen. Unsere Trennung, als Du nach Italien gingest, und ich nach England, war uns beiden sehr traurig, und sie schien

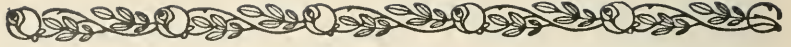
616



auch so in unserm Leben gar nicht heilsam und wohlthätig. Nun ist Caroline in Italien wieder gesund geworden, und auf Gabriels Schicksal hat England einen entscheidenden Einfluß. Ohne den Zufall, daß Bülow so allein in London blieb, machte es sich mit seiner Laufbahn nie auf eine gleich günstige Weise. Er macht wirklich ein sehr seltenes Glück, und das nicht fehlen wird, Neid und Gerede, auch Verleumdung zu wecken, man wird sagen, daß er begünstigt worden ist, weil er Bernstorffs Landsmann ist und Gabrielen heiratet. Doch bleibe ich immer beim alten Pindarschen Spruch: Besser ist Neid denn Mitleid. Sollte selbst eine unserer Töchter das Unglück haben, den Mann zu verlieren, so haben sie genug Vermögen, selbst zu leben, und für Theodor ist mir auch bei seiner Art zu sein nicht bange.

So schließt es sich am Abend des Lebens ruhig und freundlich mit den Kindern zusammen, und wir gehen in heiterem Rückblick auf die Lebenden zu den Gestorbenen. Wir haben wirklich viel Glück im Leben gehabt, es hat wie ein Segen auf uns geruht, weil ich Dich hatte, mein süßes, einziggeliebtes Kind. Denn ich lasse es mir nicht ausreden, daß die Gaben des Himmels mir Deinetwegen kommen. Laß mir, wenn Du ihn auch nicht teilst, immer den süßen Glauben. Alles innere Glück habe ich ja durch Dich allein, warum soll mir das äußere nicht aus gleichen Händen kommen?

Mich soll recht wundern, wie Du mich finden wirst? Ich meine nicht im Aeußeren, da, glaube ich, bin ich wie in Ems, und die große Regierungslast hat mich nicht niedergedrückt, aber wie Du sonst zufrieden sein wirst. In einer großen Spannung bin ich, nicht gerade wegen dessen, was ich tue, das macht sich noch so ziemlich leicht ab, aber wegen dessen, was ich glaube und fühle, daß geschehen muß. Bis zum Frühjahr muß sich alles entscheiden. Die Zeit hat wie etwas Ungstliches jezt für mich. Ich



möchte sie verstreichen sehen, und doch brennt es mir unter den
Sohlen, daß sie vergeht. Heute über acht Tage ist es möglich, daß
ich Dich, teure Seele, umarme. Ich warte jetzt nur Deinen letzten
Brief ab. Gott, wie unendlich ich mich freue!

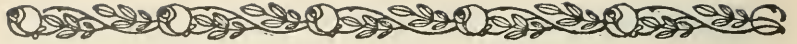
Lebe wohl, teuerstes, innigstgeliebtes Herz. Umarme die Kinder!
Ewig Dein H.





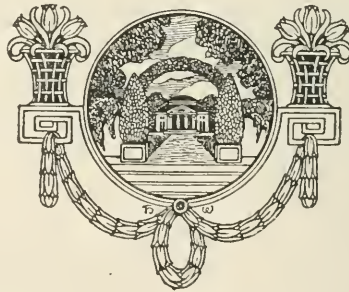
Bis zum Frühjahr, hatte Humboldt gemeint, müsse sich alles entscheiden. Aber die Krise, die er vorausgesehen, trat noch früher ein. Humboldt, wir haben es ihn in seinen Briefen weitläufig begründen hören, konnte nicht anders als gegen das Staatskanzleramt, wie Hardenberg es auffaßte, den Kampf aufnehmen. Er hatte Grund genug dazu, zeigten doch die verderblichen Karlsbader Beschlüsse, wohin Hardenbergs Politik, die sich dem Willen Metternichs unterwarf, das preußische Staatsschiff trieb. Hardenberg aber ließ seinen altersschwachen Händen nichts von seiner Machtfülle entreißen, lieber brach er mit seiner ganzen Vergangenheit. Raum war der Kriegsminister Boyen beseitigt, als er den König vor die Alternative stellte: Hardenberg oder Humboldt. Des Königs Entscheidung fiel am 31. Dezember 1819, und Humboldt erhielt seine Entlassung. Überrascht mag sie ihn in dem Augenblick haben, erschüttert nicht. Im Gegensatz zu der großen Erregung, die diese Tatsache im Publikum hervorrief, steht die ruhige Heiterkeit, mit der er sich in sein glückliches Privatleben zurückzog.

Hardenberg aber, der Sieger in diesem tiefbedauerlichen Kampf, hatte „den größten Fehler seines Lebens begangen“, er verleugnete seine Überzeugung, er verband sich mit den Männern der Reaktion, deren Zwecke er innerlich mißbilligen mußte, an sie verlor er schließlich seine so ängstlich gehütete Autorität und zerstörte selbst in den letzten zwei Jahren seines Lebens ein gut Teil seines früher wohlverdienten Ruhmes.



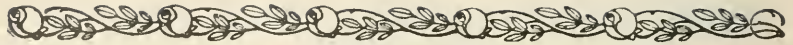
Humboldts politische Laufbahn ist mit dem 31. Dezember 1819 abgeschlossen. Zwar tauchten in den folgenden Jahren, besonders 1822, nach Hardenbergs Tod, wiederholt Gerüchte von einer Ernennung zum Staatskanzler auf, doch ist keine derartige Frage an ihn herangetreten. Erst im November 1830 beruft ihn der König nach Verleihung des Schwarzen Adlerordens wieder in den Staatsrat, und er folgt diesem Ruf in der alten, keinen Augenblick getrübbten Loyalität gegen seinen König, obgleich seit dem Tode der geliebten Gattin 1829 ihm nichts so lieb ist als die tiefe Einsamkeit in Tegel.

Zwischen seinem Rücktritt und diesem Zeitpunkt liegen neun Jahre des schönsten Familienlebens, in dem nur Badereisen Carolinens oder Humboldts Anwesenheit auf den Gütern kürzere Trennungen veranlassen. Es werden auch da noch Briefe gewechselt, die uns beide Persönlichkeiten in vollendeter Lebensreife zeigen. Der folgende Band wird uns durch diese letzte Periode führen.

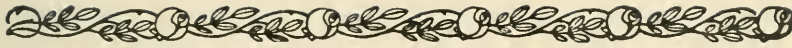


Namenverzeichnis

- Aberdeen, Lord 168.
 Achilles 410.
 Adelheid, Herzogin von Clarence 45,
 171, 175f., 256.
 Adolf Friedrich, Herzog von Cam-
 bridge 44, 170, 176, 177.
 Agamemnon, Übersetzung 150, 180.
 Alba, Herzogin v. 20.
 Albert, Prinz von Schwarzburg-
 Rudolstadt 116.
 Albrecht, Geh. Rabinettſtrat 163,
 253, 319, 588.
 Alexander I. von Rußland 281, 379,
 385, 549.
 Alopäus, Graf, ruſſiſcher Diplomat
 281.
 Altenſtein Frh. v., Miniſter 53, 76,
 95, 99, 126, 293ff., 372f., 390, 412,
 607.
 Amſler, Kupferſtecher 580.
 Ancillon, Miniſter 52, 95, 585,
 588f., 601f., 603, 611f.
 Angelico da Fieſole, Fra 82, 543.
 Anſtett, v., ruſſiſcher Diplomat 281,
 428, 513, 568.
 Antara el Abſi, arabischer Dichter
 144.
 Antini, Marcheſe 179.
 Arago, Aſtronom 25, 30, 35, 64.
 Ariſtophanes 78.
 Ariſtoteles 509.
 Aſter, v., General 549.
 Auguſte, Herzogin von Cambridge
 44, 170.
 Auguſte, Prinzefſin Solms 116.
 Auguſtus, Kaiſer 184.
 Baden, Großherzog von, ſ. Karl
 Ludwig.
 Bagration, Fürſtin 137.
 Bart, Kupferſtecher 272.
 Barth, Überſetzer des Tacitus 55.
 Bartholdy, Jacob Salomo 358, 399.
 Baſſewitz, Graf, Präſident 583.
 Bayard 262.
 Bayern, Kronprinz von, ſ. Ludwig I.
 Bekker, Immanuel, Philolog 509,
 532, 538f., 542f., 551, 572.
 Berg, Frau v. 10f., 15, 30f., 45,
 64, 86, 103, 109, 123, 129, 167,
 177, 192, 216f., 583f., 589f.
 Bernini 244.
 Bernſtorff, Graf Chriſtian Günther,
 Miniſter 282ff., 287, 289f., 293,
 295, 298, 301f., 316ff., 320, 322f.,
 325, 327ff., 337, 340ff., 343, 345,
 349, 352, 355, 360f., 364, 366,
 376f., 378, 380f., 383ff., 387, 389,
 393f., 399f., 404, 408f., 411f.,
 414, 419, 426, 437f., 459, 480, 496,
 504f., 516, 548, 557, 559, 585, 588,
 614f., 616f.



- Bernstorff, Graf Joachim 514.
Verstett, badischer Minister 555.
Bertrand, Gräfin 297.
Bethmann, Simon Moriz, Frankfurter Bankier 510.
Beyme, v., Minister 53f., 99, 215, 383, 409, 412, 558, 585, 589.
Blücher, Fürst 57, 163, 167, 284, 295, 606, 614f.
— Fürstin 607, 614.
Bode, Astronom 8.
Boisdeslandes, Legationssekretär 116, 202, 339, 462, 464, 535, 536, 584.
Boisserée, die Brüder 570.
Bonaparte, Lucian 48f., 131.
— Napoleon I. 218, 296f., 385.
— Napoleon II. 385.
Bopp, Franz, Sprachforscher 351.
Bornemann, Wilhelm, Dialektiker 321.
Boschi, François, Bankier 508.
Bothe, Amtmann 51.
Bourke, v., dänischer Diplomat 20, 131, 289.
— Frau v. 122.
Boyen, v., Kriegsminister 135, 163, 171f., 367, 373, 583, 589, 613f.
Bradrulbudor 333.
Bramante 185.
Brandenburg, Graf Friedrich Wilhelm 58, 140.
Brandis, Christian August, Philolog 509, 532, 538f.
Brinkmann, Gustav v. 150, 180f.
Brown, Baron 131.
Bunsen, Christian Karl Josias 522.
Burghers, Lord 8, 136, 137.
Buti, Frau 131, 195, 338, 532.
Buttler 591.
Bülow, Bernhard, Fürst 174.
— Graf, Finanzminister 26, 31, 53f., 71f., 75, 78, 126, 158, 187, 191, 199, 369, 377, 397, 435.
— Heinrich v. 1ff., 4ff., 8, 11, 21, 24f., 29ff., 35, 37, 39f., 43, 48, 55, 61f., 65, 69, 78, 85f., 98, 102, 105, 112, 121, 125, 128, 133ff., 151f., 156, 162f., 202, 213f., 223, 231, 259f., 267, 284, 289, 336, 347, 353, 389, 400, 525, 535, 540, 554, 562, 584, 585, 616f.
Cambridge, Herzog von, s. Adolf.
Canova, Antonio 85, 91, 167.
Caroline Auguste, Kaiserin von Österreich 514.
— Prinzessin von Wales 58.
Cassandra 146.
Castlereagh, Lord 19, 31, 73, 234f., 268, 275, 341, 357, 408.
— Lady 187.
Chantrey, Francis, Bildhauer 92f., 467.
Charlotte, Prinzessin von Großbritannien 44, 58.
— Prinzessin von Preußen 126, 191, 334.
Chatillon, Maler 49.
Clancarty, Lord 577, 579.
Clauswitz, General v., 369, 611.
Cockerell, englischer Archäolog 192f., 195.
Consalvi, Cardinal 29, 66, 211.
Cornelius, Peter v., 185, 273.
Cumberland, Herzog von, s. Ernst August.
— Herzogin von, s. Friederike.
Cunego, Monsignor 49.
Cuvier, Baron 218, 320.



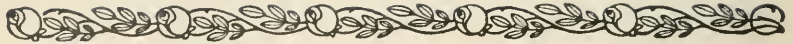
- Dalberg, Fürstprimas 181, 561.
Daniels, preußischer Jurist 602.
Dannecker, Bildhauer 430, 569.
Dante, 130, 151, 185.
Davy, Lady 60.
Devonshire, Herzog von 104.
— Herzogin von 227.
Dey 91.
Diderot 265.
Domenichino 131.
Döberitz, Frau v. 578.
Dunker 51.
Dürer, Albrecht 185, 273, 549.
- Edardtstein v. 28, 37, 58, 89.
Eduard VI., König von England 93.
— Herzog von Kent 45, 171, 175 f., 177.
Eichhorn v., Staatsrat 369, 377, 378, 386, 585, 602, 615.
Elisabeth, Prinzessin von Großbritannien 104.
— Königin von England 93.
Emich, Fürst von Leiningen 176.
Ernst August, Herzog von Cumberland 10, 15, 102, 170, 176 f., 251, 582, 590.
Eßlair, Schauspieler 591.
Esterhazy, Prinz Paul 8, 21, 113 f., 116, 137, 222, 251.
- Ferdinand, Herzog v. Noto 431.
Fleck, Schauspieler 591.
Flemming, Graf 74, 107, 118.
Fließ, Madame 181.
Fohr, Philipp 185, 238 f., 258, 272 f., 296, 580.
Fox 227, 233.
Franz I., römisch-deutscher Kaiser 185.
- Franz II., Kaiser von Österreich 379, 410, 428 513 f., 515, 521 f., 549.
— Kronprinz von Neapel 431.
Friederike, Herzogin von Cumberland 10, 15 f., 45, 58, 72 f., 86, 104, 116 f., 129, 150, 170, 176 f., 190, 216, 251, 582, 584, 590.
— Herzogin von York 44, 276, 310, 319, 332 f., 359, 557.
Friedländer, David, Bankier 598.
Friedrich der Große 435.
Friedrich VI., König von Dänemark 284, 317, 352, 380.
— Herzog von York 44, 217.
— Landgraf von Hessen-Homburg 104, 114, 155.
— Landgraf von Hessen-Rassel 170.
— Prinz von Oranien 572.
— Wilhelm III., König von Preußen 6, 9 f., 54, 72, 74, 78, 94 f., 110, 116 f., 126 f., 161, 163, 167, 171, 173, 176 f., 182, 186, 191, 197 f., 203 ff., 207, 214, 216, 220, 222, 229, 245, 249 f., 252 ff., 259, 267, 270 f., 275 f., 285, 290 f., 293, 295 f., 298 f., 300, 302 ff., 305 ff., 310 ff., 313 f., 315, 317, 319 f., 322, 329 f., 331 f., 334 f., 342, 345 ff., 349, 352 f., 355 f., 359 ff., 367 ff., 371, 373, 375 f., 379 f., 384, 389, 391, 396 f., 404, 407, 412 f., 414, 419 f., 422, 429, 433 ff., 438, 440 ff., 446 ff., 451, 464 f., 467 f., 469 ff., 480, 481, 486, 491, 494 ff., 497 f., 499 f., 530, 545, 559, 574, 585 f., 587 ff., 590, 601 f., 603, 607, 612, 614 f., 616.
— Wilhelm IV. (Kronprinz) 95, 373 f., 572, 575, 603.
Friesse, preußischer Staatsmann 72.
Fritsch, Geheimrat 580.



- Gärtner, Oberlandesgerichtspräsi-
dent 564.
- Genß, Friedrich v. 292, 385, 393,
411, 513, 555.
- Gerning, Frhr. v. 155, 160.
- Gersdorff, v. 580.
- Gesler, Graf 468.
- Georg IV., König von England
(Regent) 8, 20f., 24, 31, 45, 73,
109, 111, 113f., 127, 156, 166f.,
169, 213f., 217, 222, 226, 251,
267f., 312, 323, 357, 380, 385, 439.
- Großherzog von Strelitz 110f.,
274f.
- Herzog von Sachsen-Meiningen
171.
- Giorgione 131.
- Gneisenau, Graf 33f., 59, 67, 187,
241, 261f., 321f., 370, 502, 505,
556, 561, 587, 604, 606, 611.
- Goethe, August v. 581f.
- Ottilie v. 581f.
- Wolfgang v. 11, 14, 109, 136,
146, 150, 257, 292, 484, 541, 551,
558, 579, 580ff., 583, 589f., 597f.,
613.
- Goltz, Graf v. der, Gesandter am
Bundestag 197, 223, 248, 467, 472.
- Graf v. d., Gesandter in Paris 128, 320.
- Görres v., Publizist 128, 136f., 215.
- Gregori, Monsignor de 189.
- Gruner, Justus v. 254.
- Saehnel, Mademoiselle 106, 123,
158, 215.
- Saenlein v., Bundestagsgesandter
247.
- Sagen, Ritter 239, 273.
- Samilton, Lord, englischer Unter-
staatssekretär 91, 144, 195.
- Samilton, Übersetzer des Antara
el Abfi 144.
- Sardenberg v., Bruder des Für-
sten 75.
- — Oberhauptmann 158.
- Graf v., hannoverscher Staats-
mann 115.
- Fürstin v. 215.
- Karl, August Fürst v., Staats-
kanzler 13, 25ff., 45f., 53ff., 58f.,
66, 72, 75, 78, 83f., 94, 98, 106f.,
116, 123, 128, 136f., 157f., 161ff.,
166, 171, 173, 187, 191, 196ff., 203,
208, 213ff., 219ff., 223, 241, 245f.,
248f., 253f., 255f., 259, 262,
266f., 271, 273, 275f., 282,
284, 290, 293ff., 298f., 300,
302f., 306f., 314f., 317, 319f.,
322, 325, 329f., 332, 335, 343,
345ff., 349, 354f., 356, 359f.,
364ff., 367ff., 370, 372, 376f.,
378, 381, 382f., 384ff., 387, 389,
392f., 395f., 399ff., 404ff., 407,
410, 412f., 414, 418, 420ff., 423,
433, 435ff., 439ff., 444, 446, 449ff.,
452, 454, 457, 459, 464f., 467f.,
471, 478ff., 481, 483, 486, 490,
493f., 499, 502, 505, 510, 515f.,
520, 524f., 545, 559, 572, 584,
586f., 588, 594f., 596, 599, 601f.,
603f., 606, 610f.
- Saxfeld, Fürstin v. 384.
- Saugwitz, Graf 2.
- Sedemann, Adelheid v. 14, 28,
35, 37, 50, 56ff., 61, 66, 71, 89,
110, 116, 125f., 132, 134f., 149f.,
152, 175, 192, 213, 237, 278, 331,
429, 454f., 457f., 503f., 505, 516f.,
519, 524, 540, 568, 570, 574f.,
578, 590, 616.



- Sedemann, August v. 13f., 16f., 27f., 35, 37, 40, 52, 56f., 61, 71, 89, 110, 116, 124ff., 131, 134f., 153, 163, 213, 221, 240, 278, 322, 331, 434, 454f., 466, 493, 496, 498, 502ff., 516, 519f., 524, 554, 568, 570, 573, 590.
- Herkules 185.
- Hertel, Fräulein 213.
- Herz, Henriette 14, 16, 36, 51, 57f., 70, 81, 89, 108, 109, 124, 131, 166, 181, 213, 216, 273, 277, 491, 509, 532, 538f., 543, 550, 572, 574.
- Hesiodus 488.
- Heper, Justizrat 279, 288.
- Holwede v., Stiefbruder Humboldts 106, 158.
- Minette v. 460.
- Hölty 508.
- Homer 102, 151, 185, 488.
- Horaz 151.
- Horn, Maier 185.
- Hufeland, Mediziner 556.
- Humboldt, Alexander v. [Kieß] 5, 9, 25, 30f., 32f., 35, 42ff., 46f., 58, 64f., 81f., 85, 214, 219, 237, 282, 316, 320f., 323f., 325, 332f., 334ff., 337, 343, 347f., 354f., 359f., 367, 371, 379f., 382, 384, 386, 390f., 392, 395, 400, 406, 408, 460, 536.
- Caroline v., älteste Tochter Wilhelms 7, 14, 17ff., 37, 48, 57, 73f., 81f., 84, 98, 109, 111, 118, 124, 129, 132, 147, 149, 154, 160, 162, 165, 172f., 174f., 190, 195f., 198, 210, 237, 240, 283, 337f., 397, 424, 458, 491, 525, 540, 543, 557, 574, 585.
- Humboldt, Gabriele v., dritte Tochter Wilhelms 4, 29, 39f., 48, 55, 57, 61f., 78, 85f., 89f., 98, 105, 111, 132, 134, 148f., 152, 164, 175, 192, 195, 198, 221, 224, 237, 240, 259f., 267, 278, 397, 424, 457f., 491f., 502, 505, 525, 540, 554, 557, 560, 562, 573, 590f., 616f.
- Gustav v., † Sohn Wilhelms 80, 87, 97, 100, 108, 123, 147, 224, 362.
- Hermann v., jüngster Sohn Wilhelms 14, 38, 51, 60f., 66, 85, 100, 175, 199, 223, 237f., 282, 568, 573, 606, 609, 611.
- Luise v. † jüngste Tochter Wilhelms 457.
- — † Mutter Wilhelms 47, 181, 219, 348, 460.
- Mathilde v., Schwiegertochter Wilhelms 169, 230, 297, 314, 318, 338f., 402, 416, 418, 422f., 426, 545, 574, 585, 609.
- Theodor v., zweiter Sohn Wilhelms 60, 65, 85, 123ff., 169, 171, 174f., 219, 230, 249, 260, 270f., 291, 297, 314, 318, 338f., 402, 416, 418, 422f., 426f., 432, 457f., 617.
- v., † Vater Wilhelms 47, 348.
- Wilhelm v., † ältester Sohn Wilhelms 80, 87, 97, 100, 108, 123f., 147, 186, 189, 201, 209ff., 224, 230, 232, 249, 270, 273, 554.
- Caroline v., über:
Alter und Jugend 132, 260.
Gestirne, die 292, 345.
Goethe 589, 590.
Handschrift, die, Humboldts 427, 459
Ideal und Wirklichkeit 395.
Liebe, die 165.



Humboldt, Caroline v., über:

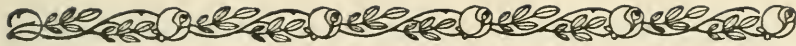
Macht der Gegenwart 18.
Menschenkenntnis 360.
Reue, die 152.
Sehnsucht 86, 117.
Sieg des Guten 503, 550.
Tod, den 97.
Unsterblichkeit 469.
Vergehen, das, des Irdischen 16 f.,
108, 189, 269.

— Wilhelm v., über:

Agamemnonübersehung, seine 180 f.
Alexander v. Humboldt 25, 30 f.,
44, 46, 47, 64 f., 237, 337, 348.
Alter und Jugend 38, 112 f., 597.
Ausgrabungen in Rom 60.
Bibel 199.
Calderons Leben ein Traum 616.
deutschen Charakter 350 f.
Dichtung 145.
Elginische Sammlung 39, 192 f., 357.
Emilia Galotti 609 f.
Englische Diensthofen 19, 23 f.,
69 f., 119 ff., 159.
Englische Justiz 130.
Englisches Klima 42, 72 f., 91 f.
Englische Kunst 92 f., 141 f.
Englische Münze 182 f.
Englische Parlamentswahlen 225 ff.,
233 ff.
Englischen Realismus 77, 113,
153, 351.
Englische Regierung 412.
Englische Sitten 96, 137 f., 187 f.
Englisches Theater 8, 21 f.
Entartung in der Natur 606.
Frauen 492, 500 f., 518.
Gegensatz alter und neuer Zeit
350, 517.
Gesetzmäßigkeit in der Natur 333 f.

Humboldt, Wilhelm v., über:

Gestirne 4, 77.
Glück 416 f., 518.
Glück der Frauen 61, 62, 416.
Goethe 580 f., 597 f., 613.
Griechen, die 146, 151, 192, 232 f.,
237 f., 242 f., 506 f.
Handschrift, seine 348, 463 f.
Individualität, seine 223 f., 232,
237, 254 f., 319, 327 f., 336 f.,
388 f., 409, 412, 425 f., 455, 500,
517 ff.
Kunst 177 f., 193 f., 242 ff., 245,
252, 507.
Leben und Tod 129, 200 f., 286,
456.
Leidenschaft 526.
Liebe 11, 12, 188.
Majorate 609.
Nacht, die 506.
Religionsunterricht 199 f.
Reue, die 134.
Schmerz 101 f., 186.
Schönheit der Augen 430.
Sehnsucht, die 105, 138 f., 142.
Sprache 540 ff.
Stael, Frau v. 32 f.
Stein 523, 544, 553.
Studium des Griechischen 487 f.
Symbolische, Das, in der Wirk-
lichkeit 409 f., 430 f., 455.
Totenbestattung 43, 235 f.
Träume 225.
Wallenstein, Schillers 145, 591 f.
Wehmut 154 f., 186.
Willenskraft 607 f.
Wohnungen in London 9, 10.
Zeit, die 86 f., 104, 202.
Sunt, englischer Schriftsteller 226 f.,
234 f.



- Ilgen, Karl David, Schulmann 563f., 582.
— Johanna 563f., 582.
Ingenheim, Graf 57f., 79f., 82, 84, 559.
Ingersleben v., Oberpräsident 549, 574.
Iphigenie 146.
Isenburg, Fürstin 527f.
Jacobi-Klöft v., Gesandter in England 6.
Jahn 586.
Jordan v., Staatsrat 66f., 78, 302, 320, 349, 366, 378, 394, 404.
Julius II., Papst 29, 185, 514, 593.
Juvenal 192, 263.

Kalb, Frau v. 296.
Kalkreuth, Graf 277, 280, 287.
Karl V. 522.
— der Große 185.
— August, Großherzog von Sachsen-Weimar 42, 67, 107.
— Ludwig Friedrich, Großherzog von Baden 513.
Kaunitz, Fürstin 179.
Kean, Edmund, Schauspieler 8.
Keller, Bildhauer 270.
Kerjfenbrock, v. 374, 468, 523f., 559.
Kirchner, Pfarrer 511.
Klein, Auguste 89, 131, 491, 509.
Klettenberg, Fräulein v. 484.
Klewiz v., Finanzminister 53f., 71f., 99, 240, 524.
Knefsebeck, v. d. 215, 572.
Knobelsdorff v. 287.
Koch, Joseph Anton, Maler 185.
Kohlrausch, Medizinalrat 287, 584.
Koreff, Arzt 33, 75, 83, 93, 106, 118, 158, 218, 221, 358f., 360, 365, 378, 382, 389, 392, 399, 402, 404, 423, 444, 454, 525, 587, 595.
Kotzebue v., Dichter 257, 461, 507, 510f., 513, 520f., 525ff., 528, 540.
— Frau v. 527.
Körner, Theodor 529.
— Vater des Dichters 109, 454.
Krusenmark v. 513f.
Krüger, Schauspieler 615.
Kunth, Staatsrat 35, 126, 146, 248, 583f.
Küster v., Gesandter 569.

Ladenberg v., Minister 53, 71, 75, 240.
Lansdowne, Lord 167.
Laroche, Carl v. 246f., 271, 339ff., 361, 489, 584.
Lawrence, Maler 141, 380.
Lebzelttern, Baron 222f., 275.
Lengerich, Maler 28, 41, 89, 131, 210, 239, 273, 532.
Lenz, Dichter 40, 62.
Leopold, Prinz von Sachsen-Coburg 44, 176.
Lieven, Fürst 30f., 127, 253, 275.
— Fürstin 30f.
Lippi, Filippo 537.
Lifersberg 605.
Liverpool, Lord, Minister 31.
Lonsdale, Lord 228.
Lottum, Graf 191, 255, 293, 299, 322, 345, 349.
Löffler, Professor 146.
Ludwig XVIII., König von Frankreich 218.



- Ludwig I., König von Bayern, als Kronprinz 74, 141, 148, 150, 157, 165, 177, 179, 184, 351.
Luise, Fürstin Radziwill 7, 177, 191, 345.
— Königin von Spanien 431, 459.
Lund, Maler 27f., 41, 89, 131, 210, 239, 532.
Lusi, Graf, Diplomat 21, 364, 584.

Mahomet 144.
Malzahn, Graf, Diplomat 562.
— v., Hofmarschall 572.
Marianne, Prinzessin Wilhelm von Preußen 584f.
Maria Stuart 263, 292f.
Marie Feodorowna, Kaiserin Mutter von Rußland 364.
Marie Isabella, Königin von Spanien 432.
Marlborough 34.
Marshall v. 544.
Martens v., Major 320f., 429.
Massimi, Marchesa 179.
Matheis de, Arzt 182, 196, 269, 338.
Max Joseph, König von Bayern 555.
Mäcen 184.
Meister, Wilhelm 484.
Mendelssohn, Frau 135.
Merkel, Oberpräsident 33.
Metternich, Fürst 379, 410, 513ff., 534, 557.
Michael, Großfürst 334f.
Miller, Joh. Martin 460, 501, 507.
Mirabeau 265.
Montrose, Herzog v. 127.
Mox v. 51, 374, 468, 561f., 579.
Mühlheim v. 585.
Münster, Graf 19f., 113, 120, 268.
— Gräfin 19, 23, 122.

Napoleon I., s. Bonaparte.
Necker, französl. Finanzminister 33.
Nelson 233.
Nesselrode, Graf, russischer Minister 385.
— aus Westfalen 505.
Niebuhr (Nibbio) 16, 27, 108, 136, 154, 175, 190, 198, 202, 206, 241, 262, 278, 287, 301, 337, 366, 398, 402, 411, 413, 415, 445, 453, 489, 502f., 509, 521f., 525.

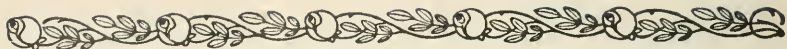
Ompteda v. 214, 311.
O'Neill, Miß 22.
Ossian 42.
Otterstedt v. 43.
Overbeck, Maler 90, 185, 213.

Palmella, Herzog v. 8, 113ff., 116.
Pappenheim, Graf 172.
Paulus, Kirchenrat 401, 526.
Perikles 184.
Pfeffel, Bayerischer Gesandter in London 428.
Pfuel, Ernst v. 162, 369, 545f., 548.
— Frau v. 549.
Pilat v. Literat 385.
Pindar 93, 488, 617.
Pitt 233.
Pius VII., Papst 29, 198, 206, 344, 429, 460, 515.

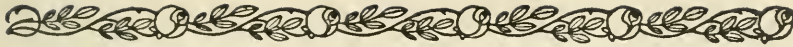
Radziwill, Fürst Anton 177.
Rafael 20, 29, 131, 136, 185, 581.
Randohr, Frau v. 365.
Randall, Madame 32.
Rauch, Christian 17, 57, 190, 195, 215f., 592f.
Rebeur v. 117.



- Regent Prinz, f. Georg IV. von England.
- Reinhardt, Maler 208.
- Reventlow, Graf, dänischer Gesandter 606.
- Richelieu, Minister 218, 379, 384.
- Riemer, Bibliothekar 580, 582.
- Riepenhausen, Franz u. Johannes, Maler 28.
- Rocca 33, 58.
- Roeder, Carl v. 140.
- Rose, Sir George 214, 311.
- Rösel, Maler 28.
- Rohden, Maler 41, 89.
- Romilly, Sir Samuel 227, 374f.
- Rother v., Finanzminister 53f., 71, 83, 157ff., 161, 165f., 178, 187, 198, 240, 266, 267, 290, 293f., 295f., 298ff., 302, 315, 345, 349, 378, 386, 418, 482, 524.
- Rothschild, Bankier 95, 165f., 320.
- Ruschemeyh 37, 89, 131, 196, 216, 242.
- Sanetis de, Arzt in London 226.
- Sand, Karl 510ff., 513, 520, 527f., 539f.
- Santa Croce, Prinz 49.
- Sayn-Wittgenstein, Fürst zu 378, 379, 385, 404f., 418, 440, 588f., 603.
- Shadow, Rudolf, Bildhauer 28, 89, 90f., 124, 131, 532.
- Wilhelm, Maler 28, 57, 89ff., 122, 131f., 164, 173, 185, 532, 581.
- Shenkendorf, Mar v. 99.
- Schick, † Maler 88, 91, 141 569.
- Schiller, Charlotte v. 558, 579.
- Ernst v. 558.
- Friedrich v. 34, 102f., 109, 143f., 181, 263, 292, 430, 520, 529, 541, 558, 569, 589.
- Schlabbrendorff, Graf Gustav 124, 148, 151, 280, 289.
- Gräfin 277, 279f., 281f., 287ff., 297f., 318, 330, 533ff., 536.
- Schlegel, August Wilhelm v. 33, 401, 412f.
- Dorothea v. 130, 212f., 215f., 273, 277, 404, 411.
- Friedrich v. 14, 212, 404, 411, 415, 513.
- Schleiermacher 122, 582, 584.
- Schlosser, Christian 215, 429, 461f., 484, 549, 551, 607f.
- Fritz 608.
- Frau 608.
- Schnabel, Ludwig 462.
- Schnorr, Julius von Carlsfeld, Maler 185.
- Scholz 58, 128.
- Schuckmann v., Minister 26, 53f., 191, 379, 397, 405, 419, 435, 439f., 478f., 587, 601.
- Schulenburg-Klosterode, Graf v. d. 540.
- Schwabe, Prediger 281, 288.
- Seidler, Luise 590.
- Shakespeare 34.
- Sickler, Friedrich, Archäolog 24f., 42.
- Siegling, Joh. Blasius 561.
- Signorelli, Luca 538.
- Simson 158.
- Solms-Laubach, Graf, Oberpräsident 574, 600, 605.
- Gräfin 605.
- Prinz 572.
- Sommariva, Herzog v. 90.
- Sophie Charlotte, Königin von England 44, 73, 116, 251, 323f.
- Sponcer, Lord 34.



- Splittgerber 522.
Staël, Madame de 32f., 59f., 217f.,
241, 265, 612.
Stein, Frhr. v. 43, 67, 70f., 83,
108, 123f., 126f., 148, 151, 156,
215, 257, 270, 281, 287, 367, 370,
374, 394f., 413, 422, 427f., 429,
436, 441, 443ff., 453, 455f., 459,
461f., 463, 468f., 486, 489f., 493,
496, 504f., 520, 522f., 526, 535,
542, 544, 545ff., 548f., 552f., 564,
566, 576, 600f., 605, 608.
— Frau v. 461, 520, 522f., 526, 532,
535, 553, 575f.
— Henriette v. 520, 532.
— Therese v. 522.
Steward, engl. Botschafter in
Wien 137.
Stourdzja 512, 556.
Sutter, Maler 184.
Tanferville, Lord 333.
Thetia im Wallenstein 145.
Theseusstatue 251.
Thibaut 526.
Thielmann, General v. 549.
Thile, General v. 118, 252.
Thornwaldsen, Bertel 20, 27f., 37,
74, 80, 89, 90f., 102, 125, 131,
140, 153, 159, 164, 173, 195, 230,
271, 532.
Torlonia, römischer Bankier 90.
Tschoppe 196.
Türk v. 51, 66, 100f., 199, 282.
— Frau v. 583.
Uhden, Staatsrat 584.
Valenciennes, Achille 320f., 336.
Valentini, preuß. Konsul in Rom
431, 521.
Vasari 75.
Varnhagen v. Ense 59.
— Rahel 59, 280.
Veit, Johann 277.
— Philipp 185, 277f.
— Simon 411.
Virginia 279.
Victoria, Königin von England 45.
Victorie, Herzogin von Kent 45,
176.
Voss, Graf, Minister 563, 583.
— Gräfin, Oberhofmeisterin 333.
— — geb. v. Berg 583, 611.
Wach, Karl Wilhelm, Maler 28,
41, 89, 131, 173, 209f., 239, 532.
Wagner, Joh. Martin, Bildhauer
242.
Wangenheim v. 429.
Weigel v., Arzt 80, 89, 98, 124,
133, 147, 160, 168, 566, 570,
572f.
Welcker, Altertumsforscher 533,
587.
Wellington 65, 109, 128, 188,
268.
Wenzel, Arzt 613.
Werther (Goethes) 146.
Werthern v., Gesandter 89.
Wessenberg, Frhr. v. 428, 513,
545.
Westmacott, engl. Bildhauer 92f.
Wilhelm I., Kurfürst von Hessen 52.
— Herzog von Clarence 44f., 171,
175f., 177.
— Prinz von Preußen, Bruder Fr.
W. III. 110, 163, 496, 584f.,
590.
— — — nachmaliger Kaiser Wil-
helm I. 585.



- | | |
|--|---|
| <p>Winckelmann, Altertumsforscher 243.</p> <p>Wittgenstein, f. Gavn.</p> <p>Wizleben, Job v. 252 f., 433 f., 442, 447, 466, 481 f., 493, 498, 502 f., 509.</p> <p>Wolf, Friedr. August, Philolog 181, 612.</p> <p>Wolfart, Arzt 584.</p> <p>Wolkonsky, Fürst 379.</p> <p>Wolzogen, Adolf v. 257.</p> | <p>Wolzogen, Caroline v. 148, 155, 168, 173, 248, 256, 273 f., 296, 531 f., 550 f., 558, 573, 577 f., 596 f., 599 f.</p> <p>— Major v. 257.</p> <p>York, Herzog und Herzogin von, f. Friedrich und Friederike.</p> <p>Ziegenherr v. 89.</p> <p>Zichy, Graf, österreichischer Gesandter 606.</p> |
|--|---|





Wilhelm und Caroline von Humboldt

in ihren Briefen

Herausgegeben von Anna v. Sndow

I. Band:

Aus der Brautzeit

1787 — 1791

Sechste Auflage

Geheftet M 9,—,
in geschmackvollem Geschenkeinband
mit Goldschnitt M 10,—

II. Band:

Aus der jungen Ehe

1791 — 1808

Dritte Auflage

Geheftet M 6,50,
in geschmackvollem Geschenkeinband
mit Goldschnitt M 8,—

III. Band:

Weltbürgertum und preußischer Staatsdienst

1808 — 1810

Geheftet M 9,—
in geschmackvollem Geschenkeinband
mit Goldschnitt M 10,—

IV. Band:

In den Freiheitskriegen

1812 — 1815

Geheftet M 10,—
in geschmackvollem Geschenkeinband
mit Goldschnitt M 12,—

V. Band:

Diplomatische Friedensarbeit

1815 — 1817

Geheftet M 8,—,
in geschmackvollem Geschenkeinband
mit Goldschnitt M 10,—

E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstr. 68—71.



133684 LC.
H9196W

Author Humboldt, Wilhelm von, and
Humboldt, C. F. von

Title Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren
Briefen, hrsg. von Anna von Sydow. Vol. 6.

NAME OF BORROWER.

DATE

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU



